SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Die Grenzboten

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

Herausgegeben von Georg Cleinow

74. Jahrgang — Jährlich 52 Hefte

Nr. 27

Englands Kampf gegen den „Militarismus". Von Dr. E. Haendcke 1

Immanuel Kant über Politik, Krieg und Frieden. Von Privatdozent Dr. Alfred Menzel 7

Die Letten in den baltischen Provinzen, besonders in Kurland. Von S. Broedrich 19

Die Kriegssammlung der „Deutschen Bücherei". Von Dr. Otto Lerche 26

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Politik: Dr. h. c. Carl Jentsch, „Der Weltkrieg und die Zukunft des deutschen Volkes". Von Dr. phil. A. H. Rose (S. 31)

Theologie: Adolf Groth, „Jesuslegende und Christentum". Von Dr. Eduard Havenstein (S. 31)

Ausgegeben am 7. Juli 1915

60 Pf. das Heft

Berlin SW. 11
Tempelhofer Ufer 35a

6 Mark vierteljährlich

Anzeigen-Annahme durch Grunow & Co., Leipzig, und durch den Verlag der Grenzboten, Berlin SW 11.

Anzeigen

Anzeigenpreis 60 Pf. die 3 gespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum.

GERMANIA

Lebens-Versicherungs-Aktiengesellschaft zu Stettin

Lebensversicherung mit ärztlicher Untersuchung mit und ohne Einschluss der **Invaliditätsgefahr.**

Sicherheitsfonds: **418½ Millionen Mark**

Lebensversicherung ohne ärztliche Untersuchung mit durchweg **garantierten** Leistungen.

Aussteuerversicherung :: Leibrentenversicherungen :: Unfall- u. Haftpflicht-Versicherung

Hervorragend günstige Bedingungen in allen Geschäftszweigen der Gesellschaft.
Prospekte und jede weitere Auskunft kostenfrei.

Bäder und Sommerfrischen

Bad Warmbrunn

Seit 1281 bekannter Kurort a. Fuße des Riesengebirges.

Bahnstation. • **8 schwefelhaltig. stark radioaktive Thermalquellen.** • Angezeigt gegen alle Formen von chronisch. Gelenk- und Muskel-Rheumatismus, Gicht, Zuckerharnruhr, Nieren- und Blasenleiden, bei Nerven-, Frauen- und Hautkrankheit. • Konzerte, Gesellschaftsabende, Theater, Spielplätze usw. Kurzeit Mai-Okt. • Brunnenversand der „Neuen" und „Kleinen Quelle" sowie des Tafelwassers „Ludwigs-Quelle" d. **Herm. Kunicke i. Hirschberg** i. Schl. • Auskunftsbücher frei d. Badeverwaltg.

Bad Kudowa

Bez. Breslau. — 400 m über dem Meeresspiegel. — **Sommersaison: 15. April bis November. Wintersaison: Januar, Februar, März.**

Natürliche Kohlensäure- und Moorbäder. Stärkste Arsen-Eisenquelle Deutschlands gegen Herz-, Blut-, Nerven- und Frauen-Krankheiten. 1913: 10515 **Kurgäste, 140911 verabfolgte Bäder. — 18 Aerzte. —** **Altestes Herzheilbad Deutschlands**

„Kurhotel Fürstenhof" Hotel ersten :: :: :: Ranges und **120 Hotels und Logierhäuser.** :: :: ::

Brunnenversand das ganze Jahr. **Prospekt gratis** durch **sämtliche Reisebüros** und durch die **Badedirektion.**

See- und Solbad Swinemünde

Waldreiche Umgebung. 4 Seebadeanstalten. Familienbäder. Im König-Wilhelm-Bad und Kaiser-Friedrich-Bad 116 Zellen für warme Seebäder, natürliche 5%ige Solbäder sowie med. Bäder aller Art. Im letzteren auch medl.-mech. Apparate. Grosser Kurpark. Sportpflege aller Art. Starker Schiffsverkehr. Kinderpflegeheim. Elektrische Beleuchtung. Gasanstalt. Kanalisation und Wasserleitung. Schlachthaus. Molkerei. Vorzügliche Eisenbahn- und Schiffsverbindungen. Wohnungen unmittelbar am Strande und in der Stadt. Mässige Preise. Besuchsziffer 40000. Nähere Auskunft durch die Badedirektion.

Sellin

Die Perle der Insel Rügen.

Ostseebad u. klimat. Kurort von Ruf, prachtv. Hoch- u. Niederwaldung., steinfreier Badestrand, Landungsbrücke. Elektrisches Licht, Kanalisation, Wasserleitung. Ruhige Lage ausserh. d. Kriegsgefahrenzone. Kriegsteilnehmer Ermässigung. Illustr. Prospekt frei d. d. **Badedirektion.**

OSTSEEBAD (INSEL RÜGEN) BAABE

15 Minut. von Sellin u. 30 Minut. von Göhren entf. Sehr breiter steinfreier u. schönster Badestrand Rügens! Herrl. Laub- und Nadelwald. Tägl. mehrfache Verbindung nach Binz, Sassnitz u. Stubbenkammer. Verl. Sie Prosp. durch d. Badeverwaltung.

Technikum Hildburghausen

Programm frei.

Maschb.- u. Elektr.-Schule. Werkm.-Schule. Anerk. Hoch- u. Tiefbauech.

Staatskommissar.

Die Grenzboten

74. Jahrgang. Drittes Vierteljahr

Die

Grenzboten

Zeitschrift für

Politik, Literatur und Kunst

Herausgeber

Georg Cleinow

74. Jahrgang

Drittes Vierteljahr

Berlin

Verlag der Grenzboten G. m. b. H.

1915

AP30
.3
.97
Y.714.13

Inhaltsverzeichnis

Jahrgang 1915. Drittes Vierteljahr

Heft Seite

Politik, Geschichte, Kolonialwesen, Militär

Baltischen Provinzen, Die Letten in den —, besonders in Kurland, von S. Broedrich . 27, 19
Dalwigk, s. „Der letzte Rheinbundminister", von Prof. Dr. Wilhelm Martin Becker . . 33, 199
Englands Kampf gegen den „Militarismus" von Dr. E. Haendke 27 1
Englische Weltpolitik und Weltverkehrsfragen vor dem Kriege, von Dr. Wütschke . . . 37, 321
Frankreichs innere Lage, von Prof. Dr. Max J. Wolff 38, 356
Freimaurer, Die — und der Weltkrieg, von Professor Hesse 37, 334
Friedensziele, Die — von 1815, von Dr. Selma Stern 30, 104
Großbritanniens, Innenkämpfe —, von W. Schubart 35, 270
Italienische Stimmungen vor der Kriegserklärung an die Türkei, von Werner Weißbach 36, 303
Judenfrage, Die — nach dem Kriege, von Papyhnutius 39, 392
Katholische, Der — Priester unter russischer Herrschaft, von Dr. Paul Roth 31, 129
Kriegsjahr, Rückblick auf das — von Alfred Ruhemann 30, 97
Kriegstagebuch . . 29, 93; 32, 188; 35, 284; 39, 412
Letten, Die — in den baltischen Provinzen, besonders in Kurland, von S. Broedrich . . 27, 19
Ostfront, Die — des Weltkrieges, von Hauptmann Ernst Liljedahl, Mitglied des schwedischen Reichstags 34, 236
Prophetisches, Ein — Buch, von H. G. . . .
Reichsgrenzen, Die Bedeutung der mittelalterlichen —, von Prof. Dr. Carl Franke . . . 39, 408
Rheinbundminister, Der letzte —, von Prof. Dr. Wilhelm Martin Becker 33, 199
Rußland, Warum bekämpft uns — ? von Cato Videns 35, 257
Schwedische Gedanken über den Krieg, von Hauptmann Ernst Liljedahl, Mitglied des schwedischen Reichstags 39, 385
Skandinavien und der Krieg, von Hauptmann Ernst Liljedahl, Mitglied des schwedischen Reichstags 36, 290
Staatsgedanke, Der deutsche —, von Otto Petras 34, 225
Unterseebootkrieges, Versuche zur Beseitigung des —, von Gerichtsassessor Dr. Hans Wehberg 31, 152
Zarismus, Vom geistigen —, von Dr. Karl Rötzel 33, 196

Heft Seite

Volkswirtschaft, Verwaltung, Sozialwesen

Eisen, Der Weltkrieg und die Preise von Kohle und — in den europäischen Staaten, von Heinrich Göhring 38, 368
Ernte, Der neuen — entgegen! von Professor Wittschewsky 28, 33
Geld, Wo kommt das — her? von Dr. Franz Oppenheimer 28, 47
Kohle, Der Weltkrieg und die Preise von — und Eisen in den europäischen Staaten, von Heinrich Göhring 38, 368
Kriegsanleihe, War die zweite englische — ein Erfolg? 32, 161
Kriegsbeschädigtenfürsorge und Sozialversicherung, von Dr. Georg Jahn 31, 146
Lebensmittel, Der Weltkrieg und die Preise der notwendigsten — in den europäischen Staaten, von Heinrich Göhring . 29, 71; 30, 116
Markwechsels, Die künftige Stellung des — auf dem Weltmarkte, von Dr. Ernst Oberfohren 36, 299
Ostpreußenhilfe, von einem Westpreußen . . 32, 180
Sozialpolitik, Zur Rechtfertigung der —, von Dr. Max Hildebert Boehm 29, 65
Stickstoffbedarf, Der — der deutschen Landwirtschaft, von Prof. Dr. Halbfaß 33, 209

Rechtsfragen, Bildung und Erziehung, Kirche

Katholische, Der — Priester unter russischer Herrschaft, von Dr. Paul Roth 31, 129
Pflichtjugendwehr, Die Notwendigkeit einer —, von Amtsrichter Dr. Max Philipp 34, 246
Pflichtjugendwehr oder wehrhafte Erziehung? Eine Erwiderung und eine Begründung (Vergl. Philipp, die Notwendigkeit einer deutschen Pflichtjugendwehr), von Oberlehrer Dr. W. Warstat 37, 342
Schule, Der Krieg und der Neubau der höheren —, von Prof. Dr. Wilhelm Martin Becker 31, 137
Staatsangehörigkeitsveränderungen in Kriegszeiten, von Prof. Dr. Kurt Perels 38, 353

Kulturgeschichtliches, Länder-, Völker- und Sprachenkunde

Besitz, Wie unsere Vorfahren — ergriffen, von Dr. Johannes Kleinpaul 29, 79

316390

	Heft	Seite
Englands Seelenkultur, von Dr. Hermann Seeliger	38,	377
„Deutschen Bücherei", Die Kriegssammlung der —, von Dr. Otto Lerche	27,	26
Kämpfe und Siege hinter der Front, von Leonhard Schrickel	33,	220
Kriegskarten (Sammelbericht), von Albrecht Dühr	36,	316
Lafraum—Bietzereut, Die Hochebene von —, Land und Leute, von Prof. Dr. Reiblen	28,	39
Riga in Friedenszeiten. Eine Plauderei von M. Rednas	37,	246
Soldatenbriefen, Der religiöse Geist in deutschen —, von Dr. Fritz Roepke	30,	124
Soldaten, Deutsche — und vlämische Dichter, von Franz Josses	31,	155
Soldatensprache, Die heutige —, ein Vorschlag zu ihrer Sammlung, von Oberlehrer Dr. Alfred Wolff	32,	173
Zarismus, Vom geistigen —, von Dr. Karl Rötzel	33,	193

Literatur, Kunst, Philosophie

	Heft	Seite
„Deutschen Bücherei", Die Kriegssammlung der —, von Dr. Otto Lerche	27,	26
Gyoni, Geza, s. Der Dichterheld von Przemysl, von Sigmar Mehring	35,	276
Kant, Immanuel — über Politik, Krieg und Frieden, von Privatdozent Dr. Alfred Wenzel	27,	7
Künstlerische Probleme des Krieges, von Dr. Roland Schacht	36,	312
Musik, Die — Englands, s. Englands Seelenkultur, von Dr. Hermann Seeliger	38,	377
Philosophie, Die — Englands, s. Englands Seelenkultur, von Dr. Hermann Seeliger	38,	377
Volksdichtung über unsere gefallenen Helden, von K. Wehrhan	28,	58

Novellen, Romane, Gedichte

	Heft	Seite
Der Bach, von Georg Hermann Franke	29,	92
Der Kuckuck. — Die Löwen und der Kater. — Der Fuchs und der Hase, von Otto Buchwald †	37,	276
Deutschland, von Ric von Carlowitz-Hartitzsch	38,	375

Bücherbesprechungen

Ein „B" anstelle der Seitenzahl bedeutet: Bücherliste im Anzeigenteil des betr. Heftes.

	Heft	Seite
Brandt, M. von: China und Japan (Dr. jur. Kurt Ed. Imberg)	32,	186
Bücher Deutschen Geistes (F. R.)	34,	B
Dehn, Paul: England und die Vereinigten Staaten. (Dr. jur. Kurt Ed. Imberg)	29,	91
Dibelius, Wilhelm: England und wir. (Dr. jur. Kurt Ed. Imberg)	29,	87
Doehring, Hofprediger Lic.: Ein feste Burg. (Pfarrer Lic. theol. Walter Wendland)	33,	214
Eisfeldt, O.: Krieg und Bibel (Pfarrer Lic. theol. Walter Wendland)	33,	217
Florenz, Karl: Deutschland und Japan (Dr. jur. Kurt Ed. Imberg)	32,	184
Franke, Professor Otto: Deutschland und China, vor, in und nach dem Kriege (Dr. jur. Kurt Ed. Imberg)	32,	187
Franke, Professor, Otto: Deutschland und England in Ostasien (Dr. jur. Kurt Ed. Imberg)	32,	184
Friedrich, Fritz: Stoffe und Probleme des Geschichtsunterrichts (Prof. Dr. Wilhelm Martin Becker)	31,	143
Goens, Pfarrer: Gott mit uns. (Pfarrer Lic. theol. Walter Wendland)	33,	215
Groth, Adolf: Zeitgemäße und Christentum. (Dr. Eduard Haverstein)	27,	31
Grünfeld, Dr. Ernst: Die japanische Auswanderung (Dr. jur. Kurt Ed. Imberg)	32,	185
Hagen, Dr. Maximilian von: England und Ägypten. Mit besonderer Rücksicht auf Bismarcks Ägyptenpolitik (Dr. jur. Kurt Ed. Imberg)	34,	253
Hashagen, Professor: England und Japan seit Schimonoseki (Dr. jur. Kurt Ed. Imberg)	32,	183
Hennig, Dr. Richard: Der Kampf um den Suezkanal (Dr. jur. Kurt Ed. Imberg)	34,	255
Hettner, Professor Dr. Alfred: Englands Weltherrschaft und der Krieg (Dr. jur. Kurt Ed. Imberg)	29,	90
Heyde, Ludwig: Der Krieg und der Individualismus (Pfarrer Lic. theol. Walter Wendland)	33,	216
Jentsch, Carl: Der Weltkrieg und die Zukunft des deutschen Volkes (Dr. phil. A. H. Rose)	27,	31
Jeremias, Joh.: Frömmigkeit im Kriege (Pfarrer Lic. theol. Walter Wendland)	33,	213
Kattner, Dr. Edwart: Preußens Beruf im Osten (H. G.)	38,	383
Kentgen, Friedrich: Britische Reichsprobleme und der Krieg (Dr. jur. Kurt Ed. Imberg)	29,	87
König, Pfarrer Karl: Kriegspredigten (Pfarrer Lic. theol. Walter Wendland)	33,	215
Konow, Professor Sten: Die indische Frage (Dr. jur. Kurt Ed. Imberg)	34,	252
Konow, Professor Sten: Indien unter der englischen Herrschaft (Dr. jur. Kurt Ed. Imberg)	34,	252
Kriegskarten, Sammelbericht (Albrecht Dühr)	36,	316
Laczky, Heinrich: Glaube des Tapferen (Pfarrer Lic. theol. Walter Wendland)	33,	215
Loich, Hermann: Englands Schwäche und Deutschlands Stärke (Dr. jur. Kurt Ed. Imberg)	29,	89
Mackay, Dr. L. V. Freiherr von: China, die Republik der Mitte (Dr. jur. Kurt Ed. Imberg)	32,	187
Maier, Arnold Oskar: Worin liegt Englands Schuld? (Dr. jur. Kurt Ed. Imberg)	29,	87
Meyer, Erich: Deutschland und Ägypten (Dr. jur. Kurt Ed. Imberg)	34,	254
Meyer, Professor Eduard: England, seine staatliche und politische Entwicklung und der Krieg gegen Deutschland (Dr. jur. Kurt Ed. Imberg)	29,	88
Michael, Professor Wolfgang: Englands Politik und der Krieg (Dr. jur. Kurt Ed. Imberg)	29,	86
Müller, Joh.: Kriegshefte der grünen Blätter (Pfarrer Lic. theol. Walter Wendland)	33,	215
Müller, Joh.: Reden (Pfarrer Lic. theol. Walter Wendland)	33,	215
Neuner, Ludwig: Leitfaden für eine deutsche Religion auf naturwissenschaftlicher Grundlage (Pfarrer Lic. theol. Walter Wendland)	33,	216
Poez, Alexander von: England und der Kontinent (Dr. jur. Kurt Ed. Imberg)	29,	86
Pomtz, R.: Deutsche Religion (Pfarrer Lic. theol. Walter Wendland)	33,	216
Pohl, Professor Dr. Heinrich: England und die Londoner Deklaration (Dr. jur. Kurt Ed. Imberg)	29,	91
Prenzel, Dr. W.: Charakter und Politik des Japaners (Dr. jur. Kurt Ed. Imberg)	32,	185
Reventlow, Graf Ernst zu: Der Vampir des Festlandes (Dr. jur. Kurt Ed. Imberg)	29,	88
Reventlow, Graf Ernst zu: England der Feind (Dr. jur. Kurt Ed. Imberg)	29,	89
Rießer, Dr.: England und wir (Dr. jur. Kurt Imberg)	29,	89
Saltz, Arthur: Die Rechtfertigung der Sozialpolitik. Ein Bekenntnis (Dr. Max Hildebert Boehm)	29,	65
Scheler, Max: Der Genius des Krieges und der deutsche Krieg (Pfarrer Lic. theol. Walter Wendland)	38,	217
Schliemann, Theodor: Wie Deutschland eine Verständigung mit Deutschland verhinderte. Dr. jur. Kurt Ed. Imberg)	29,	87
Scholz, Heinrich: Der Idealismus als Träger des Kriegsgedankens	33,	217
Scholz, Heinrich: Politik und Moral	33,	217
Schramener, Geheimer Admiralitätsrat Dr. W.: Atlantischau, seine Entwicklung und Bedeutung (Dr. jur. Kurt Ed. Imberg)	32,	188

	Heft	Seite
Ehrcer, Arnold: Zur Charakterisierung der Engländer (Dr. jur. Kurt Ed Imberg)	29,	89
Schultze, Ernst: England als Seeraubeistaat (Dr. jur. Kurt Ed. Imberg)	29,	90
Seligmann, Rabbiner Dr. C.: Vaterländische Reden (Pfarrer Lic. theol. Walter Wendland)	33,	215
Sidler-Brunner: Englische Politik in neutraler Beleuchtung (Dr. jur. Kurt Ed. Imberg)	29,	91
Siegmund-Schultze, Friedr: Die Eiche (Pfarrer Lic. theol. Walter Wendland)	33,	216
Stipberger, Gg.: Vater, ich rufe Dich! (Pfarrer Lic. theol. Walter Wendland)	33,	215
Thurneysen: Irland und England (Dr. jur Kurt Ed. Imberg)	29,	91
Tiatz, A.: Unser Krieg (Pfarrer Lic. theol. Walter Wendland)	33,	216
Tonnies, Ferdinand: Englische Weltpolitik in englischer Beleuchtung (Dr. jur. Kurt Ed. Imberg)	29,	88
Wertheimer, Dr. Fritz: Deutschland und Ostasien (Dr. jur. Kurt Ed. Imberg)	32,	184
Worlitschek, Anton: Krieg und Evangelium (Pfarrer Lic theol. Walter Wendland)	33,	215
Wnadzinski, W.: Der englische Handelskrieg (Dr. jur. Kurt Ed. Imberg)	29,	89
Zenker, Ernst Viktor: Soziale Moral in China und Japan (Dr. jur. Kurt Ed. Imberg)	32,	185

Mitarbeiter-Verzeichnis

	Heft	Seite
Becker, Prof. Dr. Wilhelm Martin: Der Krieg und der Neubau der höheren Schule	31,	137
Becker, Prof. Dr. Wilhelm Martin: Der letzte Rheinbundminister	33,	199
Boehm, Dr. Max Hildebert: Zur Rechtfertigung der Sozialpolitik	29,	65
Broedrich, S.: Die Letten in den baltischen Provinzen, besonders in Kurland	27,	19
Buchwald, Otto †: Der Kuckuck. — Die Löwen und der Kater. — Der Fuchs und der Hase	34,	250
Carlowitz-Hartitzsch, Ric von: Deutschland	39,	355
Cato Videns: Warum bekämpft uns Rußland?	35,	257
Dibr, Albrecht: Kriegskarten (Sammelbericht)	36,	316
Franke, Georg Hermann: Der Bach	29,	92
Franke, Prof. Dr. Carl: Die Bedeutung der mittelalterlichen Reichsgrenzen	39,	408
Göhring, Heinrich: Der Weltkrieg und die Preise der notwendigsten Lebensmittel in den europäischen Staaten	29, 71; 30,	116
Gohring, Heinrich: Der Weltkrieg und die Preise von Kohle und Eisen in den europäischen Staaten	38,	368
Haendcke, Dr. E.: Englands Kampf gegen den „Militarismus"	27,	1
Haibvaß, Prof. Dr.: Der Stickstoffbedarf der deutschen Landwirtschaft	33,	209
Hansenstein, Dr. Eduard: „Jesuslegende und Christentum" von Adolf Groth	27,	26
Hehe, Prof.: Die Freimaurer und der Weltkrieg	37, 334; 38,	359
H. G.: Ein prophetisches Buch	38,	383
Imberg, Dr. jur. Kurt Ed.: Kriegsliteratur. I. England	29,	86
Imberg, Dr. jur. Kurt Ed.: Kriegsliteratur. II. Ostasien	32,	185
Imberg, Dr. jur. Kurt Ed.: Kriegsliteratur. III. Indien und Aegypten	34,	252
Jahn, Dr. Georg: Kriegsbeschädigtenfürsorge und Sozialversicherung	31,	146
Jones, Franz: Deutsche Soldaten und vlämische Dichter	31,	155
Kleinpaul, Dr. Johannes: Wie unsere Vorfahren Besitz ergriffen	29,	79
Lerche, Dr. Otto: Die Kriegssammlung der „Deutschen Bücherei"	27,	26
Liljedahl, Ernst, Hauptmann und Mitglied des schwedischen Reichstags: Die Ostfront des Weltkrieges	34,	246
Liljedahl, Ernst, Hauptmann und Mitglied des schwedischen Reichstags: Skandinavien und der Krieg	35,	290
Liljedahl, Ernst, Hauptmann und Mitglied des schwedischen Reichstags: Schwedische Gedanken über den Krieg	39,	385
Mehring, Sigmar: Der Dichterheld von Przemysl	35,	276
Menzel, Privatdozent Dr. Alfred: Immanuel Kant über Politik, Krieg und Frieden	27,	7
Nöbel Dr. Karl: Vom geeinten Zarismus	33,	193
Oberfohren, Dr. Ernst: Die künftige Stellung des Markwechsels auf dem Weltmarkte	36,	299
Oppenheimer, Dr. Franz: Wo kommt das Geld her?	28,	47
Paphuntius: Die Judenfrage nach dem Kriege	39,	392
Perels, Prof. Dr. Kurt: Staatsangehörigkeitsveränderungen in Kriegszeiten	28,	353
Petras, Otto: Der deutsche Staatsgedanke	34,	225
Philipp, Amtsrichter Dr Max: Die Notwendigkeit einer deutschen Pflichtjugendwehr	34,	240
Rednas, M.: Riga in Friedenszeiten	37,	346
Reihlen, Prof. Dr.: Die Hochebene von Lajrann—Bielgereut, Land und Leute	28,	39
Roepke, Dr. Fritz: Der religiöse Geist in deutschen Soldatenbriefen	30,	124
Rose, Dr. phil. A. H.: „Der Weltkrieg und die Zukunft des deutschen Volkes" von Carl Jentsch	27,	31
Roth, Dr. Paul: Der katholische Priester unter russischer Herrschaft	31,	129
Ruhemann, Alfred: Rückblick auf das Kriegsjahr	30,	97
Schacht, Dr. Roland: Künstlerische Probleme des Krieges	36,	312
Schmidel, Leonhard: Kämpfe und Siege hinter der Front	33,	220
Schubart, W.: Innenkämpfe Großbritanniens	35,	270
Seeliger, Dr. Hermann: Englands Seelenkultur	38,	377
Stern, Dr. Selma: Die Friedensziele von 1815	30,	104
Warstat, Dr. W.: Pflichtjugendwehr oder wehrhafte Erziehung? Eine Erwiderung und eine Begründung	37,	342
Wehberg, Gerichtsassessor Dr. Hans: Versuche zur Beseitigung des Unterseebootkrieges	31,	152
Wehrhan, K.: Volksdichtung über unsere gefallenen Helden	28,	58
Weisbach, Werner: Italienische Stimmungen vor der Kriegserklärung an die Türkei	36,	303
Wendland, Pfarrer Lic. theol. Walter: Krieg und Religion (Sammelbericht)	33,	212
Westpreuße: Ostpreußenhilfe	32,	180
Wittkowski, Prof.: Der neuen Ernte entgegen!	28,	33
Wolf, Oberlehrer Dr. Alfred: Die heutige Soldatensprache — ein Vorschlag zu ihrer Sammlung	32,	173
Wolf, Prof. Dr. Max: Frankreichs innere Lage	38,	366
Wütschke, Dr.: Englische Weltpolitik und Weltverkehrsfragen vor dem Kriege	37,	321

UNIV. OF CALIFORNIA

Englands Kampf gegen den „Militarismus"

Von Dr. E. Haendcke

Gerade in dem Zeitraum, da England neue gewaltige Stützen seiner Macht in Ägypten, Südafrika erwarb, veränderte sich das politische Antlitz der Welt völlig, vor allem in Europa und in Ostasien. Das Zeitalter der Weltpolitik war heraufgezogen: Europa war endlich über seine kontinentalen Interessen hinausgewachsen.

Die Gründung des Deutschen Reichs bedeutete den Wendepunkt in der weltgeschichtlichen Entwicklung zu Ende des neunzehnten Jahrhunderts. An die Stelle eines durch gegenseitige Rivalitäten gehemmten, nur lose zusammenhängenden Staatenbundes war ein einheitlicher, festgefügter und national geschlossener Bundesstaat getreten. Der Wink, den das Schicksal selbst damit gab, daß die hervorragendsten Männer, die diesen Bau aufführen halfen, noch die beiden ersten Jahrzehnte erleben durften, wurde von Bismarck verstanden, der mit überlegener Weisheit dem neuen Reiche jede kriegerische Verwicklung ersparte, ihm Zeit gab, seine innere Entwicklung mit allen Mitteln zu fördern. Trotz dieser Mäßigung mußte allein schon das Dasein dieser neuen großen Macht auf die Fragen der großen Politik eine mächtige Rückwirkung ausüben, die um so stärker sich äußern mußte, als eben Bismarck zwanzig Jahre lang seine Politik in einer durch nichts unterbrochenen Stetigkeit lenkte. Dadurch wurde es dem deutschen Volke möglich, in unermüdlicher Arbeit die festen Grundlagen zu gewinnen für eine gewaltige volkswirtschaftliche Entwicklung. Diese wurde auch fernerhin in jeder Weise gefördert auch durch die neuen Männer, die seit 1888 beziehungsweise 1890 das Steuer des Reiches lenkten. Das Deutsche Reich hatte sich aus seinen kleinen Anfängen zu einer weltwirtschaftlichen Großmacht ersten Ranges emporgearbeitet, als Wilhelm der Zweite sein fünfundzwanzigjähriges Regierungsjubiläum feiern konnte. Diese überragende Stellung erhielt ihre volle Bedeutung erst dadurch, daß es die Tradition seiner Ahnen aufgenommen und die Wehrhaftigkeit zum Eckpfeiler seines Staates gemacht hatte: das eigene Sein, das Vaterland mit dessen Einsetzung zu verteidigen, wurde wieder zur ersten Ehren-

pflicht des Deutschen. Trotzdem bot Deutschland keinen Anlaß für den Verdacht einer imperialistischen Politik, für den Willen, von seiner Stärke rücksichtslosen Gebrauch machen zu wollen. Es wollte nur seinen ihm gebührenden „Platz an der Sonne“ einnehmen. Aber dieser mußte entsprechend seinem Wachstum auch wachsen und eine ganz andere Bedeutung gewinnen. Das Leben der Völker läßt sich nicht in einem Rechenexempel auflösen, ebensowenig erschöpfen durch eine noch so umfangreiche Statistik. Über die Kräfte, die für dieses von richtunggebender Bedeutung sind, hat sich Ranke einmal in die Tiefe gehend, geäußert. „Das Nationalbewußtsein eines großen Volkes,“ so führte er aus, „fordert eine angemessene Stellung in Europa. Die auswärtigen Verhältnisse bilden ein Reich nicht der Konvenienz, sondern der wesentlichen Macht; und das Ansehen eines Staates wird immer dem Grade entsprechen, auf welchem die Entwicklung seiner inneren Kräfte steht. Eine jede Nation wird es empfinden, wenn sie sich nicht an der gebührenden Stelle erblickt.“ Den Beweis für die Richtigkeit dieser Behauptung seines größten Geschichtsschreibers hat das deutsche Volk in den letzten Jahren mehrfach selbst geführt. Wie brauste nicht der Unwille auf, wenn es der Regierung nicht gelang, in der auswärtigen Politik sein Verlangen nach noch mehr Geltung durchzusetzen. Nicht weniger energisch drückt sich dieses aus in der allgemeinen, alle Volksklassen beherrschenden Stimmung, die auch die ganz links stehenden Parteien zwang, jeder von der Reichsleitung geforderten Stärkung der Wehrmacht zuzustimmen.

Dieses Deutschland, das alle anderen Staaten des Kontinents an Zahl, an Reichtum, an militärischen Machtmitteln zu Wasser und zu Lande weit übertraf, drohte das europäische Gleichgewicht völlig aufzuheben und zwar ohne eine Gewalttat, lediglich durch sein in keiner Weise zu hinderndes Wachstum. Darin erblickte England die schwerste Gefährdung seiner Weltmacht. Die Rivalität Deutschlands in Handel und Industrie hätte die britischen Staatsmänner schwerlich ernstlich beunruhigt, denn dieser ließ sich in friedlicher Weise durch Anspannung aller Kräfte Englands, auch der diplomatischen, erfolgreich begegnen. Aber den ungeheuren militärischen Machtmitteln hatte England nichts entgegenzusetzen, was diese paralysierte, um so weniger als sie nach den in Deutschland geltenden Grundsätzen nicht auf einem bestimmten Höhestand bleiben durften, sondern mit dem Wachstum der Bevölkerung Schritt halten mußten. Hier war ein Staat, der jeden Augenblick, da es ihm gut dünkte, seine gewaltige Macht in die Wagschale werfen konnte, wenn es seine Interessen erheischten oder es zu erheischen schienen. Was war zu tun? Beide Völker, beide Regierungen haben nicht ohne zeitweilige Erfolge ehrliche Versuche gemacht sich zu verständigen, gerade als wenn durch Worte und Verträge die Existenz von ganze Völker in Mitleidenschaft ziehende Fragen aus der Welt geschafft werden könnten. Eine Einigung konnte immer nur eine zeitweilige sein, denn um Englands Polizist auf dem Kontinent zu sein, war Deutschland schon zu mächtig und von einem viel zu großen Lebensdrang erfüllt. In irgendeiner Weise mußte England zu

diesem seit hundert Jahren schwierigsten Problem Stellung nehmen. Die Regierung machte sich an die Ausführung zweier ihr geeignet erscheinenden Pläne: durch ein System von Allianzen den gefürchteten Gegner zu isolieren und die Kolonien fester an das Reich zu fesseln. Mit diesen Mitteln glaubten die Liberalen die Gefahren beschwören zu können, Mittel aus der Rüstkammer des achtzehnten Jahrhunderts, die allerdings bisher noch nie versagt hatten. Die Konservativen glaubten zudem, den Feind der Zukunft mit seiner eigenen furchtbarsten Waffe schlagen zu müssen und verlangten die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht. Daß für diesen Gedanken sich maßgebende Männer erwärmen, für ihn in der Öffentlichkeit eintreten konnten, beweist schlagend, daß man sich über den Ernst der Sachlage keiner Täuschung hingab, daß man den Kampf mit dem Rivalen für unvermeidlich und für das Schicksal des Reichs für entscheidend hielt. Indessen hatte dieser Gedanke nur bei einer geringen Anzahl Männer Wurzel fassen können, das Land selbst und die Regierung diskutierten ihn nicht einmal. Mit gutem Grunde, vielleicht mehr aus Instinkt als aus klarer Einsicht. Die allgemeine Wehrpflicht für England fordern, heißt das Unmögliche verlangen, die Waffen strecken, bevor der Kampf begonnen hat. Hier von Händlermoral zu sprechen, ist eine völlige Verkennung der Sachlage. Dieser Auffassung steht schon entgegen, daß sich die englische Armee durchaus nicht aus dem Abschaum der Bevölkerung zusammensetzt, und daß ihr Offizierkorps zu einem nicht geringen Teil aus Angehörigen hochangesehener Familien besteht, für deren Söhne der Heeresdienst traditionell ist. Es sind zum Teil Anschauungen, die auch in Deutschland vielerorts bis in die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts galten, die in der Abneigung gegen den Waffendienst zu Worte kommen, mehr noch das moderne Gesetz der Arbeitsteilung. England ist das weitaus am meisten industrialisierte Land der Erde. Wie die einen im Dienst der Industrie arbeiten, so die anderen für die Verteidigung des Landes, alle aber zum Wohle des Ganzen. Vor allem hat aber diese Industrialisierung den Zustand geschaffen, daß das Land die Arbeitskräfte nicht entbehren kann, die die allgemeine Wehrpflicht ihr wegnehmen würde. Sie wäre ein tödlicher Stoß für diesen Lebensnerv Englands, seines Weltreichs. Ihre Einführung wäre aber vermutlich auch gleichbedeutend mit dem Ende der politischen Weltherrschaft. Denn mit einem Schlage müßte das Verhältnis von Mutterland und Kolonien ein anderes werden. Mag man das Gemeingefühl der Sprache, der gemeinsamen Abstammung, Kultur und durch Jahrhunderte alte Beziehungen noch so hoch veranschlagen, ausschlaggebend für die Unterordnung der Kolonien unter das Mutterland ist der bisher unerschütterliche Glaube, in seinem mächtigen Schutz ruhig und sicher wohnen zu können. Dieser ist geradezu eine Lebensbedingung für Australien, Kanada, Südafrika, die Settlements. Für diese Kolonien bedeutete die allgemeine Wehrpflicht den völligen Ruin bei ihren dünnen Bevölkerungen. Und welchen Grund gäbe es noch, der stark genug wäre, die Kolonie, die diese Last auf sich nehmen würde, bei dem Mutterlande festzuhalten, statt in Handel und Wandel wie in

der Politik eigene Wege zu gehen? Und wie würde England selbst sich zu seinen Kolonien stellen, wenn es nun tatsächlich im eigenen Lande die allgemeine Wehrpflicht einführte und in jenen auf sie verzichtete? Die Kolonien müßten aus Freunden, Verbündeten sofort Untertanen werden. Und das bedeutete den Krieg mit diesen, die Zertrümmerung des Reichs. Der Widerstand Englands gegen die allgemeine Wehrpflicht ist in den innersten Lebensbedingungen seines materiellen und politischen Daseins begründet.

Einmal zum Kampf entschlossen gingen die englischen Staatsmänner kalt abwägend, nur den Vorteil ihres Landes im Auge, rücksichtslos ihren Weg. Sie erweiterten den Kreis der Freunde und Verbündeten und wußten neue Verbindungen, bis dahin ganz außerhalb der Möglichkeit stehende, anzuknüpfen. Meisterhaft verstanden sie, wie in den besten Zeiten britischer Politik, völlig skrupellos in der Wahl der Mittel, den Mächten, die sie ihren Interessen dienstbar machen wollten, darzulegen, daß die Niederringung Deutschlands und damit des kultur- und friedensfeindlichen Militarismus in dem allgemeinen europäischen Interesse und besonders des jeweiligen Kontrahenten liege. Die Kolonien zu gewinnen war der leichteste Teil der gewaltigen diplomatischen Arbeit. Denn in der Tat ist ihr Schicksal mit dem Englands eng verknüpft. Ohne den Rückhalt an dieses werden sie nichts anderes sein als Spielbälle in der Hand der Mächtigen, wenn nicht ihres politischen Sonderdaseins überhaupt verlustig gehen. Diese Einsicht in die Welt unerbittlicher Tatsachen veranlaßte die Kolonien denn auch zu ihren großen Leistungen, mit denen sie dem Mutterlande zu Hilfe gekommen sind. Die Haltung der Vereinigten Staaten von Nordamerika hat besonders in Deutschland Befremden und Entrüstung ausgelöst. Es ist das erste Mal im Laufe der Weltgeschichte, da die positiven Machtmittel dieses riesigen Staatswesen auf Herz und Nieren geprüft wurden. Das Ergebnis dieser Prüfung konnte nur der vollständige Verzicht auf eine selbständige Politik sein. Eine Großmacht, die nicht imstande ist einen Krieg gegen Mexiko zu führen, kann nur im Schatten einer anderen wandeln. Und diese mußte England sein. Nicht nur weil die Vereinigten Staaten der englischen Flotte keine auch nur annähernd gleichwertige entgegenzusetzen haben, also bei einer englandfeindlichen Politik den Drangsalierungen schutzlos preisgegeben sein würden, sondern weil auch die politischen Interessen, die gegenwärtigen und zukünftigen, gemeinsame sind. Auch die Vereinigten Staaten haben das größte Interesse daran, die allgemeine Wehrpflicht nicht einzuführen. Ihr noch im Werden begriffenes Staatswesen wäre dieser Aufgabe nicht gewachsen, die Industrie könnte so wenig wie die Landwirtschaft die durch diese gebundenen Kräfte entbehren, die Einwanderung hätte mit einem Schlage ein Ende, die Gefahr des Zerfalls in Sonderstaaten wäre kaum abzuwenden. Auch für die Vereinigten Staaten war England die Schutzmacht, deren militärische Hilfsmittel es diesen ermöglichte, die eigenen in nur bescheidenem Maße zu entwickeln. Darüber kann auch ihre imperialistische Politik nicht hinwegtäuschen. Denn diese betätigt sich ausschließlich in Ost-

asien, wo sie England mehr als erwünscht ist, dem Vordringen lästiger Konkurrenten Schwierigkeiten bereitet. Und wo England nicht selbst offen hervortreten will, zum Beispiel Japan gegenüber, darf Amerika eintreten. Daß die Vereinigten Staaten trotzdem eine gewisse Selbständigkeit behaupten, wird man nicht leugnen, entspricht ja auch ganz der stets von England beobachteten Klugheit, die auf die Form wenig Gewicht legt, um so mehr auf die Tatsache. So haben die Vereinigten Staaten auch in diesem Kriege bisher ihre Neutralität beobachten können, aber eine Neutralität nach englischer Vorschrift, die beiden Teilen die größten Vorteile bietet: England die ihm nötige Zufuhr an Kriegsmaterial, Lebensmitteln aller Art, den Vereinigten Staaten einen gewaltigen Verdienst und die Verschonung von irgendwelchen Kriegslasten, zugleich die Sicherheit vor japanischen Anschlägen. Sollten diese die Lusitania-Angelegenheit dazu benutzen, um die Neutralität offen aufzugeben, so wird der Wunsch Englands ausschlaggebend sein, die in den nordamerikanischen Häfen liegende deutsche Handelsflotte mit Beschlag belegt zu wissen und sich eine neue Ergänzungsquelle von Mannschaften für sein Heer und seine Marine zu sichern.

Der angelsächsischen Welt konnte England also sicher sein in seinem Kampfe gegen Deutschland und seine etwaigen Bundesgenossen. Es galt aber auf dem Kontinente Helfer im Streite zu werben. Frankreich war leicht zu gewinnen: ohne Zaudern schlug es ein in die Hand seines Todfeindes von früher her. Von den Schlägen, die es 1870/71 getroffen hatten, konnte es sich nicht mehr erholen. Seine Bevölkerung blieb stehen, sein Handel und seine Industrie zeigten die gleichen Erscheinungen der Erschöpfung. Notwendigerweise mußte es immer mehr hinter dem mächtig aufstrebendem Deutschland zurücktreten. Es konnte nur eine Frage der Zeit sein, daß es sich mit der Stellung einer Macht zweiten Ranges hätte begnügen müssen. Rettung konnte nur der Anschluß an eine andere Großmacht bieten. Durchaus im Bereiche der Möglichkeit lag ein solcher an Deutschland, das sich als ein gemäßigter Sieger stets gezeigt hatte und stets bereit war zur Freundschaft mit dem alten Gegner. Daß Frankreich diesen Weg der Verständigung nicht einschlug, wird man einem nicht einmal zu tadelnden Stolz zuschreiben dürfen, mehr noch der Überlegung, daß diese Freundschaft eine künftige Machtentfaltung vielleicht für immer unmöglich machen müßte. Und auf diese Hoffnung wollte man nicht verzichten. Auch nicht auf Elsaß-Lothringen. Die Länder hätte man missen können, aber nicht ihr Menschenmaterial. Mit mathematischer Sicherheit war der Zeitpunkt vorher zu bestimmen, da Frankreich an das Ende seiner militärischen Leistungsfähigkeit angelangt sein würde. Es konnte also nur ein Bündnis gegen Deutschland in Frage kommen. Es gab aber nur eine Macht, die an einem starken Frankreich ein Interesse hatte, nämlich Rußland. Bismarck hatte schon die Naturnotwendigkeit dieser französisch-russischen Annäherung eingesehen. In seinen „Gedanken und Erinnerungen“ äußerte er sich über diesen Punkt ganz klar: „daß es für die russische Politik eine Grenze gibt, über die hinaus das Gewicht

Frankreichs in Europa nicht vermindert werden darf, ist erklärlich. Dieselbe war, wie ich glaube, mit dem Frankfurter Frieden erreicht, und diese Tatsache war vielleicht 1870 und 1871 in Petersburg noch nicht in dem Maße zum Bewußtsein gekommen, wie fünf Jahre später. . . . . Im Jahre 1875 nahm ich an, daß an der Newa schon einige Zweifel darüber herrschten, ob es richtig gewesen sei, die Dinge soweit kommen zu lassen, ohne in die Entwicklung einzugreifen.“ (II. 259.) Und wie hatten sich die Verhältnisse seit 1875 verschoben. Die Scheu vor dem republikanischen Frankreich wurde an der Newa überwunden und wich einer engen Freundschaft, die in einem Schutz- und Trutzbündnis ihren Ausdruck fand. Denn auch Rußland fühlte sich gehemmt durch die anwachsende Macht Deutschlands, besonders seitdem es sich für den nahen Orient interessiert zeigte. England fand also den Boden gut vorbereitet, als es seine antideutsche Politik auf dem Festlande energisch zu betreiben begann. Seinen Diplomaten gelang das Unwahrscheinliche, die Interessen Rußlands mit den eigenen für den beabsichtigten Weltkrieg miteinander in Einklang zu bringen gegen den einen Gegner Deutschland und seinen Bundesgenossen Österreich-Ungarn. Wie in den Zeiten seiner glänzenden Vergangenheit hat es im Namen des europäischen Gleichgewichts, der Freiheit ein Bündnis der Festlandsstaaten gegen seinen gefährlichsten Nebenbuhler zusammengeschweißt. Es ist der alte Lockruf, den England heute wie im achtzehnten und zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts hat ertönen lassen, der an betörender Kraft, wie der Widerhall beweist, nichts eingebüßt hat. Es ist das alte England selbst, das heute in den Kampf um Sein oder Nichtsein zieht, ein furchtbarer Gegner, für den das Ende dieses Weltkriegs von entscheidender Bedeutung sein muß. Wenn dieser auch gar kein anderes Resultat hätte als die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, so wäre das Ende des Weltreichs nicht mehr fern.

Ein Weltkrieg wie der, der die Welt jetzt erfüllt, hat tiefere Ursachen als etwa die frevelhafte Herrschsucht einiger weniger oder einer kleinen Gruppe von Zeitungsmännern, Diplomaten und Bankiers oder Generalen. Nur große die Wurzeln des Daseins der Völker berührende Fragen konnten diesen Weltbrand entfachen. Die Einsicht in das Walten einer unerbittlichen Notwendigkeit läßt die Gefahr für das Deutsche Reich in ihrer ganzen Größe erkennen: es gibt nur Sieg oder Verderben in solchen Kämpfen ganzer Völker widereinander. Dem Enthusiasmus, für die gerechte Sache des Vaterlands zu kämpfen, muß der unbeugsame Entschluß zur Seite gehen, die große Stunde nützen und die Waffen nicht eher niederlegen zu wollen, als bis die Entscheidung zu unseren Gunsten gefallen ist und das Wort Schillers sich erfülle: „Jedes Volk hat seinen Tag in der Geschichte; doch der Tag des Deutschen ist die Ernte der ganzen Zeit.“ Denn in dem Kampfe um unser politisches Dasein kämpfen wir auch für das Deutschland Schillers und Goethes.

Immanuel Kant über Politik, Krieg und Frieden

Von Privatdozent Dr. Alfred Menzel

Vor längerer Zeit brachte eines der verbreitetsten deutschen Blätter ein Bild von eigenartiger und kühner Erfindung, das unter anderen auch die Beachtung des Fürsten Bülow gefunden hat und mittlerweile in vielen Reproduktionen verbreitet worden ist: im Vordergrunde auf einem Hügel deutsche Generalstabsoffiziere, Meldungen empfangend und Befehle zurückgebend, in gespanntester Aufmerksamkeit eine im Hintergrunde sich entwickelnde Schlacht beobachtend, wo eben in langen Linien zum Sturm vorgegangen wird; über dem Ganzen, in Wolken erhöht und weiter Fernsicht verdämmernd, die Gestalten deutscher Geisteshelden, unter ihnen neben einem Luther, Beethoven, Bismarck, Schiller auch Goethe und Kant. Die Idee des Bildes lag klar und eindrucksvoll vor Augen:

Rings über Deutschland stehn sie auf hoher Wacht,
Generalstab der Geister, mitwaltend über der Schlacht.

Das deutsche Volk steht seit elf Monaten in einem furchtbaren, gigantischen Kampf gegen eine Welt von Feinden, in einem Kampf, der um Leib und Leben und Existenz und vielleicht noch etwas mehr geht; was Wunder, daß es sich da, von äußerer Hilfe nahezu gänzlich verlassen, auf seine inneren Bundesgenossen zu besinnen sucht, auf jene Heroen des Geistes, Führer in Kunst und Wissenschaft, in Religion und Sitte, die unserem Volke in jahrhundertelanger Geschichte erst jenen stolzen Reichtum geistiger und sittlicher Werte geschaffen haben, die heute mehr als je das Geschick der Völker auch auf den Schlachtfeldern entscheiden helfen.

Zu diesen Heroen deutscher Kultur rechnet der dichterische Interpret unseres Bildes also auch Immanuel Kant, und sicher mit nicht geringem Recht. Wenn heute von diesem größten deutschen Philosophen in weiteren Kreisen unseres Volkes etwas bekannt ist, so ist es außer dem großen Namen gewißlich der „kategorische Imperativ", jener steife aber markante Ausdruck, in den Kant die ganze Fülle und Strenge seiner sittlichen Lebensanschauung gegossen hat. In ihm spricht sich die Hoheit des sittlichen Bewußtseins, die Härte der Pflichtauffassung, die Strenge des Gewissens, die Wucht des Verantwortlichkeitsgefühls, kurz jene ganze eiserne Herzens- und Willensdisziplin aus, die wir immer als den ureigensten Besitz unseres preußischen und deutschen Volkes in Anspruch genommen haben. In ihm liegt ferner die große Lebensanschauung, daß Wert und Würde im Völkerleben nicht im materiellen Erwerb, nicht in bloßer äußerer Macht, nicht in der Zahl der Streiter und der Schärfe des Schwertes besteht, sondern im Kampf um die

sittlichen, idealen Güter, im Glauben an die Macht des Guten und der Überzeugung von dem moralischen Sinn und Gehalt dieser Weltordnung. Indem wir in Kant den Bannerträger einer solchen idealistischen Weltanschauung sehen, zählen wir ihn mit vollem Recht zu jenem Generalstab der Geister, die über Deutschland auf hoher Wacht stehen.

Man hat in diesem Kriege schon so vielfach die großen Toten unseres Volkes befragt, hat die Schatten Luthers, Goethes, Nietzsches, Bismarcks schon so oft beschworen, daß es erlaubt sein mag, auch einmal die Meinung Kants über die Dinge zu hören, die täglich und stündlich unser Herz bewegen. In der Tat hat sich Kant, wie über nahezu alles, so auch hierüber eigene Gedanken gemacht. Was sagt uns dieser Generalstäbler des Geistes über Politik im allgemeinen, was über Krieg und Frieden im besonderen?

Zunächst würde er über den militärischen Ehrentitel wohl nicht wenig erstaunt sein. Er war sich zeitlebens keineswegs bewußt, den „Erdengöttern" sonderlich nahe zu stehen, am wenigsten den militärischen. Er war ein Freund der französischen Revolution, selbst wiederholt revolutionärer Gesinnung verdächtigt, von der Regierung wegen religiöser Freigeisterei gemaßregelt; klerikale und politische Orthodoxie schrien Zeter und Mordio über seine Lehren, und der Professor Reuß in Würzburg mußte ihn im Sommer 1792 gegen den Vorwurf verteidigen, daß aus seiner Philosophie die französische Revolution ihren Ursprung genommen habe. Dazu war er zwar keineswegs den politischen Begebenheiten dieser Welt abgewandt und teilte nicht die Goethesche Antipathie gegen die Zeitungen, sondern verfolgte an der Hand seines Königsberger Blättchens die Welthändel mit lebhaftem Interesse. Aber teils sein angeborenes friedlich-schüchternes Temperament, teils sein etwas an die Engländer erinnernder liberaler Bürgerstolz, teils sein philosophisch hohes Weltbürgertum ließen ihn zu allen Fragen der Regierung, des Nationalismus, des Militärwesens, vollends zu Krieg und Kriegsgeschrei kein sonderliches Verhältnis gewinnen. Zwar soll er auch einmal vor militärischen Kreisen über Fortifikation und Minenwesen Vorlesungen gehalten haben, aber glücklicherweise ist uns nicht überliefert, wie viel er davon verstand. Man muß freilich bedenken, daß das Preußen, an dem Kant seine politischen Studien machte, das Friedrich Wilhelms des Zweiten war, und die Zeit, in die sein politisches Glaubensbekenntnis fiel, die des Baseler Friedens; aber es ist mindestens zweifelhaft, ob er die Scharnhorstschen Reformen und die Neugeburt des preußischen Nationalismus wesentlich günstiger beurteilt hätte. Die stehenden Heere hielt er für eins der größten Hindernisse des Weltfriedens und wollte sie abgeschafft wissen, aber eine allgemeine Wehrpflicht, ein ganzes Volk in Waffen schien ihm in einen Krieg aller gegen alle auszuarten, und war ihm eine geradezu furchtbare Idee, die sein Gemüt in den letzten Lebensjahren mit düsterster Besorgnis erfüllte. Es ist ein eigentümliches Verhängnis, daß die beiden größten Geister unseres Volkes zu dem größten Befreiungskampfe desselben kein warmes und gerechtes inneres Verhältnis gewinnen konnten; von Goethe wissen wir es, von Kant ist es kaum zweifelhaft.

Kant war kein Politiker der Praxis, sondern hat zeitlebens den klugen Spruch des Aristoteles beherzigt, daß der Philosoph nicht in Politik machen solle. Er hat nicht, wie Platon, ein Staatsideal in die Wirklichkeit überführen

wollen und damit einen leichtsinnigen Despoten gelangweilt, auch nicht, wie Leibniz, Eroberungsvorschläge an Könige gerichtet, die diese zu den Akten legten. In seinen gesamten Schriften findet sich ein einziger praktisch-politischer Vorschlag (Napoleon möge seinen Zug statt gegen Ägypten lieber gegen Portugal als Kolonie Englands richten), der seinen Adressaten natürlich nie erreicht hat und von dem man füglich bezweifeln mag, ob er sehr weise gewesen ist. Ja, Kant war einsichtig genug, den Platonischen Spruch, daß die goldene Zeit erst dann anbräche, wenn die Philosophen ans Regieren kämen, für nicht probat zu halten, weil ihnen dann das beste abhanden käme, was sie hätten, die Freiheit der Vernunft. Darum haben seine politischen Ansichten natürlich nicht die herzgewinnende Frische und Bodenständigkeit, wie sie uns aus den Schriften von Männern der Praxis, etwa Bismarcks, entgegentritt. Sie haben alle die Fernsicht, aber auch die Blässe des philosophischen Gedankens und sind daher vielleicht nur von theoretischem, wenn man will, akademischem, ja stellenweise nur utopistischem Wert. Kant hat selbst die Stärke und Schwäche dieses Gegensatzes lebhaft gefühlt und nicht ohne ironische Abweisung bemerkt, der praktische Politiker stehe mit dem theoretischen auf dem Fuße, daß er mit großer Selbstgefälligkeit auf ihn als einen Schulweisen herabsehe, den man immerhin seine elf Kegel auf einmal schieben lassen könne, ohne verbunden zu sein, davon Notiz zu nehmen. Er konnte freilich über diesen Gegensatz mit Lächeln sich hinwegsetzen, denn die Warte, von der aus er die Politik übersah, ist eine so hohe, daß weder der praktische noch der theoretische Politiker gewöhnlichen Schlages zu ihr hinanreichen.

Kant ist der Begründer und Stimmführer der „moralischen Politik". Was mögen die Diplomaten der Revolutionskriege und des Baseler Friedens, etwa ein Haugwitz, dazu gesagt haben? Was mag ein moderner Praktiker, etwa Sir Edward Grey, dazu meinen? Kant würde alle ihre Einwürfe und dazu noch allen Hohn und Spott mit gelassener Ruhe entgegennehmen. Er würde in unerschütterlicher Überzeugung darauf hinweisen, daß alle Handlungen des Menschen nur einer einzigen, aber auch absolut gültigen Norm unterstehen, der des Sittengesetzes, und daß folglich auch alle Maßnahmen der Politik keinem andern Gericht unterliegen, als das von diesem und den ihm verwandten Rechtsgesetzen aus über sie ergeht. Er gibt zu, daß die Politik in ihrer gewöhnlichen Auffassung zwar nur in der Kunst bestehe, ein ganzes freies Volk zu seinen eigenen Absichten zu gebrauchen, fordert aber mit Entschiedenheit, daß sie sich zu einer moralischen Politik veredele, die sich auf den Begriff der Pflicht gründet und nur solche Mittel in Anwendung bringt, die mit der Achtung für das Recht, für die Freiheit und Gleichheit der Menschen zusammenstimmen. So hat die wahre Staatskunst mit der Moral zu gehen und alle Politik muß vor dem Recht die Knie beugen. Dem Übertreter folgt das Gericht dieser und jener Welt: „Wehe dem, der eine andere Politik anerkennt als diejenige, welche die Rechtsgesetze heilig hält!" Man erkennt in dieser Auffassung leicht die Familienzüge des Kantischen Denkens wieder: Durchdringung aller Verhältnisse menschlichen Handelns mit sittlicher Imperativität. Diese Überzeugung macht ihn zum Vertreter einer eigentümlichen Idealpolitik und zum Feind aller mehr oder minder gewissenlosen opportunistischen Realpolitik.

In diesem Sinne ist überhaupt die ganze Staatsauffassung Kants eine ethische und berührt sich nahe mit der griechischen in ihrer besten Zeit. Plato wollte in

seinem Staat nicht mehr und nicht weniger als die Idee des Guten realisieren, und auch Aristoteles, der Wirklichkeit näher, setzte dem Staat zwar eine natürliche Ursache, aber eine sittliche Aufgabe: er sei entstanden um des bloßen Lebens willen, bestehe aber um des sittlich-guten Lebens willen. Dies ist genau auch die Ansicht Kants. Scheidet man die politischen Theoretiker nach alter Weise in solche, die den Staat aus einer allmählichen natürlichen Entwicklung, und solche, die ihn aus einem willkürlichen Sozialkontrakt hervorgehen lassen, so gehört Kant teils zu diesen, teils zu jenen; zu jenen, wo er den historischen Ursprung des Staates erörtert, zu diesen, wo er dessen Wesen, Geltung und Aufgabe behandelt. Er ist nämlich weit von der historischen Naivität entfernt, in die z. B. noch Rousseau verfangen war, den Sozialkontrakt für ein Faktum zu halten, das in der Geschichte eines Volkes einmal wirklich eingetreten wäre. Vielmehr ist er ihm nur „ein Vernunftprinzip der Beurteilung", nach dem alle öffentliche rechtliche Verfassung geprüft werden und durch das ein jeder Gesetzgeber ein unfehlbares Richtmaß a priori gewinnen kann, „daß er seine Gesetze so gebe, als sie aus dem vereinigten Willen eines ganzen Volkes haben entspringen können". Wer die Kantische Denkart kennt, sieht auch an diesem Punkte wieder die „Philosophie des Als ob" hervorlugen, der es mit einem Schlage gelingt, ein obsolet gewordenes historisches Dogma zu einem äußerst fruchtbaren regulativen Prinzip zu erheben.

Die Ansichten Kants vom Ursprung und der Entwicklung des Staates stehen auf dem Boden seiner allgemeinen philosophischen Geschichtsauffassung. Er geht dabei von der charakteristischen, teleologischen Annahme aus, die Natur habe gewollt, daß alle Anlagen des Menschen sich im Laufe der Geschichte seiner Gattung zu dem in ihnen gelegenen Endzweck entwickeln. Dieser Aufgabe dienen zwei, der menschlichen Natur tief eingewurzelte, aber antagonistisch gerichtete Triebe, einerseits der, sich mit andern zu geselligem Verbande zusammenzuschließen, anderseits der, sich zu isolieren und nach eigener Laune und eigenem Gesetz zu leben. Auf diese Weise bilden „Arbeit und Zwietracht", eine Art „ungeselliger Geselligkeit", das Vorspiel sozialer Verbindungen und geben Anlaß zur Entstehung der bürgerlichen Gesellschaft. Man wird durch diese Gedanken unwillkürlich an Heraklits alten Spruch vom Streit als dem Vater aller Dinge oder Darwins Lehre vom Kampf ums Dasein erinnert. Ja, der Krieg wird in diesem Zusammenhange nicht nur zu einem kulturfördernden, sondern sogar kulturbedingenden Faktor. „Der Mensch will Eintracht, aber die Natur weiß besser, was für seine Gattung gut ist, sie will Zwietracht." Und nicht nur die niederen, sogar die höheren und höchsten Zustände unserer Kultur und Zivilisation weisen, wenigstens indirekt, auf diesen Faktor zurück: „Alle Kultur und Kunst, welche die Menschheit ziert, die schönste gesellschaftliche Ordnung, sind Früchte der Ungeselligkeit, die durch sich selbst genötigt wird, sich zu disziplinieren." Wir bemerken schon hier, daß diese vorgeblich kulturfteigernde, dazu noch indirekte Wirkung des Krieges die einzige positive Wertung ist, die Kant für diesen Schrecken der Menschheit aufzubringen weiß; von der Begeisterung eines modernen, nationalistischen Staates, der Entfaltung und Überhöhung aller seiner physischen, geistigen und sittlichen Kräfte weiß er nichts.

In seiner systematischen Staatstheorie ist Kant teils von Montesquieu und Locke, teils von Rousseau beeinflußt. Von ersterem übernimmt er die bekannte

Dreiteilung der staatlichen Gewalten in die gesetzgebende, vollziehende und richterliche Gewalt, wobei er besonders die Notwendigkeit ihrer peinlich strengen Trennung betont. Von Rousseau entlehnt er gewisse allgemeine Ideen über Volkssouveränität und Repräsentation, freilich mit bedeutenden, durch seine Untertanenpflicht, von der er stets eine sehr lebhafte Vorstellung hatte, gebotenen Einschränkungen. Für die vollkommenste, ja eigentlich einzig mögliche Verfassungsform hält er die republikanische, weil nur diese aus der Idee des ursprünglichen Sozialvertrags hervorgehe. Von ihr gilt die stolze Erklärung: was ein Volk nicht über sich selbst beschließen könne, das könne auch der Souverän nicht über das Volk beschließen. Dies klingt nun zwar sehr radikal und erinnert stark an Rousseaus unveräußerliche Menschenrechte; aber die Folgerungen, die Kant daraus zieht, sind äußerst behutsam. Zunächst macht er die diplomatische Bemerkung, dem Volke käme es auf eine in republikanischem Geiste geführte Regierungsform ohne alle Vergleichung viel mehr an als auf eine direkt republikanische Staatsform. Sodann findet er seinen Republikanismus zur Not mit einer bestehenden Monarchie, Aristokratie und Demokratie verträglich, ja erklärt geradezu, der Übergang von der ersten zum republikanischen Ideal sei weit leichter möglich, als von der zweiten und dritten. Endlich hat zwar auch das Volk seine unverlierbaren Rechte gegen das Staatsoberhaupt, aber diese sind keinerlei Zwangsrechte und dazu von sehr bescheidener Natur: nämlich, „von seiner Vernunft in allen Stücken öffentlich Gebrauch zu machen," mit andern Worten, die Freiheit der Meinungsäußerung, die nach ihm selbst die „unschuldigste von allen ist". Weil ihm diese unter der Regierung Friedrichs des Großen allgemein garantiert erschien, nennt er dessen Zeitalter mit Auszeichnung das der Aufklärung und hat zeit seines Lebens ihr Lob gesungen. Die Freiheit öffentlicher Mitteilung scheint ihm das einzige Kleinod, das dem Untertan bei allen bürgerlichen Lasten noch übrig geblieben sei, und die Freiheit der Feder das „einzige Palladium der Volksrechte". Allerdings soll auch dieses Recht nicht mißbraucht, sondern unter einer Art innerer Zensur ausgeübt werden, „in den Schranken der Hochachtung und Liebe für die Verfassung, worin man lebt". Unter dieser Bedingung konnte allerdings jeder Zensor das Experiment wagen.

Bei dieser bescheidenen Auffassung der Volksrechte versteht man leicht, wie Kant über das damals so lebhaft diskutierte Recht zur Revolution denken mußte. Die große französische Staatsumwälzung, die damals so viele der besten Köpfe in Gärung setzte, verfehlte auch auf ihn ihre Wirkung nicht. Er stand ihr anfangs äußerst sympathisch gegenüber, wurde aber nach ihren weiteren Auswüchsen zurückhaltender und betrachtete sie später aus philosophischer Perspektive als ein mehr oder minder gewagtes Experiment, die von der Vernunft aufgegebene Idee einer vollkommenen Staatsverfassung zu realisieren. Dieses große Problem, das ihn doch selbst auch dauernd beschäftigte, hielt Kant für ein rationalistisches und daher auch rationell zu lösendes, wie dies die führenden Männer der französischen Revolution auch taten; er bemerkt selbst einmal, das Problem der Staatserrichtung sei sogar für ein Volk von Teufeln auflösbar, wenn sie nur Verstand hätten. Aber er hätte gerade an dem Schicksal der französischen Revolution lernen können, daß Staaten eben nicht mit bloßem Verstande gemacht werden und daß hier aller Rationalismus sein Ende findet. Das Wort Revolution wird von Kant im Sinne

von Rebellion gefaßt und der Sache nach natürlich durchaus perhorresziert: sie ist ihm „das höchste und strafbarste Verbrechen im gemeinen Wesen". Außerdem erreicht sie nie ihren Zweck; denn durch eine gewaltsame Revolution kann niemals eine wahre innere Umänderung der Denkungsart hervorgebracht werden. Wenn darum zum Nutzen der bürgerlichen Verfassung eine Verbesserung vorgenommen werden soll, so kann es nur in Gestalt einer gemäßigten Reform geschehen. Und selbst diese kann rechtlicherweise niemals vom Volk, sondern immer nur vom Souverän ausgehen. Hierbei stützt sich Kant auf den rein formalen Grund, daß nur bei Unterwerfung eines Volkes unter den allgemeinen gesetzgebenden Willen seines Souveräns ein rechtlicher Zustand überhaupt möglich ist, und daß es folgeweise wider das Oberhaupt eines Staates einen rechtmäßigen Widerstand des Volkes nicht geben kann. Aber man sieht leicht, wie diese vorsichtige Stellungnahme mit Kants Grundüberzeugung, daß im Staatsleben nur die Rechts- und Sittengesetze gelten sollen, in Widerstreit gerät. Denn wie wird es, wenn die durch den Souverän oktroyierte Verfassung jenen Gesetzen widerspricht?

Den gegenwärtigen Zustand der in Nationalitäten abgeteilten und sich militärisch bekämpfenden bürgerlichen Gesellschaft hält Kant für einen provisorischen und, was mehr besagen will, sittlich zu überwindenden. Wie sich der Mensch im bisherigen Verlauf seiner Geschichte mit viel Arbeit, Mühe und Leid zu einem erträglichen staatsbürgerlichen Zustand hinaufgearbeitet hat, der aber wegen der drohenden Kriege immer nur ein temporärer und schwankender bleibt, so soll die staatsbürgerliche Gesellschaft allmählich in eine weltbürgerliche übergeführt werden, wodurch allererst die Garantie einer dauernd gesicherten gesellschaftlichen Ordnung gegeben ist. Das Staatsrecht wird damit erweitert zu einem Völkerrecht. Dieses ist entfernt nicht identisch mit dem heute sogenannten „Völkerrecht", „welches, nach Ministerialplänen errichtet, in der Tat nur ein Wort ohne Sache ist, und auf Verträgen beruht, die in demselben Akt ihrer Beschließung zugleich den geheimen Vorbehalt ihrer Übertretung enthalten". Von dieser Art des Völkerrechts können ja auch wir nach den Erfahrungen des gegenwärtigen Krieges ein Lied singen. Vielmehr beruht das neue Völkerrecht des Kantischen Weltbürgertums auf bindenden rechtlichen Zusicherungen und sittlichen Verpflichtungen aller beteiligten Völker, die von ihnen allen bona fide gegeben und gehalten werden. Auf Grund eines solchen gemeinschaftlich sanktionierten Völkerrechts bildet sich ein Föderalismus freier Staaten oder ein allgemeiner Staatenverein, in dem jedes Volk durchaus nicht seine Selbständigkeit und nationale Eigentümlichkeiten aufgibt, sondern nur die Verpflichtung übernimmt, gegen alle anderen Kontrahenten ein rechtlich geordnetes Verhältnis zu beobachten. Es ist schon hier beachtenswert, daß Kants Staatsideal nicht in der Utopie einer allgemeinen Weltrepublik, die freilich auch er für das wünschenswerteste hält, sondern in der Idee einer lockeren Staatenföderalität besteht, die ihm in den Grenzen des Erreichbaren zu liegen schien. Diese Mäßigung im Kosmopolitismus, der ja seit alters den Philosophen im Blute liegt, ist gerade bei Kant höchlichst anzuerkennen.

Welches ist nun das Mittel, das dieses Ideal eines allgemeinen Völkerbundes wenn nicht augenblicklich, so doch allmählich heraufführen wird? Nicht die überlegene Einsicht noch der gute Wille der Menschen, von welchen beiden Kant sich wohl nicht viel verspricht, sondern ein indirektes, aber um so furcht-

bareres Mittel, der Krieg. Wir sehen schon, wie Zwietracht und Fehde allmählich die einzelnen Menschen zu kleineren geselligen Verbänden zusammengeführt haben. Ähnlich wird, so meint Kant, der Krieg durch seine indirekten Wirkungen auch die einzelnen Staaten untereinander zu einem friedlich und rechtlich organisierten Völkerbunde zusammenschließen. „Die Natur selbst treibt durch die Kriege, durch die überspannte und niemals nachlassende Zurüstung zu denselben, durch die Not, die dadurch ein jeder Staat innerlich fühlt, zu einem Völkerbunde," der freilich nicht in einem Zuge, sondern erst nach vielerlei „Verwüstungen, Umkippungen und Erschöpfung der Kräfte zustandekommen wird". Kant weiß zwar sehr gut, daß diese Idee sehr „schwärmerisch" sei und tröstet sich im übrigen mit dem Gedanken, daß auch die Philosophie ihren Chiliasmus haben könne. Aber er ist doch anderseits so sehr von dem unerträglichen Drucke, den der drohende Kriegszustand über die Völker bringt, und vor allem von dem Grauen und Schrecken des Krieges selbst ergriffen, daß er es für unmöglich hält, daß die Völker nicht früher oder später sich von einem solchen Alpdruck befreien. Er weist mit Entrüstung auf die zu Kriegszwecken kontrahierte, ins ungemessene anwachsende Schuldenlast der Nationen hin, mit einer Andeutung, daß ihm die Sache noch ziemlich neu war; wie würde er sich wundern, wenn er sähe, wie ausgezeichnet derartige Lasten von modernen Völkern ausbalanciert zu werden pflegen. Er nennt den Krieg das größte Übel, das zivilisierte Völker drücke, und macht die böse Bemerkung, die gut in einer sozialdemokratischen Programmschrift stehen könnte, daß unsere Weltregierer für Erziehungsanstalten und alles, was das Weltbeste betreffe, kein Geld übrig hätten, weil alles auf den künftigen Krieg schon im voraus verrechnet sei. Auch von vorgeblicher moralischer Läuterung durch den Krieg will er nichts wissen, sondern sieht nur die schweren sittlichen Übel, die in seinem Gefolge aufzutreten pflegen und stimmt dem Wort eines alten Griechen zu, der Krieg sei darin schlimm, daß er mehr böse Leute mache als er deren wegnähme. Er beklagt es tief, daß die Neigung zum Kriege bei den Menschen unausrottbar und gleichsam „auf die menschliche Natur gepfropft" zu sein scheine, ja noch obendrein als etwas Edles gelte, und wirft den Staatsoberhäuptern vor, daß sie des Krieges nimmer satt werden können. Man sieht: wer sich von den modernen Lesern für den Krieg bei Kant eine Herzstärkung holen will, findet sich reichlich enttäuscht.

Trotz dieser inneren Abneigung gegen den Krieg und seine Greuel hat sich Kant doch nicht versagt, die Gesichtspunkte seiner Rechtssystematik auch auf dieses Gebiet anzuwenden und eine Art Rechtslehre des Krieges zu konstruieren, die er in ein Recht zum Kriege, ein Recht im Kriege und ein Recht nach dem Kriege zerlegt. Er steigt hier stellenweise ins einzelne und konkrete herab und dem aufmerksamen Leser wird die Aktualität mancher seiner Bemerkungen nicht entgehen. Das Recht zum Kriege, bei dem ein Staat sein Recht durch eigene Gewalt verfolgt, tritt ein auf Grund einer zweifachen Voraussetzung: einmal, wenn eine faktische Verletzung des eigenen Staatsgebiets vorliegt, und zweitens, wenn ein Staat durch einen anderen in gefährlichem Maße bedroht wird, sei es durch überhandnehmende Rüstungen, sei es durch bedrohlich anwachsenden Landerwerb. In letzteren Fällen ist auch ein Präventivkrieg berechtigt. Ferner haben alle in Kommunikation stehenden Mächte ein Recht auf politisches Gleichgewicht, woraus sich zugleich das Recht auf Eingehung von Bündnissen und Formierung besonderer

Mächtegruppen ergibt. Das Recht im Kriege, eigentlich ein Widerspruch, da es ein Gesetz im gesetzlosen Zustande sein will, stellt die Forderung, den Krieg nach solchen Grundsätzen zu führen, daß es immer noch möglich bleibt, aus ihm wieder zu einem auf gegenseitiges Vertrauen gegründeten Friedenszustand zu gelangen. Darum soll kein Krieg ein Ausrottungs- oder Unterjochungskrieg und kann keiner ein eigentlicher Strafkrieg sein, weil es an einem übergeordneten Richter fehlt, der über Vergehen und Strafe rechtlich zu befinden hätte. Ferner sind zwar Verteidigungsmittel aller Art erlaubt, aber solche ausgenommen, durch deren Gebrauch die Untertanen als Staatsbürger sittlich und rechtlich disqualifiziert und auch der Staat selbst nach dem Völkerrecht unfähig würde, im Staatenverhältnis als eine Person zu gelten. Hierher gehören alle Maßnahmen, welche die Untertanen des feindlichen Landes zu Spionage, Meuchelmord, Giftmischerei (wohin auch „die Scharfschützen, welche einzelnen im Hinterhalte auflauern", d. h. die Franktireurs gehören) oder auch nur zur Verbreitung falscher Nachrichten anzuhalten suchen. Durch derartige heimtückische Mittel würde eben das Vertrauen, das zur Gründung eines dauerhaften Friedens unbedingt erforderlich ist, in der Wurzel vernichtet werden. Dem besiegten Feinde Lieferungen und Kontributionen auferlegen ist erlaubt, wobei aber nicht den einzelnen Personen das Ihrige mit Gewalt abgezwungen, sondern nur gegen ausgestellte Scheine abgenommen werden darf. Das Recht nach dem Kriege tritt in Kraft mit dem Zeitpunkt des Friedensvertrages und in Hinsicht auf dessen Folgen. Der Sieger diktiert die Bedingungen, und zwar nicht auf Grund von Recht, sondern von Gewalt. Auch auf Zahlung der Kriegskosten hat der Sieger keinen eigentlich rechtlichen Anspruch, weil nämlich damit der Krieg des Gegners als ungerecht gekennzeichnet würde. Die Auswechslung der Gefangenen geschieht ohne Rücksichtnahme auf die Gleichheit der Zahl. Der überwundene Staat verliert durch die Eroberung nicht die staatsbürgerliche Freiheit und gerät natürlich noch weniger in Leibeigenschaft. Mit dem Friedensschluß ist eine allgemeine Amnestie verbunden.

Soweit das „Recht des Krieges", mit dem Kant natürlich nichts weniger als den Krieg selbst legimitiert haben will. Es gilt ihm gewissermaßen nur als eine Art Notstandsrecht der gegenwärtigen Gesellschaft, und der Krieg nur als ein vorläufiges Übel, dem mit allen Mitteln zu steuern sei und auf das die Menschheit gewißlich nicht Ursache hätte stolz zu sein. Er bemerkt einmal sarkastisch, daß es nach einem beendigten Kriege nicht unschicklich sein möchte, nach dem Siegesdankfeste einen allgemeinen Bußtag auszuschreiben und dabei den Himmel im Namen des Staates um Gnade für die große Versündigung anzurufen, die das menschliche Geschlecht noch immer durch das barbarische Mittel des Krieges auf sich lädt. „Die Dankfeste während des Krieges über einen erfochtenen Sieg, die Hymnen, die (auf gut israelitisch) dem Herrn der Heerscharen gesungen werden, stehen mit der moralischen Idee des Vaters der Menschen in nicht minder starkem Kontrast, weil sie außer der Gleichgültigkeit wegen der Art, wie Völker ihr gegenseitiges Recht suchen (die traurig genug ist), noch eine Freude hineinbringen, recht viel Menschen und ihr Glück vernichtet zu haben." Man glaubt diesen Worten bitteren Protestes ein tiefes, echtes Herzweh anzumerken über das namenlose Leid, das der Krieg über die armen, verblendeten Völker und Menschen gebracht hat.

Was Wunder, daß sich die Gedanken des alternden Philosophen wieder und wieder auf die Idee eines allgemeinen Völkerfriedens wandten und vor dem Auge des Greises sogar das Ideal eines ewigen Friedens auftauchte. Er hat diese Idee offenbar schon lange vor seinem abschließenden Glaubensbekenntnis bei sich erwogen und allerlei Möglichkeiten diskutiert. Zwar von dem heute so eifrig erstrebten und eifersüchtig gewahrten „europäischen Gleichgewicht" hielt er nicht eben viel und glossiert es mit der lustigen Bemerkung, daß „ein dauernder allgemeiner Friede durch die sogenannte Balance der Mächte in Europa ein bloßes Hirngespinst sei und Swifts Haus gleiche, das von einem Baumeister so vollkommen nach allen Gesetzen des Gleichgewichts erbaut war, daß, als sich ein Sperling darauf setzte, es sofort einfiel". Der moderne Leser denkt augenblicks an das peinlichst gehütete Gleichgewicht der beiden großen europäischen Mächtegruppen, das durch das kleine Serbien so verhängnisvoll gestört werden sollte. Dagegen glaubt Kant schon in dem gegenwärtigen Verhältnis der Völker gewisse Anzeichen zu erblicken, die sie notwendig, wenn auch langsam jener Idee eines allgemeinen Friedens näher bringen müssen. Schon jetzt scheinen ihm die Staaten in einem so „künstlichen Verhältnis" zueinander zu stehen, daß keiner in der inneren Kultur nachlassen könne, ohne zugleich gegen die andern auch äußerlich an Macht und Einfluß zu verlieren, mit anderen Worten, die geistigen und kulturellen Faktoren scheinen ihm beachtenswerte Machtfaktoren in der Völkerkonkurrenz darzustellen. Er macht ferner geltend, daß die Gemeinschaft unter den Völkern der Erde so groß geworden sei, daß eine Rechtsverletzung an einem Platze sogleich an allen gefühlt werde, und schließt daraus, daß die Idee des Weltbürgerrechts keine phantastische und überspannte Forderung mehr sei. Dies schrieb Kant zu einer Zeit, wo es weder Weltpost noch Eisenbahn noch Telegraph gab und man von der Ausdehnung der handelspolitischen und weltwirtschaftlichen Beziehungen unserer Tage keine Ahnung hatte. Trotzdem hat er schon die Friedenstendenz, die in aller wirtschaftlichen Kommunikation liegt, deutlich herausgefühlt, wenn er bemerkt, daß der wechselseitige Eigennutz der Menschen immer wieder zum Frieden führe, da der „Handelsgeist" mit dem Kriege nicht zusammen bestehen könne. Es ist übrigens bemerkenswert, daß der einzig neue, allerdings auch eminent bedeutsame Gedanke der neueren Friedenstheoretiker über Kant hinaus darin besteht, daß sie die große Bedeutung der sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse für die politische Gestaltung der Welt und damit auch für das Friedensproblem nachdrücklichst hervorheben. Kants Friedenstheorie ist eine rein politische, die der neueren meist eine sozial- und wirtschaftspolitische.

Die Idee des ewigen Friedens ist vielleicht so alt wie der Krieg und sicherlich nur wenig jünger. Der erste neuere Autor, der ihr eine eigene Schrift widmete, war der Abbé St. Pierre, dessen Projet de paix perpétuelle (1713) nicht geringes Aufsehen machte. Angeregt durch diese, auch zu ihrer Zeit noch vielbesprochene Schrift griffen fast gleichzeitig Herder und Kant dieselbe Idee in ihrer Weise an, Herder in den Briefen zur Beförderung der Humanität, Kant in dem bekannten, aus näherem Anlaß des Baseler Friedens verfaßten Entwurf „Zum ewigen Frieden". Dieses Schriftchen, mit gewohnter Kantischer Steifheit geschrieben, aber mit Witz und Laune gewürzt, bildet in seiner äußeren Form ganz die den „Friedensinstrumenten" eigentümliche Anordnung nach. Auf sechs Präliminarartikel folgen

drei Definitivartikel und, damit auch die Kabale nicht fehlt, ein Geheimartikel zum ewigen Frieden. In einem unentbehrlichen Anhang wird der perfiden Kabinettpolitik jener Tage aus der Schule geplaudert und mit echt Kantischem Scharfsinn eine Antinomie konstruiert zwischen Moral und Politik, die dann friedlich in einer „transzendentalen Formel des öffentlichen Rechts" gelöst wird. Sehr vergnüglich sind auch die Ausfälle gegen unsere lieben Vettern jenseit des Kanals, welche Kant überhaupt nie recht leiden konnte. Er hatte vor allem eine Abneigung gegen die englische Politik, besonders Pitt, und war ein warmer Verteidiger der Amerikaner, worüber es mit seinem Freunde Green beinahe zum Zweikampf gekommen wäre. Wenn er aber von den Engländern sagt, sie seien dafür bekannt, daß sie „von der Frömmigkeit viel Werks machen und, indem sie Unrecht wie Wasser trinken, sich in der Rechtgläubigkeit für Auserwählte gehalten wissen wollen", so werden wir diese Stigmatisierung englischer Heuchelei nur mit Genugtuung vernehmen.

Die sechs Präliminarartikel formulieren die vorbereitenden Bedingungen, die einen ewigen Frieden einzuleiten geeignet und erfordert sind. Es soll kein Friedensschluß gemacht werden mit dem geheimen Vorbehalt zu einem neuen künftigen Kriege, weil dadurch ein „ewiger" Friede von vornherein illusorisch würde. Es soll kein selbständiger Staat von einem andern durch Erbschaft, Kauf oder Schenkung erworben werden können; denn ein Staat ist keine Habe oder Sache, sondern eine Gesellschaft von Menschen, über die niemand als sie selbst zu gebieten und zu disponieren hat. Stehende Heere sollen mit der Zeit ganz aufhören, da sie durch ihre stete Kriegsbereitschaft für andere eine beständige Drohung bedeuten. Es sollen für Zwecke der Kriegführung keine Staatsschulden gemacht werden, weil durch ein solches Kreditsystem eine den Frieden bedrohende Geldmacht heranwachsen kann. Kein Staat soll sich in die Verfassung oder Regierung eines andern gewalttätig einmischen, und endlich soll, bei ausgebrochenem Kriege, kein Staat sich gegen den andern solche Feindseligkeiten erlauben, durch die das wechselseitige Vertrauen in einem künftigen Frieden unmöglich gemacht würde (Mordanschlag, Kapitulationsbruch usw.). Eine Mißachtung dieser letzten Bestimmungen würde zu einem völligen Ausrottungskrieg der Völker führen und damit, nach Kants Ausdruck, „den ewigen Frieden nur auf dem Kirchhof der Menschengattung und in dem weiten Grabe finden, das alle Greuel der Gewalttätigkeit samt ihren Urhebern bedeckt."

Von diesen sechs Präliminarartikeln sind die ersten fünf in der Folgezeit zwar mehr oder minder wohlwollend diskutiert, aber noch auf den heutigen Tag von ihrer Durchführung weit entfernt. Dagegen ist der sechste so ziemlich von allen zivilisierten Völkern angenommen worden.

Die nunmehr folgenden drei Definitivartikel legen die Bestimmungen dar, unter denen allein ein Völkerfriede von ewiger Dauer garantiert werden kann. Sie sind im Grunde nichts anderes als das Programm des Kantischen Völkerrechts und Weltbürgerstaats, das uns im wesentlichen schon bekannt ist. Die Verfassungsform der Zukunftsstaaten ist die republikanische, die freilich „die schwerste zu stiften, viel mehr noch zu erhalten", aber auch gleichzeitig die einzige ist, die der Idee des Sozialkontrakts entspricht, auf der doch letztlich alles Recht und Gesetz eines Volkes gegründet sein muß. Ja, jede Verfassungsform, die nicht repräsentativ ist, ist eigentlich eine Unform. Je kleiner dabei das Personale der Staatsgewalt

und je größer dagegen die Repräsentation derselben ist, desto mehr nähert sich eine Verfassung dem republikanischen Ideal. Das wesentlichste Merkmal des Republikanismus aber liegt darin, daß die exekutive Gewalt streng von der legislativen getrennt wird, während der Despotismus gerade darin besteht, daß wer die Gewalt hat auch Recht und Gesetz diktiert. Das Verhältnis der Staaten des ewigen Friedens zueinander ist das einer allgemeinen, völkerrechtlich geregelten Förderalität. Die Schwierigkeiten, die sich auch dieser Aufgabe entgegenstellen, sind freilich groß; denn gerade im Verhältnis ganzer Völker gegeneinander blickt die Bösartigkeit der menschlichen Natur am unverhohlensten durch. Aber es sind doch gewisse Symptome vorhanden, die anzeigen, daß auch hier die moralische Anlage nicht ganz schlummert, so wenn zum Beispiel jeder Staat bei einem unternommenen Kriegsangriff die dringende Nötigung empfindet, sein Vorgehen moralisch zu rechtfertigen, wodurch dem Rechtsbegriffe wenigstens dem Worte nach eine Huldigung geschieht. Der rechtliche Zusammenschluß aller Staaten würde eigentlich auf die Idee eines Völkerstaats führen, der zuletzt alle Völker der Erde befassen würde; da dieser Plan aber vorderhand nicht im Willen der Völker zu liegen scheint, so muß man bis auf weiteres an die Stelle der positiven Idee einer Weltrepublik das negative Surrogat eines Staatenbundes setzen, der doch wenigstens das Übel eines stetig drohenden Krieges abzuwehren vermag. Innerhalb des so geschlossenen Staatenbundes gilt endlich das Recht auf allgemeine Hospitalität. Da nämlich ursprünglich niemand an einem Orte der Erde zu sein mehr Recht hat als ein anderer, so steht allen Menschen für alle Teile der Erde ein Besuchsrecht (wenn auch kein Gastrecht) zu, solange jeder sich an seinem Teile friedlich verhält und den Nachbar nicht schädigt. Sehr im Widerspruch hierzu steht allerdings das inhospitale Betragen der kolonisierenden Völker Europas, deren Ungerechtigkeit in der Besitznahme fremder Länder und der Knechtung und Vernichtung ihrer Bewohner bis zum Erschrecken weit geht.

Soweit die Theorie des ewigen Friedens. Kant ist sich wohl bewußt, daß dieses Ideal, in dem er das letzte Ziel des ganzen Völkerrechts erblickt, noch in weiter Ferne liegt, ja er nennt es selbst einmal etwas kleinmütig eine „unausführbare Idee". Aber er läßt den festen Glauben nicht sinken, daß politische Grundsätze aufgestellt und ausgeführt werden können, die eine allmähliche, stufenweise Annäherung an jenes Ideal ermöglichen, und sieht eine solche Veranstaltung in einem permanenten Staatenkongreß zur Erhaltung des Friedens, wie er zum Beispiel in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts in der Versammlung der Generalstaaten im Haag bestand, „wo die Minister der meisten europäischen Höfe, und selbst der kleinsten Republiken, ihre Beschwerden über die Befehdungen, die einem von dem andern widerfahren waren, anbrachten und so sich ganz Europa als einen einzigen föderierten Staat dachten, den sie in ihren öffentlichen Streitigkeiten gleichsam als Schiedsrichter annahmen". Man weiß, wie diese Schiedsgerichtsidee mittlerweile weiter ausgebaut ist, ohne daß auch sie uns dem ewigen Frieden um ein wesentliches Stück näher gebracht hätte. Aber es kam für einen Politiker wie Kant, der den Begriff der moralischen Politik erfunden hatte, auch gar nicht so sehr darauf an, ob eine solche Idee fürs erste realisierbar war, sondern nur darauf, daß sie nach der unabweisbaren und unstillbaren Forderung unseres sittlichen Bewußtseins verwirklicht werden soll. Kant hat nie sonderlich

mit der gemeinen Wirklichkeit paktiert, am wenigsten im Moralischen. Das Wort: du kannst, denn du sollst! gilt ihm zuletzt auch im Politischen. Darum soll sein Entwurf zum ewigen Frieden nicht ein realpolitischer Traktat über Mögliches und Erreichbares, noch weniger ein philosophischer Traum über Unmögliches und Unerreichbares, sondern die Aufstellung eines sittlichen Ideals sein, dem wir mit allen Kräften und gegen alle Hemmungen und Widerstände unbeirrt nachzustreben haben. Aus diesem Gedanken heraus schließt er seine kleine Schrift über „Theorie und Praxis" mit dem Bekenntnis: „Ich meinerseits vertraue doch auf die Theorie, die von dem Rechtsprinzip ausgeht, wie das Verhältnis unter Menschen und Staaten sein soll, und die den Erdengöttern die Maxime anpreist, in ihren Streitigkeiten jederzeit so zu verfahren, daß ein solcher allgemeiner Völkerstaat dadurch eingeleitet werde."

Als Kant diese Worte schrieb, war er ein Greis von nahezu siebzig Jahren, der eine politisch außerordentlich reiche und wild bewegte Zeit überschaute. Was er danach noch erlebte, vor allem der Aufgang der napoleonischen Zeit, war auch kaum geeignet, seine Hoffnung auf den dauernden Völkerfrieden sonderlich zu stärken. Auch er mag erfahren haben, was so mancher erfahren hat, der in die Zeiten und Völker schaut, daß von allen großen Resignationen, die uns die Geschichte auferlegt, die auf den ewigen Frieden die größte und schwerste ist. Wir sind heute nahezu ein und ein viertel Jahrhundert über jene Zeit hinausgeschritten, haben Kriegsleid und Friedensglück, Aufstieg und Niedergang der Nationen und dazu alle Formen und Schattierungen von Friedenstheorien und Schiedsgerichtsvorschlägen erlebt, und stehen augenblicklich in dem furchtbarsten Kriege, den die Welt gesehen hat. Ob aus ihm das Morgenrot des ewigen Friedens aufleuchten wird? Wir wissen es nicht und mögen es über all der Flut von Haß, Lüge und Gemeinheit, die heute die Völker auseinander reißt, gründlich bezweifeln; aber das wissen wir, daß dieser Krieg mit einem Siege endet, der wenigstens unserm deutschen Volke wenn nicht einen ewigen, so doch einen langen, ersehnten Frieden bringen wird.

Die Letten in den baltiſchen Provinzen, beſonders in Kurland

Von S. Broedrich

Als der Deutſche Orden im dreizehnten Jahrhundert mit feſter Hand ſeinen Staat am Oſtgeſtade der Oſtſee errichtete, unterwarf er ſich die vorgefundene Bevölkerung, die finniſchen Kuren und Liven, aber auch die Semgallen und die Letten. Dieſe waren ihm am wenigſten gefährlich, da ſie von Kuren und Liven, weiter nördlich von den finniſchen Eſten, bedrängt waren. Der Orden ſpielte ſie daher gegen die kriegeriſchen Gegner aus und förderte ihr Vordringen in die Gebiete, die damals Kuren und Liven einnahmen, das heißt beſonders in die mittleren und weſtlichen Teile des heutigen Gouvernements Kurland. Die Letten, deren Hauptmaſſe im Südoſten des heutigen Livland und in den angrenzenden Teilen des Gouvernements Witebſk (Polniſch-Livland) gewohnt hatten, waren eine friedfertige Ackerbevölkerung, die wir nun im ganzen Lande auf Einzelhöfen auf dem Grund und Boden des Ordens, aber auch auf den zahlreichen Gütern finden, mit denen er ſeine Hinterſaſſen belehnte. Aus dieſen erwuchſen die deutſchen Ritterſchaften der Oſtſeeprovinzen, die noch heute den ganzen Großgrundbeſitz der Provinzen in feſter Hand halten. Nach dem Zuſammenbruch des Ordens nahm der letzte Ordensmeiſter Kurland als Herzogtum von Polen zum Lehen. Livland wurde polniſch, ſpäter wurde es von Guſtav Adolf erobert. Während den livländiſch-lettiſchen Bauern dadurch die Segnungen ſchwediſcher Agrarverfaſſung zuteil wurden, ließen ſich die Herzöge in Kurland die gedeihliche Entwicklung der Bauern angelegen ſein, denn ein Drittel des geſamten Landes war herzoglicher Hausbeſitz, und mit dem Wohlſtande der Domänenbauern hing der Reichtum der kurländiſchen Herzöge eng zuſammen. Als nach der dritten Teilung Polens der letzte Herzog von Kurland abdankte, und Kurland an Rußland fiel, kaufte die Krone Rußland den geſamten herzoglichen Hausbeſitz, der heute noch ſtaatliche Domäne iſt. Die Kaiſerin Katharina die Zweite beſtätigte damals der Ritterſchaft die alten Gerechtſame, deutſche Rechtspflege, deutſche Verwaltung und Herrſchaft der evangeliſch-proteſtantiſchen Kirche. Die Ritterſchaft hat nun die wirtſchaftliche und kulturelle Arbeit der Herzöge fortgeführt, die Hörigkeit der lettiſchen Bauern 1816 bis 1818 auf-

gehoben, durch das Agrargesetz von 1863 für alle Zeiten das Bauernland als solches festgelegt, damit es nicht von den Rittergütern verschlungen werde, und in den Jahren 1875 bis etwa 1890 sind dann diese Bauernhöfe durch Verkauf an die bisherigen Pächter zur festen Unterlage der Bauernbevölkerung gemacht worden. Von den 25000 kurländischen Bauernhöfen sind etwa 20000 in lettischer Hand. Auf ihnen leben etwa 200000 Seelen, während eben so viele auf den weiten Gutsbezirken des deutschen Großgrundbesitzes als Pächter, Arbeiter und Gutsangestellte ihr Fortkommen finden. Deutsches Recht, deutsche Kirchenverfassung und Verwaltung hat im Laufe der Jahrhunderte den lettischen Bauern zu einem deutschen Bauern mit lettischer Sprache gemacht — nur die deutsche Sprache fehlt ihm, wenn auch seit dem neunzehnten Jahrhundert ihre Kenntnis weit verbreitet war. Daß eine sprachliche Germanisierung nicht stattfand, erklärt sich daraus, daß eine bäuerliche Einwanderung unterblieb; eine herrschende Minderheit konnte sich sprachlich die bäuerliche Masse natürlich nicht assimilieren. Exklusiv deutsch blieben die Städte, in deren Bürgerkorporationen und Zünften nach den Gesetzen nur Deutsche Zutritt erhielten. Da hatte deutsches Wesen im Lande goldenen Boden, daher der nie versiegende Zustrom deutscher Kandidaten und Hauslehrer, Kaufgesellen und Handwerker aus dem Mutterlande. Er führte dem deutschen Element der Provinzen stets frisches Blut zu. Wenn auch der Übergang von Letten ins Deutschtum keineswegs ausgeschlossen war, so blieb der Lette in der Regel doch Landbauer. Erst die Aufhebung der Zünfte, die Gewerbefreiheit führte zu einer starken Steigerung der Zahl der lettischen Stadtbewohner. Der Nationalitätsgedanke erwachte und ehrgeizige Führer erregten und vertieften den Gegensatz zu den deutschen Heimatgenossen. Die Presse trug den Gegensatz auf das flache Land. Indessen hätte ein Ausgleich auf dem Boden der geschichtlichen Entwicklung sich finden lassen, wenn das Deutschtum nicht auch von anderer Seite einen schweren Angriff erfahren hätte.

Im Jahre 1880 kam Kaiser Alexander der Dritte an die Regierung und erklärte alsbald den Vertretern der Ostseeprovinzen, daß für ihn die deutschen Privilegien der Ostseeprovinzen nicht mehr existierten. Die rücksichtslose Vergewaltigung der Lande brach an. Justiz und Verwaltung wurden russifiziert, die deutschen Schulen wurden geschlossen, die Landesuniversität in Dorpat wurde russifiziert, die Volksschullehrerseminare der Ritterschaften wurden geschlossen, und ein Heer russischer Beamter hielt seinen Einzug in das Land mit der bestimmten Weisung, unter allen Umständen den Zusammenhang zwischen der herrschenden deutschen Schicht und der lettischen Bauernbevölkerung zu zerstören. Das ist in beispielloser Hetze mit allen Mitteln moskowitischer Willkür bis 1905 geschehen und in diesen fünfundzwanzig Jahren (1880 bis 1905) ja auch Beträchtliches erreicht worden. Die in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts eingeführte allgemeine Wehrpflicht brachte die Letten nach vierjährigem Militärdienst im inneren Rußland mit russischen Sprachkenntnissen in die Heimat zurück und gab die Möglichkeit, in allen russifizierten Justiz- und Verwaltungsbehörden mit

ihnen die Subalternposten zu besetzen (Dolmetscher, Schreiber usw.), da alle Deutschen aus solchen Stellungen ausgemerzt wurden, und Russen aus den inneren Gouvernements für subalterne Posten nicht zu haben waren (wegen der fast absoluten Unkenntnis von Lesen und Schreiben). Auch in den Stadtverwaltungen begannen die Letten jetzt hier und da einzudringen; jede Stadtverordnetenwahl wurde zu einer nationalen Kraftprobe zwischen Deutschen und Letten. Bisher haben dabei die Deutschen die Herrschaft in den großen Städten sich gewahrt, in den kleinen meist verloren. Die lettischen Zöglinge der neuen russischen Lehrerseminare brachten ihren Schülern in den russifizierten Volksschulen das neue Evangelium: „Nieder mit den deutschen Herren und Pastoren, nieder mit den deutschen Bürgern in den Städten, die euch nicht zur Freiheit kommen lassen wollen." Sie selbst waren in den Seminaren unter dem unerhörten Druck der Lehrer und Direktoren, wie die Schüler aller höheren Lehranstalten im Reiche, bald im geheimen revolutioniert, unterhielten Verbindungen mit allen geheimen Revolutionskomitees im Reiche und benutzten die Katheder der russifizierten Volksschulen ihrer Heimat nicht zur Russifizierung sondern zur Revolutionierung ihres Volkes — natürlich unter gleichzeitiger Hetze gegen die Deutschen, die doch trotz aller Drangsalierung durch die russischen Regierungsorgane ihrer ganzen sozialen Schichtung nach und ihrer politischen Lage wegen konservativ bleiben mußten. Wohl alle Pastoren und Gutsbesitzer des Landes wissen davon zu sagen, wie immer und immer wieder verständige lettische Bauernhofsbesitzer zu ihnen kamen, von jeher gewöhnt bei ihnen sich Rat zu holen, und entrüstet mitteilten, die Kinder kämen aus der Schule heim und erzählten, daß der neue Lehrer im Religionsunterricht ihnen erklärt habe, daß er ihnen die Religion nur vortragen müsse, um sie dumm zu erhalten, und daß die Regierung sie mit denselben Mitteln knebeln wolle, wie bisher die deutschen Herren und Pastoren usw.

Es kam der japanische Krieg mit seinen Niederlagen und die allgemeine Revolution in Rußland; der Generalstreik an den Eisenbahnen, der Post und Telegraphie isolierte das Land völlig, die russische Beamtenschaft gab alles auf und floh oder machte die Revolution mit, und aus den subalternen, lettischen Beamten, aus den Volkslehrern, den sozialistisch-anarchistischen Arbeitern Libaus und Rigas, wie den Schülern der höheren Klassen aller staatlichen höheren Lehranstalten im Lande erstanden die Träger der organisierten Revolution, die überall die rote Fahne hißte, Exekutivkomitees einsetzte und die Bevölkerung aufforderte, in Gemeindeversammlungen auf Grund des allgemeinen Stimmrechts für beide Geschlechter, zunächst örtliche revolutionäre Verwaltungsorgane zu schaffen. Die breite Masse der bäuerlichon Bevölkerung verhielt sich zunächst vollkommen ablehnend und verfiel erst der Revolution, als sie sich schutzlos dem Terror ausgeliefert sah. Die Revolutionäre schufen aus dem Abschaum der Bevölkerung bewaffnete Kampforganisationen, und als überall in den Gemeinden zunächst einzelne bäuerliche Besitzer inmitten der Ihrigen von diesen Banden nachts überfallen und erschossen wurden, und tags darauf Plakate und Proklamationen verkündeten,

daß es allen Feinden des Volkes so ergehen würde, da wagte niemand mehr den neu einberufenen konstituierenden Versammlungen fern zu bleiben. Als dann auf diesen Versammlungen, angesichts der meistens scheu schweigenden Bauernhofsbesitzer, von kleinen lärmenden Trupps städtischer, bewaffneter Revolutionäre, unter Beihilfe von Volksschullehrern, Gemeindeschreibern und Studenten die bisherigen Gemeindeverwaltungen aufgehoben und neue gewählt wurden — gewöhnlich fünf bis sieben Personen, darunter immer nur einzelne Hofbesitzer, die Majorität bildeten die fremden angereisten Elemente und die Landarbeiter der benachbarten Rittergutshöfe —, und überall verkündet wurde, daß der deutsche Großgrundbesitz nunmehr als Staatseigentum der neuen lettischen Republik anzusehen sei, seine Äcker und Wiesen an die besitzlose Masse verteilt, die lettischen Bauernhofsbesitzer aber im Besitze ihrer Höfe verbleiben würden, soweit sie mit der Republik gingen, da war es ja mehr als natürlich, daß die breite Masse der Leute, die schutzlos allem preisgegeben war, aufatmete, als durch diese Entwicklung die anarchistische Horde und die besitzlose Masse von ihnen auf den deutschen Großgkundbesitz abgelenkt schienen. Sie verhielten sich passiv und sahen mit den Händen in den Taschen dem Treiben des wahnsinnig gewordenen Teils ihrer Volksgenossen zu. In wenigen Wochen hatten sich alle Bande der Ordnung im ganzen Reiche gelöst, die anarchistischen Elemente erlangten die vollkommene Herrschaft, und in wenigen Tagen gingen Hunderte von deutschen Gutshöfen in Flammen auf, aus denen sich die Besitzer mit größter Not gerettet hatten, oder auch gefangen genommen, zum Teil ermordet worden waren. Diejenigen, die ihren Besitz mit der Waffe in der Hand verteidigt haben, haben ihn sich auch erhalten. Endlich kam Militär ins Land; da alle russischen Beamten geflohen waren, stellten sich die wenigen deutschen zurückgebliebenen Großgrundbesitzer der Militärverwaltung zur Verfügung. Aus ihrer Mitte wurden sofort einige zu Kreischefs ernannt, andere als Zivilkommissare den Militärs beigegeben und unter ihrer Leitung wurde das Land in wenigen Monaten pazifiziert und von den verbrecherischen Elementen gesäubert. Tausende flohen nach Amerika, Tausende wurden nach Sibirien verbannt, Hunderte standrechtlich erschossen, und bei der Liquidation dieser Revolution zeigte es sich, daß es doch trotz allem, was vorangegangen war, einen Zusammenhang zwischen deutschen Großgrundbesitzern und lettischen Bauern gab. Denn durch die mit peinlichster Gewissenhaftigkeit von den ortseingesessenen Herren geführten Untersuchungen wurde vermieden, daß Unschuldige unter dem Kriegsrecht litten, es wurden nur die wirklich verbrecherischen Elemente gefaßt und denen, die passiv mitgelaufen waren ihre völlige Schutzlosigkeit in der schrecklichen Zeit in vollem Maße zugute geschrieben. Das Volk atmete auf, es begann wieder eine Zeit ruhiger wirtschaftlicher Entwicklung, scheu verbargen die schlimmen Elemente ihr Haupt, überall waren wieder die deutschen Elemente in die Verwaltung gekommen, und in begeisterter Arbeit sammelte das baltische Deutschtum in neu entstehenden Nationalverbänden sein Volkstum.

Dann kam 1914 der Krieg; das baltische Deutschtum wurde schwer von ihm betroffen, alle hatten ihn in den letzten Jahren wie eine Naturgewalt heranziehen sehen. Wie 1870 Frankreich „die Rache für Sadowa" wollte, so brauchte die russische Volksseele „die Rache für Mukden". Das „faule" Germanentum sollte dem Panslawismus verfallen. Sofort mit Beginn des Krieges ging in der gesamten russischen Presse eine so wütende, leidenschaftliche Hetze gegen die Deutschbalten los, daß sie alles dagewesene bei weitem übertraf. Als berufene Vertreter der Ritterschaften nach Petersburg eilten und sich in schwerer Sorge beim Ministerpräsidenten darüber beschwerten, lautete die Antwort kurz und bündig, ob die Herren nicht wüßten, was der Krieg mit Deutschland bedeute, es sei der Rassenkrieg, und als solcher werde er geführt werden. Es würde die ganze Wucht der slawischen Seele entfesselt werden gegen das Germanentum, für dieses sei in Rußland kein Platz mehr. Er könne ihnen weiter nichts sagen. Nun wußte das Deutschtum des Baltenlandes, was bevorstand. Freiwillig lösten sich die nationalen deutschen Schutzverbände auf, um nicht aufgelöst und konfisziert zu werden, wozu die Befehle zwei Tage nach der freiwilligen Auflösung eintrafen, und nun begann die große Drangsalierung, an welcher wieder ein Teil der Letten hervorragendsten Anteil nahm. Wieder waren es die gesamten subalternen Beamten an den Post- und Telegraphenämtern, an den Kassen und dem gesamten Verwaltungsdienste; mit ihnen gingen die ehrgeizigen Führer der lettischen Städter, die diese Gelegenheit nun benutzen wollten, um mit Hilfe des Staates in die kuruliſchen Sessel des Magistrats zu gelangen; ebenso die in den letzten fünfundzwanzig Jahren aus den russischen Gymnasien hervorgegangenen, moralisch und politisch verdorbenen russifizierten lettischen Bildungselemente, denen es bisher nicht gelungen war, das Deutschtum zu verdrängen. Überall entstanden kleine lettische Hetzblätter; ungestüm wurde die Enteignung des gesamten deutschen, ländlichen und städtischen Grundbesitzes gefordert, in Libau beteiligten sich sogar lettische Pastoren an dieser Hetze (die wenigen national-lettischen Prediger auf dem flachen Lande haben alle eine würdige und objektive Haltung gezeigt). — Alle deutschen Beamten wurden trotz ihrer in der Revolutionszeit dem Staat geleisteten Dienste in den ersten Kriegsmonaten entlassen, auf jede Denunziation folgten Haussuchungen auf Gütern und in Städten bei den angesehensten Gliedern der deutschen Bevölkerung. Jeder Kirchturm im Lande sollte mit geheimen Vorrichtungen für deutschen Nachrichtendienst versehen, jeder zufällig in Arbeit befindliche Neubau sollte zur Fundamentierung für deutsche Geschütze errichtet sein. Viele führende Glieder der Ritterschaft wurden nach Sibirien und nach dem Norden Rußlands verbannt, ebenso eine Anzahl Pastoren; schließlich erschien im Februar das Verbot, außerhalb des Hauses deutsch zu sprechen, und Gefängnisstrafe traf erbarmungslos sogar die Schüler der unteren Klassen, wenn sie wegen eines deutschen Wortes, das ihnen entschlüpfte, denunziert wurden.

Während nun die lettische sogenannte Intelligenz und das niedere Beamtentum skrupellos dem panslawistischem Regime Vorspann leisteten, war die Haltung der lettischen Arbeiter in den Libauschen und Rigaschen Fabriken, die 1905 zur Revolution das größte Kontingent gestellt hatten, und die Haltung der breiten Massen der Landbevölkerung eine ganz andere. Die lettische städtische Arbeiterbevölkerung, die sozialistisch ist, ging mit der allrussischen Sozialdemokratie, die sich vom ersten Tage an gegen den Krieg schroff ablehnend verhalten hat, und schon zu Beginn des Krieges erschienen die ersten Proklamationen, die über Nacht in den Städten und Marktflecken des Landes und auch vor den ländlichen Kirchen ausgestreut und verbreitet wurden. Nach Weihnachten häufte sich diese Erscheinung. Der Inhalt war stets derselbe: „Nieder mit dem Krieg, nieder mit der zarischen Regierung, es lebe die Revolution!" Es folgten vernichtende Mitteilungen über die Massenschlächtereien dieses Krieges, dann immer die Warnung, das Volk möge nur ja nicht wie 1905 gegen die eingesessenen Deutschen vorgehen, denn die würden jetzt von der Regierung noch schwerer bedrückt als Sozialisten. Gegen die Deutschen könne man doch nichts ausrichten usw. Die großen breiten Massen des Landvolks aber standen still beiseite. Ihnen liegt noch das Jahr 1905 in den Gliedern. Dann aber haben sie längst erkannt, daß sie nichts mehr von Rußland zu erwarten haben. Sind erst die Deutschen vom Panslawismus erledigt, dann kommen sie dran. Sie wissen es; auch sie sind evangelisch und sind nicht slawisch, wer wird sie schützen? — Ihr sittlich verdorbener russifizierter Bildungspöbel sicher nicht. Zu oft haben sie es erfahren: was ist dem Russen der Lette? Im weiten Reiche weiß man nichts von ihm — der Deutsche hingegen ist im ganzen Reiche, wenn auch glühend gehaßt, so doch geachtet. Wenn daher der Lette in Moskau, in Petersburg oder sonst im Innern des Reichs sich eine Existenz gründet, so gibt er sich dort fast immer als Deutscher aus, das schafft Empfehlung und Ansehen. Nun ist der Krieg gekommen, der den Letten aus allen gewohnten Bahnen gebracht hat. Die rücksichtslosen Requisitionen zu Kriegszwecken haben ihn außer sich gebracht, an den Sieg der Russen glaubt er nicht, denn trotz der ganzen Lügenpresse weiß er es, wie es unter Rennenkampf herging und was bei Tannenberg, in Masuren und Warschau geschah, zuviel Verwundete sind heimgekehrt und verkünden es: „es ist unmöglich gegen die Deutschen zu siegen" und sie schildern die Erbärmlichkeit russischer Offiziere und schildern das herrliche Ostpreußen, das sie gesehen haben und das die Russen so verwüsteten; und schon im Herbst brach es durch, leise, zögernd, einer raunte es dem andern zu: „ja — wenn wir nun wirklich annektiert würden, würden wir es denn schlechter haben als die Litauer in Ostpreußen? Der Deutsche ist doch unser Glaubensbruder, und hat denn der deutsche Herr hier im Lande uns nicht leben lassen?" Diese Stimmung hat sich der breiten Masse der konservativen lettischen Bauern bemächtigt und findet das gleiche Entgegenklingen in den sozialistischen Arbeiterkreisen. Als nun die Deutschen an-

rückten und die gesamte russische Beamtenschaft in wilder panikartiger Flucht floh, da flohen mit ihnen die Tausende von den schlimmen Elementen des lettischen Volkes: die ganzen niederen Beamten bis zu den Portiers der offiziellen Institutionen abwärts, der russische Postdirektor und der lettische Postbote, die russischen Gerichtspräsidenten und die lettischen Schreiber und Kanzlisten, die lettischen Rechtsanwälte, Redakteure usw. und das ganze böse Geschmeiß, denn was sollen die unter deutschem Regiment? Was aber gut im Volke war, der Bauer vom flachen Lande, der hofft, daß Gott Frieden und gerechtes neues Regiment geben werde — er denkt wie der große Chronist der baltischen Lande, der in seiner berühmten livländischen Chronik den Heldenkampf des Ordens gegen die Russen schildert und diese mit den Worten beginnt: „Es ist gewißlich wahr und männiglich bekannt, daß der Moskowiter alle Zeit der Feind der Christenheit gewesen."

Es sind hier im obigen die Erfahrungen gewissenhaft mitgeteilt, die alle deutschen Großgrundbesitzer und Pastoren in diesen Kriegsmonaten an ihren lettischen Heimatsgenossen gemacht haben. Genau so lauten auch die Informationen von Livland her. Kein deutscher Balte zweifelt daran, daß in einer bis zwei Generationen unter deutscher Regierung der lettische Bauer sprachlich germanisiert ist. Nun hat Kurland, das so groß wie Belgien ist, auf dem flachen Lande mit Ausschluß der Städte etwa 450000 Bewohner, von ihnen sind etwa 400000 Letten. Kurland ist nächst Kostroma das schwächstbevölkerte Gouvernement des europäischen Rußlands. Der Grund ist wohl darin zu suchen, daß ein Drittel des Landes staatliche Domänen sind, auch sind große Teile der deutschen Latifundien wenig besiedelt. Da in den Domänen fast gar kein Kapital investiert ist, also keine Werte durch Aufteilung zerstört werden, so bieten sie ein weites Feld für deutsche Ansiedlungstätigkeit. In den letzten sechs Jahren vor dem Kriege ist es einigen deutschen Großgrundbesitzern Kurlands gelungen, zur Stärkung des Deutschtums im Lande etwa 15000 deutsche Seelen aus den deutschen Bauerkolonien Rußlands in Kurland besitzlich zu machen. Sie gedeihen glänzend, und unter den etwa 2000000 deutschen Bauern in Rußland ist eine gewaltige Bewegung entstanden, die Hoffnung, daß die baltischen Provinzen vom Deutschen Reich genommen werden, und sie selbst dann dort oder sonst im Deutschen Reiche eine feste Heimat finden mögen. Denn der Zar hat am 2. Februar dieses Jahres ihre Untertanentreue und ihre hundertjährige Kulturarbeit in Rußland damit gelohnt, daß er das Gesetz unterschrieb, laut welchem sie alle im Laufe von zehn Monaten ihren Besitz aufzugeben haben und ausgesiedelt werden aus Haus und Hof mit Weib und Kind, während ihre Brüder und Söhne unter den Fahnen desselben Zaren im Kampf gegen ihre Stammesgenossen verbluten müssen. Aus Wolhynien und den Gouvernements östlich der Weichsel sind Hunderttausende mit Weib und Kind bereits ins Elend getrieben worden. Nun will der letzte deutsche Kolonist aus Rußland mit Friedensschluß fort, und er hofft auf Hilfe

vom mächtigen Deutschen Reich und sehnsüchtig schaut er nach Kurland und Livland, wo schon seit Jahren so viele von den Seinen in friedlicher Nachbarschaft mit der örtlichen lettischen Bauernbevölkerung leben. Sie schildern in ihren Briefen an die Heimatkolonien im Innern Rußlands die Schönheit des Landes, die großen Flächen und die Tatsache, daß dort die Gutsherrn und Städter deutsch sind und sie freudig als Stammesgenossen begrüßen, wie der lettische Nachbar mit ihnen deutsch radebrecht, da deutsches Wesen ihm nun einmal als etwas Höheres gilt. Der deutsche Bauer aus den innerrussischen Kolonien begreift, daß er in ein Land gekommen ist, in dem der Deutsche der Herr in Stadt und Land ist und „deutsch werden" auch für den Letten soviel heißt, als gesellschaftlich hochkommen. Gott aber lasse den lettischen Bauer mit Friedensschluß unter des mächtigen Deutschen Reichs Schutz hoch kommen, er ist ein evangelisch-protestantischer Bauer, den man nicht wieder dem wütenden Panslawismus ausliefern darf. Es wäre damit sein wie seiner deutschen Herren Ende besiegelt.

Die Kriegssammlung der „Deutschen Bücherei"

Von Dr. Otto Lerche

Denkmale und Dokumente einer großen Zeit soll man hinüberretten aus dem Strudel der Ereignisse in die graue Eintönigkeit des Alltags, damit die lebendigen Zeugnisse gewaltigen Geschehens die vielfachen Wunden lindern und die zahllosen Lücken sanft ausgleichen helfen, wenn die täglichen Forderungen des Lebens wieder laut ihre Ansprüche geltend machen. Jeder, der irgendwie durch den Krieg in Mitleidenschaft gezogen ist — und wer ist das nicht? —, sucht sich einige Erinnerungen an diese große und schmerzliche Zeit zu bewahren. Und sind es auch nur Tageszeitungen und Briefe von im Felde stehenden Lieben: es wird schließlich etwas viel, beansprucht größeren Raum und ständige Ordnung. Dann läßt häufig das Sammelinteresse des einzelnen nach, er ist froh, wenn eine Anstalt bereitwillig die angehäuften Sachen übernimmt. Und doch sollte nichts verloren gehen: jede Kleinigkeit ist wert, aufgehoben zu werden. Seit 1913 werden in deutschen Bibliotheken und Archiven Kriegsbriefe, Tagebücher und Erinnerungen aus der großen Zeit der Befreiungskriege gesammelt.

Obwohl da jede Sammelstelle von diesen oder jenen erfreulichen Eingängen zu berichten weiß, ist doch das bisher Zusammengetragene und das vermutlich überhaupt noch Vorhandene gering im Vergleich zu dem, was, wie wir aus abgeleiteten Quellen wissen, vorhanden gewesen sein muß. So haben sich denn alsbald nach Ausbruch dieses gewaltigen Krieges verschiedene große Bibliotheken an die Sammlung aller literarischen Erzeugnisse gemacht. Auch die „Deutsche Bücherei“ hat, obwohl ihr gesammter innerer Aufbau — vom äußeren hier ganz abgesehen — noch allerlei Mängel und große Lücken aufweist, einen Aufruf zur Sammlung aller literarischen Erzeugnisse, die irgendwie mit dem gegenwärtigen Kriege in Beziehung zu bringen sind, erlassen. Nun ist allerdings die „Deutsche Bücherei“ in mancher Hinsicht den Königlichen Bibliotheken von Berlin und München gegenüber im Rückstande: der Erfolg der für die Kriegssammlung eingeleiteten Propaganda hat indessen gezeigt, daß der Gedanke der „Deutschen Bücherei“ Verständnis und Anerkennung gefunden hat. Es ist auf Grund der bisherigen Eingänge bei der Kriegsliteraturstelle anzunehmen, daß, wenn die Sammlung auch nicht restlos vollständig, so doch so reichhaltig und vielseitig wird, daß wir in ihr einen glänzenden literarisch-kulturellen Niederschlag der großen Zeit haben werden, ja mehr noch, daß wir den Gründungsgedanken der „Deutschen Bücherei“: ein Archiv des gesamten deutschen Schrifttums zu bilden, hier auf einem kleinen Gebiet schon nahezu verwirklicht sehen.

In eine Kriegsliteratursammlung gehört schlechthin alles, was seit einigen Monaten von deutschen und ausländischen Druckern produziert wird. Es ist einerlei, ob es sich um eine Nummer der Gummizeitung oder um ein Andachtsbuch, um einen Beitrag zur Nervenlehre oder um ein Handbuch des Völkerrechts handelt. Die Beziehungen zum Kriege liegen überall zu nahe und sind schnell angeknüpft. Politische Tageszeitungen, Extrablätter, illustrierte Witzblätter und Ansichtskarten sind ebenfalls den kriegerischen Ereignissen gewidmet. Alle diese Dinge schließt die „Deutsche Bücherei“ zwar nicht aus ihrer Kriegssammlung aus, obwohl die erwähnten Erscheinungen nicht immer in das Sammelgebiet der „Deutschen Bücherei“ fallen, aber sie werden auch nicht direkt erbeten. Unter den heute über fünftausend Nummern zählenden Eingängen der Kriegssammlung bilden sie nur einen verschwindend geringen Bruchteil. Es ist nicht leicht auf dem geringen hier zur Verfügung stehenden Raum eine Übersicht über die vielseitige und reichhaltige Sammlung zu geben: sind die Lieder auf die dicke Berta oder die Hindenburgbiographien wichtiger zu erwähnen? sind politische Erörterungen und moralischen Vorhaltungen England gegenüber oder poetische Ergüsse — handschriftlich! — von höherer Bedeutung? Ganz starkes Interesse verdienen immer und überall die literarischen und typographischen Leistungen unserer Feldgrauen in Feindesland, mag es sich nun um amtliche Bekanntmachungen, um den Nachrichtendienst oder um die Herausgabe von Zeitungen handeln.

Um einem weiteren Kreise einen kleinen Einblick in die Sammeltätigkeit und das bisher Erreichte zu bieten, hat die „Deutsche Bücherei" letzthin eine ganz bescheidene Ausstellung veranstaltet. Ganz zusammengedrängt erscheint da die Buchliteratur, da nur je ein Titel fast eine Geistesrichtung oder eine Kette von Ereignissen beleuchten soll. Unübersehbar ist demgegenüber die große Zahl der Plakate. Und doch: wie gering ist der ausgestellte Bruchteil im Verhältnis zur vorhandenen Menge. Nicht nur Bekanntmachungen deutscher Truppen im besetzten Auslande, auch manche Maueranschläge heimischer Behörden haben hier einen Platz gefunden. Und das mit Recht: wie sehr auch die einzelnen Stücke aus dem besetzten Ausland von der ruhigen Fortentwicklung der Dinge ein erfreuliches Bild geben, so wichtig ist doch auch die Sicherung und der Bestand des Wirtschaftslebens im Innern. Darum hat sich die „Deutsche Bücherei" mit bestem Erfolg um den Erwerb der Bekanntmachungen der Armeekorps, der Festungskommandanten, der Magistrate, der Wirtschaftsgesellschaften, der Religionsgemeinden, der Organisationen der Liebestätigkeit usw. bemüht. Denn erst durch diese Originalurkunden wird das Bild, das mit dem Mobilmachungsbefehl des Kaisers, den französischen Proklamationen, den Bekanntmachungen des Generalgouverneurs für Belgien, den russischen Anordnungen in Allenstein, der Ernennung eines Kaiserlich deutschen Polizeipräsidenten von Lodz usw. umrissen wird, im einzelnen lebhaft abschattiert und abgerundet. Es sind manche Stücke dabei, die durch Form, Sprache und Inhalt von Interesse und von Bedeutung sind. Für die französische Bevölkeruug sind die Bekanntmachungen der deutschen Militärbehörde französisch oder deutsch und französisch abgefaßt. Das Französisch ist oft — milde gesagt — von Germanismen nicht ganz frei. Für die vlämische Bevölkerung werden die Kundgebungen deutsch, vlämisch und französisch erlassen. Der Setzer ist wohl oft ein braver Vlamländer gewesen, der die deutsche Sprache mit leisem vlämischen Akzent setzt. Das Fehlen von Umlauten im Setzkasten veranlaßt die Kommandantur über die „unerhoerte Kriegsfuehrung der Englaender" zu wettern. Wenn alle Druckeinrichtungen fehlen, dann wird ein Spahn in einen Farbtopf getaucht und recht grell rotschwarz angedroht: im Fall, daß man geschossen hat, wird man erschossen usw. Den Vlamländern wird anheimgegeben, in allen Eingaben an die deutsche Verwaltung sich der deutschen Sprache oder des Vlämischen zu bedienen. Ja, wir Barbaren verlangen von den Einwohnern des besetzten Landes sogar die Befolgung der von der belgischen Regierung erlassenen Bestimmung, daß die Singvögel und Insektenfresser geschützt werden sollen, daß dagegen schädliche Raubvögel und ihre Brut vernichtet werden dürfen.

Leckerbissen für Liebhaber literarischer Seltenheiten bietet nun schon die Sammlung der Feldzeitungen. Zwar ist im Osten die Anzahl noch nicht besonders groß: erst nach und nach sind die deutschen Soldaten dort jenseits der Grenze so weit eingerichtet, daß sie an die Herausgabe von Zeitungen gehen

können. Doch ist nun schon auf die Kriegszeitung von Wloclawek der Landsturm von Kalisch gefolgt, während hart an der Grenze auf deutschem Gebiet die Kriegszeitung der Feste Boyen und der Stadt Lötzen sowie die Wacht im Osten von Soldau erscheinen. Die Gazeta Wojenna vermittelt im Auftrage der deutschen Regierung den Polen einwandfreie Nachrichten und das zweisprachige Amtsblatt sorgt für die Verwaltung des besetzten Polens. Wir haben auch in Belgien für die verschiedenen Provinzen schon eigene Amtsblätter, auch die einzelnen Verwaltungen geben Zeitungen heraus, z. B. die Post und die Landwirtschaftsabteilung. Die Zivilverwaltung in Brüssel gibt die Deutsche Soldatenpost für deutsche Soldaten und deutsche Einwohner Belgiens heraus. Diese Zeitungen unterscheiden sich, wie die französische für Belgien bestimmte Ausgabe des Aachener Volksfreunds, kaum von normalen Tages- oder Wochenzeitungen kleinen Maßstabes. Anders steht es mit der großen Anzahl der Armeezeitungen, die entweder direkt in der Kampflinie oder nahe hinter ihr gedruckt und geleitet werden. Wir haben mehrere Beispiele, wie sich aus einem ganz trockenen und primitiven Nachrichtendienst ein fröhliches Zeitungswesen entwickelt. So ist die schöne Feldzeitung der 5. Armee, die schon weit über 200 Nummern hat erscheinen lassen, aus den Funkspruchmeldungen von Norddeich und Cöln nach dem A. H. Q. entstanden. Die Entwicklung erfolgt ganz stufenweise. Neben die Berichte der obersten Heeresleitung treten zunächst die Bekanntmachungen der Armeeleitung, dann bei Korpszeitungen die Korpsbefehle. Dazu kommen gegebenenfalls die österreichischen Tagesberichte und sonst wesentliche kriegerische und politische Ereignisse. Schließlich finden sich Bekanntmachungen lokaler Art: Unterhaltung wird geboten, ein Faß Bier ist angekommen, ein Kino ist eröffnet. Dazwischen gedeiht dann üppig der übrige Zeitungskram: Unterhaltung und Belehrung, Poesie und Prosa, Humor und Ernst. Zuweilen ist das Unternehmen über den Nachrichtendienst nicht hinausgekommen, so die Nouvelles von Spa und die B. Z. am Mittag von Bapaume. Große Zentren literarischer Betätigung und journalistischer Fruchtbarkeit haben wir in Menin, St. Quentin, Laon, Rethel und andren Orten. Häufig begnügt man sich nicht mit der Herausgabe einer deutschen Zeitung, sondern man versieht auch die Bewohner des besetzten Landes. So sorgt das Journal de guerre meisterhaft für Unterhaltung und Aufklärung der Bürger und Bauern von Laon. Die Gazette des Ardennes hat meines Wissens überhaupt keine deutsche Ausgabe. An der Spitze aller Erscheinungen steht aber nicht der zuerst entstandene Landsturm von Vouziers, sondern die Liller Kriegszeitung.

Auch in Lille hat man ganz bescheiden, ohne literarische Ambitionen mit der Veröffentlichung der letzten Kriegsnachrichten angefangen. Die ersten Nummern zeigen deutlich, mit welchen technischen Schwierigkeiten man zu kämpfen hatte. Neben der Ausgabe in Zeitungsformat werden die letzten Kriegsnachrichten auch in Form von farbigen Plakaten verbreitet. Der

Nachrichtendienst ist jedoch hier nicht, wie in Stenay, in eine Zeitung aufgegangen, sondern neben den „letzten Kriegsnachrichten" hat sich die Liller Kriegszeitung entwickelt, für deren erste Nummern schon märchenhafte Preise geboten werden. Nun hat sich in Lille der Boden auch für die literarische Entwicklung besonders günstig gestaltet. Nicht allein die Redaktion der Zeitung (Georg Freiherr von Ompteda und P. O. Höcker) bürgt für literarische Qualitäten, auch mancher Landsturmoffizier, der im Frieden ein angesehener Universitätslehrer war und wohl selten seine Feder in den Dienst einer Tageszeitung stellte, steuert gern aus dem reichen Born seines Wissens bei, selbst wenn es nur ein Gedicht gegen die Suffragetten ist. Neben der Zeitung hat man in den „Flugblättern" die Illustration und den Humor gepflegt. Die ersten Bilder sind ganz rohe Abzüge, die kaum zu erkennen sind; die späteren Nummern dagegen bringen außerordentlich geschickte Bilder und Satiren von Arnold. Die deutsche Verwaltung hat sodann den Magistrat von Lille mit der Herausgabe eines Bulletin beauftragt, in dem die deutsche Heeresverwaltung die Bevölkerung von Lille über die notwendigen Maßregeln, die von militärischer Seite ergriffen werden sollen, in Kenntnis setzt. Der Magistrat muß hier seine Bekanntmachungen ebenfalls erlassen, und so dient das Blatt nach und nach schon dem Nachrichtendienst und dem Verkehrsleben.

Wir stehen noch zu sehr in den Dingen, uns fehlt der Wertmesser der Entfernung. Mit fast gleicher Liebe nehmen wir alles auf, was uns die große schwere Zeit an Erfreulichem und Tröstlichem bietet. Hoffen wir, daß, wenn einmal vom Weizen die Spreu geschieden wird, die Scheuern an edlen Körnern voll und übervoll werden.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Politik

Der Weltkrieg und die Zukunft des deutschen Volkes von **Dr. h. c. Carl Jentsch.** Verlag von Emil Felber, Berlin 1915. Preis brosch. M. 2.—.

Deutschland hat infolge seiner stetig wachsenden Bevölkerungszahl die Entwicklungstendenz zum reinen Industriestaat angenommen und würde als solcher in immer höherem Maße für die Ernährung seiner Bewohner auf den Import von Getreide angewiesen sein. Der Hauptgetreidelieferant „Amerika" ist aber nur imstande, die bisherigen Abnehmer zu befriedigen; für einen neuen Großkonsumenten reicht seine landwirtschaftliche Produktion schwerlich aus. Darum: „Neben England hat kein zweiter Industriestaat mehr Raum auf der Erde." (a. a. O. Seite 69.) Und wäre es doch der Fall — Deutschland würde das nötige Kapital nicht aufbringen können, da die industriellen Erzeugnisse durch das Überangebot auf dem Weltmarkt im Preise ungeheuer sinken würden, ganz abgesehen davon, daß die Reingewinne der im Tauschverkehr stehenden Fabrikanten zivilisierter Länder sich ausgleichen (Seite 89) und also der Austausch der Industriewaren für die Nation keinen für die Nahrungsmitteleinfuhr verfügbaren Überschuß abwirft. Eine gesunde Agrarpolitik bleibt der einzige Ausweg. Man hat sie mit verkehrten Mitteln versucht, wie etwa dem Schutzzoll. Die guten Erfahrungen, die England mit Australien, Kanada und dem Kapland macht, legt etwas anderes, besseres nahe: Ansiedlerkolonien! Aber nicht überseeische, mit denen wir kein Glück haben, sondern innereuropäische in — Rußland! Die Notwendigkeit dieser unserer Ausdehnung nach Osten ist eine unbedingte. Sie findet, außer in dem natürlichen Widerstande eines geschlossenen Staatswesens gegen Gebietsabforderungen, ihre schwierigste Hemmung in dem altbekannten Begehren des russischen Großhandels nach westlichen Häfen. Ein lebensbedingender Interessenkonflikt zwischen Deutschland und dem Zartum bleibt also für alle Zukunft latent gegeben. Aus dieser Sachlage ergibt sich für die Gegenwart mit eiserner Konsequenz die Folgerung, so sehr wir uns auch alle nach Frieden sehnen, nicht nachzulassen, bis Rußland völlig niedergerungen ist, während die Westmächte uns jederzeit zu einem annehmbaren Separatfrieden bereitfinden sollten. —

Soweit Carl Jentsch in seinem hochbedeutsamen Buche über den Weltkrieg und die Zukunft des deutschen Volkes! — Der Leser der eben skizzierten Gedankenfolge wird manches dogmatisch und nicht ohne weiteres annehmbar finden. Diesen Eindruck meines gedrängten Referates konnte ich leider nicht vermeiden; es ist unmöglich, der ganzen Fülle des Beweismaterials, Carl Jentschs weitschauender staatsmännischer Überlegung und dem reichen Wissen des Autors auf so engem Raum auch nur annähernd gerecht zu werden. Ich kann nur nochmals dringlich auffordern: tolle, lege! um so mehr, als nur sehr wenige der vielen zeitgemäßen Publikationen gleich anschaulich und überzeugend die verworrenen weltpolitischen Verhältnisse zu klären und zu erläutern verstehen.

Dr. phil. A. H. Rose

Theologie

Jesuslegende und Christentum. Von **Adolf Groth.** Leipzig 1914. Hillmann, Verlag. Das Buch dient einem dreifachen Zweck. Zunächst sucht es die These des Philosophen Drews, die Person und Geschichte Jesu sei bloßer Mythus, durch neue Tatsachen und Erwägungen zu stützen. Der Mangel an Raum verbietet es, auf das Für und Wider der einzelnen Fündlein einzugehen; es kann nur ganz allgemein festgestellt werden, daß die Sache nach wie vor höchst unwahrscheinlich bleibt und daß die Einwände des jüngst verstorbenen Hermann von Soden, gegen den

der Verfasser eifrig polemisiert, keineswegs entkräftet werden, selbst nicht Sodens Behauptung, „von einem Glauben an andere Götter könne innerhalb des Judentums nimmermehr die Rede sein," wenn man nur unter Judentum das versteht, was die Theologen darunter verstanden wissen wollen, nämlich die Zustände nach dem Exil. Daß Mythus und Sage bei dem Aufriß des Lebens Jesu stark mitgearbeitet haben, ja, daß die wuchernden Schlinggewächse den Stamm vielfach völlig verdeckt haben, sicherlich an mehr Stellen, als die wissenschaftliche Theologie zugeben will, das ist zweifellos richtig, trifft aber den Kern der Drewsschen Hypothese nicht. Übrigens ist sich der Verfasser selbst dessen wohl bewußt, daß ein giltiger Beweis dafür bisher nicht möglich ist.

Er will auch eigentlich auf einen anderen Gedanken hinaus, und das ist das zweite Ziel, dem sein Buch zustrebt. Selbst wenn sich durch neue Entdeckungen — meint Groth — einwandfrei nachweisen ließe, daß Jesus nicht gelebt hat, und damit bewiesen wäre, daß die christliche Religion ganz und gar aus dem Synkretismus der Zeit entstanden ist, so könnte das dem rechtverstandenen Christentum keinen Abbruch tun; denn es ist eine überhistorische Erscheinung, die nicht an einem geschichtlichen Jesus, sondern an dem ewig wirksamen Christusgeist hängt. Demgemäß erscheint dem Verfasser, ganz wie Luther, das Johannes-Evangelium als das Hauptevangelium. „‚Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben.' Dieser Satz ist für mein Empfinden wertvoller als Bethlehem und Golgatha und alles, was dazwischen liegt" (S. 124). Und hier können wir dem Verfasser in der Hauptsache zustimmen, auch wenn wir über den Wert des Johannes-Evangeliums im Vergleich zu den Synoptikern umgekehrt urteilen. Die Theologen — orthodoxe und liberale — sind viel zu sehr Historizisten; sie vergessen ganz, daß es doch im Evangelium auf den Inhalt der Verkündigung ankommt und nicht auf die Form oder Gelegenheit; daß ein Inhalt, der wahr ist, überzeitlich ist, und daß „zufällige Geschichtswahrheiten niemals der Beweis von notwendigen Vernunftwahrheiten sein können" (Lessing). Es ist verdienstvoll, daß Groth diesen Aberglauben von der Notwendigkeit einer historischen Stützung des christlichen Glaubens energisch bekämpft.

Das Wesen des Christusgeistes klar zu machen, ist die dritte Aufgabe, die sich der Verfasser stellt. Leider behandelt er diese Frage nicht im Zusammenhang, sondern legt nur hier und da im Anschluß an andersgerichtete Untersuchungen ein kurzes Bekenntnis ab. Ich muß es mir auch in diesem Fall versagen, auf Einzelheiten einzugehen, zumal sich über solche Dinge schwer rechten läßt. Mir scheint allerdings der Begriff „christlich" zu weit gezogen zu sein. Wenn z. B. der Verfasser (S. 120) erklärt: „Eine Christentat ist jeder Übergang zum Besseren, zum Allgemeinverständlichen, sei es zum französischen Maßsystem oder zum englischen Nullmeridian oder zum päpstlichen Kalender oder zur lateinischen Buchstabenschrift oder zur Thermometerskala des Schweden Celsius", so ist das eine Überspannung des Begriffs auf Gebiete, auf denen religiöse Werturteile völlig unangebracht sind. Eins aber betont er mit Recht, daß Christus „der unsterbliche Herold der Wahrheit um jeden Preis" oder besser der Wahrhaftigkeit um jeden Preis ist.

Das Verständnis der Schrift wird leider erschwert durch die unsystematische Art der Darstellung und vielfache Unterbrechungen der sachlichen Ausführungen durch persönliche Mitteilungen, die durchaus entbehrlich sind. Auch scheint mir der Spott, so berechtigt er an sich sein mag, nicht immer geschmackvoll. Endlich sind manche Einfälle höchst wunderlich. Im ganzen aber ist das Buch erfreulich, weil es lebendige Religiosität, ernstes Wahrheitsstreben und starken Wahrheitsmut verrät. Dr. Eduard Havenstein

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber Georg Cleinow in Berlin-Lichterfelde West. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Lichterfelde West, Sternstraße 56.
Fernsprecher des Herausgebers: Amt Lichterfelde 498, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.

Der neuen Ernte entgegen!

Von Professor Wittschewsky

Die große Schicksalsernte des deutschen Volkes ist erst im Heranreifen begriffen. In der Entwicklung der Staaten und Nationen vollziehen sich die weltgeschichtlichen Wandlungen in langen und ungleichen Fristen, deren Anfang und Ende kurzsichtigem Menschenauge nicht erkennbar ist. Wer vermag mit dem historischen Zeitmesser festzustellen, von welchem Zeitpunkt an das kriegerische Verhängnis des Jahres 1914 aus unerforschtem Untergrunde dräuend sich emporgehoben, und wer vermag mit dem Seherauge zu erkunden, wann die letzten Sturmwolken von des Reiches Herrlichkeit sich verzogen haben werden? Mag man die tieferen Ursachen des gegenwärtigen Weltkrieges mit der Wiedergeburt des Deutschen Reichs vor vierundvierzig Jahren in Zusammenhang bringen, mag man hoffend vertrauen, daß mit dem zu erwartenden Frieden wiederum ein halbes Jahrhundert unangetasteter Sicherheit uns beschieden sein wird, die unmittelbare blutige Aussaat und die aus ihr erwachsenen Feldzugsfrüchte, deren volles Einbringen noch aussteht, bilden für uns Gegenwartsmenschen einen Ring, wie ihn für den Landmann die Verknüpfung von Frühjahrsbestellung und Sommerernte darstellt.

Ehe aber noch der Ring auf den Waffenfeldern geschlossen, werden wir zum zweitenmal zum Abernten der heimatlichen Fluren schreiten müssen. Im Vorjahr haben wir noch in voller Ahnungslosigkeit des heraufziehenden Orkans dem Schoß der Erde die Saat anvertraut, deren Wachstum die hauptsächliche Grundlage unserer friedlichen Nahrungswirtschaft für die Zeitdauer eines Jahres abgeben sollte. Inmitten der Erntearbeit wälzten sich die verheerenden Fluten der feindlichen Angreifer gegen unser Vaterland heran und nötigten uns, unter erschwerenden Umständen die Bodenfrüchte schleunigst in die Scheuern zu bringen. Was wir hatten, konnte uns glücklicherweise nicht entrissen werden. Die Verwüstungen im Osten der Monarchie konnten einen verhältnismäßig nur

geringen Teil der Nahrungsvorräte zunichte machen. Da infolge des Wirtschaftskrieges aber die Zufuhren aus dem Auslande zumeist abgesperrt waren, mußte das System einer bis dahin unerprobten eingeengten Vorratswirtschaft platzgreifen. Doch wir haben die sich hieraus ergebenden Schwierigkeiten über Erwarten gut überwunden. Es war nicht alles bequem, was wir auf uns nehmen mußten, es ist aber ohne schädigende Entbehrungen bis zum Wendepunkt durchgeführt worden. An einem solchen sind wir nunmehr insofern angelangt, als wir nicht mehr sorgenvoll die Vorräte an Nahrungsmitteln wieder und wieder zu überschlagen brauchen, sondern einen Strich unter die alten Rechnungen ziehen und ein neues Versorgungskonto auftun können. Wir gehen der neuen Ernte entgegen!

In der kriegswirtschaftlichen Literatur wird in vorwurfsvollem Tone häufig wiederholt, daß es bedauerlicherweise verabsäumt worden sei, rechtzeitig Vorkehrungen für eine wirtschaftliche Kriegsbereitschaft zu treffen, mit deren Hilfe die in der Ernährungsfürsorge zutage getretenen Weiterungen sich wahrscheinlich hätten vermeiden lassen. Das berührte Thema läßt sich in zwei Hauptfragen spalten, die nicht ohne weiteres zusammenzukoppeln sind. Die Schlagworte „wirtschaftlicher Generalstab" und „Kriegsgetreideschatz" kennzeichnen wohl am kürzesten die beiden Richtungen. Der für die Kriegswirtschaft einzusetzende Generalstab begreift alle organisatorischen Maßnahmen zur Nahrungsvorsorge in sich, könnte mithin auch die Errichtung von ständigen Nahrungsmittelreserven ins Auge fassen, notwendig ist aber gerade diese Lösung des Vorratsproblems nicht. Anderseits könnte die Vorratsansammlung ihren Zweck auch ohne Bereitstellung besonderer Organisationsformen genügend erfüllen. Nach der einen wie nach der anderen Seite ergibt sich eine Menge von Variationen volkswirtschaftlicher und rein praktischer Gesichtspunkte, die nach dem Kriege noch zu breiter Aussprache Anlaß geben werden. Man wird alsdann besser als bisher einsehen, daß die Aufstellung eines allgemein gültigen Kriegswirtschaftsplanes in einen Knäuel von Zweifeln und Bedenken hineinführt. Wie der militärische Generalstab alle Verteidigungs- und Angriffsmöglichkeiten gegenüber mehreren gleichzeitig anrückenden Feinden, wie es gegenwärtig der Fall ist, bei seinen Vorarbeiten zu erwägen hat, so müßte der zur Sicherung des deutschen Wirtschaftslebens berufene wirtschaftliche Generalstab die schlimmste Bedrängnis der Volkswirtschaft als den gegebenen Ausgangspunkt seiner vorsorgenden Tätigkeit ansehen. Mit anderen Worten: er müßte einer Präventivstrategie folgen, die nach Möglichkeit den ungestörten Fortgang des volkswirtschaftlichen Lebens selbst für den Fall verbürgt, daß Deutschland von den Zufuhren ausländischer Nahrungsmittel, Rohstoffe usw. auf allen Seiten völlig abgesperrt ist. Das könnte in der Hauptsache nur durch Anhäufung riesenhafter Vorräte geschehen, deren Aufbewahrung ungeheure Kapitalien und deren fortlaufende Bewirtschaftung einen riesigen Verwaltungsapparat erfordern würde. Eine staatliche Betriebsorganisation

in solchem Umfange lediglich im Hinblick auf die stete Kriegsbereitschaft wäre nach unserem Dafürhalten neben der freien Privatwirtschaft überhaupt nicht durchführbar. Man vergegenwärtige sich nur, welche unermeßliche Summe von Aufwendungen und Mühen aufgebracht werden müßte, um das Vorratsproblem wirklich in seiner ganzen Größe so zu lösen, daß es den Anforderungen eines neuen Weltkrieges, der vielleicht erst nach vielen Jahrzehnten oder gar nie hereinbricht, vollauf genügen könnte. Mit diesen Hinweisen wollen wir dem, wie uns scheint, unüberlegten Vorwurf begegnen, warum die wirtschaftliche Kriegsbereitschaft nicht bereits in Friedenszeiten organisiert gewesen sei. Manche Vorkehrungen werden voraussichtlich in Zukunft bezüglich unserer wirtschaftlichen Mobilmachung getroffen werden, dürften aber nur auf einen geringen Bruchtei der Aufgaben sich erstrecken, die während dieses Krieges an uns herangetreten sind.

Die Hinfälligkeit eines im voraus und für längere Dauer aufgestellten Kriegswirtschaftsplanes bezeugen die Erfahrungen, die Deutschland mit der Organisation seiner Nahrungswirtschaft in diesem Kriege gemacht hat. Nach den Berechnungen über unseren Lebensmittelvorrat, der bei Kriegsbeginn zugänglich war, bestand nicht nur kein Zweifel, daß wir mit den heimischen Erzeugnissen für die Kriegsdauer auskommen könnten, sondern das Durchhalten schien auch ohne besondere Schwierigkeiten erreichbar zu sein. Die Notwendigkeit, durch Regierungsmaßnahmen in das wirtschaftliche Leben eingreifen zu müssen, wurde freilich vorausgesehen. Der Reichstag ermächtigte demgemäß in seiner denkwürdigen Sitzung vom 4. August 1914 einstimmig den Bundesrat, „während der Zeit des Krieges diejenigen gesetzlichen Maßnahmen anzuordnen, welche sich zur Abhilfe wirtschaftlicher Schädigungen als notwendig erweisen." Gleichzeitig wurde die künftige Festsetzung von Höchstpreisen für Gegenstände des täglichen Bedarfs, vor allem für Nahrungsmittel, vorgesehen. Welcher Abstand von diesen Anfängen bis zur Bundesratsverordnung vom 25. Januar 1915, durch die die Beschlagnahme von Brotgetreide und Mehl verfügt und der Verbrauch von Mehl und Brot geregelt wurde!

Die bisher errichteten kriegswirtschaftlichen Organisationen lassen an systematischer Anordnung viel zu wünschen übrig. Die Buntscheckigkeit der einzelnen Amtsstellen und Gesellschaften ist aber kein Fehler, sofern die praktischen Bedürfnisse zweckmäßig befriedigt werden. Und hierauf ist es in erster Linie abgesehen. Staatssekretär Delbrück hat im Haushaltausschuß des Abgeordnetenhauses zur Rechtfertigung der scheinbaren Systemlosigkeit darauf hingewiesen, daß der Aufbau davon abhing, ob es sich um die Verwaltung von Beständen für die Heeresverwaltung oder für die Allgemeinheit handelte, ob die betreffenden Artikel im Inland erzeugt werden konnten oder aus dem Auslande beschafft werden mußten, ob bei den Rohstoffvorräten nur inländische oder auch ausländische Bezugsquellen in Betracht kamen und anderes mehr. Man kann hinzufügen, daß auch die Zweckbestimmung eine sehr wesentliche Rolle spielte, zum Beispiel mußte die Vermittlung von Bedarfsartikeln für die Landwirtschaft ganz

anders veranlagt werden als etwa die Verfügung über Leder und Wolle. Die staatliche Reglementierung mußte auf ihrem umfangreichsten Aktionsfelde, dem der Volksernährung, in Ermangelung brauchbarer Vorbilder zögernd und tastend vorgehen. Bei dieser Sachlage ließen Fehlgänge sich nicht immer vermeiden, im großen und ganzen aber hat die bureaukratisch-gemeinwirtschaftliche Nahrungsmittelorganisation sich bewährt. Wir können getrost behaupten, daß kein anderer Kulturstaat unter ähnlichen Bedrängnissen seine Nahrungswirtschaft auf einen so festen Fuß zu stellen imstande wäre, wie das in Deutschland geschehen ist. Die harte Existenzfrage traf hier allerdings mit einer beispiellosen Opferwilligkeit aller Bevölkerungskreise zusammen, die Durchführung der wirtschaftlichen Mobilmachung bleibt für uns Deutschen trotzdem ein dauernder Ruhmestitel.

Der neuen Ernte gehen wir entgegen. Für die Vergrößerung des Bodenertrages an Nahrungs- und Futtermitteln haben wir durch Nutzbarmachung von Ödländereien, Moorflächen, Gartenland usw. wetteifernd Sorge getragen. Die Frage ist nicht müßig, wie bei Beginn des zweiten Kriegsjahrs unsere Ernährungsaussichten beschaffen wären, wenn wir nicht dem unerschöpflichen Reservoir der eigenen landwirtschaftlichen Produktion vertrauen könnten, sondern unsere Versorgung von einer Vorratswirtschaft abhängig machen müßten, die über die Dauer eines Jahres doch schwerlich hinausreichen würde. Die heimische Landwirtschaft läßt sich eben in ihrer Eigenschaft als Jungbrunnen der Volksernährung durch keine noch so umfassende Vorratsorganisation ersetzen.

Bezüglich der Ergiebigkeit der neuen Ernte sollten wir uns vorläufig keinen zu großen Erwartungen hingeben. Vorausgesetzt, daß die Landwirte während des Einbringens der Ernte von schweren elementaren Unbilden nicht heimgesucht werden, dürfte man immerhin mit einer guten Mittelernte rechnen. Außerdem wird uns eine sehr stattliche Reserve an Brotgetreide zur Verfügung stehen. Denn infolge der rationellen Zwangsverwaltung haben wir einen Getreideschatz von etwa zwei Millionen Tonnen ansammeln können, den wir freilich für das zweite Erntejahr besser zunächst nicht in Anrechnung bringen, sondern für die Übergangszeit zum Frieden in Reserve behalten, da das Zurückgehen vom Staatsmonopol zum freien Getreideverkehr vermutlich einige Weiterungen verursachen wird. Die Getreideernte würde ungeachtet dessen zur Ernährung der Bevölkerung ausreichen, wenn wir nicht in denselben Fehler verfallen, durch den im Vorjahre die amtlichen Veranschlagungen des Getreidekonsums hinfällig geworden sind. Wir werden also auch fernerhin mit Getreide und Mehl haushalten müssen, die Bürgschaft hierfür können aber nur die Beschlagnahme und die Verbrauchsregelung gewähren. Damit ist die Grundlage des neuen Kriegswirtschaftsplans festgestellt.

Die vom Bundesrat verfügte Monopolisierung des Brotgetreides durch Beschlagnahme und Enteignung zugunsten der Kriegs-Getreidegesellschaft stellte deren Geschäftsleitung vor eine Riesenaufgabe, die sich ohne gewisse Härten

und Reibungen nicht erfüllen ließ. Die Kriegs-Getreidegesellschaft hat die Durchführung des Getreidemonpols mit außerordentlichem kaufmännischen Geschick in Angriff genommen, ihre Leistungen konnten aber nicht allen Anforderungen des großes Heeres verschiedenartiger Interessenten gerecht werden, weil der den ganzen Getreidehandelsmechanismus lahmlegende Zwang in zu viele Gewohnheiten des freien Verkehrs störend eingriff. Es war ein bedenkliches Wagnis, eine kaufmännisch organisierte Gesellschaft mit beschränkter Haftung mit der Aufgabe zu betrauen, für 60 bis 70 Millionen Menschen einschließlich des Heeres und der Kriegsgefangenen jede Woche das erforderliche Mehl bereitzustellen. Die hierzu erforderlichen Getreidebestände mußten mit einer gewissen Rücksichtslosigkeit schleunigst aufgebracht werden. Landwirtschaftliche Unternehmer, Getreidehändler und Mahlmühlen konnten in die unvermeidlichen Eingriffe sich schwer hereinfinden. Besonders die landwirtschaftliche Selbstverwaltuug fühlte sich durch die Fortnahme des in ihrem Bezirk erwachsenen Brotgetreides beeinträchtigt. Manche Beschwerde wurde nach den ersten Monaten etwas stürmischen Aufkaufens der Vorräte für die Berliner Zentrale allerdings dadurch beseitigt, daß einer Bestimmung größere Geltung gegeben wurde, wonach die Kriegs-Getreidegesellschaft verpflichtet war, von ihrem Getreide dem Kommunalverbande, in dessen Bezirk sich das Getreide befand, soviel auf Verlangen zu übereignen, wie dem vorschriftsmäßigen Bedarfsanteil jenes Verbandes entsprach. Die den Kommunalverbänden hiermit zugestandene Selbstbewirtschaftung erleichterte die Arbeitslast der Kriegs-Getreidegesellschaft. Den Unternehmern landwirtschaftlicher Betriebe war außerdem die Selbstversorgung zugestanden; sie durften die zur Ernährung ihrer Angehörigen und zur Frühjahrsbestellung benötigten Vorräte aussondern und von der Enteignung ausnehmen.

Nach den bisherigen günstigen Erfahrungen wird an den Grundsätzen der Selbstverwaltung und der Selbstbewirtschaftung in erweitertem Maße festgehalten werden. Die Kommunalverbände werden unabhängiger von der Kriegs-Getreidegesellschaft, die nicht mehr selbständig das Getreide beschlagnahmen und enteignen soll, sondern der von den Kommunen die Überschüsse zugewiesen werden. Aus der Zusammenlegung der Reichsverteilungsstelle, die die Bedingungen der planmäßigen Ernährungswirtschaft festzustellen hat, mit der die Verteilung ausführenden Kriegs-Getreidegesellschaft geht nach dem neuen Plan die Reichsgetreidestelle hervor, eine Reichsbehörde zur Versorgung der Bevölkerung mit Brotgetreide und Mehl. Die weiteren Bestimmungen betreffen das Ausmahlen von Mehl und dessen Verteilung seitens der Kommunalverbände an Bäcker, Konditoren und Kleinhändler.

Die umgewandelte Ernährungsrüstung wäre ein Stückwerk, wenn sie nur auf das Brot sich erstreckte. Bei der Wichtigkeit der Kartoffel als ein Hauptnahrungsmittel der minderbemittelten Volksklassen, als ein ergänzender Bestandteil der Viehfütterung und als ein Rohstoff für gewerbliche Zwecke war zu erwägen, ob auch die Kartoffeln einer staatlichen Reglementierung unterworfen werden

müßten. Unser Kartoffelreichtum enthebt uns vorläufig der Sorge um die Sicherstellung größerer Vorräte der wohlschmeckenden Erdfrucht. Wir haben ohnehin in pessimistischer Überhastung in der Kartoffelfrage einigermaßen fehlgegriffen, indem wir die Vorräte zu niedrig und den Bedarf zu hoch einschätzten. Nach der Statistik vom 15. Mai ergab sich, daß im Reich noch 35,18 Millionen Doppelzentner Kartoffeln zur Verfügung stehen. Falls diese Menge nur für die menschliche Ernährung bis zum 1. August verwandt wird, so ergibt sich für den Kopf der Bevölkerung ein Tagesquantum von 1,38 Pfund, während nach einer im letzten März aufgenommenen Statistik nur 0,74 Pfund pro Kopf entfallen sollten. Dabei können wir einer besonders großen Kartoffelernte entgegensehen; auf ungezählten Geländestreifen, Streustücken und Grundplätzen ist die von fleißigen Privathänden angepflanzte Frucht ausgezeichnet in die Höhe gekommen. An Kartoffeln wird es demnach nicht fehlen, sollten aber die Vorräte dennoch wider Erwarten knapp werden, nun so wird es auch dann noch Zeit sein, dem Kartoffelverbrauch Schranken aufzuerlegen. Gegenwärtig ist uns ein embarras des richesses beschieden, da viele hunderttausende Zentner Kartoffeln, die von den Gemeinden eingelagert waren, von Fäulnis ergriffen sind.

Zu einer befriedigenden Ernährung des Deutschen gehört außer Brot und Kartoffeln auch noch eine nicht zu knappe Menge Fleisch. Die staatliche Aktion wird in der Fleischfrage vorerst sich damit begnügen müssen, die Aufzucht von Vieh und Schweinen in jeder Weise zu begünstigen. Die Landwirte selbst werden schon im Hinblick auf die exorbitant hohen Fleischpreise und den empfindlichen Milchmangel an Bemühungen in dieser Beziehung es nicht fehlen lassen, können aber verlangen, daß ihnen bei der Beschaffung von Futtermitteln nach Kräften beigestanden wird. Durch die neuen Bundesratsverordnungen wird dem nicht nur bezüglich der Futtermittel, sondern auch durch rationelle Verwertung der Hafer- und Gerstevorräte Rechnung getragen.

Nehmen wir die Einzelheiten zur Sicherstellung der Ernährung von Menschen und Vieh zusammen, so können wir mit gutem Vertrauen auf einen Zeitraum hinausblicken, der — so Gott will! — über diesen Krieg weit hinausreicht. Denn die jetzt veranlagten Kriegswirtschaftspläne haben es mit der diesjährigen Ernte und deren Verwendung bis zum Erscheinen der Ernteergebnisse des Jahres 1916 zu tun. Wir beschicken unser vaterländisches Haus mit der weitblickenden Vorsicht eines Hausvaters, der seine Aufwendungen nach den feststehenden Einnahmen der Gegenwart bemißt, ohne die zufälligen Gewinne des bevorstehenden Rechnungsjahres in Ansatz zu bringen.

Die Hochebene von Lafraun—Vielgereut

Land und Leute

Von Professor Dr. Reihlen

Früher nur in den Kreisen der völkischen Schutzvereine genannt, ist die Hochebene von Lafraun—Vielgereut seit dem Krieg zwischen Italien und Österreich in aller Munde. Die in den österreichischen Generalstabskarten und -berichten als das „Plateau von Lavarone—Folgaria" bezeichnete Hochebene ist ein Teil des Berglandes zwischen der Etsch und der das Suganertal durchströmenden Brenta. Tausende von Venedigreisenden sind zwischen Trient und Rovereto an dem Abfall dieses Berglands gegen die Etsch vorbeigefahren, ohne dem zerklüfteten Bergwall besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Benutzt man aber von Trient aus die andere Linie nach Venedig, die neue Suganertalbahn, über Persen (Pergine), Levico und Bassano, so wird auch das abgestumpfte und ermüdete Auge auf der Höhe des Sees von Caldonazzo gefesselt durch den schönbewaldeten Steilabsturz einer hohen Gebirgswand. Dieser Steilabsturz ist ein Teil der Hochebene von Lafraun—Vielgereut und wird auf der österreichischen Generalstabskarte als „Hochleiten"*) bezeichnet. Von den Einheimischen wird der Name „Hochleite" der ganzen Hochfläche gegeben, auf der die beiden Großgemeinden Lafraun und Vielgereut mit ihren vielen Teilgemeinden liegen.

Der Gebirgsstock, zu dem die „Hochleite" gehört, hat keinen einheitlichen Namen; er hängt im Süden und Osten, jenseits der sehr nahen italienischen Grenze mit den Lessinischen Alpen zusammen, die gegen die Poebene allmählich abfallen und auf ihren Abdachungen die „sieben und die dreizehn zimbrischen Gemeinden" tragen.

Der ganze westliche Teil dieses Gebirges besteht aus Kalk- und Kreideschichten, welche die Eigenart und die hohe Schönheit der Landschaft begründen.

---

*) „Hochleite" ist ein altertümlicher tiroler Ausdruck für Hochfläche. Die anscheinende Mehrzahlform „Hochleiten" ist wahrscheinlich ein Mißverständnis des Offiziers, der die Karte aufnahm, indem dieser die mundartliche Aussprache „d'Hochleit'n" für den Nominativ Pluralis statt für den Nominativ Singuralis gehalten haben wird. Auf den französischen Generalstabskarten des Elsaß kommen ähnliche Mißverständnisse nicht selten vor.

Diese ist gekennzeichnet durch kühne zum Teil abenteuerlich geformte Gipfel, die bis zu 2500 Meter emporragen und durch tiefeingeschnittene, schauerlich schöne Talschluchten, zwischen denen da und dort eine Hochfläche stehen geblieben ist, die groß genug ist, ein Dorf zu tragen. Eine Menge kleiner Pässe gaben Veranlassung und günstige Gelegenheit zur Errichtung kleiner Sperrfesten, die möglichst gedeckt und dabei möglichst beherrschend angelegt worden sind. Die erwähnten Hochflächen sind ganz unregelmäßig gestaltet und hängen nur durch ganz schmale Landzungen miteinander zusammen, an deren Durchnagung die schäumenden Wildwasser weiterarbeiten. Ein solches Gebilde sind die zwei bei Rechental (Carbonari) zusammenhängenden Hochflächen von Lafraun und Vielgereut, die „Hochleite".

Die östliche, die von Lafraun, ist durch das Val d'Asta und die zwei Quellbäche des Astach (Astico), der dem Po zuströmt, begrenzt; sie bildet, indem sie einen kleinen Vorsprung ins Italienische darstellt, einen Teil der staatlichen Grenze. Die Lafrauner Hochebene selbst ist wiederum durch die Schlucht des Astico torto bis auf eine schmale Verbindungsbrücke bei dem Wirtshaus Eichberg (Monte Rovere oder Montruf) durchschnitten und zerfällt in eine kleinere westliche Hälfte mit dem Mittelpunkt der Großgemeinde Lafraun, Chiesa, und in eine größere östliche, an deren Rand über der Astachschlucht, Lusern, die vielgenannte südlichste deutsche Sprachinsel Tirols, liegt oder eigentlich hängt.

Von Chiesa kommt man über die Landzunge von Rechental (Carbonari) hinüber nach der Hochfläche von Vielgereut, die außer dem Hauptort die Pfarrdörfer St. Sebastian, Serrada, und gegen das Etschtal zu den Weiler Mezzomonte (Mitterberg) trägt.

Die ganze fischförmige Hochfläche von Vielgereut hat eine Länge von höchstens sechzehn Kilometern und eine durchschnittliche Breite von fünf bis sechs Kilometern, die von Lafraun ist eher noch kleiner; man stelle sich also den dortigen Kriegsschauplatz — und überhaupt ganz Südtirol, das sich hoffentlich den Feind vom Leibe halten wird —, nicht zu groß vor! Von der Vielgereuter Hochfläche gehört übrigens ein kleiner Teil zu Italien. Ihrem östlichen Rande sind einige Hügel aufgesetzt, welche die hier fast genau nordsüdlich verlaufende Wasserscheide zwischen Etsch und Po und zugleich die Staatengrenze bilden. Sie überhöhen die durchschnittlich 1200 Meter über dem Meer liegenden Dörfer um 600 Meter, haben aber weder von Österreich noch von Italien her einen fahrbaren Zugang. Die schöne italienische Kunststraße, die vom Astachtal von Ghertele (= Gärtle!) heraufkommt, endigt auf der Lafrauner Hochebene im Schnittpunkt mit der großen österreichischen Heerstraße, die von diesem Treffpunkt in das Etschtal nach Calliano (200 Meter) und in das Suganertal nach Caldonazzo (400 Meter über dem Meer) hinunterführt.

Als ich vor bald zehn Jahren, von der Burg Persen über den See von Caldonazzo kommend, eben jene prächtige Gebirgsstraße hinaufwanderte und unterwegs den Manövergeschichten meines Begleiters, die sich dort abgespielt hatten,

zuhörte, schaute ich wohl hinunter in die gähnende Schlucht des Centabachs zu unserer Rechten, aber lediglich in Gedanken an die Schwierigkeiten und Mühseligkeiten militärischer Bewegungen in diesem Gelände. Daß die Felsenwände des abenteuerlichen Becco di Filadonna, die vor uns aufstiegen, einmal von Kanonendonner widerhallen würden, daran dachte wohl auch mein Begleiter, ein ehemaliger österreichischer Offizier, nicht — und doch befanden wir uns ja selbst auf dem Kriegspfad in einer Gegend, wo das alte bodenständige Deutschtum der vordringenden italienischen Sprache und Art vollends zu erliegen droht oder wenigstens gedroht hat.

Die Hochleite ist deutsches Siedlungsgebiet aus der Hohenstaufenzeit und war bis vor nicht allzulanger Zeit deutsches Sprachgebiet. Dieses stand in ununterbrochenem Zusammenhang mit dem älteren bodenständigen Deutschtum im Suganertal, das von Borgo (Burg) aufwärts bis in seine Quelltäler hineinreichte und dort Anschluß an das Fersental und seine Umgebung hatte. Im Süden lehnte es sich an die „sieben Gemeinden" im Vicentinischen Bergland und an die dreizehn Gemeinden im Gebirge von Verona.

In diesem ausgedehnten ehemaligen deutschen Sprachgebiet ist die bodenständige alte Mundart stark zurückgegangen: die allgemeine Sprache ist sie nur noch auf der linken Seite des Fersentals und als Hausprache wird sie — merkwürdigerweise — noch in einem Teil der „sieben Konnaue" gesprochen, obgleich diese seit 1866 zu Italien gehören. Im Suganertal ist sie erloschen und uns nur durch die, im Mund der Bevölkerung fortlebenden, Familien-, Berg- und Flurnamen und durch das „Wörterbuch der Persener-, Rundscheiner (Roncegnoer), Lafrauner- usw.-Sprache" erhalten, das ein Persener namens Simon Peter Bartolomei zur Zeit Maria Thereſias zusammengestellt hat.

Wohl versteht man in diesen Gegenden auch heute noch überall deutsch, aber bei der eingesessenen Bevölkerung ist dieses Deutsch nicht mehr die Muttersprache, sondern es ist entweder beim Militär oder im Dienst in den Luftkur- und Badeorten als die andere Landes- und Verkehrssprache, oder bei der Arbeit im Ausland geradezu als Fremdsprache erlernt worden. Daher kommt es auch, daß in diesem Bezirk meist nur die Männer deutsch sprechen.

Auf der Hochleite hat sich das Deutsche als Muttersprache erhalten in dem wirklich treudeutschen Lusern, wo Kirche und Schule mit dem bewußten Deutschtum der Bevölkerung Hand in Hand gehen. Abgesehen von dieser kleinen Sprachinsel fristet die alte Mundart nur noch ein kümmerliches Leben in St. Sebastian, dem ansehnlichsten Teildorf von Vielgereut. Um so größer war die Freude in der deutschen Bevölkerung Tirols und in den Kreisen der deutschen Schutzvereine, als im Jahre 1906 aus der Gemeinde St. Sebastian die Bitte an den deutschen Schulverein erging, er möchte an Stelle der im Jahre 1884 aufgelassenen deutschen Schule eine „Schulvereinsschule" gründen. Es hatte damals den Anschein, als wenn die ganze Gemeinde mit Pauken

und Drommeten ins deutsche Lager übergehen wollte, und die wackeren Volksgenossen führten uns auf unserem erwähnten Patrouillengang im Jahre 1906 im Triumph auf das Schulgrundstück, das vor dem Ort neben der stattlichen Kirche gelegen war und wo schon die Gräben für die Grundmauern der künftigen Schule ausgehoben waren. Leider hatte man, um dies vorauszuschicken, die Rechnung ohne den Wirt, in diesem Fall ohne den Herrn Pfarrer, gemacht, der als Nachbar Einsprache gegen den Schulbau erhob, wie mir berichtet wurde, wegen des für die Kirche störenden Lärms. Leider wurde auch sonst viel Wasser in den Wein gegossen; die Irredenta ließ, wie vorauszusehen war, alle Minen springen und der Schulbau in St. Sebastian mußte bis auf weiteres unterbleiben. Er wurde statt dessen in Vielgereut selbst und in größerem Maßstab ausgeführt.

Die Großgemeinde Vielgereut hat ganz ähnlich wie die berühmten „sieben Gemeinden" vom frühen Mittelalter bis in die Zeiten Napoleons eine Art Bauernfreistaat gebildet, aber, während wir über die Entstehung der sieben Gemeinden auf Vermutungen angewiesen sind, haben wir über Vielgereut und seine Geschichte ziemlich genaue Nachrichten.

Die uralte politische Gemeinde Folgaria besteht außer dem Hauptort aus den Weilern St. Sebastian, Carbonari (Rechental) und Rosellari (Haslach), welche auf der Höhe liegen, und den am Abhang gegen die Etsch liegenden Weilern Mezzomonte (Mitterberg) und Serrada sowie aus einer großen Anzahl von Einzelhöfen; sie umfaßt ein Gebiet von etwa einer Quadratmeile. Durch einen Glücksfall ist das vermodernde Archiv dieser merkwürdigen Gemeinde von einem früheren Pfarrer derselben, Don Bottea, zu einem sehr lesenswerten Büchlein verarbeitet worden. (Die Urkunden selbst sind anscheinend verschwunden!) Don Bottea fängt seine „Chronaca di Folgaria" (Trient 1860) damit an, daß er den rein deutschen Ursprung der Bevölkerung hervorhebt und durch Aufzählung der deutschen Familiennamen bekräftigt. Er erzählt, wie die Gemeinde gegen Ende des zwölften Jahrhunderts aus Rodungen im unberührten Waldgebirg hervorgegangen, bald darauf durch deutsche Ansiedler des Trienter Bischofs Friedrich von Wangen und später wiederum lediglich durch andere Deutsche aus den benachbarten Berggemeinden im Vicentinischen, verstärkt worden sei, um dann wörtlich wie folgt fortzufahren: „Plötzlich um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts erscheinen Urkunden in rauhem (rozzo) Italienisch und es ist sicher, daß um 1560 in der Kirche in Folgaria in italienischer Sprache gepredigt wurde und daß die öffentlichen Angelegenheiten in ähnlicher Form abgemacht wurden. Im gewöhnlichen Verkehr erhielt sich aber der alte Dialekt und der größte Teil des Volkes verstand zwar italienisch, konnte es aber nicht sprechen, oder wenigstens nur ziemlich fehlerhaft: heutzutage können nur bejahrte Personen den alten Dialekt und diese gebrauchen ihn nur selten. Dank dem Einfluß der öffentlichen italienischen Schulen wird das Italienische in Gestalt des Roveretanischen Dialekts allgemein gesprochen. In den benachbarten

Orten erhalten sich immerhin die Reste der ursprünglichen Sprache mehr am Leben, ja, in St. Sebastian ist sie noch immer die gewöhnliche Umgangssprache, wenngleich jedermann italienisch nicht nur versteht, sondern auch spricht."

Wir haben also nach dem Zeugnis eines gewiß nicht im deutschen Sinn voreingenommenen Italieners in unserer Großgemeinde Vielgereut eine ursprünglich rein deutsche Bevölkerung vor uns, die jahrhundertelang trotz der verwelschenden Einflüsse von Kirche und Amt an ihrer Muttersprache festhielt, und sie erst jetzt vollends einzubüßen in Gefahr ist, nachdem seit mindestens zwei Menschenaltern das Italienische auch die Schule beherrscht.

Die Angaben Don Botteas werden durch die noch im Gebrauch stehenden Berg- und Flurnamen, durch die Namen der Höfe und Familien, die Anlage und Bauart der Gehöfte und nicht zum mindesten durch das Aussehen und Wesen der oder wenigstens vieler Bewohner bestätigt.

Kommt man von Kaldonazzo nach etwa zwei Stunden bequemen Gehens auf die Höhe, so sieht man auf deren leicht gewellter Fläche Äcker und Matten, die von kleinen Wäldchen unterbrochen sind, und eine ziemliche Anzahl regellos verstreuter Einzelhöfe und kleiner Weiler. Daß man hier so nahe an der Grenze Italiens steht, muß man sich erst künstlich in Erinnerung bringen, denn nicht bloß Feld und Wald, sondern auch die zerstreute Lage und Bauart der Niederlassungen ist alles, bloß nicht italienisch! Jeden Deutschen wird die Gegend an irgendeine Mittelgebirgslandschaft erinnern, mir rief sie aufs lebhafteste eine Schwarzwaldgegend, die der „24 Höfe" zwischen Alpirsbach und Freudenstadt, ins Gedächtnis, welche der Dichter und Altertumsforscher Paulus mit den Worten kennzeichnete „echt allemannische Stimmung". Der erste der Höfe auf der Hochleite, an dem wir vorbeikamen, wies über der Tür in großen Buchstaben den Namen „Elbele" auf — vielleicht die Verkleinerungsform des in Schwaben wohlbekannten Namens Elben. Andere Höfe heißen Gaspari, Bertholdi, Wirti. Diese Namen waren aber noch lange nicht die schlimmsten unter den angeblich italienischen. Auch die Vorfahren der Hofbauern „Perenspruneri" und „Slagenaufi" werden eher nicht tirolische Bärensbrunner und Schlagenaufe, aber keine Namenserben römischer Feldhauptleute gewesen sein!

Was die Bevölkerung anbelangt, so habe ich in St. Sebastian, wo ich den Großteil der zurzeit ortsanwesenden Einwohner kennen gelernt habe, eine ganze Menge ausgesprochen deutscher Erscheinungen, darunter einige wahre Defreggergestalten gesehen, aber man müßte blind oder verblendet sein, wenn man bei Kreuz- und Querfahrten auf der Hochleite, namentlich auch in der Gegend von Lafraun, nicht auch auf viele zweifellos nichtdeutsche Gesichter aufmerksam würde. In Bezug auf die Sprache habe ich St. Sebastian ungefähr in dem Stand gefunden, den Don Bottea für Vielgereut im Jahr 1860 angibt: nur einige alte Leute hingen noch an der angestammten Mundart. Bei diesen war es ergreifend zu beobachten, wie ihre Jugenderinnerungen „als alles noch deutsch war" in ihnen auflebten und wie sie sich für ihre Enkel

auf die zu gründende deutsche Schule freuten. Ein Greis von 80 Jahren saß während der langen Besprechung still neben mir und sagte bloß einigemal, wie aus einem Traum erwachend, „unsere alten Schriften waren alle deutsch" und legte mir zur Bekräftigung die Hand auf die Schulter.

Es ist nicht ausgeschlossen, daß die deutschen Siedler doch schon vereinzelte Bewohner auf der Hochleite vorfanden: der undeutsche Name Lafraun, italienisiert Lavarone, ist verdächtig, und es ist nicht einmal sicher, ob der Name Vielgereut nicht eine deutsche Umwandlung aus einer vordeutschen Ortsbezeichnung ist, aus der die Italiener ihrerseits Folgaria gemacht haben.

So sicher es ist, das die deutsche Bevölkerung und die deutsche Sprache jahrhundertelang auf der Hochleite mindestens vorherrschend waren, ebenso sicher ist, daß wir es jetzt nicht bloß mit sprachlicher Verwelschung, sondern mit einem starken Einschlag nichtdeutscher Bevölkerung zu tun haben. Man kann in allen Sprachgrenzgemeinden, wo eine gewisse Doppelsprachigkeit durch den Verkehr eingeleitet ist, den Einfluß der Kirchen- und Schulsprache auf die Befestigung oder Verdrängung der ursprünglichen Ortssprache nicht hoch genug einschätzen. Aber in Lafraun kann um die Wende des neunzehnten Jahrhunderts, wo sich die sprachliche Verwelschung dort vollzog, der Einfluß der Schule noch nicht stark genug gewesen sein, um die vorher allgemeine deutsche Hausprache zu verdrängen, wenn diese nicht schon früher durch Einheiraten und Zuwanderung ins Wanken geraten wäre. Hier muß wieder einmal auf die merkwürdige Zugänglichkeit der Deutschen für alle Fremdsprachen und deren spielende Übernahme als Verkehrs- und bald als Hausprache hingewiesen werden.

Die Bevölkerung der Hochleite wird direkt vor dem Kriege 6000 bis 7000 Seelen betragen haben, die deutsche Bevölkerung von Tirol beträgt etwa 500000 Seelen, eine Rückverdeutschung des alten Siedlungsgebiets würde also einem zahlenmäßigen Gewinn gleichkommen, wie ihn für das Deutsche Reich die Rückeroberung des Elsaß bedeutete. Die Anstrengungen, die in dieser Richtung von den deutschen Schutzvereinen, namentlich dem „Tiroler Volksbund" und dem „Verein für das Deutschtum im Ausland" gemacht worden sind, haben sowohl in Österreich wie im Reich viel zu wenig Beachtung gefunden, oder wurden als „eine Art altdeutscher Sport" betrachtet. Gern soll aber daran erinnert werden, daß im Jahre 1911, als Lusern zum großen Teil abbrannte, das gute deutsche Herz sich auch dieser Unglücklichen erbarmte, obgleich sie keine interessanten Norweger oder Italiener waren.

Nach dem Kriege wird vielleicht in dieser Beziehung nicht bloß in der Auffassung der Nation, sondern auch in der Stellungnahme der Regierenden eine Änderung eintreten. Meiner Ansicht nach ist die bäuerliche Bevölkerung nicht bloß auf der Hochleite, sondern in dem ganzen umliegenden alten Deutschgebiet hinsichtlich der Gestaltung ihrer sprachlichen und nationalen Zugehörigkeit weiches Wachs in den Händen der Regierung und der Kirche — und diese beiden haben bisher die Verwelschung gefördert. Die Regierung hat, nachdem

sie den Hauptschlag geführt hatte, indem sie in den sprachlich noch amphibischen Gemeinden die italienische Schulsprache einführte, der weiteren Entwicklung im großen und ganzen mit verschränkten Armen zugesehen, die Kirche aber hat Tag für Tag der Verwelschung nachgeholfen.

In der ganzen alten Deutschgegend besteht seit Jahren aus Nützlichkeitsgründen eine große Geneigtheit zur Erlernung der deutschen Sprache: die vielen armen Bewohner der Hochleite und Umgebung, die im Frühjahr auf Arbeit nach Deutschland und Österreich gehen, ja selbst nach Amerika auswandern, haben die Wichtigkeit der deutschen Sprache im Kampf ums Dasein erkannt und wollen dieses Hilfsmittel sich selbst, ihren jüngeren Brüdern und Kindern verschaffen. Dazu kommen aber bei manchen auch idealere Gesichtspunkte: sie haben im Reich den Unterschied zwischen dem Emporkommen der deutschen Städte und der Rückständigkeit ihrer welschen Umgebung gesehen, und lassen sich nicht ungern sagen, daß sie von Haus aus auch zu diesem machtvollen deutschen Volk gehören. Diesem Bedürfnis und den an sie gerichteten Bitten sind die Schutzvereine nachgekommen, indem sie in einer ganzen Reihe von Orten deutsche Sprachkurse eingerichtet haben, um allmählich auch mit dem Bau von Kindergärten und Schulen zu beginnen. Der beste Beweis dafür, daß es sich bei diesem Vorgehen der Schutzvereine nicht um eine vom Zaum gebrochene Friedensstörung, nicht um einen Einbruch in fremdes Sprachgebiet handelt, sondern um ein Entgegenkommen gegenüber einem schreienden Bedürfnis von Volksgenossen, ist die Tatsache, daß die mit der Irredenta zusammenhängenden italienischen Vereine denselben Ortschaften ebenfalls deutsche Sprachkurse angeboten und solche zum Teil auch eingerichtet haben, um ihren Einfluß nicht zu verlieren. Dieser Einfluß beruht im wesentlichen auf der wirtschaftlichen Abhängigkeit vieler Bauern von den irredentistisch verseuchten Nachbarstädten.

Schon die Notwendigkeit, ihre Erzeugnisse in diese Städte, namentlich nach Rovereto, zu verkaufen, bringt die meisten Bauern in eine gewisse Abhängigkeit; manche sind überdies an die Händler und Banken verschuldet, andere sind nur Pächter ihrer Almen, während die Besitzer Italiener sind. Für Lafraun kommt noch hinzu, daß der Ort mit seinem hübschen See und seiner frischen Luft eine beliebte und stark besuchte Sommerfrische der Welschtiroler und Reichsitaliener ist, die eine solche Gelegenheit, nationale Propaganda zu machen, ganz anders ausnützen als unsere deutschen Reisenden in den ausländischen Grenzgebieten. Wenn aber auch viele der Bauern unter dem Druck der Irredenta stehen und deshalb sich der Einführung des Deutschen als Schulsprache — nicht den Sprachkursen — widersetzen, so darf man doch sagen, daß sie mit verschwindenden Ausnahmen kaisertreu sind. Die Vernichtung von Lusern und Vielgereut durch die Italiener wird etwaige italienische Sympathien nicht gesteigert haben!*)

*) Die geretteten Luserner befinden sich jetzt in Böhmen in Nestomitz bei Aussig an der Elbe.

In Böhmen, wo der nationale Kampf am heftigsten tobt, ist es eine allgemeine Beobachtung, daß die Kinder aus den Gemeinden an der Sprachgrenze sich in ihrem späteren Leben zu der Nation rechnen, in deren Sprache sie unterrichtet worden sind. Der Wortschatz, den die Bauernkinder vor dem Eintritt in die Schule zusammenbringen, ist meist so gering, daß der Besuch eines fremdsprachigen Kindergartens genügt, um ihnen einen eben so großen in der Sprache der dort waltenden Kindergärtnerinnen zu vermitteln. Kinder aus deutschen Familien, die einen tschechischen Kindergarten besucht haben, und umgekehrt, sind beim Übertritt in die Volksschule gewöhnlich in der fremden Sprache so weit gefördert, daß sie in der Schule der anderen Nationalität glatt mitkommen.

Geradezu auffallend schnell und sicher vollzieht sich die Eindeutschung der Kinder der italienischen Einwanderer im Etschtal in den deutschen Kindergärten zwischen Salurn und Bozen, wo freilich stets eine große Anzahl deutscher Kinder als unbezahlte Sprachlehrer mitwirken.

Die Rückverdeutschung der Hochleite, ja des ganzen alten Deutschgebiets an ihrem Fuß, durch Kindergärten, Schulen, Sprachkurse usw. ist in einem Menschenalter durchführbar, wenn der österreichische Staat es will, und — wenn er die Mithilfe der Kirche gewinnt!

Es ist bald ein halbes Jahrhundert, als der Dichter Steub klagend ausrief, daß Österreich zur Zeit seiner Herrschaft über Venetien von 1815 bis 1866 „die zimbrischen sieben und dreizehn Gemeinden dem Deutschtum verloren gehen ließ, während der Kaiserstaat sie dem angestammten Volkstum für weniger Geld hätte erhalten können, als er für eine einzige Bastion im Sumpf der Poebene oder für eine einzige Kompagnie Welscher, die nachher doch desertierten, hinauswarf.“ An diese Worte mußte ich denken, als ich das verschüttete und wiederauflebende Deutschtum auf der Hochleite sah: mögen die Worte des Dichters als prophetische Mahnworte aufs neue in alle deutschen Lande hinausklingen und auch den Weg zu der Stelle finden, an die sie der Dichter und „Tirolomane“, wie er sich selbst bezeichnete, heute wieder richten würde.

Daß die Wiedereindeutschung insbesondere Vielgereuts für Tirol nicht bloß einen zahlenmäßigen Zuwachs zu der deutschen Bevölkerung bilden würde, wird ein kurzer Abriß aus der Geschichte dieses tiroler Bauernfreistaats beweisen:

Das erste Jahrhundert der Gemeinde war ein ständiger Kampf um ihre Unabhängigkeit mit den Dynasten auf der Burg Visein (Kastell Beseno) über Kalliano. Schon um das Jahr 1315 waren aber die Bauern Sieger und im Besitz einer Art Verfassung, das heißt einer Urkunde, in der alle ihre allmählich errungenen Freiheiten zusammengestellt und von dem Feudalherrn bestätigt waren. Die Eroberung der Hochleite und weiterer Teile des Bistums von Trient durch Venedig brachte den Vielgereutern hundert Jahre später die volle Unabhängigkeit von Visein und Kaiser Max hat diese nach Besiegung der Venetianer bestätigt. Ganz dramatisch spitzt sich der aufs neue beginnende Kampf zu, als die zähen

Bauern in den neuen Herren auf Biſein, den in der Hofburg ſehr gut angeſchriebenen Grafen Trazz ebenſo zähe und dabei rückſichtsloſe Gegner fanden, welche ſelbſt vor bewaffneten Überfällen des Dorfes und Einkerkern der weggeſchleppten Bauern nicht zurückſchreckten. Endlich blieben aber die Bauern wiederum Sieger und Kaiſer Leopold beſtätigte ihnen um 1693 die Gerechtſame ihrer Unabhängkeit.

Wenn dieſer ungleiche fünfhundertjährige Freiheitskampf von Bauern gegen mächtige adelige Geſchlechter in der Schweiz geſpielt hätte, ſo wäre er in der ganzen Welt berühmt geworden; ſo aber iſt es einem glücklichen Stern zuzuſchreiben, daß ein würdiger Prieſter ſich verpflichtet gefühlt hat, aus dem Moder verſchimmelnder Akten „der Jugend ſeiner Gemeinde die Taten der Vorfahren zur Nachahmung an das Licht zu ziehen“.

„Wo kommt das Geld her?“

Von Dr. Franz Oppenheimer

Der Weltkrieg wird, wenn er noch länger als bis zum Spätherbſt dauert, das Deutſche Reich kaum weniger, vielleicht mehr als zwanzig Milliarden, zwanzigtauſend Millionen Mark, an unmittelbaren Kriegsausgaben gekoſtet haben — ganz abgeſehen von den Koſten der Fürſorge für die Kriegsinvaliden und die Hinterbliebenen. Sollte für dieſen Zweck nach dem Beiſpiel von 1871 ein „Invalidenfonds“ niedergelegt werden, ſo würde er wahrſcheinlich nicht viel hinter der Summe der unmittelbaren Kriegsaufwendungen zurückbleiben.

Sehen wir von dieſem zweiten Poſten einmal ganz ab, da er noch nicht angefordert iſt, und da die Möglichkeit beſteht, daß man dieſes Mal von der Legung eines Fonds Abſtand nehmen und ſtatt deſſen die notwendigen Ausgaben für dieſe Zwecke aus den laufenden Einnahmen decken wird. Dann blieben noch immer rund zwanzig Milliarden Mark, die zum großen Teil ſchon aufgebracht ſind und bis zum Friedensſchluß ausgegeben ſein werden. Wo kommt dieſes Geld her?

Zunächſt iſt es klar, daß es gar nicht „Geld“ im landläufigen Sinne ſein kann. Der Goldſchatz der ganzen Welt an gemünztem Gelde wurde vor dem Kriege auf etwa dreißig Milliarden, der Deutſchlands auf drei Milliarden geſchätzt, von denen ein Teil als Hilfsgelder an Verbündete und zur Bezahlung von

Auslandsschulden abgeströmt ist, etwa $2^1/_3$ Milliarden heute in der Reichsbank lagern, dank der patriotischen Haltung des größten Teils der Bevölkerung, während einige hundert Millionen Mark noch versteckt sein mögen. Dieses „Geld“ hat also nicht entfernt für den Kriegsbedarf ausgereicht, auch nicht unter Zurechnung der ausgegebenen Banknoten und Darlehnskassenscheine, deren Umlauf im Verhältnis zum Gesamtverbrauch auch nur gering ist.

Wo kommt also das Geld her?

Wenn die folgende Erwägung angestellt wird, erhält man den Eindruck, es sei aus der Luft gegriffen, sozusagen aus der vierten Dimension genommen worden:

Nehmen wir an, was der Wahrheit nahekommen dürfte, die $13^1/_2$ Milliarden der deutschen Kriegsanleihen seien gänzlich aus deutschen Ersparnissen gezeichnet worden, und auch die noch bewilligten rund $6^1/_2$ Milliarden würden ebenfalls aus deutschen Ersparnissen aufgebracht werden. Wir sehen also von den geringen Zeichnungen ausländischer Kapitalisten gänzlich ab. Dann gestaltet sich das Bild der Zukunft folgendermaßen: das Deutsche Reich entnimmt jährlich der deutschen Volkswirtschaft, das heißt den Steuerzahlern, eine Milliarde Mark zur Verzinsung der fünfprozentigen Anleihe in Form von Steuern, Gebühren, Monopoleinnahmen usw. — und zahlt die gleiche Milliarde in Form von Anleihezinsen an die gleiche Volkswirtschaft, den Inbegriff der gleichen Steuerzahler, zurück. Also eine Manipulation „aus der Kasse in die Beilage“, wie man zu sagen pflegt. Danach erhält der durchschnittliche Steuerzahler zurück, was er für die Kriegskosten leistet, und es sieht aus, als bezahle niemand überhaupt etwas (abgesehen natürlich von den geringen Kosten der Einziehung der Steuern und der Auszahlung der Zinsen). Stammt also das „Geld“ in der Tat aus der Geisterwelt?

Den genau umgekehrten Eindruck erhält man, wenn man die folgende, ebenso richtige Erwägung anstellt: angenommen, die Kriegsanleihen seien von allen deutschen Staatsbürgern genau nach dem Maßstab ihrer steuerlichen Leistungsfähigkeit aufgenommen worden, so daß jeder exakt das an Zinsen zurückerhält, was er an Steuern für die Verzinsung aufzubringen hat. In diesem Falle würden das Reich und die Steuerzahler offenbar am besten fahren, wenn die Anleihe annulliert, wenn die „Stücke“ für wertlos erklärt würden. Denn dann würden die Kosten für die Steuererhebung und Zinszahlung gespart, sonst aber bliebe alles beim alten, niemand hätte mehr oder weniger als zuvor an Einkommen. In diesem Falle schaut es aus, als hätte das Reich die ganze gewaltige Summe dem Privatvermögen seiner Bürger ohne jede Gegenentschädigung entnommen, als eine riesenhafte Kriegssteuer.

Ein paradoxes Ergebnis! Beide Betrachtungen sind offenbar gleich richtig. Und doch führen sie zu ganz entgegengesetzten Ergebnissen. Das eine Mal scheint es als koste der Krieg überhaupt niemanden etwas, das andere Mal

erscheint es, als habe sich das deutsche Volksvermögen um die ganze Summe vermindert.

Nun, das Rätsel ist lösbar. Es liegt nicht an den Dingen, sondern an ihrer Betrachtung. So lange wir „am Faden der Geldbetrachtung“ bleiben, sind volkswirtschaftliche Dinge fast niemals verständlich. Wir müssen uns der „naturalwirtschaftlichen Anschauung“ bedienen, die vom Geldausdruck des Tauschverkehrs grundsätzlich abstrahiert und statt dessen die ausgetauschten Güter (und „Dienste“) unmittelbar ins Auge faßt. Dann ist leicht zu sehen, „woher das Geld gekommen ist.“

Das Reich brauchte und braucht für die Kriegsführung kein Geld als Selbstzweck, sondern nur als das Mittel, um Güter und Dienste zu erwerben. Güter: Waffen, Munition, Proviant, Automobile mit Zubehör, Werkzeuge, Verbandstoffe und Arzneien usw.; und „Dienste“, unmittelbar geleistete und besoldete Arbeit der Offiziere, Ärzte, Mannschaften usw. im Kriegsdienste und der Arbeiter und ihrer Leiter, die hinter der Front Kriegsbedarf herstellen und heranschaffen.

Alle diese Güter — von den Diensten wollen wir der Bequemlichkeit halber absehen — können auf keine andere Weise zur Verfügung des Reiches gestellt worden sein als durch „Ersparnis“. Sie sind ja „Vorräte“, und solche können nur entstehen, wenn Güter dem augenblicklichen Verzehr entzogen und für andere Zwecke aufgespart werden.

Wenn wir die Dinge von diesem Standpunkte aus betrachten, so erkennen wir leicht, daß ein Teil der Güter des Kriegsbedarfs älteren Ersparnissen aus der Zeit vor dem Kriege verdankt wird. Und zwar fließen hier zwei verschiedene Quellen. Die eine führte dem Reiche solche Güter unmittelbar zu, die bei Kriegsausbruch innerhalb Deutschlands in natura für Friedenszwecke als Vorräte vorhanden waren: Korn, Mehl, Fleisch und Konserven, Wolle, Baumwolle, Flachs, Leinen und Jute, Kohlen, Salpeter, Eisen, Stahl, Kupfer, Zinn, Zink, Bronze, Kautschuk, Pferde und Schlachtvieh, Wagen, Geschirre, Automobile und Pneumatiks usw. Alle diese Vorräte sind zum großen Teil verbraucht und nur zum kleineren Teil ersetzt worden; der Krieg hat wie eine riesige Luftpumpe all die ungeheueren Gütermassen aufgesaugt, die in den Kapillaren der Zirkulation steckten, in all den unzähligen Speichern, Scheunen, Vorratslagern und Läden der Erzeuger und Wiederverkäufer, der Mehl- und Vorkosthändler, der Posamentiere und Schnittwarenhändler usw., ja sogar (Altmetall, Wolle usw.) in den Vorratskammern der Privathaushaltungen. Würde ganz Deutschland heute seine Bilanz aufmachen, so würde unter den Aktiven die Inventur der sämtlichen Warenlager ein Minus von vielen hundert Millionen gegen das Vorjahr ergeben. Dabei ist zu beachten, daß nicht nur diejenigen Vorräte verschwunden, mindestens stark verringert sind, die für die unmittelbaren Kriegszwecke der Militärverwaltung und Truppenernährung verbraucht worden sind, sondern auch solche, die dem Konsum der Zivilbevölkerung dienten. Vieles davon konnte aus technischen Gründen nicht ersetzt werden, weil die Handelswege

UNIVERSITY

gesperrt sind, zum Beispiel Weizen, Gerste, Kautschuk, Zinn, Kupfer; anderes aus ökonomischen Gründen, weil die Nachfrage danach aufgehört oder doch sich vermindert hat, zum Beispiel Seide, Kleiderstoffe, Spitzen, Kaviar und andere Delikatessen.

Diese verbrauchten und nicht wieder ersetzten Vorräte stellen den ersten Teil der Kriegskosten dar. Sie sind das eigentliche Darlehen, das die Volkswirtschaft dem Staate gemacht hat: denn sie wird alles das nach dem Frieden zu ersetzen haben, durch unmittelbare Arbeit oder durch Hingabe deutscher Arbeitserzeugnisse gegen Auslandsgüter. Erst dann, wenn die Kapillaren der Zirkulation wieder in normaler Weise mit Vorräten aufgefüllt sein werden, wenn die Volkswirtschaft sozusagen wieder im normalen Futter- und Ernährungszustand sein wird, ist diese Ausgabe eingebracht, diese Schuld getilgt, ist diese Vermögensverminderung ausgeglichen.

Die zweite Quelle, aus der ältere, bereits vor dem Kriege gemachte Ersparnisse dem Reiche zugeflossen sind, sind die sogenannten „ausländischen Kapitalanlagen". Ein deutscher Staatsangehöriger besaß zum Beispiel vor dem Kriege italienische Eisenbahnaktien oder schwedische Staatspapiere. Wenn er sie verkaufte, um dafür deutsche Kriegsanleihe zu erwerben, so konnte die deutsche Volkswirtschaft den Erlös in bar oder in Gütern, zum Beispiel in schwedischem Eisenerz oder italienischem Weizen, ins Land ziehen, oder sie konnte im Auslande Goldguthaben halten, um den Wechselkurs zu beeinflussen.

Das ist der zweite Teil der Kriegskosten. Würde ganz Deutschland heute seine Bilanz aufmachen, so würde unter den Aktiven der Posten „Debitoren" gegen das Vorjahr eine Verminderung von ebenfalls vielen hundert Millionen ergeben.

Vielleicht ist das nicht ganz leicht zu verstehen. Man wird sich fragen, wo denn die Vermögensverminderung liege, da doch der Verkäufer der ausländischen Wertpapiere in Gestalt der Kriegsanleihe vollen Gegenwert erhalten habe. Das ist auch ganz richtig: aber es handelt sich hier nicht um eine privatwirtschaftliche, sondern volkswirtschaftliche Aufrechnung. Was ein Deutscher dem anderen schuldig ist, zum Beispiel der deutsche Reichsfiskus den deutschen Privatleuten, ist in der volkswirtschaftlichen Bilanz nur ein „durchlaufender Posten", der auf beiden Seiten des Hauptbuchs erscheint und sich dadurch aufhebt: die Volkswirtschaft als Ganzes kann Gläubiger oder Schuldner nur bei anderen Volkswirtschaften sein. Und darum ist jeder Verkauf ausländischer Werte eine Verminderung ihrer Aktiva; und ist gleichzeitig dann eine Verminderung ihres Vermögens, wenn nicht die Passiva sich um den gleichen Betrag vermindern oder andere Aktiva, nämlich die Gütervorräte, entsprechend wachsen. Da aber in unserem Falle die als Erlös eingebrachten Gütervorräte zum großen Teile aufgebraucht sein werden, ist hier in der Tat eine Vermögensminderung eingetreten, die auf Kriegsausgaben zu verbuchen ist und im Gewinn- und Verlustkonto der Gesamtbilanz kräftig zu Buche schlägt.

Der Hauptteil aber der im Kriege verbrauchten Güter stammt nicht aus Ersparnissen der Zeit vor dem Kriege, sondern aus Ersparnissen, die während des Krieges selbst gemacht sind.

„Ersparnis“ ist immer das Ergebnis eines Subtraktionsexempels. Vom Gesamteinkommen ist die Gesamtausgabe abzuziehen. Je höher das Einkommen, je geringer die Ausgabe, um so größer die Ersparnis.

Das gilt von der in Geld ausgedrückten Rechnung des Privatmannes, aber ebensosehr von der in Gütern (und „Diensten“) allein ausdrückbaren Rechnung einer ganzen Volkswirtschaft, für die, wie wir gezeigt haben, nur die „naturalwirtschaftliche Betrachtung“ anwendbar ist.

Die Kriegskosten, die ja nur aus Ersparnissen gedeckt werden konnten, sind dementsprechend zu einem großen Teil durch Vermehrung der normalen Güterproduktion, zu einem anderen, noch größeren Teil durch Verminderung des Güterkonsums aufgebracht worden.

Was die Vermehrung der Erzeugung anlangt, so ist es klar, daß sie, im ganzen und großen betrachtet, stark vermindert sein muß. Stehen doch Millionen Männer im Kriegsdienste als Soldaten, Sanitäter usw., die aller produktiven Arbeit seit nunmehr elfeinhalb Monaten entzogen sind. Das kann unmöglich vollständig kompensiert worden sein.

Aber es ist gewiß zu einem bedeutenden Teile kompensiert worden. Nicht durch die Arbeit der Kriegsgefangenen, die qualitativ nicht sehr hoch eingeschätzt werden kann und auch quantitativ leider bisher nicht im großen Maßstabe eingesetzt worden ist, wohl aber durch volle Anspannung aller Zweige, die unmittelbar und mittelbar für den Krieg arbeiten.

Die Ergiebigkeit der wirtschaftlichen Arbeit hängt ab von ihrer Dauer, ihrer Anspannung und ihrer technischen Ausrüstung. Nun, wir wissen, daß in allen Zweigen der Landwirtschaft und des Gewerbes, die für die nationale Existenz notwendig sind, heute und schon seit Monaten mit voller Anspannung gearbeitet wird. Die Arbeitszeit ist so weit gestreckt worden, wie ohne Schädigung der Arbeiter und ihres Arbeitseifers möglich war; der Arbeitseifer, die innere Anspannung, ist so groß wie nie, dank der patriotischen Erhebung der Arbeiterschaft, dank auch ihrer Anfeuerung durch erfreulich hohe Löhne und eine gegen die Sitten früherer Zeiten wesentlich verbesserte Behandlung durch die Arbeitleiter; es gibt keine Stimmung für Streiks, Sabotage und Ca-Canny-System mit ihren Verlusten an Arbeitsergiebigkeit, ihrer Minderproduktion; und schließlich ist in vielen Zweigen die technische Ausrüstung der Arbeiter, die Maschinerie samt Zubehör, mit allen Kräften vermehrt worden. All das sind Gewinne an „produktiven Kräften“, um mit Friedrich List zu sprechen, die sich in stark erhöhter Gütererzeugung ausdrücken, soweit der einzelne Betrieb in Frage kommt.

Dazu kommt ein anderes. Von den rund 61 Millionen Deutschen, die heute nicht im Kriegsdienste stehen, arbeiten prozentual bedeutend mehr in der

Güterproduktion als in Friedenszeiten von den 67 Millionen arbeiteten. Erstens gibt es kaum noch arbeitsfähige Arbeitslose; die „Reservearmee" ist aufgesaugt. Ferner aber sind sehr viele Arbeitskräfte, männliche wie weibliche, herangezogen worden, die früher nicht oder in geringerem Maße beteiligt waren. Die landwirtschaftlichen Arbeiten werden zum großen Teil von Jugendlichen, Frauen, Alten und körperlich Minderwertigen mit Hilfe von vermehrter Maschinerie ausgeführt; auch im Gewerbe und Handel sind zahlreiche Jugendliche, Frauen und minderarbeitsfähige Männer beschäftigt. Die Jungen werden früher herangezogen als sonst, die älteren treten später in den Ruhestand als sonst; zahlreiche Frauen sind in das Erwerbsleben neu eingetreten, deren Ernährer im Felde steht, die aber den Erwerb wieder aufgeben werden, wenn der Vater, Gatte oder Sohn zurückgekehrt ist. Die Heranziehung dieser sonst unerreichbaren Reserven von Arbeit bedeutet eine starke Vermehrung der Gütererzeugung.

Und noch eins: es hat eine starke Überwanderung stattgefunden von Gewerben, die minder wichtige Bedürfnisse mit kleinerem „Grenznutzen" befriedigen, in solche, die wichtigere Bedürfnisse mit größerem Grenznutzen befriedigen. Die Arbeiter und Arbeiterinnen der „Luxusgewerbe" und der Gewerbe des höheren Behagens sind heute mit der Herstellung von Gütern für den Kriegsbedarf und den notwendigen Volkskonsum beschäftigt; und das gleiche gilt von zahlreichen „Dienstleistenden" aller Grade, niederen, wie den vielen arbeitslosen Dienstmädchen, Dienern, Manicuren, Friseusen, Prostituierten usw., und höheren, wie den Schauspielern, Musikern, Artisten, Privatlehrern und anderen ihrer Klasse; auch die Agenten, Makler und Vermittler haben sich zum Teil der unmittelbaren Gütererzeugung widmen müssen, da für ihre „Dienste" kein Bedürfnis besteht: liegen doch der Börsenverkehr, das Grundstücksgeschäft, die Luxusgewerbe, die Exportgewerbe, der Exporthandel, die Reederei fast völlig still! Und wie die Industrie, die heute überhaupt Beschäftigung hat, keine Agenten braucht, so braucht sie auch keine Reisenden, ihr Absatz ist ihr ohne diese faux frais auch ohnehin gesichert.

All das ist zusammengekommen, um die produktiven Kräfte, die in unserer Gütererzeugung tätig sind, bis auf das erreichbare Höchstmaß zu vermehren. Und wenn die deutsche Gesamtvolkswirtschaft heute ihre Bilanz aufmachen würde, so würde sich herausstellen, daß das Gütererzeugungskonto zwar einen Mindererertrag ergeben hat, aber einen unendlich viel kleineren, als man nach den trüben Prophezeiungen der Pazifisten vom Schlage eines von Bloch und Genossen gefürchtet hatte.

Der Minuendus unseres Substraktionsexempels ist also stattlich genug. Betrachten wir nunmehr den Subtrahendus, den Konsum, um die Ersparnis schätzen zu können.

Der erste Posten des Konsums ist der eigentliche „letzte Verzehr", der wirkliche Verbrauch der Güter und Dienste in der Privatwirtschaft der einzelnen Mitglieder der Volkswirtschaft. Kein Zweifel, daß dieser Konsum sehr stark

zurückgegangen ist. Die meisten waren nicht in der Lage, und nur sehr wenige in der Stimmung, sich Luxusausgaben zu leisten. Man hat sich „eingeschränkt", hat viel weniger Güter und Dienste aller Art verbraucht: wir sprachen schon von dem Minderbedarf an Luxusgütern und Diensten, der die Überwanderung in lebenswichtigere Zweige der Gütererzeugung hervorgerufen hat. Wenn in einem reichen Volke von 67 Millionen fast alle sich in Kleidung und Schuhwerk, in Erholung, Sport und Reisen, in Speise und Trank, in Hausrat, Mobiliar und Gesinde einschränken, sich „behelfen", so werden Milliarden erspart. Man trägt heute Gewänder und Stiefel, die in Friedenszeiten „nicht mehr gegangen wären", die man aber in Kriegszeiten ganz ruhig, ja sogar mit einem gewissen patriotischen Stolz noch tragen darf; man reinigt, bessert und flickt, was man sonst fortgetan und durch Neues ersetzt hätte. Man ißt einen oder zwei Gänge zu Tisch weniger, man trinkt weniger geistige Getränke, man verzehrt billigere Nahrungsmittel, man behält die alten Möbel und Betten, Vorhänge und Teppiche. Wenn ganz Deutschland heute seine Bilanz aufstellte, so würde das Konto „Privatverbrauch des Geschäftsinhabers" ein kolossales Minus gegen die Vorjahre aufweisen.

Das ist eine echte und rechte „Ersparnis" im eigentlichen Sinne des Wortes, ein wirklicher Minderverbrauch, der durch keinen künftigen Mehrverbrauch wettgemacht werden wird. Die hier ersparten Milliarden hat das deutsche Volk ohne Minderung seines Vermögens aufgebracht und den Kriegszwecken überwiesen, etwa wie ein reicher Mann wohl einmal eine kostspielige Operation durch den berühmtesten Chirurgen und eine darauffolgende Badekur im teuersten Sanatorium (das wäre der Invalidenfonds!) aus seinen Einnahmen bezahlen kann, ohne das Vermögen anzugreifen, wenn er auf Automobil, Vergnügungsreise und kostspieligen Sport verzichtet.

Eine zweite echte Ersparnis ohne Vermögensminderung ist die größere Wirtschaftlichkeit der „Verwaltung" der vorrätigen Güter, das heißt ihrer Bewahrung vor Verlust und Verderb. Wir sind als reiche Leute recht sorglos gewesen, haben das oberste Prinzip aller Wirtschaft nicht immer genau beachtet, die Güter so zu verwalten, daß sie den möglichst hohen Ertrag der Bedürfnisbefriedigung ergeben müssen. Unsere Kochsitten waren verschwenderisch: ungeheure Mengen von Nährwerten wanderten in die Unratkästen oder wurden in Gestalt von Fett in die Kanalisation vergeudet. Zwischen 10 und 20 Prozent unserer gewaltigen Kartoffelernte, die 1913 über eine Milliarde Zentner betrug, gingen regelmäßig durch Fäulnis, etwa 10 Prozent überdies durch „Atmung" der Pflanzen zugrunde. Davon haben wir wenigstens einen beträchtlichen Teil durch rechtzeitige Trocknung der Knollen zu retten gelernt. Wir haben einen Teil der Verschwendung abgestellt, der darin lag, daß wir zum Zwecke übereichlicher Fleischnahrung ungeheuere Mengen von Roggen und Kartoffeln durch Verfütterung an Schweine in Fleisch verwandelten, wobei fast die Hälfte der Nährwerteinheiten verloren ging. Wir haben unser Korn viel stärker aus-

gemahlen als im Frieden und lieber ein etwas dunkleres Brot gegessen; wir haben riesige Mengen wild wachsender Pflanzen, die sonst verkamen: Pilze, Beeren, Eicheln, Kastanien und Blättergewächse für die Ernährung der Menschen und Tiere nutzbar gemacht. Wir haben, ohne dadurch in unserer Ernährung zu leiden, überhaupt weniger gegessen, nicht aus Askese, sondern weil das Essen eben weniger „lecker" war: das ist Ersparnis durch Minderverbrauch und gleichzeitig durch bessere „Verwaltung"; denn unser Körper nutzt wenig Nahrung prozentual weit besser aus als überreichliche, deren Nährwerteinheiten großenteils unverwertet ausgeschieden werden. Und wenn wir weniger neue Kleider, Möbel usw. gebraucht haben, so war das eben nur möglich, weil wir mit den alten pfleglicher haushielten als in den Zeiten des sorglosen Überflusses.

Auch das also ist echte Ersparnis ohne Minderung des Stammvermögens gewesen. Wenn ganz Deutschland heute seine Bilanz aufstellt, so würde der Posten: Schwund, Verlust, Leckage usw. sich als gegen die Vorjahre sehr bedeutend verringert erweisen. Auch diese Ersparnis ist als Minderverlust gegen die Kriegskosten aufzurechnen.

Wir kommen aber nunmehr leider auch zu weniger erfreulichen Posten:

Ersparnisse im eigentlichen Sinne kann man nur vom „reinen Einkommen" machen, das heißt von demjenigen Teile des Roheinkommens, der übrig bleibt, nachdem der ursprüngliche Bestand des Vermögens in seinem vollen Werte wiederhergestellt war, wie es zu Anfang der Einkommensperiode bestand. Um das Reineinkommen zu berechnen, muß man vom Roheinkommen, und zwar gerade so vom Geldeinkommen des Privatmannes wie vom Gütereinkommen der Volkswirtschaft, Abschreibungen und Rückstellungen machen und Reservefonds anlegen.

Nun kann sich ein Privatmann in schlechten Zeiten einmal eine Zeitlang dadurch weiter helfen, daß er diese Abzüge vom Roheinkommen gar nicht oder nicht genügend vornimmt; er „geht dann freilich hinter sich", weil der Vermögensstamm am Ende des Jahres an Wert geringer ist als am Anfang, und auf die Dauer würde er bei solcher Praxis zugrundegehen, wenn er mehr verbraucht, als er eigentlich rein einnimmt. Aber eine gewisse Zeit hindurch kann er doch durch solchen „Raubbau" aus den laufenden Roheinnahmen die laufenden Ausgaben decken. So auch die Volkswirtschaft!

Man macht „Abschreibungen" für den Ersatz des „materiellen Verschleißes" der Güter. In einer normalen Volkswirtschaft wird der Ersatz regelmäßig sofort vorgenommen: das ist ihre Art, abzuschreiben. Hier haben wir während des Krieges gewiß ein Stück Raubbau getrieben: viele eigentlich schon notwendige Reparaturen an Hausgerät, Wohnhäusern, Fabriken, Werkstätten, Scheunen und Speichern, Maschinen und Werkzeugen, Straßen und Kanälen, Gräben und Drainagen usw. sind sicherlich aufgeschoben worden; anderes, das ganz verbraucht war, ist nicht ersetzt worden. Wir haben die dafür erforderliche Arbeit auf die dringenderen Aufgaben des Krieges und des unmittelbaren Konsums

verwenden müssen: aber diese Ersparnis ist doch nur scheinbare Ersparnis; die frei gewordenen Mittel entstammen nicht dem Reineinkommen. Hier ist aufgeschoben nicht aufgehoben, wie bei Nahrung und Kleidung, sondern wirklich nur aufgeschoben. Wir haben sozusagen bei uns selbst Anleihen gemacht, haben die Zukunft für die Gegenwart belastet; denn alle diese Reparatur- und Ersatzarbeiten müssen wir in den kommenden Friedenszeiten nachholen, und wahrscheinlich mit beträchtlich größeren Kosten.

Dasselbe gilt für die „Rückstellungen“, die der Privatmann für den sogenannten „moralischen Verschleiß“ seiner Werkeinrichtungen zu machen hat. Eine Maschine wird oft aus ökonomischen Gründen, durch Veralten, unbrauchbar, obgleich sie vom technischen Standpunkt aus noch ausgezeichnet arbeitet; Gebäude werden unzweckmäßig und müssen abgerissen werden, obgleich sie noch in vortrefflichem baulichen Zustande sind. Auch dafür hat die Volkswirtschaft im ganzen ebenso Sorge zu tragen wie der Privatmann — und auch hier haben wir vieles aufgeschoben, was wir später werden nachholen müssen, und haben auch dadurch sehr große laufende Mittel an Gütern für augenblicklich wichtigere Zwecke frei bekommen.

Der Privatmann muß drittens „Reservefonds“ legen, um durch die Überschüsse guter Jahre die Mindereinnahmen schlechter Jahre auszugleichen. Denn im strengsten Sinne ist „Reineinkommen“ das durchschnittliche Reineinkommen längerer Zeit. In dieser Beziehung braucht eine Gesamtvolkswirtschaft nicht allzu ängstlich zu sein; sie kann sich in schlechten Jahren durch Minderkonsum und bessere Wirtschaftlichkeit viel besser helfen als der Private.

Dagegen hat die Volkswirtschaft die verpflichtende Aufgabe zu einem Reservefonds, den der Privatmann nicht legen muß: sie muß ihren „Betrieb vergrößern“ entsprechend der Zunahme der Bevölkerung. Andernfalls verarmt sie offenbar relativ, wenn das gleiche Stammvermögen sich auf mehr Köpfe verteilt. Und hier haben wir sehr viel notwendige Ausgaben aufschieben müssen, die wir in Zukunft unbedingt werden nachholen müssen.

Um nur einiges anzuführen: wir haben in den letzten Friedensjahren für einen durchschnittlichen Bevölkerungszuwachs von rund 800 000 Köpfen jährlich etwa 200 000 neue Wohnungen gebaut, ein Aufwand von gewiß mehr als einer halben Milliarde Mark. Das wird zum großen Teil nachgeholt werden müssen, leider nicht ganz, da der normale Bevölkerungszuwachs durch den Tod so vieler Männer im Felde stark herabgesetzt ist, und da namentlich viele junge Ehen durch den Tod getrennt, und noch mehr nicht zustandegekommen sind, so daß das Bedürfnis nach neuen Wohnungen unter der Norm sein wird.

Das gleiche gilt für Fabrikanlagen, Gebäude und Maschinen, die entsprechend dem größeren Konsum der gewachsenen Volkszahl normalerweise hätten erweitert oder neu aufgestellt werden müssen. Wahrscheinlich auch für Schulen, Kranken- und Irrenanstalten, Straßen, Kanäle, Flußregulierungen, Eisenbahnen und Straßenbahnen, Licht- und Kraftwerke usw. All das ist aufgeschoben, aber

soll und darf nicht aufgehoben sein: es hätte aus dem rohen Einkommen geschaffen werden sollen; statt dessen hat Arbeit und Material den Zwecken des Krieges, also dem laufenden Verzehr, gedient.

Aus diesen Quellen ist ebenfalls ein Teil des „Geldes“ gekommen, das uns der Krieg gekostet hat. Wenn ganz Deutschland jetzt seine Bilanz aufstellen würde, so würde es sich eingestehen müssen, daß es nicht genug Abschreibungen und Rückstellungen machen und die notwendigen Reservefonds für die Versorgung seines Zuwachses nicht legen kann; wenn es die Bilanz nicht verschleiern will, so muß es diese gewaltigen Posten einstellen und mutig erklären, daß das Gewinn- und Verlustkonto mit einem Verlust abschließt, der auf neue Rechnung vorgetragen und in besseren Zeiten abgearbeitet werden muß.

Das sind die Quellen der bisher bereits für den Krieg aufgebrauchten Güter und Dienste im Wertbetrage von etwa vierzehn bis sechzehn Milliarden Mark. Nun hat aber das Reich bei den Zeichnern seiner zweiten Kriegsanleihe noch ein stattliches Guthaben als Anweisung auf neue Güter und Dienste. Wo kommt dieses „Geld“ her?

Nun, diese Zeichnungen sind das formelle Versprechen an den Reichsfiskus, ihm bei der Fälligkeit der einzelnen Einzahlungstermine den Kriegsbedarf an Gütern usw. zur Verfügung zu stellen. Diese Güter werden aus den gleichen Quellen stammen, wie die bisher schon verbrauchten, das heißt zum kleinen Teil aus dem Verkauf von Auslandsguthaben, zum großen Teil aus den „Ersparnissen“ im eigentlichen und uneigentlichen Sinne, die die Volkswirtschaft aus der Spannung zwischen Gütererzeugung und Güterverbrauch, aus ihrer Roheinnahme in der gleichen Zeit also, machen wird. Dazu haben sich die Zeichner in ihrer Gesamtheit verpflichtet; dafür hat jeder einzelne, soweit er nicht unmittelbar über Güter oder ihr Äquivalent, öffentliches Geld oder geldwerte Guthaben verfügt, dem Reiche ein Pfand bestellt, das den Anspruch sicher stellt: das ist der Sinn des Lombardverfahrens bei den Kriegsdarlehnskassen, soweit die Verpfändung von Waren oder Effekten zum Zwecke der Zeichnung auf Kriegsanleihe erfolgte. Hat ein einzelner seine künftigen Einnahmen überschätzt, so daß er am Fälligkeitstermin sein Pfand nicht einlösen kann, so verliert er es ganz oder muß unter Kursverlust einen Ersatzmann stellen, der an seine Stelle tritt.

* * *

Das ist die Lösung des Rätsels, „woher das Geld kommt“: aus vergangener, gegenwärtiger und künftiger Ersparnis.

Wer nicht etwa erwartet hat, daß wir während des Krieges und durch den Krieg reicher werden würden, den muß die Bilanz der deutschen Volkswirtschaft herzlich erfreuen. Unser Nationalvermögen ist für den Augenblick gewiß etwas geringer geworden, aber entfernt nicht in dem Maße, wie die Pazifisten und Pessimisten es meinten, die den Bankerott in kürzester Zeit prophezeiten.

Unser Deutschland gleicht, um das Bild noch einmal zu brauchen, einem wohlhabenden Manne, der für eine schwere Operation einem großen Chirurgen mehr zahlen muß, als aus seinem Reineinkommen erübrigt werden kann. Wenn ihm der ärztliche Eingriff das Leben rettet und die Arbeitsfähigkeit wieder gibt, wird er die Vermögenseinbuße nicht bedauern. Auch für uns ist dieser Krieg ein schwerer chirurgischer Eingriff: aber wir sind sicher, daß unsere nationale Existenz durch ihn gerettet, daß unsere nationale Arbeitsfähigkeit durch ihn vor schwerer langdauernder Schädigung bewahrt worden ist. Ja, wir hoffen sogar, daß unseres Landes Kraft und Gesundheit, seine Lebens- und Arbeitsfähigkeit durch diesen Krieg eine starke Steigerung erfahren wird.

Neue „produktive Kräfte“ hat er heraufgerufen, nicht nur technische Verfahren von höherer Ergiebigkeit, die uns von fremden Märkten unabhängiger machen werden, sondern mehr, wertvolleres als das. Wir werden hoffentlich durch Zusammenschluß mit unseren Verbündeten und anderen Völkern einen größeren Wirtschaftskörper bilden — und es ist bekannt, daß die Ergiebigkeit der Arbeit wie das Quadrat der Marktgröße wächst: so gewaltige neue Produktivkräfte der gesteigerten Arbeitsteilung und -vereinigung ruft die Vergrößerung des Marktes ins Leben.

Aber auch das, so wertvoll es ist, wird nicht die wertvollste Errungenschaft dieses großartigen Krieges sein. Sondern das, daß wir eine neue seelische Einheit erkämpft haben, die nie ganz wieder verloren gehen kann. Und das wird auch unser wirtschaftliches Leben gewaltig befruchten. Zwischen uns wird mehr Liebe, Vertrauen und Brüderlichkeit herrschen als vorher, darum mehr Gerechtigkeit, Gleichheit und Freiheit. Und das sind Kräfte, die auf die Volkswirtschaft wirken wie die Sonnenwärme auf den Acker. Sie sind „außerwirtschaftlich“, aber nur unter ihrer Wirkung kann die Wirtschaft gedeihen.

In die Bilanz unserer Volkswirtschaft können wir diese neuen Kräfte nicht einstellen. Aber wir dürfen sagen, daß sie die Bilanzen der kommenden Friedensjahre günstig gestalten werden, und daß der Verlustsaldo des Rechnungsjahrs 1914/15 bald getilgt sein wird.

Volksdichtung über unsere gefallenen Helden

Von K. Wehrhan

Jedem aufmerksamen Beobachter ist sicherlich nicht entgangen, daß bald nach Beginn des Krieges der Brauch Aufnahme fand, in die Anzeige des Verlustes eines Angehörigen im Felde einen Reim zu setzen. Anfangs wagte sich der Brauch nur schüchtern, hier und da, hervor; nachdem er aber einmal aufgekommen war, breitete er sich mit kaum glaublicher Schnelligkeit durch alle Gaue unseres Vaterlandes aus, und heute ist diese Art der Spruchdichtung ungeheuerlich angeschwollen.

Der Inhalt der Reime ist im Verhältnis zu ihrer außerordentlich großen Zahl meistens äußerst dürftig. Trotzdem finden wir in ihnen nicht selten in schöner und treffender Weise den Geist der weitesten Volksklassen enthüllt. Was uns vor allem immer wieder in ihnen entgegentritt, ist geduldige Ergebung in Gottes Willen und tiefster Schmerz über den Verlust, die tröstende Hoffnung auf ein Wiedersehen, eine heiße, über alles gehende Liebe und ein herzliches Versprechen, das Gedächtnis des Toten zu pflegen und in Ehren zu halten; aber auch freudiger Stolz auf den Tod fürs Vaterland, den Heldentod, ein überzeugtes Bewußtsein von der Notwendigkeit des Opfers, wobei in oft rührender, einfacher und schlichter Weise nur auf die treuerfüllte Pflicht des Soldaten hingewiesen wird.

Die deutsche Spruchdichtung in Todesanzeigen ist nicht gerade neu, sie trat auch in Friedenszeiten auf; auch sonst finden wir den Reim im Volksleben bei vielen feierlichen Gelegenheiten, bei denen die gewöhnliche Rede der gehobenen Stimmung nicht genügend Rechnung trägt (Hochzeit, Polterabend, Zimmermannsspruch und dergleichen). Der hochdeutsche Reim hat für das Volk etwas Ernstes, Feierliches und durch und durch Eigenartiges; er sagt ihm sehr viel mehr, klingt ihm viel würdiger, vollwertiger, weihevoller und stimmungsgemäßer als das gewöhnliche Wort.

Die Reime in den Todesanzeigen für gefallene Krieger treten in allen Zeitungen, gleichviel welche religiöse oder politische Stellung diese einnehmen,

auf, es ist auch kein Unterschied darin zu finden zwischen Großstadt und Kleinstadt oder Land; nur die großen Zeitungen, die mehr als örtliche oder provinzielle Bedeutung für sich beanspruchen können, haben solche Reime wenig oder gar nicht aufzuweisen. Sie haben Ähnlichkeit mit den Inschriften und den Sprüchen auf Kreuzen und Grabsteinen und sollen wie sie ein schmerzlicher Aufschrei der Hinterbliebenen, ein liebevoller Nachruf an den Verschiedenen und ein zuspruchsvoller Trost für die Angehörigen sein.

Häufig finden wir unseren besten Dichtern Reime entnommen, die uns einen tiefen Blick in die Seele der Hinterbliebenen gestatten. Wie stark zum Beispiel fühlen diese, wenn sie dem Gefallenen die Goetheschen Worte aus dem Liede „Lila" (1787) nachrufen:

Feiger Gedanken bängliches Schwanken,
Weibisches Zagen, ängstliches Klagen
Wendet kein Elend, macht dich nicht frei.
Allen Gewalten zum Trotz sich erhalten,
Nimmer sich beugen, kräftig sich zeigen,
Rufet die Arme des Himmels herbei.

Die weitaus große Mehrzahl der Reime ist eigenes Erzeugnis. Da findet zum Beispiel der Schmerz seinen Ausdruck in den schönen Worten:

Wenn Liebe könnte Wunder tun
Und Tränen Tote wecken,
So würde dich gewiß nicht dort
Die fremde Erde decken.

In seltener Ergebenheit beklagen die Eltern den Heldentod ihrer beiden Söhne, wenn sie sagen:

In der Blüte der Jahre,
In der Fülle der Kraft,
Hat des Feindes Kugel
Sie dahingerafft.
Nun sind sie gekrönet
Nach blutigem Streit
Mit der Krone des Lebens
In Ewigkeit;
Nun ruhen sie sanft in Gottes Hand
Im fernen, fremden Feindesland.
Zusammen zogen sie hinaus,
Zusammen erfüllten sie ihre Pflicht,
Zusammen fanden sie den Tod,
Zusammen ruhen sie in fremder Erde Schoß.

Am ergreifendsten und schönsten sind die Nachrufe, die von Eltern und besonders von Müttern und Gattinnen den Dahingeschiedenen gewidmet werden. Mit herbem kurzem Aufschrei sagt eine der letzteren:

Noch hatt' ich gehofft und fest geglaubt,
Doch der Krieg, er hat mir mein Liebstes geraubt.

Eine lebhafte und schmerzliche Erinnerung an das mit dem Gefallenen gemeinsam genossene kurze Lebensglück kommt in anderen Reimen in ergreifender Weise zum Ausdruck:

Nach kurzem Eheglück
Kam dieser herbe Schlag,
Nahm mir mein Liebstes auf der Welt,
Das ich jemals besaß.
Das Weltenschicksal wollt' es so,
Du durft'st nicht wieder heim;
Dein Wunsch war nur ein Wiedersehn,
Das durfte niemals sein.

Oder eine andere spricht noch im Geist mit ihrem gefallenen Gatten:

Mein ganzes Glück ist nun dahin,
Mein Trost, wenn ich verlassen bin,
Dein Mitleid, wenn ich leide.
Mir fehlt des Gatten rechte Hand,
Mir fehlt ein Herz, das mich verstand,
Mir fehlt des Lebens Freude.

Da ist es wohl zu verstehen, wenn das einsame Herz nach Trost und Linderung ruft:

Du ew'ger Lenker unserer Tage,
Warum hast du uns das getan?
Es tönt zu dir der Gattin Klage,
Des Kindes Jammer ruft dich an.
Verronnen ist der Quell der Freuden,
Des Vaters Leben schwand dahin.
O, lind're unsere tiefen Leiden,
Stärk unsern tiefgebeugten Sinn.

Ebenso ergreifend sind die Nachrufe, die sich dem gepreßten Mutter- oder Vaterherzen entringen:

Das ist der Krieg! Hinweggerissen
Vom Mutterherz, vom Vaterhaus,
Wird jäh der Sohn, den wir alle missen;
Wie viel an Lieb' zog mit hinaus!
Nun kam die Botschaft schmerzensreich:
Er fiel als Held — Gott tröste uns!

Stille Ergebung spricht aus den Worten:

Mein Sohn, mein Sohn! O, das ist schwer,
Doch will ich sein stille,
Es ist Gottes Wille,
Ich klag nicht mehr.

Und doch wird der Schmerz niemals vollständig verschwinden, die Erinnerung an den lieben Gefallenen wird immer lebendig sein:

Wir sehen dich nicht und fühlen dich doch,
Erleben dich jede Stunde.
Im Herzen der Eltern brennt still und tief,
Unheilbar die Todeswunde.

Einen stolzen Trost, so möchte man sagen, finden viele Eltern in dem erhebenden Bewußtsein, daß ihr Sohn für das Vaterland gefallen ist:

Es leuchten rot des Krieges Feuer
Zum Himmel auf in schwerer Not.
Auch uns starb einer, der uns teuer,
Auf blut'gem Feld den Heldentod.

So tief das Leid, das uns betroffen
Und schwer auf uns ruht Gottes Hand —
Ein Trost steht uns im Leide offen:
Er kämpft' und fiel fürs Vaterland.

In ähnlicher Stimmung dichtet ein betrübter Vater „im Fluß der Tränen", wie er schreibt, „im Gedenken an seinen einzigen Sohn":

Frühlingsboten gingen im Sturm
Über das Karpatheneis,
Brachen mit Schwert und Lanze
Bald den und den, ein Heldenreis.

So geschmückt gingst du hinaus
Im Rosenfrühling als ein Held,
Fielst für uns, du wackrer Sohn,
Starbst für eine deutsche Welt.

Oder:

Auch du hast gebaut an dem künftigen Reich,
Das die Brüder, die glücklichern, erben.
Heil dem, der solchem Helden gleich,
Um solchen Tod darf werben.

Oder:

Du warst so jung und auch so stolz,
Ein ganzer Kerl, aus bestem Holz.
Mit Lachen zogst du damals aus,
Sahst nicht die Weinenden zuhaus.

Da kam die Kugel, traf dein Herz,
Dein Auge strahlt' noch sonnenwärts.
Drei Tropfen rollten sacht dahin
Und röteten dein frühes Grab.
Mit Lächeln schliefst du selig ein —
„Lieb Vaterland, magst ruhig sein!"

Überhaupt tritt uns der Gedanke an den ehrenden Heldentod sehr häufig in den Nachrufen entgegen, und der Hinblick auf den künftigen Ruhm ist Tausenden von Eltern ein tröstlicher Blick in die Zukunft gewesen:

Kreuze auf dem Grab der Helden
Werden den Geschlechtern melden,
Daß für Reich und Wahrheit stritten,
Die den Heldentod erlitten.

Daneben bitten aber viele den allmächtigen Walter aller Schicksale, ihr Herz mit Trost zu erfüllen:

Kampf im Osten, Kampf im Westen,
Schaurig tobt er durch die Nacht,
Feinde stürmen, Waffenklirren,
Deutsche Helden halten Wacht.
Doch erlöscht ein junges Leben,
Treuer Liebe Stolz und Lust.
Schmerz verdunkelt stark das Auge,
Dumpf nach Fassung ringt die Brust.
Gott im Himmel, klär dein Walten,
Sprich der Allmacht Gnadenwort,
Und ins Herz der Schmerzgebeugten
Zieh als Trost und Himmelshort.

Sehr häufig finden wir den Ausdruck eines herben Gefühls darüber, daß der Verstorbene in fremder Erde ruhen muß, ohne daß ihm von den Seinen die Augen zugedrückt, das letzte Bett bereitet, das Grab geschmückt werden konnte, ja, daß man nicht einmal weiß, wo man ihn hinbettete:

Wir kennen nicht die Stätte,
Wo er starb, auch nicht die Zeit;
Wir kennen nicht sein Grab. —
Doch du, Natur, die du freier bist
Als wir, wir rufen dich:
Streu Blumen um ihn her!

Oder:

Es hat dich keiner geleitet
Zu deiner letzten Ruh,
Und keiner drückte die treuen,
Die lieben Augen dir zu.

Es hat auch keiner getrocknet
Den Todesschweiß dir ab,
Und keiner weint ein Tränlein
An deinem fernen Grab.

Besonders ergreifend klingt es, wenn die trostlose Gattin infolge der Ungewißheit, die sich um die letzten Stunden ihres Mannes gelegt hat, der Betrübnis ihres Herzens in folgender Weise Ausdruck gibt:

Du schläfst in fremder Erde,
Weiß nicht, wo sich's begab;
Da wurdest du getroffen zu Tode,
Da gruben sie dir dein Grab.

Weiß nicht, wer dir den letzten
Dienst der Liebe getan,
Weiß nicht, ob mit Tränen dich netzten
Die Augen, die sterben dich sahn.

Weiß nicht, warum zerschlagen
Mein reiches, mein sonniges Glück;
Weiß nicht, wie ich's soll tragen,
Daß du nicht kehrst zurück.

Kann nur in den Händen halten
Dein Bild und drücken ans Herz,
Kann nur die Hände falten:
Herr, heile du meinen Schmerz!

Sehr häufig finden wir Reime, die in recht soldatischer Weise den kameradschaftlichen Geist widerspiegeln, der unsere Truppen beseelt; es sind das die von den Kameraden der Gefallenen verfaßten Nachrufe:

Die feindliche Kugel, sie traf dich zu gut,
Von der heißen Stirne tropfte dein Blut.
Wir schlugen ins Tuch deine sterbliche Hülle,
Ade, Kamerad, es war Gottes Wille!

Wir deckten den Helm dir aufs bleiche Gesicht
Und gruben dich ein im Mondenlicht;
Leis' rannen der Kameraden Tränen herab
Von bärtiger Wange, zu dir ins Grab.

Ein jeder flüstert, leise dazu:
Schlaf wohl, Kamerad, in letzter Ruh.
Allmächtig ist des Schöpfers Plan,
Was Gott tut, das ist wohlgetan. —
So leb denn wohl, auf Wiedersehen!
Dort droben wird es einst geschehen.

Ein Freund, selbst verwundet, widmet seinem gefallenen Kameraden die Worte:

Wir liebten uns wie Brüder,
Der Tod hat uns getrennt;
Dich riß die Kugel nieder
Und meine Wunde brennt.

Wie kämpftest du so mutig,
Du liebenswürdiger Held;
Nun liegst du bleich und blutig
Im Feindesland im Feld.

Gott zähle dich in Gnaden
Zum auserwählten Heer.
Solch treuen Kameraden
Find' ich wohl nimmermehr.

Eine recht große und wunderbar tiefe Auffassung von den Wunden, die der Tod eines einzelnen im Kriege schlägt, findet sich in folgendem Reim:

Es reißt der Tod von einem Heer,
Von vielen Tausend einen.
Wer merkt und mißt den einen, wer?
Nur einer ist doch keiner!

Ein enger, enger Kreis allein
Wird um den einen kleiner
Und wird zu Tode traurig sein;
Denn alles war ihm einer.

Wir dürfen jedenfalls sagen, daß solche Reime, so unbeholfen sie manchmal sein mögen, einen recht tiefen Blick in das Volksgemüt gestatten, und man darf die Frage daran knüpfen, ob eine derartig große und herrliche Auffassung von den für das Vaterland gebrachten Opfern sich auch in den Lagern unserer Feinde nachweisen läßt. Ich glaube nicht; auch in dieser Beziehung wird das deutsche Volk einzig dastehen.

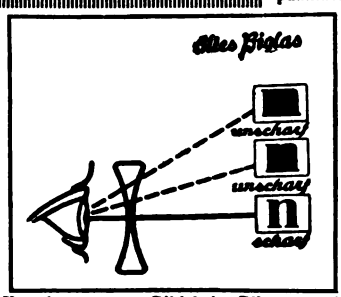
Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber Georg Cleinow in Berlin-Lichterfelde West. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Lichterfelde West, Sternstraße 56.
Fernsprecher des Herausgebers: Amt Lichterfelde 498, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Bülow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.

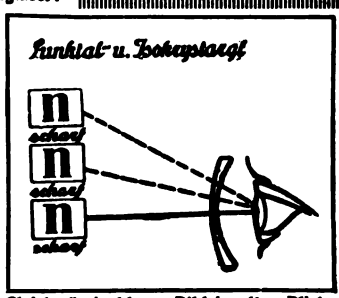
Die Brillengläser des XX. Jahrhunderts!

„Punktal" Busch „Isokrystar"

punktuelle Brillengläser:



Verschwommenes Bild beim Blicken nach oben, unten oder nach den Seiten.



Gleichmässig klares Bild in allen Blickrichtungen.

Das Beste für die Augen!

Höchste gleichmässige Bildschärfe in allen Blickrichtungen. Grosses, scharfes Blickfeld und volle Ausnutzung der natürlichen Beweglichkeit der Augen.

Aufklärende Druckschrift kostenlos.

Gegr. 1800 **Emil Busch, A.-G., Rathenow** Gegr. 1800

Optische Industrie.

Zur Rechtfertigung der Sozialpolitik

Von Dr. Max Hildebert Boehm

Daß der Krieg, der große Aufrüttler unter den Menſchen, uns zwingt, unſere Werttafeln einmal neu zu revidieren, nicht auf Grund der karteſianiſch-ſkeptiſchen Methode, die zunächſt mit einem großen Schwamm alles auslöſcht und dann zuſieht, wie weit die eigenen Krähenfüße reichen, ſondern in einer Beſinnung, die um den überkommenen Wertbeſtand ringt, das iſt gewiß nicht der geringſte Segen, der aus ſeinem Füllhorn fließt. Aus mehr als einem Grunde iſt eine Nachprüfung des Sinnes und Wertes der Sozialpolitik im Augenblick zeitgemäß. Eine kleine Schrift des jungen Heidelberger Nationalökonomen Arthur Salz regt dazu an*). Die Arbeit iſt, wie es ſcheint, vor dem Kriege begonnen, im Kriege vollendet worden. Immerhin haftet ihr noch etwas von der Gedrücktheit, der ſeeliſchen Atemnot der letzten Jahre an, in denen die nahende Kataſtrophe irgendwie die Gemüter beklemmte. Und es iſt merkwürdig, wie der Krieg das reſignierende Endergebnis dieſer Gedankenführung mit einer fröhlichen Souveränität auslöſcht und ſein eigenes rüſtiges Wort an die Stelle ſetzt. Der Bruch, der durch unſer geiſtiges Leben gegangen iſt, als der Krieg da war, ſpiegelt ſich auch in dieſen Ausführungen wider, freilich ohne daß der Verfaſſer es bemerkt zu haben ſcheint. Wir werden hier verſuchen, das Poſitivere, das jetzt — ein Jahr ſpäter — ſich über dieſe Fragen ausſprechen läßt, hier den Reſultaten von Salz entgegenzuſetzen.

Einig ſind wir mit ihm in der Auffaſſung, daß in der Tat die Wertgrundlage der Sozialpolitik, das Pathos, aus dem ſie geboren iſt, im allgemeinen Bewußtſein der letzten Jahre von innen her fragwürdig geworden iſt. Ergänzend wollen wir hinzufügen, daß dies mit der allgemeineren Erſcheinung zum mindeſten zuſammenhängt, daß ſich in jüngſter Zeit die Scheidung des Kulturellen vom bloß Ziviliſatoriſchen in einer breiteren Einſicht durchgeſetzt

*) Arthur Salz, Die Rechtfertigung der Sozialpolitik (Ein Bekenntnis), Heidelberg, Weißſche Univerſitätsbuchhandlung. 1914. Preis 80 Pf.

hat. Damit hat die Zivilisation den vom jetzt im engern Sinn Kultur genannten Wertbestand erborgten Glanz eingebüßt. Sie steht ein wenig gerupft da. In weiten Kreisen der geistig bewegten Jugend hat man sie mit dem vom bourgeoisen Liberalismus angebeteten Fortschritt identifiziert und läßt ihr aus wesentlich negativ-protestlerischen Motiven eine über alles Maß hinausgehende brüsk-malitiöse Verachtung zuteil werden. Die tieferen Probleme, die die religiös-ethische Fragwürdigkeit des Zivilisatorischen betreffen, werden dabei mehr geahnt, als klar gesehen. Immerhin hat diese Geringschätzung der Zivilisation auch auf die Idee der Sozialpolitik abgefärbt. Zwar findet man nicht den vollen Entschluß, sie entschieden in den zivilisatorischen Bereich abzurücken. Das zeigt sich darin, daß man sie selbst in der Bekämpfung noch ethisch ernst nimmt; aber gerade aus dieser Unsicherheit heraus, wo sie nun eigentlich unterzubringen sei, läßt man sie links liegen und gewinnt dadurch jene etwas verlegene Haltung zu ihr, die Salz in ganz richtiger Weise veranschaulicht.

Auch darin stimmen wir ihm bei, daß die idealen Überbauungen der praktischen deutschen Sozialpolitik, die er in dem im ethischen Individualismus wurzelnden Humanitätsgedanken und in dem zum sozialen Eudämonismus gehörigen Gedanken des nationalen Machtstaates findet, heute niemanden recht mehr überzeugen, keinen gewinnen werden. Die beiden Gedankenreihen entgegenstehenden Bedenklichkeiten werden von ihm vollkommen zutreffend aufgezeigt. Aber was will er nun an die Stelle dieser Argumentationen setzen? Nicht eine der personalen Ethik entnommene Beweisführung, sondern den Gedanken, daß eine energische Sozialpolitik eine Garantie dafür ist, daß wir noch ein Volk sein können und sein wollen. Ihre Rechtfertigung also erfährt sie dadurch, daß sie Produkt und Gewähr eines vorhandenen Kollektivbewußtseins ist. Ein „Gegengift gegen dissolutorische Instinkte und Antriebe" soll sie bedeuten: also — fügen wir hinzu — bloße Negation einer Negation. Zu solch kümmerlicher Positivität war also die volkliche Einheit vor diesem Kriege herabgesunken! Es wirkt geradezu erschütternd, das an diesem Symptom zu konstatieren. Aber höchst überraschend ist, daß Salz die volksaufbauende Kraft des Krieges in begeisterten Worten preist, ohne scheinbar zu bemerken, daß er damit seine eigene Argumentation vollkommen desavouiert. Denn was soll uns dann nach diesem Kriege noch die Sozialpolitik, wenn ihr einziger Rechtsgrund die Bewußtmachung volklicher Solidarität ist? Soll denn wirklich nach dem Kriege noch der Satz gelten: „Hier (das heißt in der Neuzeit) ist man ein Volk, weil man Sozialpolitik macht?" (Seite 31). Darin allenfalls können wir also dem Verfasser beistimmen, daß er die Sozialpolitik ein „notwendiges Surrogat" einer Gemeinschaft konstituierenden Tathandlung des Volkes nennt. Aber brauchen wir jetzt Surrogate? Und so nimmt es nicht einmal allzusehr wunder, daß sich der Autor schließlich in wohlverständlicher Verwirrung in eine Art von Credo quia absurdum est rettet. Denn am Schluß der ganzen Schrift, die die Sozialpolitik rechtfertigen will, lesen wir, daß wir uns überhaupt nicht aus

einem „Weil" heraus für Sozialpolitik einsetzen. Mag der Verfasser die psychologische Struktur politischer Maßnahmen und Zwecksetzungen damit richtig charakterisieren, da aber steht dann auch keinerlei „Rechtfertigung" irgend in Frage, um die es hier doch nun einmal geht.

So entpuppt sich diese Rechtfertigung als das, was sie ist: als eine Theorie absoluter Verzweiflung. Wenn wir im Negativen mit Salz einig waren, im Positiven können wir ihm ganz und gar nicht folgen und suchen nun, ein festeres Fundament unter die Positionen der Sozialpolitik zu setzen. Die landläufigen, von ihm angezogenen lehnen auch wir ab. Immerhin greifen wir aber oft geäußerte Motive auf, wenn wir glauben, das Pathos der Sozialpolitik nicht im Ethischen, sondern im Rechtsbewußtsein verankern zu sollen. Wir machen dabei die Voraussetzung, die seit den Zeiten des alten Naturrechts nie ganz verschwunden*), obschon hart angefochten worden ist, daß das Rechtsbewußtsein nicht als einfache Funktion freischwebender positiver Rechtssatzungen eines Souveränen verstanden werden kann, sondern daß diese nur die Besonderung, die Ausgestaltung unmittelbar einsichtiger Rechtsnormen, juridischer „Sätze an sich" sind. Diese juridischen Aprioritäten umschreiben einen Umkreis möglicher Rechtsforderungen. Sie begrenzen das Reich des rechtlich Erheblichen. In dies aber gehört alles hinein, was die Sozialpolitik zu wirken imstande ist. Ihre Leistung ist es recht eigentlich, das in früheren Zeiten vielfach bloß von der privaten Initiative persönlicher Liebe Erhoffte in einen rechtlichen Anspruch zu verwandeln.

In früheren Ausführungen**) nahmen wir bereits Gelegenheit, auf die aus dieser Umwandlung entspringenden Täuschungsquellen einige Streiflichter zu werfen. Sie ergibt einen Rest, der nicht als unerheblich gelten darf, weil er gerade das der christlichen Liebe Wesentliche zurückbehält, die sich eben durchaus nicht verrechtlichen läßt. Wir können auch hier nur andeuten, daß diese ganze Entwicklung zur modernen Sozialpolitik nur durch ein Erschlaffen der spontanen persönlichen Liebesenergien möglich und nötig war. Mit dem Faktum der in der Neuzeit vollzogenen Auflockerung der christlichen Liebesgemeinschaft muß man sich aber wohl oder übel abfinden, wenn man auch ebensowenig ihre religiöse Bedenklichkeit beschönigen sollte. Ebensowenig aber wie das religiöse Moment der christlichen Liebe darf man im sozialen Gedanken von Haus aus ein personal-ethisches Motiv zugrunde legen. Diese canthafte Schönfärberei wollen wir nicht begehen. Die Hilfe von Personen, deren Mitleid dem individuellen Stolz zu nahe treten könnte, soll ja gerade ausgeschaltet werden. Auf die Wärme der Hilfe wird freiwillig verzichtet zugunsten ihrer rechtlichen Erzwingbarkeit, ihrer vorausfichtigen Promptheit. Wohl aber können wir also

*) Vergleiche aus jüngster Zeit Reinach, Die aprioriſchen Grundlagen des bürgerlichen Rechts. Jahrbuch für Philoſophie und phänomenologiſche Forſchung. I, 685 ff. Halle 1913.

**) Vergleiche meine Studie, Die Grenzen des Verſicherungsgedankens. Ein Beitrag zur Philoſophie der Ziviliſation. Grenzboten 1915, Heft 1.

ein stark ausgeprägtes Gefühl für das Rechtliche in ihm wirksam finden, das mit dem spezifisch neuzeitlichen individualistischen Stolz Hand in Hand geht. Sozialpolitik ist die rechtliche Ordnung der Fürsorgeansprüche des einzelnen Staatsbürgers. Nicht die volkliche, sondern die staatliche Solidarität findet in ihr ihren Ausdruck. Keine Bindung von Personen untereinander wird durch sie erzielt, das Moment der Gegenseitigkeit verblaßt völlig, keine Einfügung in das Konkretum Volk, das zugleich als Wurzelgrund der gemeinsamen Kultur, des gemeinsamen Ethos gewußt wird, vollzieht sich hier, sondern lediglich eine sichernde Eingliederung des einzelnen in das abstraktere Gebilde der staatlichen Organisation. Sie hat den rechtlichen Anspruch auf gewisse Leistungen des Bürgers, wie Steuern, Militärdienst usw., an sie richtet sich auch die rechtliche Forderung auf größtmöglichen Schutz gegen abstellbare Übel, wo die Abwehrkraft des Einzelindividuums versagt.

Ordnung, die jeder Organisierung zugrunde liegt, ist das Grundprinzip der Zivilisation. Was auf Ordnung zweckhaft bezogen ist, gehört in den Bereich zivilisatorischer Selbstzwecke. Solange man sich lediglich in dessen Umkreise bewegt, kann es daher sehr wohl erwogen werden, ob sich nicht der Mechanismus der Einzelegoismen, den englische Sozialtheoretiker gern als Grundlage aller Gesellschaft aufgestellt haben, die Aufrechterhaltung der sozialen Ordnung besser gewährleistet, als die Wirksamkeit ethischer und empfindsamer Motive, die im tatsächlichen menschlichen Miteinander von ebenso großem Einfluß sind. Nun liegt aber tief im deutschen Bewußtsein die Einsicht verankert, daß alle Ordnung, alle Zivilisation, wie ernst sie immer in ihrem Machtbereich genommen werde, dennoch selbst nur ein Relatives ist, das seinen Wert an übergeordneten Zielsetzungen zu bewähren hat, in deren Dienst es sich entsagendgehorsam hineinstellt. Daß diese Wahrheit meist nur unklar im ahnenden Gefühl erfaßt wird, bringt es aber mit sich, daß gerade der deutsche Mensch zu Grenzverwischungen neigt und nun die Sozialpolitik ethisch retten will, dabei aber unversehens das Ethische auf das Niveau des Rechtlichen herabdrückt.

Merkwürdig ist es in dieser Hinsicht der Ethik Kants ergangen. Gerade sie versuchte einen tapferen Schnitt zwischen dem bloß „Legalen", also dem Rechtlichen, und dem Moralischen zu ziehen. Und nun muß gerade sie sich in der Gegenwart nachsagen lassen, sie sei selbst nichts anderes als bloße Gerechtigkeitsmoral*). So krampfhaft wollte sie den deutschen Erbfehler der Grenzverwischung, den selbst so scharf gerügten**), vermeiden, und ist nun doch — so arg deutsch ausgefallen! Wir können natürlich hier nicht untersuchen, in welchem Umfang ihr jenes Ausgleiten ins Juridische mit Recht zur Last gelegt wird. Wir stellen uns aber jedenfalls in Gegensatz zu ihr, wenn wir ihre allzuschroffe Scheidung von Sittlichkeit und Recht vom Standpunkt des

*) Vergleiche Scheler, Der Formalismus in der Ethik und die materiale Wertethik. Jahrbuch usw. Band I und II.

**) Kritik der reinen Vernunft, Vorrede zur zweiten Auflage. Seite VI.

deutschen Empfindens aus ablehnen. Das germanische auf Treu und Glauben fußende Rechtsbewußtsein begründet wesenhaft ein gemeinschaftaufbauendes Recht; im Gegensatz dazu steht das in bloßen Nutzverträgen wurzelnde, dem Mißtrauen aller gegen alle entstammende Recht, das Kant wohl hauptsächlich im Auge hatte. Aus diesem Umstand erklärt es sich auch, daß gerade der Deutsche immer geschwankt hat, das Recht ganz in die Sphäre der Zivilisation einzusperren, und daß sein Rechtsempfinden sich immer in irgendeiner Kontinuität mit dem Ethischen und letztlich dem Religiösen wußte.

Zweierlei Motive könnten also nun doch die Rechtfertigung der Sozialpolitik vor dem Spruch des Ethischen bestimmen: einmal ist zu fragen, ob denn das Ethische gutwillig eine Reihe der ihm einstmals eigenen Funktionen der Verrechtlichung preisgeben will? Zweitens aber könnte, wenn sich das Recht selbst in die Ethik geradlinig fortsetzt, auch die Sozialpolitik auf diese Art doch noch einen Aspekt ethischer Erheblichkeit gewinnen. Letzteres lehnen wir ab. Viel zu sehr finden wir den Gedanken der Sozialpolitik gerade im modernen kalten Vertragsrecht verwurzelt. Sehr erwägbar ist dagegen der erste Gesichtspunkt. Hier nun kommen uns gerade Kantische Positionen sehr wohl zustatten. Die Tiefe seiner Moralphilosophie gegenüber der flachen englischen bedeutet es, daß er die Erhabenheit des Guten über den subalternen Gesichtspunkt der Glückseligkeit in so eindrucksvoller Weise vertreten hat. Das, was die Sozialpolitik bieten kann, fällt also noch gar nicht in die Sphäre des ethisch Relevanten. Wohl aber war die im Bereich des Eudämonistischen bleibende Wohltätigkeit früher sozusagen eine Gelegenheitsursache für die Entfaltung des Sittlichen, insofern die seelische Güte das bloße Wohltun zu überwölben vermochte, freilich aber war sie anderseits auch eine Täuschungsquelle, indem sich der Pharisäismus bereits mit der nurmehrigen Förderung des Nächsten brüsten konnte. So heben sich Gewinn und Verlust gewissermaßen auf, die die Verrechtlichung der Wohltätigkeit für das Sittliche im Gefolge hat. Es bleibt freilich die große Gefahr, daß der durch das sichtliche Angewiesensein des Nächsten auf persönliche Hilfe wachgehaltene ethische Impuls durch die äußerlichen Segenswirkungen der fortschreitenden Sozialpolitik einer wohligen Erschlaffung verfällt. Demgegenüber kann nicht laut genug das bloß eudämonistische, und darin sogar schwere seelische Gefahren einbeschließende Wirken der rechtlich geordneten sozialen Fürsorge betont werden. Es ist darum gut, sich ihre Beheimatung im Zivilisatorischen recht lebhaft vor Augen zu halten und dabei nie den bloß relativen Charakter aller Zivilisation zu vergessen.

Dann freilich haben gerade die ethischen Impulse allen Grund, zu der Sozialpolitik Ja zu sagen. Denn sie räumt Schranken der Scham und des peinlichen Mitleids — in der neuzeitlichen Welt mehr als je Hemmungen menschlicher Nähe — aus dem Wege und gibt so jenem Zueinander Raum, das alle seelischeren Bezüge von Mensch zu Mensch heute erst möglich macht. Sie realisiert in steigendem Maße den Begriff des Volkes als Liebes-, aber

auch als Kulturgemeinschaft, weil der innere Erwerb des Kulturellen doch nun einmal von einem gewissen Maße materieller Sorglosigkeit abhängt, sie tut aber — wohlverstanden — all dies nur indirekt, indem sie Hinderndes wegschafft, kann also unmöglich (mit Salz) schon selber als „die Liebe des Volks zu sich" gesehen werden. Alle Vorzüge, die man ihr so häufig nachrühmt, gelten nur mit der jedesmaligen Einschränkung, daß der sozialpolitische Gedanke seine zivilisatorische Bescheidenheit nicht verlieren darf.

Und da alle Religion heute bei uns im Westen irgendwie aus dem Sittlichen emporsteigt, mit ihm innig verwachsen ist, findet auf dem beschrittenen Wege die Idee des staatlichen Sozialismus auch vor der Religion ihre Rechtfertigung. Denn gewiß gilt nicht nur der Satz, daß Not beten lehre, sondern auch der entgegengesetzte, daß das dumpfe Proletarierelend nordischer Stadtkolosse von Gott wegführt. Es wäre schlimmste Hoffart, nun etwa durch sozialpolitische Maßnahmen „das Volk", wie in manchen Kreisen die Rede geht, zu Gott hinführen zu wollen. Wo alles nur und lediglich Gnade ist, da werden zivilisatorische Maßnahmen ganz klein und ganz unerheblich. Es genügt, festzustellen, daß nicht eine tatsächliche Religionsfeindschaft aus ihnen spricht. Es bestehen Gefahren in dieser Richtung, wir haben in den bereits erwähnten Zusammenhängen selbst mit allem Ernst darauf hingezeigt. Auf der Berechenbarkeit einer glatt daliegenden Zukunft droht sich eine hybride Sicherheit des Individuums zu erheben. Doch erwachsen diese Bedenken meist aus der genugsam zurückgewiesenen Selbstübersteigerung des sozialpolitischen Gedankens zu einer ethischen oder gar religiösen Idee. Und schließlich sind diese Hemmnisse von derselben Art, wie sie nach Jesu tiefer Einsicht jedem Reichen den Weg zum Himmelreich verbauen. Es kann niemals aus religiösen Gesichtspunkten gefordert werden, daß der Weg zu Gott möglichst leicht gemacht werde.

Nicht zu dem Ergebnis kamen wir, daß die Idee der Sozialpolitik lediglich vor dem heimischen Forum, vor den Prinzipien des Rechtsgedanken und der zivilisatorischen Zweckmäßigkeit sich zu verantworten habe. Dort hat sie wohl ihren Ursprung. Ihre Rechtfertigung aber — so könnte man in einem prägnanten Sinn sagen — findet sie erst da, wo ihr Bedenklichkeiten einer höheren Ordnung entgegenstehen. Nicht Resignation ihnen gegenüber schien uns — so gut wir diese Haltung samt der bedenklichen Folge, dem Kopfsprung in die Unreflektiertheit des Praktischen, verstehen können — in dieser junggewordenen Zeit die gebotene Haltung. So wagten wir es noch einmal — trotz allem Kopfschütteln der ganz Starken und der ganz Müden — mit einer „Ideologie". Wir versuchten zu überzeugen, daß die Sozialpolitik auch vor Sittlichkeit und Religion solche Prüfung wohl bestehen kann, wennschon wir uns die Gefahren nicht verbargen, die mit ihrem Wirken verknüpft sind. Aber wo junge Gefahren sind, da wartet heute wieder — so hoffen wir — vor seinem weiten Felde ein junger Mut.

Der Weltkrieg und die Preiſe der notwendigſten Lebensmittel in den europäiſchen Staaten

Von Heinrich Göhring

Die Preiſe der notwendigſten Lebensmittel ſind von jeher durch verſchiedene Umſtände mehr oder weniger ſtark beeinflußt worden. So kann beiſpielsweiſe in normalen Zeiten eine Mißernte in Rußland, Kanada oder Indien die Getreidemärkte des europäiſchen Feſtlandes beunruhigen, was dann in der Regel einen Hochgang des Mehl- und Brotpreiſes zur Folge hat. Weiter kann eine Viehſeuche in Argentinien oder Auſtralien die Fleiſchpreiſe von London oder Paris ſteigern. Die berühmt gewordene Mißernte der Kartoffeln in Irland im Jahre 1845 bereitete England große Ernährungsſchwierigkeiten. Größeren Einfluß auf die Preisbewegung der notwendigſten Lebensmittel kann auch eine längere Streikbewegung im Verkehrsgewerbe ausüben. So wurden anläßlich des Streikes im Londoner Hafen vom Jahre 1912 ſchon allein aus Montreal (Kanada) berichtet, daß drei Millionen Buſhels Getreide im dortigen Hafen durch den Ausſtand aufgehalten worden waren. Ein Hochgang der Preiſe für Mehl und Brot in London und anderen engliſchen Städten war hier die Folge.

Bedeutend größere Einwirkungen auf die Preiſe der notwendigſten Lebensmittel hat aber von jeher der Krieg gehabt und zumal der jetzige Völker- oder Weltkrieg liefert hierfür die Beſtätigung. Nebenher ſei bemerkt, daß die Annahme verſchiedener Sozialpoliker: eine Mobilmachung würde in drei bis vier Tagen die Hungersnot in unſere Großſtädte bringen, ſich erfreulicherweiſe als falſch erwieſen hat. Bekanntlich hat ja England in Gemeinſchaft mit ſeinen Verbündeten den Schutz, welchen das Völkerrecht in punkto der Sicherſtellung des Nahrungsmittelbedarfs der Zivilbevölkerung eines kriegführenden Landes gewährte, durchbrochen. Durch Abſperrung der Zufuhr hofften ſie Deutſchland und ſeine Bundesgenoſſen aushungern zu können. Darin haben ſie ſich getäuſcht. Ja noch mehr: die Abwehrmaßregeln, die Deutſchland zum Schutze ſeiner Bewohner treffen mußte und ſpeziell ſeine neue Waffe zur See — das Unterſeeboot in der von der deutſchen Marine geſchaffenen

Vervollkommnung — wurden für England und seine Verbündeten verhängnisvoll. Die maritime Machtstellung Großbritanniens hatte bei der Mehrheit des englischen Volkes die Überzeugung gezeitigt, daß Englands Küsten unantastbar seien und daß seine Nahrungsmittelzufuhr, auf die es infolge der Geringfügigkeit seiner eigenen Landwirtschaft angewiesen ist, nicht abgeschnitten werden könne. Die Wirklichkeit hat diese Annahme der Engländer über den Haufen geworfen, denn England ist zurzeit in eine Wirtschaftslage geraten, die bei Beginn des Krieges selbst pessimistische Beurteiler nicht hätten voraussagen können. Der enorme Hochgang der Preise der Lebensmitel bestätigt dies. So stieg beispielsweise der Preis des besten in England gehandelten Manitoba-Weizen per Quarter in London von 32 Schilling 9 Penny am 4. Juli 1914 auf 73 Schilling am 8. Mai 1915. In derselben Zeit stieg der Preis des Weizenmehls in London ebenfalls und zwar für den englischen Sack von 28 Schilling 3 Penny auf 54 Schilling. Der Preis für acht Pfund gewöhnlichen Rindfleisches, der zu Anfang August 1914 3 Schilling 4 Penny betragen hatte, war bereits bis Anfang Mai 1915 auf 4 Schilling 8 Penny gestiegen. Gegen Ende Mai wurde die Fleischknappheit so ersichtlich, daß die Schlächterläden großer Industriezentren, wie Manchester, Salford und Pendelton beschlossen, nur dreimal in der Woche Fleisch zum Verkauf zu stellen und ein Mahnruf an die englische Bevölkerung erging, den Fleischkonsum im Interesse der Ernährung einzuschränken. Aus Glasgow wurde berichtet, daß zweihundert Schlächter ihre Läden schließen mußten und daß die Preise jetzt höher sind, als die Hungersnotpreise im Jahre 1880. Meldungen aus Manchester vom 13. Juni 1915 besagen, daß die Fleischpreise um 40 bis 50 Prozent gestiegen seien, die Fischpreise infolge der Einschränkung der Fischerei um 25 Prozent; fast alle anderen Lebensmittel, wie Reis, Erbsen, Bohnen, stiegen entsprechend im Preise. Diese Steigerungen — so wird betont — sind für den Haushalt der Mittelklasse unbequem, aber für die Armen bereits eine Tragödie. In London stiegen die Brotpreise seit Ausbruch des Krieges bis Anfang Mai von $5^1/_2$ auf 9 Penny. Ebenfalls in London kostete im Februar 1915 der Speck allein schon 2 Schilling pro Pfund. Im Januar 1915 war der Preis für Eier bereits um 50 und der für Zucker um 62 Prozent gestiegen. Ähnliche Berichte liegen aus Liverpool, Newcastle und einer ganzen Reihe englischer Städte vor.

Einen Einblick in die Preisverhältnisse der notwendigsten Lebensmittel, wie sie vor dem Kriege waren und wie sie im März 1915 sich gestaltet hatten, gibt nachstehende aus London stammende vergleichende Zusammenstellung. Es kosteten:

		1914 Juli	1915 März
1 Pfund	Brot	11 Pfg.	15 Pfg.
1 „	Schweinefleisch	94 „	125 „
1 „	Käse	77 „	105 „

			1914 Juli		1915 März	
1	Pfund	Staubmehl	47	Pfg.	80	Pfg.
1	„	Butter	117	„	138	„
1	„	Biskuit	66	„	85	„
1	„	Tee	84	„	94	„
1	„	Zucker	17	„	27	„
1	„	Ochsenfleisch	71	„	88	„
1	Stück	Ei	8	„	17	„
1	Pfund	Schinken	150	„	170	„
1	„	Obstgelee	45	„	54	„
1	„	Fisch	35	„	55	„
1	„	Kartoffeln	4	„	5	„

Nach zuverlässigen Mitteilungen steht es fest, daß der englische Arbeiter zurzeit 20 Schilling für Lebensmittel ausgeben muß, zu deren Bestreitung im Frieden 14 bis 15 Schilling reichlich genügen. In einer Parlamentssitzung vom 19. Mai 1915 sagte Mr. Prothero, dessen Name in der englischen Landwirtschaft wohl bekannt ist, unter anderem: „Die Preise, zu denen Brot und Weizen verkauft würden, könnten ein sehr bedenkliches Moment in diesem Kriege werden. Sie könnten auf eine Höhe gehen, welche den Entschluß der Nation, den Krieg bis zum vollständigen Siege fortzuführen, schwächen würde." Tatsache ist, daß schon jetzt die hohen Preise für Lebensmittel in hohem Maße für die Ausstandsbewegungen in England verantwortlich sind.

Die entscheidenden Umstände für die ganz enorme Preissteigerung der notwendigsten Lebensmittel in England sind verschiedenartig. So machte sich gleich nach Ausbruch des Krieges ein Mangel an Schiffen in erschreckender Weise bemerkbar. Nicht unbedeutend hat hier die Stillegung der deutschen Handelsschiffahrt, der zweitgrößten Handelsflotte der Erde, eingewirkt. Hierzu kam dann noch, daß die englische Regierung eine große Anzahl von Schiffen zu militärischen Zwecken requirierte. Alles dies verursachte eine starke Anspannung aller Frachtsätze auf dem Frachtenmarkte, die ihrerseits wieder zur Verschärfung der allgemeinen Teuerung beitrugen. Obgleich sich die Frachtraten seit Ausbruch des Krieges bis Ende Februar 1915 geradezu verdreifacht hatten, konnte man infolge des Mangels an Schiffsraum vielfach selbst zu den höchsten Raten keine Verschiffung der Ware ermöglichen. So stand beispielsweise am Dienstag, den 10. Februar 1915, die Dampferfracht für Reis von Birma nach London auf 60, Mittwoch für einen anderen Dampfer auf 65 und am folgenden Tage war der Satz schon auf 70 gestiegen. Die Nachfrage nach Schiffsraum ist so groß, daß fast jeder Typus von seetüchtigen Schiffen in den Verkehr gepreßt wird, um Nahrungsmittel oder dringend benötigte Waren zu verfrachten. In den Vereinigten Staaten von Amerika wurden Holzschiffe, die über sechzig Jahre alt sind, für die Fahrt über den Atlantischen Ozean angeboten. Zu der beträchtlichen

Steigerung der Frachtraten kam dann noch die auf die Erhöhung der Frachtrate selbst weiter wirkende Schiffsversicherungsprämie hinzu, die noch besonders durch die Abwehrmaßnahmen Deutschlands und speziell durch den Unterseebootkrieg wesentlich verschärft wurde. Eine weitere Verteuerung der Seefrachten bedeutete aber auch die Steigerung der Löhne der Schiffsbemannung. Tief einschneidend für die Verteuerung des Brotpreises in England ist ferner der Fortfall des gewaltigen Exportes von Weizen aus Rußland, der vor allem auf die Schließung der Dardanellen und die Blockierung der Ostsee zurückzuführen ist; weiter kommt hierzu der Fortfall der Ausfuhr aus den Balkanländern und aus Australien, welches sehr bald nach Kriegsausbruch ein Getreideausfuhrverbot erlassen hatte. Schließlich ist auch nicht zu vergessen, daß die bisherige Ausfuhr Deutschlands nicht unbedeutend in Betracht kommt. Noch im Jahre 1913 wurden von Deutschland allein 1080656 Cwts. (1 Cwts. = 500024 Kilogramm) Weizen und 2309057 Cwts. Kartoffeln nach England ausgeführt. Deutschland ist bekanntlich der größte Produzent in Rübenzucker. Von seiner Gesamterzeugung wird in Friedenszeiten etwa 40 Prozent, die in der Hauptsache nach England kommen, exportiert, so daß der englische Zuckerbedarf zur größten Hälfte gedeckt wurde. Infolge des deutschen Ausfuhrverbotes ist England gezwungen, seinen Zuckerbedarf aus anderen Ländern, namentlich aus Niederländisch-Indien, zu wesentlich erhöhten Preisen zu beschaffen, und das bedeutet bei dem hohen Zuckerverbrauch des englischen Volkes eine starke Belastung seiner Volkswirtschaft. Aber auch die Spekulation spielt bei der Teuerung der Lebensmittel in England eine gewisse Rolle. So wurden von verschiedenen Teilen der Bevölkerung mehrfach Eingaben an die Behörden gemacht, in denen über die hohen Kriegsgewinne geklagt wird, die einige Privatunternehmungen jetzt einstreichen. So hat beispielsweise eine der größten Brotfirmen in Monmouthshire in dem mit dem Februar 1915 zu Ende gegangenen Geschäftsjahr einen Gewinn von 367865 Pfund Sterling gegen 89000 im vergangenen Jahre zu verzeichnen gehabt.

Die Maßnahmen der englischen Regierung gegen die sich immer mehr steigernde Lebensmittelverteuerung haben nach den Mitteilungen der englischen Presse kaum eine Änderung der Lage bewirken können. So hat beispielsweise nach Meldungen aus Bombay die Beschlagnahme der sämtlichen indischen Weizenvorräte bei der einheimischen Bevölkerung Indiens nur böses Blut gemacht. Und ob die nach Mitteilung über Kopenhagen seitens der englischen Regierung geplante Maßnahme des Einkaufs von Getreide und dessen Beförderung auf eigenen Schiffen wirksamen Einfluß auf eine Besserung der Verhältnisse auszuüben imstande ist, bleibt dahingestellt.

Gleichwie in England konnte man auch in Frankreich seit Ausbruch des Krieges eine stetige Steigerung der Preise der notwendigsten Lebensmittel beobachten. Nach den vorliegenden Berichten kostete Ende Juli 1914 der Zentner Weizen in Frankreich 19 bis 20 Franken, Anfang Mai 1915 war der Preis

auf 36 bis 38 Franken gestiegen. Die Regierung hat daher den Maximalpreis auf 32 Franken festgesetzt. Nicht nur das Brot ist teuerer — um 5 bis 10 Centimes pro Kilogramm — auch alle anderen Lebensmittel und so gut wie alle Verbrauchsartikel sind mehr oder weniger im Preise gestiegen. Die Fleischpreise sind um 40 bis 50 Prozent gestiegen, und außerdem ist das Fleisch überhaupt knapp geworden. Die Kohle ist durchschnittlich im Preise um 50 Prozent gestiegen, der Zucker um 80 bis 100 Prozent. Nach Mitteilungen aus Basel sind seit Kriegsausbruch bis zum Oktober 1914 in Paris die Butterpreise pro Kilogramm von 2,40 auf 4,00 Franken gestiegen, ebenso gingen in Paris die Preise für Gemüse und Obst stark in die Höhe. Anfang März 1915 wurde das Budget einer Pariser Hausfrau infolge des Zuckermangels nicht unbeträchtlich belastet, das Pfund Zucker kostete nämlich 1,10 Franken. In Paris wurden Maßnahmen getroffen, um einer Brotteuerung vorzubeugen, indem die Intendantur bedeutende Getreidevorräte kaufte; aber in der Provinz, besonders in Südfrankreich, welches kein Getreide hervorbringt, ist die Behörde vielfach ganz machtlos. Laut einer Mitteilung aus Genf vom 23. April 1915 beschäftigte sich eine Anzahl französischer Zeitschriften in auffallender Weise mit der Brotfrage und besprach die Vorteile, die man mit einer Vermengung des Brotmehles mit einem Drittel Reismehl erzielen würde. Nach zuverlässigen Nachrichten aus Paris vom 19. Juni 1915 läßt die städtische Verwaltung in Paris, um einem weiteren Steigen der Fleischpreise vorzubeugen, nunmehr nach Angaben von Sachverständigen wöchentlich die Preise für alle Fleischarten festsetzen. Die herrschende Teuerung der Lebensmittel in Frankreich wird auch dadurch bestätigt, daß der Finanzminister und der Handelsminister im März 1915 in der französischen Kammer einen Gesetzentwurf einbrachten, durch den Ergänzungskredite zum Ankauf und Wiederverkauf von Getreide und Lebensmitteln durch das Handelsministerium zur Verproviantierung der Zivilbevölkerung bewilligt werden sollen. Die Regierung schlägt hierfür einen Betrag von 150 Millionen Franken vor, wovon 70 Millionen in Form eines Kredites sofort flüssig gemacht werden sollen; der im Februar 1915 für denselben Zweck eröffnete Kredit von 26 Millionen Franken ließ nur ganz beschränkte Operationen zu.

Die Ursachen der französischen Lebensmittelteuerung decken sich zum Teil mit denjenigen Englands. So sind beispielsweise nach einer Lyoner Meldung vom 9. Februar 1915 die Frachten für Getreide von Amerika nach französischen Häfen von 80 Centimes für den Doppelzentner vor Ausbruch des Krieges auf über 3 Franken gestiegen. Der Bericht bemerkt hierzu, daß die Ankündigung des Handelskrieges durch Deutschland ein weiteres beträchtliches Steigen der Frachten zur Folge haben werde. Nach den Mitteilungen des Komitees für die Verproviantierung von Paris vom Januar 1915 sind die Mängel in der Lebensmittelzufuhr nach Paris in der Unregelmäßigkeit des Eisenbahnverkehrs zu suchen. Aber auch die Beschlüsse der Generalsyndikate, der Handelskammern

und der sonstigen Vertretungen der gewerblichen Stände Frankreichs, betonen, daß es in Frankreich weite Gebiete gibt, wo der postalische, der Eisenbahn- und Schiffsverkehr seit Kriegsbeginn überhaupt nicht funktionieren, daß ganze Städte durch die vollkommene Hemmung des Verkehrs geradezu in das Mittelalter versetzt worden sind, auch wenn sie die Eisenbahnen vor ihrer Tür liegen haben.

Auch in Rußland — der Kornkammer Europas — klagt man über die Steigerung der Preise der notwendigsten Lebensmittel. Alle vorliegenden Mitteilungen besagen, daß die Teuerung hier — wo ein Überfluß an Lebensmitteln herrsche — nicht zum kleinsten Teil auf die Unfähigkeit der russischen Regierung und auf die Planlosigkeit ihrer Maßnahmen, insbesondere auf ihr Mißtrauen gegen die Tätigkeit der Organe der Selbstverwaltung und auf die Unterdrückung der Konsumgenossenschaften, zurückzuführen ist. Die Berichte betonen, daß die Regierung alles nur mittels der althergebrachten administrativen Strafmaßregeln erreichen wolle, die nur den kleinen Zwischenhändler träfen, den großen Spekulanten jedoch frei ausgehen ließen. Welche große Rolle die Spekulation bei der Lebensmittelteuerung spielt, dafür nur einige Beispiele. Obgleich durch den Krieg 2 Millionen Pfund Schweinefleisch innerhalb Rußlands Grenzen zurückgehalten wurden, stieg der Preis des Fleisches; ebenso überraschend ist die Tatsache, daß die Gänse, von denen sonst 10 Millionen nach Deutschland exportiert wurden, höhere Preise als in den vergangenen Jahren erzielten. Vor dem Kriege wurden von Rußland für mehr als 70 Millionen Rubel Eier ins Ausland ausgeführt; trotzdem kosteten aber zehn Stück frische Kiewer Eier, die früher an Ort und Stelle mit 2 Kopeken verkauft wurden, in Moskau zu Anfang Mai 1915 bereits 40 Kopeken. Nach einem Petersburger Telegramm von Anfang Mai 1915 wurde festgestellt, daß ein Bankkonsortium große Spekulation mit Getreide, Butter, Fleisch und sonstigen Lebensmitteln treibt, diese Dinge bis zu 99 Prozent beleiht und fingierte Käufer stellt. Im April 1915 beschloß der Stadtrat von Moskau, die Regierung zu ersuchen, den Banken den Ankauf von Getreide zu verbieten und den Zwang zum Verkauf aufgespeicherten Weizens einzuführen.

Einen großen Einfluß auf die Preisfrage der notwendigsten Lebensmittel in Rußland übt ferner die Überlastung der Eisenbahnen und das Fehlen von Eisenbahnwagen aus. Die Viehbörse von Moskau gab im April 1915 bekannt, daß zur Versorgung von Moskau in den letzten Monaten 638 Waggons Vieh erforderlich, aber nur 245 Wagons angekommen waren. Die Getreidebörse erklärte, daß der Wagenmangel für die Getreidezufuhr noch viel schädigender sei. Am 24. und 25. April 1915 wurden in Petersburg wegen Mangels an Fleisch viele Schlächterläden geschlossen. In einer Denkschrift vom Juni 1915 protestierten nun die Petersburger Schlächtermeister energisch gegen die Anschuldigung, daß sie am Fleischmangel und den hohen Fleischpreisen schuld seien. Sie messen die Schuld ausschließlich der Desorganisierung des Wirtschaftslebens

und dem Mangel an Verkehrsmitteln zu. Nach dem Ergebnis einer Untersuchung des russischen Eisenbahnministeriums lagern auf vielen Stationen große Mengen Fleisches, die aus Mangel an Transportmitteln nicht versendbar sind. In Kursk mußte der Betrieb einer Mühle wegen mangelnder Getreide- und Kohlenzufuhr eingestellt werden. Nach Meldungen von Anfang Juni 1915 herrschte in Wilna vollständiger Mangel an Roggenmehl, so daß die Intendantur 20000 Pud aus dem Militärdepot an die Stadtverwaltung abgeben mußte. Großer Mangel an Roggenmehl und Brot bestand im Gouvernement Wertka. Im Februar 1915 mußte die Petersburger Stadtduma 2 Millionen Rubel assignieren und zwar als Maßnahme zwecks der Versorgnng der Petersburger Bevölkerung mit den notwendigsten Erfordernissen. Nach Meldungen vom Anfang Juni 1915 sind im Gouvernement Ssamara Vorräte von Graupen, Salz, Butter, gesalzenem Fisch, Tee und Zucker nicht mehr vorhanden. Ähnliche Berichte liegen aus den Gouvernements Kiew, Odessa, Smolensk, Ufa, Wjatka und anderen mehr vor. Besonders schlimm liegen die Verhältnisse in Warschau. Nach dortigen Meldungen vom Anfang Februar 1915 bekamen die Bürgerkomitees und der Magistrat seit drei Wochen keine Lebensmittel mehr. Von der Station Solonoi Sawod im Gouvernement Charkow wurden einige Wagen Salz abgeschickt, die in Warschau nach 82 Tagen eintrafen. Der Bericht betont, daß solche langen Transporte keine Seltenheiten mehr sind. In Archangelsk lagerten für einige Millionen Rubel Lebensmittel, die für Warschau bestimmt waren, aber von denen man nicht weiß, ob sie jemals eintreffen werden.

Die Lebensmittelpreise werden durch diese geschilderten Umstände zweifellos stark beeinflußt. So stiegen beispielsweise nach einer Petersburger Mitteilung vom Ende Januar 1915 an der Petersburger Getreidebörse die Preise der in den letzten acht Tagen gehandelten Produkte außer Roggenmehl um 15 bis 20 Prozent. Im Juni 1915 kostete ein Pud (16 Kilogramm) Hafer allein schon 5 Rubel. Der Preis für Salz stieg um 70 Prozent; auch alle anderen Lebensmittel sind bedeutend teuerer geworden. Aus Moskau wurde berichtet, daß zu Anfang Mai 1915 das Pfund Fleisch auf 32 Kopeken gestiegen sei und ferner die Kartoffelpreise um das Doppelte. Nach einer Stockholmer Nachricht kostete zu Anfang Juni 1915 in Kowno das russische Pfund (400 Gramm) Brot schon 50 Kopeken. Nach Daten der landwirtschaftlichen Information in der Rjasaner Gouvernementallandschaft vom Ende März 1915 beträgt die Steigerung des Preises für Roggen in der Stadt Ryask 46 Prozent, in Kasimow 49 Prozent, in Rauenburg 46 Prozent, in Ssaraisk 45 Prozent in Rjasan 22 Prozent. Roggenmehl stieg durchschnittlich um 25 Prozent im genannten Gouvernement. Hafer stieg in Ssaraisk um 50 Prozent, in Rauenburg um 66 Prozent, in Rjasan um 49 Prozent. Infolge der Teuerung von Hafer und Heu verfüttern die Bauern im Kreise Rjasan Stroh. In Warschau kostete nach Stockholmer Berichten vom 10. Juni 1915 ein Pfund

Fleisch 90 Kopeken gegen 18 Kopeken zu Friedenszeiten, ein Pfund Butter 1 Rubel und Eier pro Stück 15 Kopeken. Die Berichte besagen durchweg, daß die Brotpreise überall gestiegen sind und die ärmeren Klassen außerordentliche Not leiden. Hierzu kommt noch, daß, nach Genfer Meldungen vom Januar 1915, die Steuern von der Bevölkerung in rücksichtsloser Weise eingetrieben werden.

Die Maßnahmen der russischen Regierung gegen diese unerträgliche Verteuerung der Lebensmittel sind vielfach ganz ohne jegliche Wirkung. So hat man überaus schlimme Erfahrungen mit den in den größeren Städten eingeführten Höchstpreisen gemacht. Die Produzenten verkauften zu diesen Preisen einfach nicht. So waren beispielsweise in Kostroma die Händler seit Einführung der Höchstpreise ganz ohne Landeserzeugnisse.

Die Plan- und Kopflosigkeit der russischen Regierung zeigte sich so recht bei Kriegsausbruch. Nach Berichten aus den baltischen Provinzen entwickelte die russische Regierung in ihrem Bestreben, das Heer mit allem nötigen zu versorgen, kopflosen, alle schädigenden Eifer, und kümmerte sich dabei wenig um die Bedürfnisse der Zivilbevölkerung. So wurde beispielsweise den baltischen Provinzen auferlegt, ganz ungeheuere Mengen von Lebensmitteln zu stellen. Daß das Gebiet am Ostseestrande von einer Mißernte betroffen war und selber Mangel litt, störte die russische Regierung wenig. Ebenfalls legte man gleich nach Ausbruch des Krieges auf alles Vieh der baltischen Provinzen Beschlag und ordnete an, daß jedem Gehöft nur eine Kuh verbleiben dürfe. Ob das Anwesen groß oder klein, ob es nur einige wenige Leute beherbergte oder ein Herrschaftssitz war, der dreißig bis achtzig Personen Unterkunft und Verpflegung gewährte, war dabei vollständig gleichgültig. Ferner spielte es keine Rolle, ob es sich nur um Schlachtvieh oder aber gar um Rassenvieh, das zur Veredelung der Zucht aus dem Auslande mit großen Kosten eingeführt worden war, handelte.

Auf dem Mitte Mai 1915 in Kopenhagen tagenden dänischen Holzarbeiterkongreß gab ein als Gast teilnehmender Vertreter der finnländischen Holzarbeiterorganisation eine erschütternde Schilderung der verzweifelten Zustände in Finnland. Es wurde betont, daß die Löhne fast aller Industriearbeiter um ein Drittel reduziert seien, dabei herrsche eine Lebensmittelteuerung, bei der selbst eine Verdoppelung der früheren Löhne nicht ausreichend wäre.

Nach italienischen Meldungen schwankte in Italien im Mai 1915 der Weizenpreis auf den dortigen Hauptmärkten zwischen 37 und 40 Mark pro Doppelzentner. Verschiedenenorts waren aber die Preise noch viel beträchtlicher. Nach Züricher Meldungen vom 26. Juni 1915 wurde auf dem Markt von Alessandra 32,50 Lire für den einfachen Zentner Weizen gezahlt. Entsprechend den Getreidepreisen stiegen die Fleischpreise. Die Steigerung der Preise der notwendigsten Lebensmittel in Italien bestätigen die vielen Straßenkundgebungen und Demonstrationen der italienischen Bevölkerung, die beispielsweise in Bar-

letta, Catania, Cerignola, Genua, Neapel, Pisa, Porcia, Rom, Sicli, Toskana, Venedig, Vittoria und anderen Städten zu verzeichnen waren. In Neapel erklärten im Februar 1915 die organisierten Arbeiter infolge der Brotteuerung den Generalstreik.

Die Ursache des hohen Preisganges für Brot und Fleisch in Italien ist wohl in erster Linie in der mangelnden Getreidezufuhr zu suchen. Die rückständige italienische Landwirtschaft bedingt die Einfuhr großer Mengen Getreides (1913: für 455 Millionen Mark). Der Schiffsverkehr wurde durch den seit Kriegsbeginn eingetretenen Kohlenmangel stark beeinflußt. So herrscht beispielsweise in den Häfen von Genua und Venedig eine fast völlige Unterbrechung des Hafenverkehrs. Hinzu kommt ferner noch der Eisenbahnwagen- und Wagendeckenmangel. Bestimmenden Einfluß hat hier aber ohne alle Frage auch die Privatspekulation ausgeübt. Die behördlichen Maßnahmen, wie beispielsweise die gänzliche Aufhebung des Weizenzolles, die Einführung eines Kriegsbrotes usw. haben hier keine Änderung der Verhältnisse bewirken können, wenigstens lassen die noch immer in der Presse auftauchenden Berichte über Hungerkrawalle und Hungerrevolten in Italien nicht auf gegenteiliges schließen.

(Schluß folgt)

Wie unsere Vorfahren Besitz ergriffen

Von Dr. Johannes Kleinpaul

In einer der letzten Sitzungen des preußischen Abgeordnetenhauses vor dem Beginne des Krieges stellte der Abgeordnete Krause den Antrag, das Haus wolle beschließen: die königliche Staatsregierung zu ersuchen, möglichst bald eine systematische Aufstellung sämtlicher gegenwärtig in Preußen in Geltung befindlicher Rechtsnormen, die sich auf das Eigentum und die übrigen Rechtsverhältnisse an Meeresbusen und am Meeresstrande beziehen, vornehmen zu lassen, und diese Aufstellung dem Abgeordnetenhause vorzulegen.

Die Erfüllung dieses Antrags hat ein sehr weitgehendes Interesse. Eine Fülle der wichtigsten und eigenartigsten Gepflogenheiten unserer Vorfahren, von denen sich nur noch weniges, und das meist nur in unscheinbarer und unverstandener Form bis auf den heutigen Tag erhalten hat, käme dadurch ans Licht, und sie ergäbe in ihrer Gesamtheit ein außerordentlich kennzeichnendes

Bild aus der Urzeit unseres Volkes. Diese Darstellung würde besonders noch an Weite und Tiefe gewinnen, wenn sie ganz allgemein auf alle Formen der Besitzergreifung zu Wasser und zu Lande ausgedehnt würde. Die folgenden Ausführungen mögen ein Versuch sein, eine Vorstellung von dieser reichen Mannigfaltigkeit zu geben.

In ihren ältesten Symbolen gehen die Formen der Besitzergreifung auf die Götterverehrung unserer Vorfahren zurück. So wurde zum Beispiel zwischen den Ost- und Westfriesen der Anteil an der Ems danach bestimmt, wie weit ein am Ufer stehender Mann mit einem Hufeisen über den Strom zu werfen vermochte. Und noch ein anderes Beispiel, ebenfalls aus unserer Nordwestecke: im Jahre 1595 kam es zwischen den Grafen Johann von Oldenburg und Anton von Delmenhorst zu einem kleinen Grenzstreite. Anton hatte bei Lintel auf der Wüsting gejagt und in einem Hause übernachtet, von dem er meinte, daß es zu seiner Grafschaft gehörte, was der andere bestritt. Es kam darüber zu einem Prozeß, und dabei stellte es sich heraus, daß jenes Gebiet schon immer strittig war. Ein Nestor der Gegend, der hundertjährige Eilert Kloppenburg, berichtete, als Zeuge vernommen, wie man sich „vor etwa drei Stiegen (das ist 60) Jahren" damit abfand. Damals wurde die Sache in Harmenhausen verhandelt, wo die Stedinger ein altes Gericht, „die sieben Rechte" genannt, hatten, und dieses hatte dahin erkannt, daß die Wüsting den Wüstenländern zugehöre. „Man solle aber auf der Höchte (Höhe) bei den Lemmeln auf der Geest ein Rad herdal (herunter) laufen lassen, und so weit es rollte, und wo es dal (nieder) fiele, so ferne sollte die Linteler Gerechtigkeit sein und bleiben". Rad und Hufeisen weisen bekanntlich auf Wodan hin. Sein stärkstes Sinnbild aber war nach den Anschauungen unserer Vorfahren die Sonne — Allvaters Auge —, von der schon Tacitus berichtet, daß sie nach dem Glauben der Germanen den Menschen das Land austeile und Unbewohntes nicht gerne bescheine.

Auf solche Sonnenverehrung gingen noch in spätmittelalterlicher Zeit die seltsamen „Sonnenlehen" zurück. Als das heilige römische Reich im wesentlichen unter diejenigen zu Lehen ausgeteilt war, die es stützten und schützten, blieb gleichwohl noch manch schönes Stück Land übrig, auf das niemand herabsah, als „Gott und die Sonne". Da war es denn ein sehr einfaches Verfahren, daß man solches herrenloses Land — der herrschenden Lehnstheorie zuliebe — von der Sonne zu Lehen nahm, indem man darauf im Angesichte der Sonne Feuer anzündete, oder indem man es mit einem lodernden Brande in der Hand umritt. So ritt auf dem Sonnenlehen Warberg bei Wolfenbüttel jeder, der die Herrschaft antrat, nächtlicherweile geharnischt gegen Morgen und tat, sobald die Sonne aufging, mit seinem blanken Degen drei Streiche kreuzweis in die Luft. Ein solches Sonnenlehen hatte nebenher vor allen anderen den ungewöhnlichen Vorteil, daß es keinerlei weitere Verpflichtungen auferlegte. Man fühlte sich daher auch dementsprechend; wie jener Lütold von Krenchingen

auf dem oppidum Tungen im Jahre 1322, der, als der Kaiser vorbeiging zu dessen großer, und laut geäußerter Verwunderung „sitzen blieb und kaum den Hut rückte", weil er eben sein Lehen nicht dem Kaiser verdankte, sondern der Sonne. . . . Wie wichtig diese Art der Besitzergreifung durch Feueranzünden war, beweist die hohe Bedeutung, die noch jahrhundertelang der Feuerstätte im niederdeutschen Bauernhause beigemessen wurde. Sie war der wichtigste Platz im ganzen Hofe, der bevorzugte Sitz des Herrn, von dem aus er sein ganzes Anwesen überschaute und leitete. Noch in später Zeit sehen wir den abziehenden Besitzer als letztes, bevor er sein Haus verläßt, das Feuer auf dem Herde verlöschen und den Anziehenden als erste, wichtige sinnbildliche Handlung der Besitzergreifung, es wieder anzünden.

Die alten Deutschen ergriffen aber nicht nur mit andächtiger Seele Besitz, sondern mit allen ihren Kräften. Sie bekräftigten dabei auf ursprüngliche Art die alte Weisheit: der Mensch ist das Maß aller Dinge. Die einfachste Form der Inbesitznahme ist nach dieser Anschauung die, daß man sich auf etwas — setzt. „Ik sett up mien Egen, well will mi wat daun?" sagt in sicherem Gefühl der Marschbauer, wenn er wie ein König von hoher Warft über meilenweite grüne Weidewiesen blickt. Dem hat freilich auch niemand geschenkt, was er „besitzt", aber mit dem bloßen Niedersetzen war es hier erst recht nicht getan. Im Gegenteil! Solcher Besitz ist im Kampfe mit einem stets unruhigen Feinde, dem wilden, tückischen Meere errungen, mit zäher Ausdauer, Last um Last aufgebaut, und schließlich muß er fort und fort kraftvoll verteidigt werden, wie kein anderer. Denn sonst schwemmt leicht eine einzige Sturmflut, eine einzige wilde Woge den ganzen „Platz", das Ergebnis jahrelanger Mühen von hundert und aberhundert Händen, wieder fort.

Zu dieser ursprünglich im wahrsten Sinne des Wortes körperlichen Besitzergreifung — man sehe sich nur einmal das Wort recht auf das an, was es bedeutet — bediente man sich ungefähr aller Glieder mit ihren sämtlichen Leistungen. Da maß man mit der Elle (Unterarm) und mit dem Schritt. Auch mit dem Fuß, und zwar „barfuß"; erst später, als man schon feiner geworden war, maß man mit dem Schuh. In der alten Kaiserstadt Goslar vermaßen sie einmal einen Graben; da hieß es: de vote schal en fin geschoet, de ander bevoet. Das ist so recht ein Kennzeichen dieser Übergangszeit. Was ist eine Meile? Die Lateiner sagen: milia passum, tausend Schritte zu fünf Fuß. Im Jahre 1529 wurde irgendwo in Deutschland eine Meile ausgemessen: zehn Männer mußten dazu ihre rechten Füße hintereinander setzen. Sie hatten aber anscheinend auch schon Schuhe an, denn es heißt weiter: zwanzig Schuhe sind eine Rute, sechzig Ruten ein Morgen, sechzig Morgen eine Meile. Wer einen Acker gewinnen wollte, spannte ein Joch Rinder vor den Pflug und pflügte damit, und wieviel er damit an einem Morgen umlegte, das nannte er dann einen „Morgen". Er verdankte somit seinen Besitz seiner Kraft. Es lohnte sich jedoch für die alten Deutschen nur nach drei Seiten, will sagen

nach drei Himmelsrichtungen hin, stark zu sein, auf der vierten beschränkte sich ihr Maß auf den Schattenfall. Eine Bestimmung des alten bayerischen Gesetzes, ganz einzig in ihrer Art, sagt darüber: wer seinen Zaun erneuern und dabei sein Gut vergrößern will, der möge mit einem Spaten nach allen Seiten werfen und dann soweit vorrücken; nur gegen Norden soll der Zaun nicht weiter gerückt werden, als des Mannes Schatten fiel, — eine Äußerung, die das uralte religiöse Empfinden des Heidentums von der traurigen und schauerlichen Mitternachtseite offenbart.

Bei dem schon mehrfach erwähnten Werfen kam natürlich sehr viel darauf an, daß einer Gewandtheit und Übung darin besaß. Vor allem warfen dabei unsere Vorfahren mit ihren Waffen. So schleuderte Kaiser Otto von der Nordspitze Jütlands, wo sich die Wasser der Nord- und Ostsee miteinander vermählen, seinen Speer ins schäumende Meer, um, nachdem er das Land errungen, auch davon Besitz zu ergreifen, soweit er konnte. Der Speerwurf über das Wasser war ein häufig geübter Brauch, besonders auch am Rhein, und auf der Insel Rügen war er so „gang und gäbe", daß man dort schließlich ein ganz bestimmtes Maß dafür festsetzte: der Weite dreier Meereswellen wurde ein Speerwurf gleich erachtet. Noch früher aber bediente man sich, um Grenzen zu marken, der älteren Vorzeitwaffen. Da warf man mit der Axt und mit dem Hammer. Die Mythen unseres Volkes erzählen vom Hammer Thors, an dessen Wurf heute noch viele denkwürdige Stätten im Norden: die Stadt Hammerfest in Norwegen, Hammeren und Hammershuus auf Bornhorm und die seltsamen Donnerkeile am Ostseestrande erinnern. Wo der Hammer niederfiel, da blieb er liegen; vielfach grub er sich sogar ein. So wurde der Hammer (ursprünglich ein Stein) zum Grundstein, und es geschieht in Erinnerung an jene weit zurückliegende Zeit, daß wir heute auf den Grundstein des neuen Hauses, das wir bauen, drei feierliche Schläge mit dem Hammer tun. In Wahrheit schlagen wir dabei mit dem Hammer auf den Hammer; wir hämmern ihn ein, und es ist nun das allerseltsamste, daß man früher auch drei harte Steine (Hämmer) unter den Grundstein legte. Noch Karl Martell mag den Streithammer geführt haben, sein Name deutet auf einen „Meister Hämmerlein"; sein Enkel Karl der Große nicht mehr. Im Nibelungenliede wird auch von Jung Siegfried gerühmt, daß er „den Hammer wohl schwingen kunnt". Er schuf sich mit dem Hammer sein blankes Schwert; mit der alten die neue Waffe. So wandelt sich die Zeit. . . .

Im Laufe der Jahrhunderte verblaßte die Erinnerung an diese ehrwürdigen Symbole, und man warf schließlich, um Grenzen und Rechte zu bestimmen und dadurch Besitz zu ergreifen, mit allen möglichen, zum Teil lächerlichen Dingen und auf lächerliche Weise. So bestimmten die Fischer an der Schlei durch den Wurf des Steuernagels an das Ufer, wie weit ihr Recht ging, die Netze zum Trocknen aufzuhängen, und die Imker warfen mit ihrem Honiglöffel, wobei sie die wunderlichsten Kapriolen machten. Alte Rechtsbestimmungen aus

der Lüneburger Heide sagen darüber: der Imker soll sich neben die alte Bienenstelle stellen, mit der linken Hand sein rechtes Ohr ergreifen und mit der rechten rücklings unter dem linken Arme weg seinen Honiglöffel so weit als er kann, werfen. Darauf soll er auf dieselbe Weise von dem Orte, wo der Löffel niedergefallen ist, einen zweiten Wurf tun, und danach einen dritten. Wo der Löffel zum drittenmal niederfiel, sollte er die neue Stelle anlegen. Und noch umständlicher war folgende Bestimmung im Bochumer Landrecht: „da Hühner im Korn schaden tun, soll man mit barveden Füßen auf zwei scharfe Zaunstaken klimmen und werfen zwischen den Beinen her mit einem Spaten; soweit haben die Hühner recht und nicht weiter."

Die Bochumer Hühner werden bei dieser Rechtslage nur eine sehr beschränkte Bewegungsfreiheit gehabt haben; das bringt uns nun auf die Frage nach dem Mindestmaß von Besitz. In den alten Handvesten der Friesen war es verbrieft, daß die ertrunkenen Landflächen, die das Meer ersäufte, dadurch nicht herrenlos wurden, und wenn sie jemals wieder auftauchten, dem früheren Eigner gehören sollten, dessen Ufer sich der neue Groden (Grünland) als natürliches Geschenk anschloß. In späterer Zeit hat sich sogar die Gewohnheit ausgebildet, ein Recht auf die noch gar nicht völlig aus dem Meere heraufgetauchten Wattflächen, die täglich zweimal unter der Flut verschwinden, zu behaupten. Diese Anschauung beherrscht die Fischer am Dollart und an der Ems heute noch, und sie ist ihnen dermaßen in Fleisch und Blut übergegangen, daß alte Fischer, die ihr Gewerbe aufgeben, vielfach den von altersher innegehabten, von Geschlecht zu Geschlecht ererbten Fangplatz auf dem Watt mitsamt den Fischereigeräten verkaufen. Im Ruhrrecht vom Jahre 1452 findet sich folgende schöne Bestimmung über kleinsten Besitz: „wem das Wasser ein Stück Land abreißt, der mag dem nicht folgen, sondern dem es an sein Land getrieben, mag es benutzen gleich dem Seinen; bleibt aber dem Geschädigten auch nur soviel, daß eine Gans mit ihren Jungen darauf sitzen könnte, und wird ihm später einmal daran Land angetrieben, dann sollen er und seine Erben dieses gebrauchen." Ein oberdeutsches Weistum umschreibt das Mindestmaß von Besitz so, daß einer wenigstens noch soviel Guts besitzen soll, daß eine Wiege mit einem Kinde und einem Stuhle für ein Maidlin darauf Platz finden könne, um das Kind zu wiegen. — Man könnte meinen, ein solches „Grundstück" habe an und für sich keinen Wert. Weit gefehlt! Zum mindesten die Steuerbehörde hatte auch dafür noch ein geradezu peinliches Interesse, denn wir finden die selbst für unsere steuergeprüften Zeiten und Begriffe unerhörte Weisung: wer in den Marken zu Schweinheim auch nur soviel Eigen oder Erbe hat, daß er einen dreibeinigen Stuhl darauf setzen kann, soll, wenn er von Todes wegen abgeht, dem Amte ein Besthaupt geben. Ein Trost für den unglücklichen Stuhlbesitzer und Landwirt „ohne Ar und Halm", daß er, wenn ihm der Fronbote seine beste Kuh aus dem Stalle zog, es wenigstens nicht mehr erlebte.

Neben den Körperkräften wandte man natürlich auch seine geistigen Kräfte an, um Besitz, möglichst viel Besitz, zu erwerben. Eine angelsächsische Überlieferung berichtet von der Ankunft des Hengist und Hors in Britannien, Hengist habe sich soviel Raums zur Niederlassung erbeten, als der Umfang einer Ochsenhaut betrage. Als seiner Bitte gewährt wurde, verschafft er sich die Haut eines alten Ochsen, läßt sie wohl gerben und dreimal ausspannen, hernach in die schmalsten Riemen schneiden, mit den Riemen umzieht er eine weite Strecke, worauf der Grundwall einer großen Burg gelegt wird, die Lundunaborg hieß, das heutige London. Heinrich der Welf ließ sich von Ludwig dem Frommen soviel Land verleihen, als er, so lange der König zu Mittag schliefe, mit einem goldenen Pfluge umackern oder mit einem goldenen Wagen umziehen könnte. Noch viel mehr Land gewann der heilige Andreas von Sagelse, dem König Waldemar von Dänemark um das Jahr 1205 soviel Land schenkte, als er auf einem neun Nächte alten Füllen umreiten würde, während der König im Bade saß. Andreas ritt so scharf, daß die Hofleute zu Waldemar eilten und ihn ermahnten, schnell aus dem Bade zu steigen, sonst umritte der Heilige das ganze Reich. So betätigten sich, wenn es galt Besitz zu erwerben, Witz, List, und es fehlte auch nicht an Humor. Besonders lustig ist in dieser Beziehung folgendes, was das Chronicon novaliciense von König Karl erzählt. Er habe einem Spielmanne mit dem Rechte gelohnt, auf einen hohen Berg zu steigen und sein Horn zu blasen. So weit es gehört werden würde, sollten ihm Land und Leute zu eigen sein. Der Sänger blies, stieg vom Berge herab, ging durch Dörfer und Felder, und wen er fand, fragte er: hast du ein Horn blasen hören? Jedem, der es bejahte, gab er eine Maulschelle mit den Worten: du bist mein Eigen. . . .

Auch die gerichtliche Übereignung eines Besitztums geschah in solch körperlich sinnbildlicher Weise. Sie wurde symbolisch dadurch bewerkstelligt, daß der Fronbote einen Span aus dem Türpfosten des Hauses, dessen Besitzer wechselte, heraushieb und ihn dem neuen Eigentümer einhändigte. War aber der frühere Besitzer wegen einer Klage oder Strafe entflohen, dann hieb der Büttel ein Messer über seine Türe und machte ihn dadurch ehrlos und vogelfrei. Je ausgedehnter und mannigfaltiger ein Besitz war, der in andere Hände überging, um so zahlreicher und mannigfacher waren auch die Symbole, die bei der Besitzergreifung beobachtet werden mußten. Jeder einzelne Gegenstand wurde dabei auf besondere Weise angetastet. Als im Jahre 1631 die Stadt Emden einige „Herrlichkeiten" dicht vor ihren Toren erwarb, waren ihre „Deputierten und Gekommittierten" zwei Tage lang unterwegs, um in den verschiedenen Dörfern von der Kirche (durch Übernahme des Schlüssels und Anhören einer Predigt), vom Glockenturme (durch Anfassung des Glockenseils), von den Pforten und Brücken, von der Fähre, der Mühle, der Wage, ja vom Galgen „Besitz zu ergreifen", und seit der Zeit signierte man stolz: „Wir, Bürgermeister und Rat der Stadt Emden, auch Herren und Häuptlinge zu Oldersum, Groß- und

Kleinborssum, Jarssum, Widdelswehr, Up- und Wolthusen.“ Im Herbst 1737 wurde auf ebenso umständliche Weise, wie es in dem Protokoll darüber heißt: „durch den Schulheißen von Grenzhausen im Namen des Grafen zu Wied, Runkel und Isenburg vom Hofhause durch Ausgießen und Wieder-brennendmachen des Herdfeuers, von der Mühle durch Ab- und Wiederzulassung des Wassers, von den Wiesen durch Heraushackung eines Stückes Wassem, von den Waldungen durch Aushauung eines Spahns von einer Eiche und Hackung eines Stückes Erde, von der Jagdgerechtigkeit mit zwey jagenden Hunden und Schützen, von den Fischwässern durch Fangung einiger Krebs die possession ergriffen.“

Auch als ein halbes Jahrhundert später (im Jahre 1773) das jetzige Großherzogtum Oldenburg aus der landesherrlichen Gewalt des Königs von Dänemark entlassen wurde, war ähnliches der Fall. Damals wurden dem Fürstbischof von Lübeck als Vertreter des Besitznachfolgers auf dem Schlosse zu Oldenburg ein Stück Rasen und ein Paar junge Eichen nebst den Schlüsseln der Stadt auf silbernen Tellern zum Zeichen der Besitzübertragung gereicht. Und abermals hundert Jahre später! Als im Jahre 1895, nach dem Tode des Fürsten Waldemar zur Lippe, der Erbstreit um die Thronfolge zwischen der jetzt regierenden Biesterfelder und der Schaumburger Linie entbrannte, kam ein Vertreter der letzteren auf schnellstem Wege, mit Extrazug, an und nahm durch seine Gegenwärtigkeit tatsächlichen Besitz von Land und Schloß, bis die gerichtliche Erledigung — anders entschied.

Kriegsliteratur

Von Dr. jur. Kurt Ed. Imberg

I. England

Der Krieg hat — wie es ja kaum anders zu erwarten war — eine außerordentlich zahlreiche Literatur auf den Büchermarkt gebracht, die alle jene zahllosen Fragen behandelt, die der Krieg aufgeworfen hat. Hunderte von Broschüren und Schriftchen — man kann vielleicht schon „Tausende" sagen, — sind seit Kriegsbeginn erschienen, und es ist deshalb ganz unmöglich, alle zu erwähnen oder gar zu besprechen: wir müssen uns daher hier auf einen kleinen Bruchteil dieser erschienenen Literatur beschränken.

Einen hervorragenden Platz in dieser neuen „Kriegsliteratur" nehmen die Schriften ein, die über unseren mächtigsten und gefährlichsten Gegner, England, geschrieben worden sind. Es ist hier nicht der Raum, die vielen kleinen Broschüren und gedruckten Vorträge einer genauen Besprechung zu unterziehen, die in mehr oder weniger objektiver Weise — letzteres leider des öfteren — die Entwicklung der deutsch-englischen Feindschaft darzustellen suchen, wie England seit der Ära Eduards des Siebenten das Hauptziel aller seiner Politik in der Einkreisung und Vernichtung Deutschlands gesehen und dieses Ziel mit größter Rücksichtslosigkeit verfolgt hat.

Zunächst mag an dieser Stelle eine bereits im Jahre 1909 erschienene Arbeit des 1912 verstorbenen Wiener Gelehrten Alexander von Peez: „England und der Kontinent" (Verlag Carl Fromme, Wien) erwähnt werden, die in 5. Auflage vom Verlag jetzt wieder herausgegeben worden ist, und deren Inhalt heute ebenso lesenswert ist wie damals, als die Schrift entstand. Das Auftreten Englands auf der Balkaninsel in den Jahren 1908/09 hat Peez zu dem Versuche angeregt, das widerspruchsvolle Verhalten der englischen Politiker zu erklären und „als Teil einer großzügigen Politik darzustellen, die ihrer riesenhaften, die Erde umspannenden Interessen halber den europäischen Kontinent nicht zur Ruhe kommen läßt und ihn politisch, wirtschaftlich und finanziell zerrüttet." Die Wahrheit dieser Zeilen hat der Ausbruch des Krieges leider allzu sehr bestätigt.

Einen kurzen, höchst lesenswerten Überblick über diese englische Politik gibt ein im Verlage von Dr. Rothschild (Berlin) erschienener Vortrag des Freiburger Professors Wolfgang Michael: „Englands Politik und der Krieg." Von besonderem Interesse sind die Ausführungen des Verfassers über die Entstehung der Abneigung in England gegen stehende Heere, die ihre Wurzel

hat in der Militärdiktatur Cromwells im siebzehnten Jahrhundert, sowie die Feststellung am Schluß des Vortrages, daß der Krieg für England nicht ganz ungelegen kam und ihm die Möglichkeit bot, die immer schärfer zutage tretende Spannung in der irischen Frage mit der Farbe des Weltbrandes — wenigstens für einige Zeit — zu vertuschen. Darum hat es im letzten Augenblicke auch jegliche Verständigung mit Deutschland abgelehnt und dem Gang der Dinge freien Lauf gelassen, die — wie selbst die Verblendetsten in Downing Street hätten einsehen müssen — zur Katastrophe führen mußten. Trotzdem darf man nicht, wie Theodor Schiemann in seiner sonst ausgezeichneten Broschüre: „Wie Deutschland eine Verständigung mit Deutschland verhinderte" (Verlag Georg Reimer, Berlin) es macht, alle jene Verbrüderungsversuche in den letzten Jahren als eine pure Heuchelei der Engländer bezeichnen. Auch jenseits des Kanals gab es zweifellos viele, die aufrichtig eine Verständigung zwischen den beiden großen germanischen Völkern herbeiwünschten; wenn dies unmöglich war, so war es das Werk Eduards des Siebenten und seiner Minister, allen voran Sir Edward Greys. Aber auch diese Männer haben den Krieg nur „verschuldet", nicht gewollt, wenigstens nicht in dieser Form und zu dieser Zeit, wie Arnold Oskar Mayer in seinem Schriftchen: „Worin liegt Englands Schuld?" (Heft 18 der Sammlung „Der deutsche Krieg") nachweist. England hat seit Jahren mit dem Feuer gespielt und war schließlich, als der Weltbrand entstand, nicht imstande, den Brand zu verhindern und zu löschen.

Aus der Sammlung: „Deutsche Vorträge Hamburgischer Professoren" wären zu unserem Thema zwei Schriften zu erwähnen; zunächst diejenige von Friedrich Keutgen „Britische Reichsprobleme und der Krieg". Den Angelpunkt aller englischen Weltpolitik sieht Keutgen darin, daß England „nicht die Kraft in sich fühlte, dem Weltreich Rußland mit den Waffen entgegenzutreten, und daß deshalb, als der Augenblick eines Zusammenstoßes mit ihm in unausweichbar greifbare Nähe getreten war, es sich gezwungen sah, eine vollständige Schwenkung seiner Politik vorzunehmen." Bis zu einem gewissen Grade ist diese Feststellung richtig, aber dies ist keineswegs der einzige maßgebende Faktor in der englischen Politik gewesen: der politische und insbesondere der wirtschaftliche Aufschwung Deutschlands sind doch wohl als die ausschlaggebenden Faktoren in dem Verhältnis zwischen den beiden Nationen zu betrachten.

Vom mehr kulturgeschichtlichen Standpunkte aus betrachtet Wilhelm Dibelius in seinem Vortrage „England und wir" das Verhältnis Deutschlands zu England. Dibelius kommt zu dem zutreffenden Ergebnis, daß der Krieg zweierlei brechen müsse: 1. den unmöglichen Traum einer absoluten Herrschaft auf dem Meere, und 2. die unerträgliche puritanische Anmaßung Englands, das erste und alleinige Kulturvolk dieser Erde zu sein. Um dies zu erreichen, meint Dibelius, müsse man dem englischen Weltreiche ein „Königgrätz" bereiten; denn nur dann werde England uns ganz wie seinerzeit Österreich als gleichberechtigten Partner anerkennen. —

Bei weitem das beste Buch, das bisher während des Krieges über England geschrieben worden ist, und das nicht genug allen denen empfohlen werden kann, die sich über die Entwicklung Englands und seiner Politik orientieren wollen, ist das Werk des bekannten Berliner Universitätsprofessors Eduard Meyer: „England, Seine staatliche und politische Entwicklung und der Krieg gegen Deutschland" (Verlag von J. G. Cotta in Stuttgart). Es ist eine ausgezeichnete, rein wissenschaftliche Arbeit von großem historischen Werte, die „sine ira et studio" der historischen Entwicklung auf den Grund geht, unbeeinflußt von den subjektiven Gefühlen, die in der heutigen ernsten Zeit ja allzu leicht den objektiven Blick des Schreibers trüben und Tatsachen, die sich bei kühler Betrachtung gleichsam von selbst aus der geschichtlichen Entwicklung ergeben, in seinen Augen als Verrat, Perfidie, Heuchelei und dergleichen mehr erscheinen lassen. Das interessanteste Kapitel des Buches ist zweifellos die Schilderung Eduards des Siebenten und seiner Lebensaufgabe, die ihren Gipfel findet in der leider allzu gelungenen Einkreisungspolitik dem jüngsten Rivalen Englands auf dem Kontinente gegenüber, dem Deutschen Reiche, das man — wie in vergangenen Jahrhunderten Spanien, Holland, Frankreich und Rußland — niederkämpfen zu müssen glaubte, um das „europäische Gleichgewicht" aufrecht zu erhalten.

Dieser von England stets vorgeschobene Kampf um Erhaltung des europäischen Gleichgewichts hat jedoch in der Wirkung stets eine Störung desselben und europäischen Krieg bedeutet, unter dessen Kanonendonner England es meisterhaft verstanden hat, sein Schäfchen ins Trockene zu bringen und sein Weltreich über alle Erdteile auszudehnen. Die bedeutendsten Phasen dieser englischen Expansionspolitik schildert uns Ferdinand Tönnies in seinem Buche: „Englische Weltpolitik in englischer Beleuchtung" (Verlag von Julius Springer, Berlin). An der Hand von Schriften der hervorragendsten englischen Historiker wie Seeley, Lecky, Holland Rose und anderen läßt der Verfasser in knapper, aber außerordentlich anschaulicher Weise die Hauptepochen der englischen Geschichte in den letzten beiden Jahrhunderten an uns vorüberziehen, die zur Genüge zeigen, wie England stets nur Realpolitik getrieben hat, eine Politik, die sich auch niemals gescheut hat, wenn es nötig wurde, zu Mitteln zu greifen, deren Anwendung man mit Recht als barbarisch bezeichnen kann, so zum Beispiel gelegentlich der Eroberung des ostindischen Reiches. Trotz dieser „egoistischen Rücksichtslosigkeit", die man in recht zahlreichen Fällen in der Geschichte der englischen Politik findet, darf oder sollte sich jedoch der Geschichtsschreiber nicht durch den augenblicklichen Haß zu einer subjektiv gefärbten Geschichtsschreibung hinreißen lassen. Dies ist leider an vielen Stellen des im übrigen ausgezeichnet geschriebenen und lesenswerten Buches des Grafen Ernst zu Reventlow: „Der Vampir des Festlandes" (Verlag von Mittler und Sohn) der Fall. Reventlow zeigt in einem Rückblick auf die Geschichte der englischen Politik vom sechzehnten Jahrhundert bis zur Gegenwart, wie Diplomatie und Presse Englands es stets meisterhaft verstanden haben, sich

den jeweiligen Erfordernissen anzupassen, und wie es stets das Streben der leitenden Staatsmänner gewesen ist, die „treibende Kraft" des englischen Einflusses der Welt zu verbergen. Abgesehen von der oben erwähnten Schärfe an manchen Stellen ist aber auch dieses Reventlowsche Buch, ebenso wie sein im vergangenen Jahre erschienenes Werk „Deutschlands Auswärtige Politik" äußerst interessant geschrieben und hat anscheinend auch im Publikum gute Aufnahme gefunden, wie man aus der Tatsache entnehmen kann, daß der Verlag bereits nach kurzer Zeit die vierte Auflage des Buches erscheinen lassen konnte. Erwähnt sei noch, daß eine Broschüre Reventlows, die in knapperer Form dasselbe Thema behandelt wie das eben genannte Buch, in der von Ernst Jäckh herausgegebenen Sammlung „Der deutsche Krieg" unter dem Titel: „England, der Feind" erschienen ist. Auch in diesem Heftchen führt der Verfasser aus, daß England derjenige unter unseren Feinden ist, durch dessen Niederringung allein für Deutschland eine Zeit dauernden Friedens erreicht werden kann, daß, solange England Deutschlands Gleichberechtigung nicht voll und ganz anerkennt, jeder Friede doch nur ein Waffenstillstand sein würde, der früher oder später wieder zum Kampfe mit den Waffen führen müßte.

Einen wertvollen Beitrag zur Kriegsliteratur über England bieten die im Heft 11 der Sammlung „Deutsche Kriegsschriften" (A. Marcus u. E. Webers Verlag, Bonn) in Buchform veröffentlichten Aufsätze von Arnold Schroer: „Zur Charakterisierung der Engländer." Der Verfasser sucht aus der Geschichte, aus der geographischen Abgeschlossenheit Englands und aus der Erziehung des einzelnen jene Züge des englischen Volkscharakters zu erklären, die dem oberflächlichen Beobachter am Engländer so unangenehm auffallen, vor allem den Egoismus. Mit Recht hebt jedoch Schroer, dessen Ausführungen sich einer wohltuenden Objektivität befleißigen, hervor, man dürfe das englische Volk und die englische Politik nicht identifizieren, welch letztere von jeher „grundsätzlich eine Politik rücksichtslosen, nationalen Egoismus, ihr Mittel jede Hinterlist, die nur denkbar", gewesen ist. Jedenfalls kann dieses kleine Büchlein allen, die sich für die „englische Frage" interessieren, aufs wärmste empfohlen werden.

Von Arbeiten über das Verhältnis Englands zu Deutschland vom volkswirtschaftlichen Standpunkt aus sind zunächst die beiden kurzen, aber interessanten Schriften von Hermann Losch: „Englands Schwäche und Deutschlands Stärke" (Heft 10 der Sammlung „Der deutsche Krieg") und von W. Wygodzinski: „Der englische Handelskrieg" (Verlag von Fr. Cohen, Bonn) zu nennen, worin treffend ausgeführt wird, daß Deutschland auch sein wirtschaftliches Wachstum jenem Geiste der Disziplin und Organisation verdankt, der sich in allen Zweigen des deutschen Lebens zeigt und sich im jetzigen Kriege so glänzend bewährt hat. Besondere Erwähnung verdient weiterhin eine Broschüre vom Präsidenten des Hansabundes Dr. Riesser, betitelt „England und wir" (Heft 8 der Sammlung „Zwischen Krieg und Frieden", Verlag Hirzel, Leipzig), die bereits in zweiter vermehrter und verbesserter Auflage vorliegt. Nach einem kurzen Überblick

über die Entwicklung des deutsch-englischen Gegensatzes und seine Verschärfung infolge des wirtschaftlichen Aufschwungs Deutschlands und des hierdurch bedingten Flottenbaues gibt uns der Verfasser ein anschauliches Bild von den schweren wirtschaftlichen Folgen, die der Krieg trotz aller Phrasen der englischen Minister und Zeitungsschreiber für den englischen Handel und die englische Industrie mit sich bringt. England leidet finanziell und wirtschaftlich weit mehr durch den Krieg als Deutschland, dessen wirtschaftliche und vor allem finanzielle Rüstung sich seiner militärischen ebenbürtig an die Seite stellt. Der beste Beweis hierfür sind die beiden Kriegsanleihen und die Speisekarten in den Restaurants, die jeden davon überzeugen werden, daß man in Deutschland weit davon entfernt ist, am Hungertuche zu nagen, daß man vielmehr noch recht gut hier bei uns leben kann, trotz der englischen Blockade und trotz „K.-Brots" und Brotmarken.

Während so im Verlauf des Krieges eine größere Anzahl von Schriften entstanden sind, die vom geschichtlichen und nationalökonomischen Standpunkte aus das Problem der englischen Weltherrschaft behandeln, hat es bisher an einer geographischen Behandlung gefehlt. Dieser Mangel wird durch das vor wenigen Wochen erschienene Buch des Heidelberger Universitätsprofessors Dr. Alfred Hettner: „Englands Weltherrschaft und der Krieg" (Verlag von B. G. Teubner in Leipzig) vollkommen gehoben. Hettner geht davon aus, daß sowohl die Tatsache der Weltherrschaft Englands, wie auch ihre Gestaltung im einzelnen in hohem Maße in geographischen Bedingungen begründet ist; denn „sowohl die Tendenzen wie die Kraftverhältnisse der Staaten sind in der Natur der Länder begründet und können nur geographisch ganz verstanden werden". Das allgemeinverständlich geschriebene, aber trotzdem wissenschaftlich äußerst wertvolle Buch wird hoffentlich eine recht weite Verbreitung finden; denn es lehrt uns die wirtschaftlichen, politischen und militärischen Hilfsmittel unseres Hauptgegners objektiv beurteilen, was eine Vorbedingung ist für einen dauernden und vorteilhaften Frieden und eine gedeihliche Weiterentwicklung unseres Volkes.

Die englische Blockade der deutschen Küste, die auf die Aushungerung eines Volkes von nahezu 70 Millionen abzielt, ist ein Verbrechen, wie man es vergeblich in der Geschichte zivilisierter Völker sucht. Diese von England in die Kriegsführung zur See eingeführte Härte und Grausamkeit hat selbstverständlich auch uns Deutsche gezwungen, uns mit allen Mitteln gegen die versuchte Erdrosselung durch England zu wehren, und wenn die Seekriegführung immer mehr den Charakter äußerster Erbarmungslosigkeit annimmt, so ist das — wie jeder vernünftige Mensch einsehen muß und wird — nicht unsere Schuld.

Wie England stets derjenige Staat gewesen ist, der sich allen Fortschritten auf dem Gebiete des Seerechts gegenüber ablehnend verhalten, und wie es bis in die neueste Zeit hinein jede Entwicklung zu milderen und menschlicheren Gebräuchen und Bestimmungen im Seekriege zu hindern gesucht hat, wird von Ernst Schultze in seinem fesselnd geschriebenen Buche: „England als Seeräuberstaat" (Verlag Ferd. Enke, Stuttgart) geschildert. Der Verfasser kommt zu

dem Ergebnis, daß dieser grausame Krieg doch wenigstens so viel Gutes zur Folge haben wird, daß sich England künftighin nicht mehr dem Fortschritte des Seerechts in den Weg stellen, vielmehr für dieses eintreten wird, weil es jetzt in demselben Netze zappelt, das es früher stets mit so großem Erfolg auswarf, um andere darin zu fangen. Eine andere streng wissenschaftliche Arbeit auf diesem Gebiete ist das kürzlich bei Guttentag (Berlin) erschienene Buch des bekannten Greifswalder Völkerrechtslehrers Professor Dr. Heinrich Pohl: „England und die Londoner Deklaration", in dem Pohl den Nachweis führt, daß England tatsächlich gerade die wichtigsten Bestimmungen dieser Deklaration, nämlich das Konterbande- und Blockaderecht, ohne jede Rücksichtnahme auf neutrale Interessen außer Kraft gesetzt hat. Besonders dankenswert ist bei dem Pohlschen Buche der reiche Anhang, der unter anderen zum ersten Male die Texte der seit Kriegsbeginn ergangenen englischen Proklamationen und Orders enthält. —

Zum Schlusse seien noch einige kleine Schriften genannt, die mancherlei Interessantes enthalten. Unter dem Titel: „Irland und England" (Verlag Cohen in Bonn) gibt Thurneysen einen kurzen klaren Überblick über die Entwicklung des irischen Problems, über die grausame Unterdrückung der „grünen Insel" durch England und die allmähliche Besserung ihres Schicksals im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts. — Eine aus der Feder Paul Dehns herrührende Schrift über „England und die Vereinigten Staaten" bildet das erste Heft einer höchst interessanten Schriftenreihe: „England und die Völker", die von Paul Dehn und Albert Zimmermann im Verlage der „Deutschnationalen Buchhandlung G. m. b. H." in Hamburg herausgegeben wird. Dehn schildert, wie England stets der Feind der Vereinigten Staaten von Amerika gewesen ist, so daß man sich eigentlich wundern muß, wie man jenseits des Ozeans noch soviel Sympathie für die Verbündeten haben kann, und daß man in der Union nicht anerkennt, daß England nach Überwindung des Deutschen Reiches seine ganze Aufmerksamkeit den Vereinigten Staaten und ihrer Flotte zuwenden würde, um dieser dann das gleiche Schicksal zu bereiten.

Von Schriften neutraler Autoren sei die des Schweizers Sidler-Brunner: „Englische Politik in neutraler Beleuchtung" (Verlag A. Francke, Bern) erwähnt, die ausführt, beide Staaten, sowohl England als Deutschland, hätten ihre Fehler, und der ganze Gegensatz rühre nur daher, daß die Völker einander nicht verständen. Daß wir Deutsche unser Bestes getan haben, um zu einer Verständigung mit England zu gelangen, wird billigerweise wohl niemand zu bezweifeln wagen; leider aber haben wir auf der anderen Seite des Kanals nicht dasselbe Entgegenkommen gefunden, das wir erwarten durften. Mögen auch drüben zahlreiche Freunde einer Verständigung vorhanden gewesen sein, ihr Einfluß war nicht stark genug, um das Ränkespiel und die Einkreisungspolitik Eduards des Siebenten und seiner Helfershelfer zunichte machen zu können, und um mit Deutschland zu einer Verständigung zu gelangen. So müssen wir denn mit den Waffen in der Hand jene Verständigung erzwingen, die auf friedlichem Wege zu erreichen wir uns redlich, aber vergeblich bemüht haben.

Der Bach

Kennſt du der Sehnſucht Lied?
Kennſt du das Lied des Bachs, der niederdrängt,
Der zwiſchen Felſen ſich zu Tale zwängt?
Es brauſt der Waſſerfall, es rauſcht das tiefe Tönen
Von Seelen, die ſich dumpf nach großen Weiten ſehnen.
Kennſt du der Sehnſucht Lied?

Kennſt du der Schöpfung Lied?
Kennſt du das Lied des Felſens, der voll Kraft
Der heißen Welle ſich entgegenſtrafft?
Es ſtiebt der Waſſerſturz zurück in ſeinem Lauf,
In hunderttauſend Tropfen löſt der Fels ihn auf.
Kennſt du der Schöpfung Lied?

Kennſt du der Sehnſucht Lied?
Kennſt du das Lied des Waſſers, das in Haſt
Zu neuen Bächlein ſich zuſammenfaßt?
Es ſtrömt, den Brüdern gleich, verlangend nach der Ruh,
In ſchwerem, dunklem Lauf dem weiten Meere zu.
Kennſt du der Sehnſucht Lied?

Kennſt du der Schöpfung Lied?
Kennſt du das Lied der ſtillen, tiefen See,
Der hehren Tilgerin von Streit und Weh?
Sie greift den ſchrillen Bach, des Stromes ſchweren Lauf
Und löſt ſie ſtark in ihren großen Rhythmus auf.
Kennſt du der Schöpfung Lied?

Georg Hermann Franke

Kriegstagebuch

25. Juni 1915. Für uns erfolgreiche Kämpfe bei Souchez, in der Champagne und westlich Combres, wo starke Angriffe unter großen Verlusten des Feindes abgewiesen wurden.

25. Juni 1915. Nördlich Prasznysz, südlich Oglenda russische Stellungen erstürmt, 636 Gefangene gemacht, vier Maschinengewehre erobert.

25. Juni 1915. Abgeschlagene russische Angriffe zwischen Dnjestr und Pruth.

26. Juni 1915. In den Argonnen und auf den Maashöhen feindliche Stellungen gestürmt. Die Beute bei Ban de Sapt erhöht sich auf 268 Gefangene, zwei Revolverkanonen, fünf Maschinengewehre, sieben Minenwerfer.

26. Juni 1915. Die Höhen des nördlichen Dnjestrufers zwischen Bukaczowce und Chadorow gestürmt, nordwestlich von Rawa-Ruska feindliche Stellungen genommen, 8300 Gefangene gemacht.

26. Juni 1915. Ein italienisches Torpedoboot in der Adria von einem österreichischen Unterseeboot versenkt.

27. Juni 1915. Abgeschlagene französische Angriffe nördlich Arras, in den Argonnen und auf den Maashöhen; bei Metzeral eine Kuppe gestürmt, 50 Gefangene, ein Maschinengewehr erbeutet.

27. Juni 1915. Halicz am Dnjestr besetzt, weiter nördlich den Feind gegen den Gnila-Lipa-Abschnitt gedrängt; nordöstlich von Lemberg Vordringen gegen den Bugabschnitt, bei Cieszanow mehrere tausend Gefangene gemacht, eine Anzahl Geschütze und Maschinengewehre erbeutet.

27. Juni 1915. Verlängerung des Börsenmoratoriums in Italien bis 31. Oktober 1915.

27. Juni 1915. Die Montenegriner besetzen Skutari.

28. Juni 1915. Französische Angriffe bei Les Eparges, östlich der Tranchée und östlich Luneville abgeschlagen.

28. Juni 1915. In Galizien die Russen über die Gnila-Lipa geworfen, nördlich Lemberg bei Mostie — Wielkie und bei Tomaszow die Russen geschlagen, letztere räumen auch den Tanewabschnitt und ihre Stellungen am unteren San.

28. Juni 1915. Der 8800 Tonnen-Postdampfer „Armenian" bei den Scilly-Inseln von einem deutschen Unterseeboot versenkt.

29. Juni 1915. Zwischen Bug und Weichsel erreichen die verbündeten Truppen die Gegend von Belz, Komarow, Zamocz.

29. Juni 1915. Italienischer Angriff an der Isonzofront abgewiesen.

30. Juni 1915. Auf dem östlichen Kriegsschauplatz wurden im Juni erbeutet: zwei Fahnen, 25695 Mann, sieben Geschütze, sechs Minenwerfer, 52 Maschinengewehre.

30. Juni 1915. In Galizien die russischen Stellungen östlich der Gnila-Lipa gestürmt, 2831 Gefangene, fünf Maschinengewehre erbeutet. Die Gesamt-Juni-Beute der Armeen von Mackensen, von Linsingen und von Woyrsch beträgt 409 Offiziere, 140 650 Mann, 80 Geschütze, 268 Maschinengewehre, einschließlich der Beute der österreichischen Truppen 525 Offiziere, 194 000 Mann, 93 Geschütze, 364 Maschinengewehre.

30. Juni 1915. Der 7500 Tonnen-Dampfer „Scottish Monarch" bei Queenstown versenkt.

30. Juni 1915. Heftige Angriffe der Italiener an der Isonzofront abgewiesen.

1. Juli 1915. In den Argonnen nimmt die Kronprinzenarmee feindliche Gräben und Stützpunkte bei Four de Paris in drei Kilometer Frontbreite, 25 Offiziere, 1710 Mann gefangen, 18 Maschinengewehre, 40 Minenwerfer, eine Revolverkanone erbeutet. Auf dem Hilsenfirst zwei Werke genommen, 152 Franzosen gefangen.

1. Juli 1915. Südöstlich Kalwarja eine Höhenstellung erobert, 600 Russen gefangen.

1. Juli 1915. Die Linsingenarmee verfolgt den Feind nördlich Halicz, bisher 7765 Gefangene, 18 Maschinengewehre erbeutet. Die Armee von Mackensen drängt die Russen über den Labunka- und Porabschnitt, Stroza und Krasnik genommen.

1. Juli 1915. Für die Türken erfolgreiche Kämpfe an den Dardanellen.

2. Juli 1915. In Galizien Vordringen über die Linie Maryampol—Narajow—Miasto gegen den Zlota-Lipaabschnitt, zwischen Bug und Weichsel die Niederungen der Labunka und des Por besetzt.

2. Juli 1915. Seegefecht bei Gotland; der Minenkreuzer „Albatros" setzt nach zweistündigem schweren Kampf gegen vier russische Panzerkreuzer im schwedischen Gewässer auf Strand.

2. Juli 1915. Schwere Niederlage der Italiener beim Doberdoplateau und am Görzer Brückenkopf.

3. Juli 1915. Fortgesetzte Offensive in den Argonnen, unsere Beute erhöht sich auf 2556 Gefangene, 25 Maschinengewehre, 72 Minenwerfer, eine Revolverkanone; nordwestlich Regniéville französische Stellungen in 600 Meter Breite erobert, nördlich von Fey-en-Haye ein Waldstück.

3. Juli 1915. Bei der Verfolgung der Russen gegen die Zlota-Lipa 8000 Gefangene gemacht. Beiderseits Studzianki die Russen geschlagen, 1000 Gefangene gemacht, drei Maschinengewehre, drei Geschütze erbeutet.

3. Juli 1915. Das italienische Torpedoboot 17 OS in der Adria vernichtet.

4. Juli 1915. Bei Croix des Carmes am Priesterwald die feindliche Stellung in 1500 Meter Breite erstürmt, 1000 Gefangene, drei Feldgeschütze, sieben Maschinengewehre, sieben Minenwerfer erbeutet.

4. Juli 1915. In Galizien die Zlota-Lipa erreicht, Fortschritte im Bugabschnitt bei Kreglow.

4. Juli 1915. Ein englischer Luftangriff auf die Deutsche Bucht durch unsere Luftschiffe vereitelt.

4. Juli 1915. Vor den Dardanellen versenkt ein deutsches Unterseeboot einen großen französischen Truppentransportdampfer.

4. Juli 1915. Bei Kap Helles der französische Postdampfer „Carthage" von einem deutschen Unterseeboot versenkt.

5. Juli 1915. Die russische Front bei Krasnik durchbrochen, 41 Offiziere, 11500 Mann gefangen, sechs Geschütze, sechs Munitionswagen, 17 Maschinengewehre erbeutet.

5. Juli 1915. Der stark befestigte Wald südlich Biale-Bloto erstürmt, 800 Russen gefangen, sieben Maschinengewehre erbeutet.

5. Juli 1915. Ein allgemeiner italienischer Angriff von Görz bis zum Meer unter furchtbaren Verlusten für den Feind abgeschlagen.

5. Juli 1915. Die Engländer erleiden bei Aden eine empfindliche Niederlage.

6. Juli 1915. Abgewiesene feindliche Angriffe bei Ypern, Souchez, Les Eparges und bei Croix des Carmes. Im Angriff auf 1500 Meter Breite die feindliche Stellung halbwegs Ailly-Apremont erobert, 400 Gefangene gemacht.

6. Juli 1915. In Polen, südlich der Weichsel die Höhe 95 östlich Dolowatka erobert, zehn Maschinengewehre, eine Revolverkanone, viele Gewehre erbeutet.

6. Juli 1915. Für die Montenegriner verlustreiche Gefechte östlich Trebinje.

7. Juli 1915. Westlich Souchez französischer Angriff abgewiesen.

7. Juli 1915. Russischer Angriff aus Richtung Kowno abgeschlagen, bei Stegna, nordöstlich Prasznysz, feindliche Gräben genommen.

7. Juli 1915. Der italienische Panzerkreuzer „Amalfi" durch ein österreichisches Unterseeboot torpediert und versenkt.

8. Juli 1915. Abgeschlagene französische Angriffe nördlich Souchez und östlich Ailly. Wir stürmten in 350 Meter Breite französische Grabenlinien im Priesterwald, 250 Gefangene gemacht, vier Maschinengewehre erbeutet. Die Koppe auf Höhe 631 bei Ban de Sapt geräumt.

8. Juli 1915. Die Antwort der deutschen Regierung auf die Lusitanianote wird der amerikanischen Regierung überreicht.

9. Juli 1915. Zwischen Maas und Mosel seit dem 4. Juli 1798 Gefangene gemacht, drei Geschütze, zwölf Maschinengewehre, 18 Minenwerfer erbeutet.

9. Juli 1915. Bei Ossowiec ein russischer Angriff zurückgeschlagen.

9. Juli 1915. In Deutsch-Südwest-Afrika kapitulieren die deutschen Truppen nach englischen Meldungen unter ehrenvollen Bedingungen.

10. Juli 1915. Zurückgeschlagene feindliche Angriffe bei Ypern, Souchez—Ablain, Fricourt, Beauséjour-Ferme, zwischen Ailly und Apremont, im Priesterwald und östlich und südöstlich bei Sondernach.

11. Juli 1915. Südlich Souchez den Kirchhof gestürmt, 215 Franzosen gefangen, vier Maschinengewehre, ein Minenwerfer erbeutet. Bei Combres und im Wald von Ailly französische Angriffe abgeschlagen.

11. Juli 1915. An der Straße von Suwalki nach Kalwarja die russischen Vorstellungen in vier Kilometer Breite gestürmt.

11. Juli 1915. Der in der Rusdjimündung eingeschlossene Kreuzer „Königsberg" durch englische Moniteure zerstört.

11. Juli 1915. Für die Österreicher erfolgreiche Gefechte an der montenegrinischen Grenze bei Avtovac und östlich Trebinje.

12. Juli 1915. Abgeschlagene französische Angriffe bei Souchez und im Priesterwald.

18. Juli 1915. In den Argonnen nordöstlich von Vienne-le-Chateau in tausend Metern Breite die französische Linie genommen, südwestlich von Bourenilles die feindliche Höhenstellung in drei Kilometern Breite und ein Kilometer Tiefe gestürmt, 2620 Franzosen gefangen, zwei Gebirgsgeschütze, zwei Revolverkanonen, sechs Maschinengewehre und viel Material erbeutet.

18. Juli 1915. Zwischen Njemen und Weichsel örtliche Erfolge bei Kalwarja, südwestlich Kolno, bei Prasznysz und südlich Mlawa.

18. Juli 1915. Für die Russen sehr verlustreiche Gefechte im Kaukasus. — An den Dardanellen für die Türken erfolgreiche schwere Kämpfe bei Ari Burnu und bei Sedd ul Bahr.

14. Juli 1915. Die österreich-ungarische Regierung richtet an die amerikanische Regierung eine Protestnote wegen der Munitionslieferungen.

14. Juli 1915. Bei Souchez, bei Beau-Sejour, im Walde von Maloncourt und im Priesterwalde abgeschlagene französische Angriffe; in den Argonnen starke feindliche Angriffe zur Wiedereroberung der verlorenen Stellungen unter schwersten Verlusten für die Franzosen abgewiesen, die Zahl der Gefangenen erhöht sich auf 68 Offiziere, 3688 Mann.

14. Juli 1915. An der Windau bei Kurschany 427 Russen gefangen, bei Kalwarja mehrere russische Vorstellungen erobert, die Höhen am Olszanka, nordöstlich Suwalki, gestürmt, 300 Gefangene, zwei Maschinengewehre erbeutet; südwestlich Kolno das Dorf Krusca und feindliche Stellungen an der Linie Tartak — Lipniki genommen, 2400 Gefangene, acht Maschinengewehre erbeutet; Prasznysz von uns besetzt.

14. Juli 1915. Am Dnjestr 550 Russen gefangen.

14. Juli 1915. Abgeschlagene italienische Angriffe zwischen Sdraussina und Polazzo.

15. Juli 1915. In den Argonnen wiederholte Versuche der Franzosen, die verlorenen Stellungen wieder zu gewinnen, unter schwersten Verlusten abgewiesen; die Gesamtzahl der dort gemachten Gefangenen beträgt 116 Offiziere, 7009 Mann.

15. Juli 1915. Nördlich von Popeljany die Windau in östlicher Richtung überschritten.

15. Juli 1915. 150000 Bergarbeiter treten in Wales in den Streik.

15. Juli 1915. Am Dnjestr 12 Offiziere und 1300 Mann gefangen, drei Maschinengewehre erbeutet. In der Gegend von Sokal mehrere russische Stützpunkte gestürmt.

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber Georg Cleinow in Berlin-Lichterfelde West. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Lichterfelde West, Sternstraße 56.
Fernsprecher des Herausgebers: Amt Lichterfelde 498, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.

Rückblick auf das Kriegsjahr

Von Alfred Ruhemann

Die Zeit hat ſich gejährt, da der Krieg tobt. Im Auguſt 1914 hatte niemand in der Welt geglaubt, daß er ein Jahr dauern würde. Heute iſt jedermann feſt überzeugt, daß er möglicherweiſe noch ein weiteres Jahr in Anſpruch nehmen könnte. Ein ſchlagender Beweis, wie trügeriſch und unberechenbar Vorausſagungen und Vorausſetzungen ſind, wie der Fehlſchluß uns ſtets näher liegt, als die Wahrheit. Menſchenwerk iſt eben lückenhaft und Irrtümern unterworfen. Man wird daher nur mit mitleidigem Achſelzucken jene hören und leſen können, die am Jahrestage des Kriegsbeginnes die Fackel ihrer Prognoſtika hoch aufleuchten laſſen werden. Es ſind in dieſem Jahre ſchon ſo viele Vorausſagungen ergangen und es iſt damit ſchon ſo viel böſes Blut gemacht und großer politiſcher Schaden angerichtet worden, daß man ſich hüten ſollte, in dieſen Dingen voreilig zu ſein. Vielmehr geziemt es ſich, dieſen Jahrestag als einen Tag der Sammlung und des Überſchlages über Geſchehenes und Geleiſtetes zu begehen. Dies wäre unſerer und unſerer politiſchen Haltung würdig, wäre ein beachtenswertes Beiſpiel von Mannes- und Selbſtzucht und nationalem Stolz für unſere Feinde. Dieſe haben bereits wiſſen laſſen, daß ſie den Jahrestag als Siegesfeſt begehen werden. Mögen ſie ſich ruhig Sieger nennen und verſuchen, der Welt einzureden, daß ſie es ſind. Der Jahresabſchluß lautet in Wahrheit denn doch ein wenig anders. In Übereinſtimmung mit ihren bisherigen Gepflogenheiten warten ſie natürlich nur darauf, daß auch wir Freudenfeuer zu Ehren unſerer Erfolge anzünden. Sie warten darauf, um uns mit der heißen Brühe ihrer unſtillbaren hämiſchen Herabſetzung zu begießen und zuzurufen: Holla, ihr Deutſchen, wir ſind auch noch da, wir haben mehr Grund als ihr, den Jahrestag des Kriegsbeginnes zu feiern, weil wir noch nicht unterlegen ſind. Sie ſind tatſächlich leider noch nicht völlig unterlegen. Viel harte Arbeit harret unſer noch. Kein Zweifel, daß wir ſie

schaffen werden, zur Ehre des deutschen Vaterlandes, zur Ehre des alten Gottes, der es noch immer mit ihm und uns gut gemeint hat. Bis aber das Werk getan ist, Vorsicht und kluge Mäßigung in Worten, wie draußen auf dem Schlachtfelde in Taten. So kommen wir am besten vorwärts.

Wir alle wissen und fühlen es noch, wie es anfing. Österreich stellte wegen der Ermordung des Thronfolgers und seiner Gemahlin in Serajewo sein Ultimatum, und das Deutsche Reich trat seinem altbewährten Freunde bedingungslos zur Seite. Italien roch Gefahr und zog sich abwartend zurück. Offene Männlichkeit und Bundestreue lag nie im Charakter dieses wetterwendischen und die Früchte gern ohne eigene Gefahr erntenden Volkes. Es wird erst später den verblendeten Völkern zur vollen Einsicht kommen, daß der Krieg unserseits nicht gewollt war. Sie glauben trotz aller ihnen vorgeführten Beweise, daß wir ihn von langer Hand vorbereitet haben. Sie wollen nicht verstehen, daß es eine Staatsvernunft gibt. Die unsrige verlangt, daß Deutschland als der am stärksten eingekreiste Staat Europas, zu jeder Stunde schlagfertig dastehen muß, denn nur darin liegt die Gewähr seiner Selbsterhaltung. Schlagen können ist aber noch nicht schlagen wollen. Während es demnach zu jeder Zeit bewiesen werden kann und wird, daß wir den Krieg nicht gewollt haben, hat sich seit Jahresfrist immer mehr herausgestellt, daß er auf der anderen, auf der englischen Seite in jenem, der englischen Politik willkommenen Augenblick tatsächlich gewollt war. Mit der Geschicklichkeit einer Spinne, die im dunklen Winkel ihr Netz schon lange gesponnen hatte, fing es sich diejenigen Staaten, die von ihm genügend bearbeitet und in irgendeiner Form, durch Geld, gute Worte und Versprechungen bezahlt, jedenfalls vertrauensselig genug gemacht worden waren, um sich einfangen zu lassen. England mußte losschlagen: einige weitere Jahre des Friedens, und es wäre um seine Weltherrschaft ohnehin geschehen gewesen. Es mußte nicht nur vorgreifen, es konnte auch vorgreifen, denn es besaß eine starke Flotte, während die unsrige noch im Ausbau steckte. Unsere Erhaltungsnotwendigkeit war bis vor Jahr und Tag der Friede, denn wir hatten auf militärischem, maritimem, politischem und wirtschaftlichem Gebiete noch viel zu schaffen und noch mehr zu vollenden. Wir wollten in diesem Friedenswerke, das uns zweifellos nach Jahren ohne Waffengewalt eine Weltmacht verschafft haben würde, wenn sich uns der Neid nicht in den Weg gestellt hätte, nicht gestört sein. Englands Selbsterhaltungstrieb dagegen drängte zum Kriege, denn es sah die Weltmacht unserer Zukunft sich immer deutlicher abzeichnen. Als es sich seiner heutigen Verbündeten sicher wußte, als es fühlte, daß sein Vorbereitungswerk der Verblendung und Irreführungen Erfolg gehabt hatte, als es daher fest glauben durfte, daß Deutschland bei aller seiner Tapferkeit und militärischen Organisation gegen eine erdrückende Menge Feinde nichts ausrichten würde, kam ihm Österreichs Ultimatum gelegen, um sich, indem es seine eigenen Interessen verteidigte, als Beschützer der antideutschen Welt aufspielen zu können.

Noch bedenklicher und den englischen Charakter noch besser kennzeichnend war es, daß England seinen Plan auf unsere blinde Ehrlichkeit aufbaute. Es war überzeugt, wir würden Belgiens „Neutralität" achten, um dieses Land herumziehen und damit zu spät oder überhaupt nicht nach Frankreich gelangen. Es erwartete, daß wir die ersten Schläge einheimsen und daß es damit auch Holland auf seine Seite bekommen würde. Es rechnete auf unsere Niederlage und glaubte sich auf diese Weise sicher, daß die Wahrheit über seine Intriguen- und Zuversichtspolitik nie zum Vorschein kommen würde. Es wird nie abzuleugnen sein, daß Belgien durch England militärisch und politisch soweit bearbeitet und in Sicherheit gewiegt worden war, daß dieses Land uns mit geringschätzigem Lächeln vor die Notwendigkeit stellen konnte, den „Fetzen" seines Neutralitätsvertrages zerreißen zu müssen. Wir zeigten Belgien trotzdem Freundschaft, Geduld und die beste Absicht, mit uns reden zu lassen. Nichts half, Belgien antwortete mit Deutschenpogroms, mit wüster Verfolgung von Ausländern, die an seinem nationalen Reichtum mitgearbeitet hatten. Es lieferte damit der erschreckten Welt den Beweis, daß Menschenwürde und Menschenrechte nicht nur in Rußland mit Füßen getreten werden dürfen. So gezwungen, gaben wir die Antwort darauf und legten dem verbohrten Lande Lüttich, Löwen und Namur zerschmettert vor die Füße. Wir gingen, was man auch immer sagen und durch falsche Zeugen erhärten möge, über das allgemeine Kriegsrecht nicht hinaus, als wir Belgien besetzten und die belgische Bevölkerung, wo sie sich unbotmäßig zeigte, nach Kriegsrecht behandelten. Unser Bedauern, daß Kunstwerke darunter litten, wird verhöhnt, wir gelten noch bis zur Stunde für Verwüster und Barbaren. Für den Augenblick und bis zum Ende des Krieges werden wir auch diesen Vorwurf, diese grundlose Beleidigung und Verkennung neben vielen anderen geduldig zu ertragen wissen. Unsere gute Verwaltung des besetzten Landes ist inzwischen eine würdige Antwort auf berufsmäßiges Verleumden gewesen. Am 17. August noch war von Belgien die ihm abermals hingestreckte Freundschaftshand zurückgewiesen worden; die Geschichte kennt kaum ein zweites Beispiel einer derartigen versöhnlichen Politik im Kriege. Unsere Heere zogen darauf im Sturmmarsch auf Paris zu und bewiesen bei Maubeuge, Charleroi, St. Quentin usw., daß uns selbst die kombinierten Heere des Dreiverbandes im offenen Felde nicht gewachsen waren. Wir saßen am 10. Oktober bereits in Antwerpen und drängten das belgisch-englische Heer bis in den äußersten nordwestlichen Zipfel des Landes zurück, wo wir es seitdem im Schach halten. Unserseits war alles darauf angelegt und getan worden, um den Krieg in sehr kurzer Zeit zu beenden, nicht um uns schnell an Land und Geld zu bereichern, sondern um der Welt so schnell als möglich die ihr zur Friedensarbeit notwendige Ruhe zurückzugeben. War das Selbstsucht, so war sie doch auch fruchtbar für die anderen, mehr vielleicht als für uns selbst. In der guten Hoffnung einen baldigen Frieden für uns und die Welt zu erringen, mögen wir die strategische

Vorsicht stellenweise aus den Augen gelassen haben. Auf der anderen Seite war es geboten, nachdem wir bereits seit 1912 durch die Kniffe und Ausflüchte Englands, ein ehrliches Neutralitätsverhältnis zu schaffen, auf die Möglichkeit eines kriegerischen Konfliktes aufmerksam geworden waren, den Feinden die flinke, aber um so empfindlichere Lehre zu geben, daß man mit einer militärisch ausgebildeten, in jedem Augenblick schlagfertigen Nation nicht nach Gefallen umspringen könne. Diese Lehre zu geben, ist uns unter allen Umständen geglückt. Das Geschick hat es gewollt, daß uns ein endloser Stellungskrieg aufgenötigt wurde. Wir sind hierbei die numerisch schwächeren gewesen, diejenigen, die ohne Deckung und Vorbereitung sich im fremden Lande Deckungen und uneinnehmbare Stellungen erst schaffen mußten. Um so strahlender ging deshalb der Welt das Licht unserer Kriegstechnik auf, die ihresgleichen nicht auf Erden findet. Dank ihr, dank unserer eisernen Disziplin und Organisation, dank der Entschlossenheit und beispiellosen Hingebung der opferfreudigen Nation, sind wir seitdem in Belgien und Frankreich noch keinen Schritt zurückgewichen. Wir, die Minderheit halten dort die Entscheidung in der Hand, wir sind im Westen heute schon nicht etwa die problematischen, sondern die tatsächlichen Sieger. Unsere Gegner müssen es sich selbst, wenn auch zähneknirschend eingestehen, daß wir den Krieg dort mit Gewalt schon längst hätten beenden können, wäre uns nicht jeder deutsche Mann mehr wert, als das Geld und die Zeit, die wir durch schnelles Vordringen uns verdient hätten. Diese Gewißheit ihrer unbedingten Niederlage hat sie die Stinkbomben ihrer Verleumdungen und brutalen Gehässigkeiten, die sie während des Sappen- und Minenkrieges unaufhörlich durch ihre Zeitungen gegen uns schleudern ließen, vermehren heißen. Während Granaten und Bomben arbeiteten, während schwere Geschütz- und Nahkämpfe im Gange waren, während jeder Hügel, jeder Wald, ja jeder Meter Gelände mit vielem Blut erkauft werden mußte, tobte ein unerhörter Verstellungs- und Entstellungskrieg in den Zeitungen der feindlichen Länder. Auch hier werden wir siegen. Wir wischen uns bis dahin ihren Geifer vom Waffenrock und bleiben des weiteren unentwegt in den Unterständen unserer militärischen und bürgerlichen Aufgabe, den Krieg zum Wohle der Allgemeinheit in einer Weise durchzuführen, daß der Friede nicht so bald wieder gestört werden kann. Man hat uns eine fast übermenschliche Arbeit auferlegt, wir haben demnach das erste Anrecht auf ihre Früchte, aber so bald wir sie uns verdient haben werden, wird auch die übrige Welt durch uns ihr Teil erhalten. „In unbeirrbarer Redlichkeit hat die deutsche Regierung auch unter herausfordernden Umständen die Entwicklung aller sittlichen, geistigen und wirtschaftlichen Kräfte als höchstes Ziel verfolgt", hieß es in der bedeutungsvollen Thronrede vom 4. August vorigen Jahres. So lautet unser Programm auch heute noch, so wird es nach den Bedrängnissen, nach Siegesfreude und Kummer um unsere Toten, bei Friedensschluß von neuem lauten. Jedem das Seine, aber auch einer für alle.

Englands weitere Enttäuschung war und ist Rußlands militärische Schwäche. Die Russen haben bereits mit dem ganzen Gefolge ihrer barbarischen Ausschreitungen und Herrenrechte in Ostpreußen und Galizien gestanden. Man hatte uns im Westen die Hände gebunden und war des besten Glaubens, daß wir für den Osten sozusagen keine mehr übrig haben würden. Wir waren aber im Verlaufe des Kriegsjahres erschütterte Zeugen, wie unsere taktische Minderheit unter der unvergleichlichen Führung eines Hindenburg, Mackensen, Hötzendorff und ihrer glänzenden Mitarbeiter, die erdrückende Mehrheit der russischen Scharen in schaurigen Herbst- und Wintertagen durch Seen und Sümpfe, über Gebirgskämme und Schneefelder dahinjagte. Es sind in diesem Jahre deutscher- und österreichischerseits strategische und militärische Heldentaten vollbracht worden, die voll zu ermessen erst kommenden Tagen gegeben sein wird, die aber heute bereits hoch über den kriegerischen Leistungen stehen, die ein Napoleon und seine erprobten Garden je aufzuweisen hatten. Und um so glänzender sind diese Erfolge, als sie zum Teil von jungen, halb unausgebildeten Mannschaften errungen wurden, denen das soldatische Handwerk bisher fern gelegen hatte. Dieses Jungvolk hat sich, allen Verleumdungen unserer Feinde zum Trotz, glänzend bewährt, in seiner Hingabe unterstützt von einem Landsturm, der, im Westen wie im Osten, das bewundernswerteste an Umsicht, Disziplin, Hingabe und Ausdauer geleistet hat, was man von einem in Uniform gesteckten Bürger verlangen kann. So nur kann, so muß eine bewaffnete Nation den Kriegserfordernissen gewachsen sein, die das Unrecht ahnden und das Unheil vom eigenen Herd abhalten will. Eine Einzelheit ist sprechend und überaus ehrend für den Geist unserer Truppen: 3500 Eiserne Kreuze erster Klasse kamen bisher zur Verteilung, davon wurden 285 Unteroffizieren, 194 Gemeinen zuteil. In ihnen wurde die ganze Nation geehrt, die dem Kaiser gelobt hatte, „durchzuhalten durch dick und dünn, durch Not und Tod".

Und England samt seinen Verbündeten irrte sich abermals. Es irrte sich auf dem Gebiete, auf welchem es bisher der Stärkste war, auf dem es uns im Handumdrehen erdrosseln und ersäufen zu können geglaubt hatte: auf See. Es glaubte mit der Vernichtung unserer abgeschnittenen kleinen flinken Kreuzer ein Heldenstück vollbracht zu haben. Man überlege, wie großen Schaden unsere Schiffe angerichtet haben, welch lange Jagd notwendig gewesen ist, ehe sie einen ehrenvollen Untergang fanden. Dieser tapfere Widerstand hat nicht nur unsere Trauer über den Verlust der „Emden", „Gneisenau", „Leipzig" und so fort gemildert, er hat uns auch mit der frohen Hoffnung zu erfüllen vermocht, daß wir zu einer starken Zukunft auf dem Meere berufen sind. Unsere Marinepolitik ist die richtige gewesen. England hat nur auf verlorenen Posten befindliche kleinere Schiffe vernichtet, aber an unsere eigentliche Schlachtflotte kaum gerührt. Es hat uns unsere Kolonien, nach tapferstem Widerstande, vorübergehend nehmen können, weil sie ebenfalls verlorene Posten waren —

so wurde es ihm billig, sich einen Ruhmeskranz daraus zu winden. Er weist trotzdem viele Schadenlöcher auf, die unsere Schiffe seiner Flotte beigebracht haben. Es kam aber noch besser. Kaum hatten wir die Verluste auf See erleiden müssen, als auch schon aus der Tiefe des Ozeans der Rächer in Gestalt des Unterseebootes auftauchte und grimmige Ernte hielt, als in den Lüften die wirkungsvolle Tätigkeit der Zeppeline begann, als durch eine neue, ungeahnte Taktik von unten herauf und von oben nach unten der Krieg eine für unsere Gegner, namentlich für England, verhängnisvolle Gestaltung annahm. Eine Welt ungeahnter Technik tat sich auf, einer Technik, die sich zunächst allerdings in zerstörenden Taten äußern, die das rein menschliche zurückdrängen mußte, die aber auch berufen scheint, während der zukünftigen Friedenszeiten dem Verkehr der Völker neue Bahnen zu weisen. Die neue Technik löste neue Wut- und Verleumdungsanfälle bei unseren Feinden aus und zum Schaden der Neutralen wurden nach Belieben Flaggen und Farben gewechselt und gemißbraucht. Dieser Ingrimm, dieser Zorn jedoch ist nichts anderes als das Zugeständnis, daß wir auf allen kriegstechnischen und kriegsindustriellen Gebieten jedermann überlegen sind. Auf See und in den Lüften hat uns das Kriegsjahr Erfolge beschert. Wir haben mit stiller Trauer und philosophischer Ergebenheit die mit diesen Erfolgen verbundenen unvermeidlichen Opfer auf uns genommen, selbst da, wo sie, wie im Falle des Helden Weddigen, durch offenbare Tücke und offenbaren Betrug veranlaßt worden sind. Diese Verluste sind indessen bei weitem noch keine Niederlagen, zu denen sie unsere Feinde stempeln möchten. Sie sind vielmehr die junge Saat für die künftige Ernte vaterländischer Größe. Erfahrungen kosten, aber man lernt aus ihnen für die spätere Zeit. Wir waren zu Wasser wie zu Lande in Organisation und Technik den anderen überlegen und haben noch einen Überschuß unserer Errungenschaften und taktischen Persönlichkeiten an die Verbündeten unter dem Doppeladler und dem Halbmond abgeben können.

Neben den militärischen und maritimen Erfolgen haben wir in dem verflossenen Kriegsjahre auch noch andere, ebenso hoch zu bewertende Gewinne einzustreichen verstanden, und zwar durch unsere Manneszucht daheim, die der im Felde die Wage hält. Sie ist eine ebenso große Gewähr für eine glückliche Zukunft, als jene. Wir haben es fertig bekommen, uns selbst zu erziehen und zu zügeln. Wir haben plötzlich in allen Dingen Maß zu halten verstanden. Wir haben uns in finanziellen und wirtschaftlichen Angelegenheiten widerspruchlos, und in allen Parteien und Bevölkerungsschichten einig, der Staatsvernunft unterworfen, die sich hier durch Sperren und Sparen als ein guter und vorsorglicher Familienvater erwiesen hat. Wir haben Fehler abgelegt, von denen nicht wenige uns bisher nach innen und außen schwer geschädigt, unser Ansehen herabgesetzt hatten. Man hatte uns unser schwer erworbenes Glück draußen geneidet, daher liebte man uns nicht. Wir aber ließen allzusehr fühlen, daß uns dieser Neid gleichgültig sei und vergaßen darüber die Notwendigkeit, die Neider zu

uns heranzuziehen. Wir haben inzwischen mancherlei gelernt und werden uns dadurch selbst unter unseren heutigen Gegnern Freunde erwerben, wenn die Sonne der Wahrheit erst durch die schweren Wolken gedrungen sein wird, die den klaren Verstand bei den anderen heute noch umnebeln. Wir haben auch zu sparen und hauszuhalten gelernt und sind damit gegen alles spätere Ungemach, sollte solches nochmals über uns kommen, gefeit. Wir haben mit Erstaunen gesehen, mit wie wenigem man auskommen kann und haben damit Englands frevelhaften Aushungerungskrieg zunichte gemacht. Wir haben uns auf uns selbst besonnen, jede fremdländische Nachäfferei von uns abgeschüttelt. Wir haben es durch unseren finanziellen Opfermut dahin gebracht, daß unsere Goldvorräte ungemein wuchsen, daß wir kein Geld im Auslande zu suchen brauchen und unser Geld, mit Ausnahme einer ganz verschwindenden Menge für Nahrungsmittellieferungen, dem eigenen Lande zugute kommen lassen können. Mit einem Worte, wir sind ungemein bescheiden und praktisch geworden, wie auch würdig in unserer Haltung, was von unseren Feinden als Kleinmut und Verzagtheit bezeichnet wird! Wir haben auch das merkwürdige erlebt, worauf bisher noch viel zu wenig hingewiesen wurde, daß unsere sämtlichen Hilfsmittel, gleichviel ob Kartoffel- und Mehlsperrung, ob Brotkarte oder Festlegung gewisser Rohstoffe, ob Goldsammlungen oder Jugenderziehung, von unseren Feinden erst verhöhnt und als Zeichen unserer Schwäche gegeißelt, dann aber eiligst nachgeahmt wurden! Ohne großen Erfolg, denn dort mangelte es an gutem Willen und nationalem Empfinden, an Opferfreudigkeit und Selbstzucht. In diesem Augenblick noch müssen in Frankreich die Behörden um das Gold der Bürger, die es ängstlich verschlossen halten, geradezu betteln! Aus den täglichen Berichten ist zu ersehen, daß die neuen Kriegsanleihen in den Ländern des Vierverbandes ein klägliches Fiasko machen und nur mit Hilfe jener Kniffe hereinzubringen sind, die anzuwenden uns nachgesagt wurde, das heißt durch einen auf die Finanzinstitute und öffentlichen Sparkassen ausgeübten Zwang. Wir bereiten inzwischen gelassen und voller Vertrauen auf die privaten Sparer die dritte Kriegsanleihe vor, an deren Erfolg niemand zweifelt. Und mag das Kriegswetter noch ein zweites Jahr toben: wir werden uns weiter einschränken, aber wir werden weder zu hungern noch zu darben brauchen.

Wir können deshalb jeder Möglichkeit getrost in das Auge schauen, weil wir auf jede Möglichkeit vorbereitet sind. Wir haben den lieben Gott zwar nicht für uns gepachtet, aber die Vorsehung beschützt noch immer den, der recht handelt und reinen Gewissens ist, daheim wie draußen. Wir wollen uns nicht darüber aufregen, daß die Wahrheit im Verlaufe dieses Kriegsjahres noch immer nicht zu den Feinden gedrungen ist, kaum zu den Neutralen, geschweige zu den Nationen, die sich von England allzu willig und vertrauensselig haben umgarnen lassen. An dem Tage, an welchem die reine Wahrheit im feindlichen Lager auftauchen wird, wird der Zorn gegen die Lügner im eigenen Hause ein ungeheuerer, unser Sieg ein doppelter sein. Es gibt in der Politik wie im Leben eine

ausgleichende Gerechtigkeit, sie wird nicht zögern ihr Wort zu sagen, wenn die Stunde gekommen sein wird. Weil wir in diese Gerechtigkeit unser volles Vertrauen setzen, sind wir nach dem ersten Freudenrausche über den schnellen Siegeszug unserer Heere still und erwartungsvoll geworden, aber nicht verzagt und kleinlaut, wie unsere Gegner glauben machen wollen. Wir haben, wohin auch immer wir blicken, das voraus, daß wir in diesem ersten Kriegsjahre siegreich geblieben sind. Es rückt sich uns heute schon die Gewißheit zukünftiger deutscher Größe vor die Augen, weil wir nirgends gefehlt und den uns aufgezwungenen Umständen gemäß ehrlich gefochten und gehandelt haben. Wir werden in ernsten Dankesfeiern und im Wohltun, in stillem Gedenken derjenigen, die für eine gute und nationale Sache gefallen sind, den Jahrestag des Kriegsbeginnes begehen und frohen Mutes das zweite Kriegsjahr antreten. Es bedarf für den Augenblick keines lauten Siegesjubels, keiner äußerlichen Ehrung, keines Gedenksteines. Ein Wort allein soll aussprechen, was wir jenen, die mitgestritten und mitgelitten, das heißt, der ganzen Nation schulden:

Der Dank des Vaterlandes!

Die Friedensziele von 1815

Von Dr. Selma Stern

Es war am 7. Juli 1815, als die drei Monarchen von Rußland, Österreich und Preußen zum zweiten Male in kurzer Zeit ihren siegreichen Einzug in Paris hielten. Das Drama der hundert Tage war zu Ende gespielt. Der Löwe, der zwanzig Jahre lang Europa geschreckt, gedemütigt, gepeinigt hatte, war gefangen. Der Kampf zwischen den legitimen Mächten und dem kühnen Usurpator, zwischen Nationalismus und weltumspannendem Imperialismus war zugunsten des ersteren entschieden. In dem gigantischen Ringen waren die Grenzen der Staaten verwischt, waren Länder untergegangen und neue entstanden, waren Herrscher verjagt und auf den Thron alter, ehrwürdiger Dynastien mutige Schlachtenführer und Günstlinge gesetzt, war die Vergangenheit ausgelöscht, die Tradition verleugnet worden. Dies Chaos zu entwirren und auf den Trümmern des napoleonischen Reiches eine neue Welt zu bauen, war schon die Aufgabe des Wiener Kongresses gewesen. Aber die große Zeit war spurlos an den Ver-

tretern der europäischen Mächte vorübergegangen. Statt das Gute, das der Mann der Revolution geschaffen, einzufügen in das Reich des geschichtlich Gewordenen, hatte man in der Angst vor dieser Revolution wahllos alles vernichtet, was an sie erinnerte, hatte man die edelsten und feinsten Gefühle der Völker verletzt, indem man sinnlos Nationen und Stämme geteilt, wesensfremdes vereinigt und „in Bezug auf Ländergier und Willkür nicht hinter dem Erzfeind zurückgeblieben war." Alle kühnen Wünsche und Hoffnungen hatte so der Kongreß getäuscht. Dennoch war die alte Vertrauensseligkeit nicht geschwunden, und was in Wien nicht erreicht worden war, hoffte man mit der gleichen Zuversicht nun in Paris zu erhalten. Besonders Deutschland befand sich in einem Zustand tiefster Erregung. War es doch etwas anderes um den Frieden, der jetzt in Paris geschlossen werden sollte, als um alle früheren Friedensschlüsse, wie es etwas anderes um diesen Krieg gewesen war, als um alle Kriege bisher. Nicht die Kabinette hatten ihn entfesselt wie sonst, sondern ein lange Jahre niedergedrücktes, der Fremdherrschaft müdes, gedemütigtes, ausgesogenes Volk hatte, geläutert in der Schule des Leidens, entschlossen und mutig die Fesseln abgeworfen und sich allein durchgerungen zur freien Bestimmung seines Geschickes. Darum wurde jetzt dieser Friedensschluß als eine Sache empfunden, an der jeder Deutsche Anteil habe, darum zitterte in der Seele des Volkes ein tiefes, heiliges, zorniges, nationales Empfinden. Noch ist es anspruchslos und bescheiden, noch fehlt es den Forderungen an „der Klarheit der nationalen Ziele und an der Form, diese als Ausdruck des Volkswillens zur Geltung zu bringen." Aber doch welch ein Unterschied zwischen der Volksstimmung dieser Zeit und der von 1807! Damals hatte man noch gleichgültig zugehört, was der Tilsiter Friede an Demütigung und Schmach dem Preußenstaate auferlegte. Der Krieg war eben damals für das Volk nur eine Sache der Fürsten gewesen, die Bürger und Bauersmann nichts anging, wie die Soldaten nur das Heer des Königs waren, das bei Jena und Auerstedt unterlegen war.

Die kosmopolitische Stimmung des achtzehnten Jahrhunderts hatte damals noch überwogen. Das Humanitätsideal, das die Großen der klassischen Zeit geprägt, das Versenken in die Persönlichkeit, die Ausbildung und Vervollkommnung dieser Persönlichkeit zu einer eigenen, wunderbaren, feingegliederten Welt hatte den Blick weit weg über die Grenzen des engen Vaterlandes in das Unbegrenzte, Weite, rein Menschliche gezogen.

Der siebenjährige Krieg freilich hatte einst das Volk aufs tiefste erregt, hatte es stolz emporblicken lassen zu der leuchtenden Gestalt des großen Königs, der einsam und mutig das kleine Schifflein seines Staates durch eine wildbewegte See gesteuert, furchtlos, ob auch überallher von dem Ufer die Kugeln blitzten, die ihn zu durchbohren drohten. Aber es war hier doch mehr die Bewunderung für den einzigen großen Mann gewesen, die fortgerissen hatte, nicht ein tieferes nationales Gefühl. Wenn auch schon einzelne große Geister

wie Herder von einer „Autonomie der Nation“ träumten, „Deutsche zu sein auf eigenem Grund und Boden“, wenn wie bei Friedrich Karl Moser schon die Idee vom „deutschen Nationalgeist“ auftauchte, so waren diese Gedanken doch alle mehr Probleme, die den Verstand angenehm beschäftigten, nicht der mächtige Strom des Gefühls, der eine ganze Masse aufrüttelt in dem einzigen Bewußtsein der unbedingten Zusammengehörigkeit.

Erst das alles nivellierende, jede völkische Eigenart unterdrückende napoleonische Imperium hat dann das nationale Gewissen geweckt, hat jene romantische Stimmung erzeugt, die in liebevoller Versenkung in die Schätze der Vergangenheit das Individuelle der Einzelvölker entdeckte und endlich jene heilige Glut der Freiheitskriege entflammte, die aus den kosmopolitisch gestimmten, von Freundschaft, Verbrüderung und Weltrepubliken träumenden Völkern die scharf abgegrenzten, selbstbewußten Nationen schuf.

War, was damals emporloderte, auch noch nicht unser heutiges Empfinden vom Staat, sah doch selbst ein Stein in jenen Jahren die politische Befreiung Deutschlands nicht als eine „rein deutsche Angelegenheit an, sondern als eine europäische, mit europäischer Hilfe durchzuführende“, schaute er auch noch nicht „den autonomen Nationalstaat, sondern den durch universale Prinzipien gebundenen“, so war doch jene Zeit die festliche Geburtsstunde des neuen Deutschen Reiches.

Der erste Pariser Friede freilich hatte die Erwartung des Volkes aufs schmählichste betrogen. Die Hoffnung, die man damals weithin gehegt, als Lohn für alle Opfer das Elsaß zu bekommen, war bitter getäuscht worden. Der Stimme der Nation gegenüber hatte die Diplomatie erklärt, man habe nur mit Napoleon, nicht mit den Franzosen Krieg geführt und müsse demgemäß das Land schonen. Ja, die Schonung war soweit gegangen, daß man Frankreich, statt es zu strafen für alles Leid, das es seit Jahren über die Völker gebracht, noch mehr Land zusprach, als es vor der Revolution besessen, neben Avignon und Venaissin noch die deutsche Grafschaft Mömpelgard, die deutsche Festung Landau, die deutschen Städte Saarbrücken und Saarlouis. Daß es die Bibliotheken geplündert, die Museen beraubt, hatte man ihm großmütig verziehen und von diesen Schätzen nichts wieder zurückverlangt. Nur den Degen Friedrichs des Großen und die Siegesgöttin vom Brandenburger Tor, wie einige Pergamente der Kasseler Bibliothek hatten die Deutschen gerettet. Von einer Kontribution aber, von einer Bezahlung der Kriegskosten, um die Völker, die Hunderte von Millionen hatten hergeben müssen, die bis aufs Blut ausgesogen worden waren, zu entschädigen, war keine Rede. Man hatte es so den Franzosen gleichsam bestätigt, sie seien „ein Volk höherer Ordnung“, „man hatte sie in dem Wahn gelassen, sie besäßen ein natürliches Anrecht darauf, sich fremden Gutes ohne Ersatzpflicht bemächtigen zu dürfen“, und hatte auf diese Weise, „ihre das gewöhnliche Maß nationalen Stolzes weitüberbietende Selbstüberhebung“ unklug und unpolitisch noch gesteigert.

Vergebens hatte damals Perthes prophezeit, daß die Franzosen auch unter der weißen Kokarde sich gleich bleiben würden, vergebens hatte Ernst Moritz Arndt gewarnt: „Mit Bonaparte sterben die Franzosen noch nicht, mit seinem Übermut und Trotz ist der französische Übermut und Trotz noch nicht gebändigt, noch die Unruhe des gaukelischen Volkes eingeschläfert. Die Franzosen haben viel durch ihn gelitten, aber die Welt litt mehr durch die Franzosen als durch ihn, er hat ihrer Büberei und Treulosigkeit, womit es sie immer nach den Ländern und Gütern ihrer Nachbarn gelüstete, die Krone aufgesetzt, sie werden auch nach ihm sein, die sie immer gewesen sind, und von dem vor ihm und mit ihm geraubten freiwillig auch nicht das geringste herausgeben wollen. Bonaparte wird fallen. Aber töricht ist die Meinung derer, welche glauben, daß die Franzosen nach seinem Fall ruhig werden, ja, daß sie, was sie nie waren, ein mäßiges und gerechtes Volk sein werden. Nein, sie werden bleiben, die sie sind."

Doch hatten sich damals auch Deutsche gefunden, die politische Gründe und philosophische Theorien genug wußten, den schmählichen Frieden zu rechtfertigen, in dem Preußen, das die meisten Kämpfer gestellt und die größten Opfer gebracht, „den Großmütigen" hatte spielen müssen, wollte es sich nicht „um die gnädige Beteiligung am Kongresse" bringen.

Jetzt aber, da Arndts Prophezeiung sich so rasch erfüllt hatte, da selbst die verbündeten Mächte einzusehen begannen, daß allzu große Milde nicht immer große Klugheit sei, geht durch das ganze Volk das gleiche und tiefe Verlangen nach einem Frieden, der die Opfer lohne, der die dauernde Ruhe bringe, der vor allem dem Deutschen wiedergebe, was des Deutschen ist. Noch ist ja vieles unklar, noch überwiegt das heiße leidenschaftliche Gefühl die feinen Reflexionen des Verstandes, noch flutet wahllos alles hin und her, noch hat das Volk keinen Vertreter, der seine Wünsche und Hoffnungen der Regierung überbringen konnte. Aber doch, wie schön ist diese heilige Erregung der jungen Nation, die freudig und doch demütig ihre starke Kraft erkennt, und die jetzt durch die einzige Stimme, die sie besitzt — die Presse — ihre Entschlossenheit und ihren festen, einheitlichen Willen laut der ganzen Welt verkündet! Wiedergewinnung der deutschen Grenzlande, die seit Ludwig dem Vierzehnten verloren waren, Wiederherstellung der alten Reichsgrenze, Unterdrückung der französischen Machtbestrebungen und der unmäßigen Ausdehnung des Nachbarstaates, Zurückgabe der geraubten Bilder und Manuskripte, das waren ungefähr die Forderungen, die die öffentliche Meinung damals stellte.

Schon am 31. Juli diskutierte die „Allgemeine Zeitung", wenn auch noch mit Vorsicht und Zurückhaltung, wie man am besten dem französischen Übergewichte in Europa ein Ende bereiten könne. „Soviel ist wohl als gewiß anzunehmen", bemerkte sie, „daß Frankreich diesmal nicht, wie im vorigen Jahr als ein freundschaftlicher Staat, sondern wie ein Besiegter, dem der Sieger Gesetze vorzuschreiben das Recht hat, behandelt werden wird, und es

läßt sich mit beinahe mehr als Wahrscheinlichkeit voraussetzen, daß Frankreich an seinen Grenzen mehrere Provinzen verlieren wird".

Ebenso fordert die „Minerva" in ihrem Augustheft, daß ein Staat, der widerrechtlich einen ruhigen durch seine Verfassung in Wohlstand sich befindenden benachbarten Staat angegriffen, sich eines Teils desselben bemächtigt, zu dem er gar kein Besitzrecht gehabt, durch Kontributionen und jahrelange Verpflegung raubsüchtiger Heere und habsüchtiger Anführer das Vermögen und den Erwerb auch des ärmsten Staatsbürgers in Anspruch genommen habe, daß dieser Staat den mit Waffengewalt sich zugeeigneten Teil des Landes im ehemaligen blühenden Zustande herausgeben, alle geforderten Kontributionen und Requisitionen mit Zinsen ersetzen, alle Kriegskosten erstatten und die Untertanen für alles, ihnen vom Unterdrücker zugefügte Leid, entschädigen müsse.

Ungestümer und feuriger noch geht Görres vor, der schon seit langem, ein leidenschaftlicher Gegner Napoleons, in seiner Zeitschrift, „Der rheinische Merkur", sich zum unerschrockenen Vorkämpfer und hinreißenden, kühnen Redner der deutschen Patrioten aufgeworfen hatte, in einer Zeit, da es noch gefährlich war, den Gewaltigen zu reizen. Er, der stolz von sich sagen konnte, er habe nie Napoleons Brot gegessen, noch aus seinem Becher getrunken, übt nun Kritik an der von Blücher bei seinem Einmarsch in Paris geforderten Kriegskontribution von hundert Millionen Franken und verlangt eine weniger glimpfliche Behandlung der französischen Metropole: „In der Hauptstadt sind alle Schätze der Welt geborgen, in ihr saßen die Marschälle und andere Sünder, hütend die Millionen, die sie allen Völkern abgepreßt, und die sie, immer mißtrauend dem Wechsel des Glücks, größtenteils in Barem aufgehäuft erhalten. Hier durfte nicht gezagt noch auch gezögert werden, nicht hundert Millionen mußten gefordert sein, nein fünfhundert mußten sie in kürzester Frist hingeben, sollte die Buße in einigem Verhältnis zu dem angerichteten Schaden stehen, und sie waren mit der rechten Miene gefordert, schneller aufgebracht, als die hundert, halb zweifelnd und verschämt abverlangt. Jetzt hat man die Forderung, schonend ihre Eitelkeit, bemäntelt, halb geleugnet, halb erlassen, in längeren Ausständen hinausgeschoben und alles ist für sie gewonnen, indem sie in langen Fristen und mit leichter Einbuße entrinnen werden. Das flache Land, größtenteils arm und bettelhaft wird indessen wohl gedrückt und doch in harter, erbitternder Pressung wenig nur gewonnen, während die reichen Räuber wieder ihre Schätze sich gerettet sehen, oder höchstens einer oder der andere, im Ausland seinen Reichtum verprassend, den Völkern durch unwiderlegliches Beispiel die Lehre predigt, daß kein Handwerk mehr geehrt und geschont und geachtet ist als das des kühnen, unverschämten Gauners. Mag Ostpreußen dann seinem König den Schuldbrief von achtunddreißig Millionen Talern hinhalten, Schlesien und die Marken nicht geringere Verschreibungen, mag Sachsen in kümmerlichster Not und Armut sich verzehrend sein ganzes verlorenes Kapital, abermals sechsunddreißig Millionen, verklagen; mag Württemberg sich in Kummer und

Elend verzehren, mögen alle die Rheinlande zu beiden Seiten des Stromes am Rande der Verzweiflung stehen — gegen diesen Raubstaat ist keine Gerechtigkeit, denn ihnen gilt kein Recht als der Besitzstand und obgleich wir ihn durch ihre Schuld verloren und durch eigene Anstrengung ihn wieder verdient, so wird er uns dennoch nicht zugesprochen. Österreich hat sich nicht gescheut, dem verarmten Kirchenstaat sechs Millionen abzufordern, aber diese Räuberbande muß mit zartester Schonung behandelt werden; denn sie hat sich furchtbar zu machen gewußt, und was man der Gerechtigkeit nie gestatten will, gibt man willig den Ängsten hin."

Den Vertretern der deutschen Mächte in Paris konnte diese Stimmung des Volkes unmöglich verborgen bleiben. Sie dachten auch nicht daran, diese mächtige Strömung zu unterdrücken. Denn was hier an nationalen Plänen und Wünschen geäußert wurde, floß wunderbar zusammen mit den eigenen Interessen der Fürsten und den nationalen Plänen und Wünschen ihrer Staatsmänner. Es waren die Mittelstaaten, besonders aber Preußen, die sich zu den eifrigsten Wortführern des deutschen Volkes aufwarfen, und die nun, in kühner, entschlossener Sprache, von den verbündeten Mächten zur Sicherung Deutschlands und der Niederlande eine Reihe von Festungen im französischen Südosten, in Artois, Flandern und Luxemburg, vor allem aber das Elsaß und Lothringen forderten. Mit Recht weist Bernhardi darauf hin, daß Preußen rein uneigennützig ohne jede Absicht diese Forderungen stellte. Welchen Gewinn hätte es auch selbst von diesem Länderzuwachs haben können? Was konnte ihm auch daran liegen, wenn die Festungen Flanderns und des Hennegau, die einst Ludwig der Vierzehnte erobert hatte, wieder den Niederländern zurückerstattet wurden? Oder wenn das Elsaß in den Besitz eines österreichischen Erzherzogs oder des Kronprinzen von Württemberg kam? Im Gegenteil, eine Steigerung der österreichischen Macht konnte ihm höchstens unbequem werden. Wenn es allenfalls Luxemburg erhalten konnte, so war dieser Gewinn doch recht zweifelhaft.

Wenn es dennoch so warm für die deutschen Interessen eintrat, so war es sein starkes Gefühl für die große, nationale Aufgabe, die in scharfen Umrissen schon damals von seinen weitblickenden Staatsmännern erkannt worden war.

Schon auf dem Marsche von Belle-Alliance nach Paris hatte Gneisenau mit Hardenberg über die Rückgabe des Elsaß verhandelt. In Paris hatte dann Wilhelm von Humboldt eine klare und erschöpfende Denkschrift entworfen, in welcher er eine feste Bürgschaft von Frankreich verlangte, daß es nicht von neuem die Ruhe Europas störe und dadurch die Mächte wiederum zwinge, zu den Waffen zu greifen. Die sicherste Bürgschaft aber scheint ihm die Schwächung Frankreichs und die Stärkung seiner Nachbarn zu sein. Diesen Nachbarn müsse man eine gesicherte Grenze verschaffen, indem man ihnen als Verteidigungsmittel die Festungen gebe, deren sich Frankreich, solange es sie besaß, als Angriffspunkte bedient habe.

Weiter noch geht Hardenberg. Am 4. August überreichte er den Verbündeten im Namen Preußens eine Erklärung, in der er die Forderungen aufgestellt hatte, die die Großmächte dem besiegten Frankreich vorlegen sollten. Kurz und bündig verlangt er darin Geld und Land! Denn wenn man nur Geld verlange, so sei keine Summe eine hinreichende Entschädigung, da es auch einem Volke, das mehr Selbstsucht als Vaterlandsliebe habe, weniger schwer falle, Provinzen abzutreten als Geld zu geben. Denn die Last einer Steuer falle auf jeden, die Abtretung einiger Departements dagegen nur auf das Ganze und die Regierung. An Festungen fordert er Dünkirchen, Lille, Valenciennes, Avesnes, Givet, Mezières, Thionville, Metz, Saarlouis, Saargemünd, Bitsch, Landau, Belfort, das Fort Lacluse, Briançon und das Elsaß.

In richtiger Einschätzung der französischen Volksseele erklärte ähnlich wie Hardenberg auch der General vom Knesebeck: „Es sei ein gefährlicher Irrtum, zu glauben, man werde sich die Franzosen durch Großmut und Schonung geneigt machen, nie würden die Franzosen vergessen, daß sie unterjocht wurden. Man nehme daher, wozu man das Recht und die Pflicht hat. Preußen insbesondere, seine Minister und der König selbst müßten sich die schwersten Vorwürfe machen, versäumten sie die schwer erkaufte Gelegenheit, das Volk, welches so viel durch die Franzosen gelitten hat, auf deren Kosten zu erleichtern, eine Entschädigung für die Kriegszwecke zu erhalten, einen Ersatz für die unzähligen Auflagen und Erpressungen, womit die Franzosen das Volk ausgesogen hatten und die sich nach einer beigefügten Übersicht auf 1181 Millionen nachweisen ließen."

Ähnliche Forderungen wie Preußen erhoben auch Bayern und Württemberg, der Kronprinz von Württemberg freilich mehr in dem Wunsch, das Elsaß für sich selber zu besitzen. Doch betonte er in einer Denkschrift an seinen Schwager Alexander von Rußland allgemein deutsche Interessen. Das linke Rheinufer sei es, so erklärte er darin, das, den Franzosen überlassen, früher oder später die Sicherheit Süddeutschlands, Badens, Württembergs, und der Niederlande und dadurch die Ruhe von Europa bedrohe.

Einen eifrigen Bundesgenossen fanden die Deutschen für ihre Pläne und Wünsche auch in dem neuen König der Niederlande und dessen Minister Hans von Gagern. „Soll man," so schrieb dieser, „um die Liebe, die Dankbarkeit der Franzosen zu gewinnen, was nie geschehen wird, ganz Deutschland unzufrieden machen, empören? Von einem Ende zum anderen wird ein Schrei der Entrüstung erschallen. Die deutschen Herrscher Franz und Friedrich Wilhelm werden nicht mit ganzer Ehre, Zuruf und Ruhm in ihre Hauptstädte einziehen, sie werden vielleicht ihre Zukunft getrübt haben. Ihre Minister, und wären sie noch so tugendhaft und weise, werden sofort der Unfähigkeit und Bestechung angeklagt werden, und nichts sie von diesen Vorwürfen reinwaschen. Sagt man: Es gibt kein Deutschland? Es scheint mir, wir haben es schon bewiesen,

daß es eins gibt, ein Deutschland und Deutsche. Ein Deutschland, welches seine Art public spirit hat."

Was nützte aber diese ganze schöne Entschlossenheit und Einigkeit der deutschen Fürsten und ihres Volkes? In bitterer Erkenntnis mußten sie erfahren, daß man zwar ihre Hilfe im Krieg wie im Jahre vorher nicht wohl hätte entbehren können, daß man aber nach dem Siege durchaus nicht gewillt war, ihre Politik zu unterstützen. Man hatte in Paris einen Ministerrat gebildet, der die Friedensbedingungen besprechen sollte und in den jeder der vier Mächte drei Bevollmächtigte geschickt hatte, England Castlereagh, Wellington und Sir Charles Stuart, Rußland Capodistrias, Nesselrode, Pozzó di-Borgo, Preußen Hardenberg, Humboldt und Gneisenau, Österreich Metternich, Wessenberg und Schwarzenberg. Eine Einigung aber zu erzielen war schwer, da die Ansichten über die Friedensbedingungen und die Behandlung Frankreichs weit auseinandergingen.

Zar Alexander von Rußland, dieser ständig hin und her schwankende Monarch, bald liberal, bald pietistisch und mystisch religiös, bald von Reformen träumend, bald reaktionär, bald überschwenglich sentimental und weich, bald hart und grausam, war schon längst von seiner romantischen Freundschaft für Friedrich Wilhelm von Preußen abgekommen, wie von der Idee, der Beglücker und Beschützer Deutschlands zu sein und gefiel sich nun in der neuen Rolle, als edelmütiger, selbstloser Erlöser des armen, gedemütigten Frankreichs aufzutreten. Mystische Einflüsse, die in jener Zeit auf seine leicht erregbare Seele einwirkten, wie die Prophezeiungen der bekannten schönen Frau von Krüdener, die aus einer umschwärmten Weltdame eine demütig berechnende Büßerin geworden war, und die Lehren des Münchener Philosophen Franz von Baader, der von einer neuen und innigeren Vereinigung der Religion und Politik, von einer Verbrüderung aller Souveräne auf den Grundlagen der Liebe, Freundschaft und der christlichen Religion träumte, trugen dazu bei, ihn den französischen Wünschen gegenüber allzu nachgiebig zu machen. Bernhardi weist nach, daß die französische Regierung damals alles daran setzte, durch Frau von Krüdener und deren Freundin, Frau von Lezay-Marnesia, „die in ihrer Freundschaft mit Frau von Krüdener (Juliane von Krüdener stammte aus den russischen Ostseeprovinzen) das Bündnis zwischen Frankreich und Rußland, das die Vorsehung als Weg und Mittel zur Herstellung der Religion wolle, gleichsam vorbedeutet sah," Alexander in ihrem Interesse zu beeinflussen. Sie habe alle Mittel und Wege angewandt, „um die Stimme Gottes durch den Mund dieser erleuchteten Frauen sprechen zu lassen, und diese Stimme ermahnte natürlich zur christlichen Demut im Siege, zur Großmut, zur Wahrung der heiligsten Interessen der Menschheit gegen Rachedurst und wilde unchristliche Leidenschaft."

Aber neben diesen mystischen waren es weit mehr weltliche und rein politische Erwägungen, die den Kaiser leiteten. Es war Capodistrias, der

geistreiche gewandte Grieche, der in der Meinung, zur Durchführung der großartigen russischen Pläne im Orient die Hilfe Frankreichs nicht entbehren zu können, eifrig diese Schonungspolitik vertrat, um der Gunst Frankreichs stets gewiß zu bleiben. Dazu kam noch ein zweites, echt russisches Motiv. Alexander fürchtete ein Erstarken Deutschlands, fürchtete eine Ausdehnung Deutschlands nach dem Osten, wenn man Frankreich schwäche und es ohnmächtig werden ließ. Es war im russischen Interesse, daß „die Rivalität zwischen Deutschland und Frankreich nie aufhörte, daß Frankreich stark genug blieb, um Deutschland zu beschäftigen und den größten Teil seiner militärischen Kräfte binden zu können."

In diesem Sinne erklärte Capodistrias dem Freiherrn von Stein, Rußland habe kein Interesse, Frankreich zu vernichten und dadurch andere Mächte in die Lage zu setzen, ihre ganze Aufmerksamkeit und Kräfte gegen Rußland zu richten. Deshalb dürfe Rußland nie zulassen, daß Frankreich viel entrissen werde."

Noch größere Schwierigkeiten aber als Rußland setzte England den deutschen Wünschen entgegen. Es ist ja bekannt, wie Wellington gleich nach der Schlacht von Waterloo, als die Hilfe der Preußen ihm nicht mehr unentbehrlich dünkte, rücksichtslos und ohne sich mit den Verbündeten zu beraten, alle wichtigen Fragen allein entschieden hatte. Wie er nach der Schlacht als der eigentliche Sieger sich dokumentiert und alles getan hatte, den Anteil der Preußen zu verkleinern, (ließ er doch sämtliche Gefangene nach England transportieren, obwohl mindestens zwei Drittel von ihnen auf Preußen fielen) so war er auch als der alleinige Schirmherr der Bourbonen aufgetreten, die er unter feierlichem Glockenläuten in ihr Land zurückgeführt hatte. Ebenso hatte er Wert darauf gelegt, daß seine Soldaten überall die französische Bevölkerung als Freunde und Verbündete behandelten, ganz im Gegensatz zu Blücher, der im richtigen Gefühl, in Feindesland zu stehen, Requisitionen ausgeschrieben, und, wenn auch maßvoll, so doch wuchtig, als der Sieger und Eroberer sich gezeigt hatte. „Es war ja nicht Napoleon allein gewesen, der sie sieben Jahre in Ketten gelegt, beraubt und verhöhnt hatte, jeder einzelne Franzose hatte mit Lust und im Bewußtsein eines Eroberers an dem von seinem geliebten Kaiser eingeleiteten Verfahren teilgenommen." Aber überall hatte Wellington den deutschen Feldherrn an der Ausführung seiner Maßnahmen zu hindern gesucht. Er hatte Einspruch erhoben, als Blücher der Stadt Paris eine Kriegskontribution von hundert Millionen Franken auferlegen wollte, er hatte die Sprengung der Brücke von Jena verhindert und sich, diesmal freilich vergeblich, der Einquartierung der deutschen Truppen in Paris widersetzt. Er war sogar so weit gegangen, zu erklären, die großen Erfolge der Verbündeten und seine eigenen wären nur deshalb möglich gewesen, weil die Franzosen im allgemeinen ihre Sache unterstützt hätten.

Natürlich war es nicht triefender Edelmut, der Wellington, ein Schüler der indischen Politik, dazu trieb, die Sache Frankreichs so warm zu vertreten.

Er, wie Castlereagh, der sich dabei noch der Ungunst des englischen Königs aussetzte, da dieser die deutschen Pläne begünstigte, hofften durch diesen Schritt dauernd die französische Regierung in ihrem Sinne beherrschen zu können. Dazu kam, daß sie einen allzu großen Einfluß Rußlands auf Frankreich fürchteten, und, um diesem die Wage zu halten, noch edelmütiger, noch großmütiger gegen das Land verfahren wollten. Zudem hatten die napoleonischen Kriege England Größeres gegeben, als es je erhofft hatte. Seine Welt- und Seeherrschaft hatten sie fest und großartig begründet. Es hatte nichts mehr zu wünschen und zu verlangen. Sein Ehrgeiz war befriedigt. Daß die Deutschen bei der Verteilung der Welt wieder einmal zu kurz gekommen waren, war ihre Sache! Mochten sie sich mit ihren Dichtern und Philosophen trösten — Ideologen, die sie nun doch einmal waren!

Aber auch Österreich, damals von Metternichs kurzsichtiger Politik geleitet, nahm sich der deutschen Sache herzlich wenig an. Das Elsaß hätte allerdings Interesse für es gehabt, man hätte es zu einer neuen Sekundogenitur einrichten können, allenfalls bedeutete es auch ein wichtiges Tauschobjekt für andere Gebietserwerbungen. Aber mit dem Erzherzog Karl, dem Elsaß-Lothringen zufallen sollte, stand Kaiser Franz seit langem auf gespanntem Fuß und dachte wohl nicht daran, sich für ihn zu verwenden. Im übrigen scheint österreichischerseits die Furcht vor der nationalen Strömung in Deutschland und vor dem Gedanken, Preußen könne sich zum Vorkämpfer dieser Richtung machen, größer gewesen zu sein, als der Wunsch nach Erweiterung seines Gebietes. Jedenfalls verlangte Metternich in einer Denkschrift, in der er erklärte, man habe nicht erobern, sondern nur „den bewaffneten Jakobinismus" bekämpfen wollen, nur die Verwandlung der offensiven Stellung Frankreichs in eine rein defensive und die Zurückgabe derjenigen Festungen, die „Frankreichs Angriffen auf die Grenzlande zu Stützpunkten dienten" — für Deutschland Landau und für die Niederlande einige feste Plätze an der belgischen Grenze; Straßburg dagegen und einige andere Festungen sollten geschleift werden.

So von allen im Stich gelassen mußte Preußen eine Forderung nach der anderen schweren Herzens fallen lassen. Was nützten jetzt noch die beweglichsten Denkschriften Hardenbergs an den Prinzregenten von England, die scharfsinnigsten Briefe und Argumentationen Gagerns an Alexander, die Unterredungen Steins mit seinem früheren Vertrauten, die Bitten Friedrich Wilhelms an seinen ehemaligen Freund? Ihnen allen setzte Alexander immer wieder entgegen, er wünsche keine Verkleinerung Frankreichs, um dem Ansehen Ludwig des Achtzehnten nicht zu schaden, während die englische Regierung erklärte, sie werde, falls es durch die Ansprüche der deutschen Mächte zu einem neuen Krieg mit Frankreich kommen sollte, an diesem Kampfe nicht mehr teilnehmen.

„Preußen", so schrieb Hardenberg damals an den Regierungsrat Butte, der in einer Schrift ‚Die unerläßlichen Bedingungen des Friedens mit Frankreich' das Elsaß, Lothringen, Metz, Toul und Verdun gefordert hatte, „Preußen ist

ohne Schuld. Es stand allein und konnte, erschöpft an Menschen und Mitteln, die Sache nicht gegen ganz Europa durchsetzen. Es mußte der höheren Rücksicht der Einigkeit mit seinen Verbündeten, der Ruhe seiner Völker, sei sie auch weniger dauernd, die bessere Überzeugung aufopfern."

So kam nach vielem Hin und Her endlich am 20. November 1815 der zweite Pariser Friede zustande, in dem von allen Forderungen und Wünschen der deutschen Mächte und des deutschen Volkes wenig mehr zu merken ist. Nur daß Preußen Saarlouis und Saarbrücken erhielt, daß von den verlangten Festungen das Festungsviereck zwischen Maubeuge und Givet an Belgien abgetreten wurde und das viel umstrittene Landau an die Rheinpfalz kam. Freilich ein wenig strenger als 1814 wurde Frankreich schon behandelt, wenn man auch dem verzogenen Schoßkind nicht allzu wehe tat. Es mußte den französisch gewordenen Teil von Savoyen an Piemont wieder geben, sich auf fünf Jahre die Besatzung von 150000 Mann gefallen lassen und eine Kriegsentschädigung von 700 Millionen Franken zahlen.

Auch in der Museumsfrage hatte es sich wohl oder übel fügen müssen, das heißt Blücher hatte gleich bei seinem Einzug in Paris, ohne zu warten, was die Diplomatie bestimmte, im gesunden Soldatengefühl den Franzosen einfach genommen, was sie einst an Kunstwerken den Deutschen geraubt hatten, ohne sich um die Drohungen, Schmähbriefe, Beleidigungen und Menschenansammlungen der Pariser zu kümmern, die plötzlich „ihr eigenes Kriegsrecht unerträglich fanden, als es auf sie selbst angewendet wurde." Blüchers ruhiges und energisches Vorgehen hatte Nachahmung gefunden, auch die anderen Mächte nahmen wieder, was von Rechts wegen ihnen gehörte: „Der Apoll kehrte ins Belvedere, die Venus in das Haus der Medici, der Löwe nach Venedig, das Viergespann auf die Markuskirche zurück; die Archive des Vatikans, Turins, Spaniens, Hollands, die Tausende kostbarer Handschriften der deutschen, niederländischen, italienischen Bibliotheken wanderten in ihre Heimat; und der lebhaften Verwendung der preußischen Staatsmänner, besonders Humboldts und Eichhorns, verdankte es Deutschland, daß ein kostbarer Teil der pfälzischen Bibliothek, welche durch Tilly und Maximilian von Bayern nach Rom gekommen war, der Universität Heidelberg zurückgegeben wurde."

Aber was bedeutete dies alles gegenüber den heißen Wünschen und Träumen der deutschen Patrioten? Was bedeutete diesen gegenüber die „Heilige Allianz", die Alexander in einer mystisch-romantischen Stunde mit den verbündeten Monarchen schloß, um aus den Völkern Europas eine einzige, große in Liebe und Frömmigkeit geeinte Familie zu machen?

Das einzige, was Deutschland aus diesen Verhandlungen und Demütigungen rettete war, wie Pertz sagt, „die teuer erkaufte Lehre, daß keine der großen europäischen Mächte aufrichtig sein Heil, seine Sicherheit und Kraft wünschte, daß jede derselben unter allen Umständen bereit ist, mit deutschem Blut und deutschen Waffen ihre Kriege zu führen, daß deutsche Mächte, die großen wie

die kleinen, in der Stunde der Not gesucht und gefeiert und mit den bündigsten Versprechungen zur Hingebung ermuntert werden, daß aber, sowie deutsche Heere den Sieg errungen haben und der gemeinschaftliche Feind niedergeworfen ist, keine deutsche Macht, weder große noch kleine, auf gerechte Entschädigung und auf die notwendigen Bedingungen der Unabhängigkeit rechnen darf, sondern erwarten muß, daß die anderen Mächte sich über Deutschlands Verluste die Hände reichen. Deutschland darf keine Hoffnung so wenig auf England als auf Rußland oder Frankreich setzen, es darf auf niemand rechnen als auf sich selbst; erst wenn kein Deutscher mehr sich zu des Fremden Schildknappen erniedrigen mag, wenn vor dem Nationalgefühl alle kleinen Leidenschaften, alle untergeordneten Rücksichten verstummen, wenn infolge einträchtiger Gesinnung ein starker Wille Deutschlands Geschicke lenkt, wird Deutschland wieder, wie in seiner früheren Zeit, kräftig, stolz und gefürchtet in Europa stehen".

Was Pertz gewünscht, ist heute wunderbarste Erfüllung geworden. Denn der Funke, der damals emporflammte zu einem hellen, leuchtenden Schein, er konnte nicht mehr erstickt werden trotz Zensur und Knebelung und Reaktion, trotz aller Kongresse, die der großartigen Erhebung folgten. Er glühte weiter unter der Asche, um von neuem mächtig emporzuschlagen in den Tagen der deutschen Revolution, um die läuternde Flamme des großen Einigungskrieges zu werden und um heute das heilig glühende Feuer zu sein, das unseren Siegern die Wucht, unseren Feinden die Angst, uns selbst aber den frohen Glauben an die Zukunft der Nation, der deutschen Nation und des großen, schöpferischen, autonomen Machtstaates verleiht.

Der Weltkrieg und die Preise der notwendigsten Lebensmittel in den europäischen Staaten

Von Heinrich Göhring

(Schluß)

Die englische Aushungerungspolitik hat aber auch die neutralen Staaten nicht unbeträchtlich in Mitleidenschaft gezogen. Nicht zuletzt haben dies die drei nordischen Königreiche Dänemark, Schweden und Norwegen erfahren. So wurde im März 1915 aus Schweden berichtet, daß die Frachtsätze bis um etwa 400 Prozent gestiegen seien. Diese hohe Steigerung ist wohl zum Teil auf die vielen Schiffsunfälle anläßlich des Krieges zurückzuführen. So sind allein schon bis Mitte Januar 1915 zwanzig bis dreißig skandinavische Dampfer an der englischen Küste oder in der Nordsee auf englische Minen gestoßen und untergegangen.

Nach den vorliegenden Berichten ist der Preis des Weizens in Schweden seit Ausbruch des Krieges bis Mitte März 1915 um 60 Prozent gestiegen. Ende Januar 1915 wurde aus Dänemark berichtet, daß seit August 1914 der Preis für Roggenbrot um 4 Öre pro Pfund gestiegen sei. Im dänischen Folkething hat Ende Januar 1915 die Regierung eine Preisregulierungskommission eingesetzt, und diese hat einen Maximalpreis für Roggen von 18,50 Kronen für die Tonne festgesetzt. Am 8. Februar 1915 wurde in Kopenhagen der Preis für ein achtpfündiges Roggenbrot auf 93 Öre festgesetzt. Vor dem Kriege kostete ein solches Brot 60 bis 64 Öre. Der Kleinhandelspreis für Schweineschmalz wurde auf 80 Öre pro Pfund festgesetzt. In Norwegen sind die Verhältnisse in der Lebensmittelpreisfrage ähnliche.

Die Regierungen und örtlichen Behörden der skandinavischen Königreiche haben nun ebenfalls verschiedentlich Maßnahmen getroffen, um einer weiteren Preissteigerung nach Kräften vorzubeugen. So wurde zu Anfang Januar 1915 aus Norwegen berichtet, daß die dortige Regierung in Deutschland 100000 Säcke Zucker angekauft habe, um zu verhüten, daß dieser Artikel durch die Spekulation übermäßig im Preise steigt. Im ganzen will die norwegische Regierung 20 Millionen Kilogramm Zucker kaufen. Außerdem sind auch noch anderweitig Brotgetreide und Kartoffeln angekauft worden. Anfang Juni 1915 wurde aus Schweden gemeldet, daß die schwedische Regierung 2 Millionen Zentner Mehl angekauft habe, wovon 800000 Zentner unterwegs seien. Wegen des ungewöhnlich hohen Preises für grobes Brot (1 Kilogramm kostete 57 Öre) hat die Stadtverwaltung von Härnösand in Schweden beschlossen, aus

eigenem Mehlvorrate Brot backen und es zu dem billigsten Preise von 42 Öre pro Kilogramm an die Einwohner gegen Brotkarten verkaufen zu lassen. In Dänemark übernahm der Staat Ende Januar 1915 nach dem vorläufigen Gesetz vom 7. August 1914 auf Anordnung des Ministers des Innern gegen vollen Ersatz das eingeführte Weizenmehl, welches sich auf den Schiffen und in den Lägern vorfand, damit dessen Preis nicht durch die Steigerung der Frachtsätze beeinflußt würde.

Diese Maßnahmen der gesetzgebenden Körperschaften der skandinavischen Königreiche haben verschiedentlich eine günstige Wirkung gezeitigt. Diese bestätigen auch die Aufhebung der verschiedenerlei Ausfuhrverbote, die anfänglich zur Sicherung des eigenen Bedarfs dieser Länder erlassen worden waren. So konnte beispielsweise Dänemark sein im Januar 1915 erlassenes Schweineschmalzausfuhrverbot Anfang Februar 1915 wieder aufheben. Dies ist natürlich zum wesentlichen Teil auf das glänzende Konto der dänischen Landwirtschaft, speziell der Viehwirtschaft zu schreiben.

Auch in Holland spricht sich in den Lebensmittelpreisen der Einfluß des Krieges sehr scharf aus. Nach der holländischen Jahresstatistik von 1914 war im Laufe des Jahres 1914 der Preis für südrussischen Roggen von 139 auf die Rekordhöhe von 350 Gulden gestiegen, australischer Weizen von 228 auf 408 Gulden, amerikanischer Winterweizen von 208 auf 342 pro Last, die bei Weizen 2400 Kilogramm, bei Roggen 2100 Kilogramm beträgt. Der Maispreis pro 100 Kilogramm stieg von 7,20 auf 13,25 Gulden, für Hafer von 7,35 auf 13,75 Gulden. Im Januar 1915 hat das Landwirtschaftsministerium ein Rundschreiben an alle Gemeindeverwaltungen des Landes gerichtet, mit der Anweisung dafür Sorge zu tragen, daß das Brot in Zukunft ausschließlich aus einem Gemisch gebacken werde, das zur Hälfte aus Roggen und zur Hälfte aus Weizen besteht. Eine weitere Maßnahme der holländischen Regierung bildet die Herabsetzung des Brotpreises vom 24. April 1915. Den guten Stand der holländischen Volksernährung bestätigen die Aufhebungen verschiedener Ausfuhrverbote. So wurde nach Amsterdamer Meldungen im Mai 1915 das Ausfuhrverbot für Futterrüben, Runkelrüben und Kohlrüben und im Juni 1915 das Ausfuhrverbot für Kartoffeln der neuen Ernte zeitweilig aufgehoben.

Die luxemburgische Regierung hat nach den vorliegenden Mitteilungen vom Ende Januar 1915 die Ausfuhr von Weizen, Mengkorn, Roggen, Gerste und Hafer sowie den entsprechenden Mehlsorten verboten. Gleichzeitig wurden Höchstpreise für Mehl wie folgt festgesetzt: Doppelzentner bestes Weizenmehl 65 Franken, Mengkornmehl oder Weizenmehl 60 Franken, Roggenmehl 55 Franken. Die Preise für den Kleinhandel sind relativ höher. Anfang Februar 1915 erfolgte abermals eine Festsetzung der Höchstpreise. Danach sind die Getreidehöchstpreise, ausgenommen Hafer, um 3 bis 4 Franken für den Doppelzentner erhöht worden. Die Mehlpreise blieben für den Großhandel die gleichen, während im Kleinhandel der Preis für ein Kilogramm Mehl sich um 5 Centimes niedriger stellt. Der Doppelzentner bester Weizen kostet jetzt 39, Mengkorn 36,60, Roggen 34, Gerste 34 und Hafer 28,62 Franken. Am Kartoffelmarkt kosten Magnum bonum 11,50, andere Sorten 10,75 Franken pro Doppelzentner. Bemerkenswert ist, daß die Preise für Weizen, Gerste und Roggen automatisch jeden ersten und fünfzehnten des Monats steigen, während die Mehlpreise vom 1. März 1915 ab beträchtlich fallen sollen.

Auch die Schweiz hat unter der Last dieses Krieges zu leiden. Da die schweizerische Landwirtschaft nur ein Siebentel des Getreidebedarfs der schweize-

rischen Bevölkerung zu decken vermag, ist die Schweiz auf die Getreideeinfuhr angewiesen. Um das Land vor einer Brotnot zu bewahren, schritt Anfang August 1914 die Regierung zur Schaffung eines und zwar vorerst improvisierten Getreidemonopols. In entgegenkommender Weise wurde von Deutschland sowie auch später von Frankreich die auf Rechnung schweizerischer Importeure in beiden Ländern lagernden Getreidevorräte nach der Schweiz abgeliefert. In rücksichtsloser Weise ging dagegen England vor: es ließ mit der Behauptung, aus der Schweiz werde Getreide nach Deutschland importiert, die Ausschiffung größerer Getreidetransporte aus dem Hafen von Genua nicht zu. Schwierigkeiten verursachte auch das von der italienischen Regierung erlassene Rundschreiben vom 13. November 1914, welches die Weiterbeförderung der in Genua eingekommenen Waren verbot, wenn die Frachtscheine nicht auf bestimmte Namen lauten. Eine andere Unzuträglichkeit bedeutete ferner der Eisenbahnmangel in Genua. Alle diese Nachteile verursachten naturgemäß eine beträchtliche Erhöhung der Spesen wie Fracht usw. und außerdem riskierten die Händler durch den Transportaufenthalt, schlechte Lagerung usw., verdorbene Waren zu bekommen, oder gar auf die Lieferungsmöglichkeit verzichten zu müssen; in diesem Falle stand der Bundesrat vor der Möglichkeit, das Land in kurzer Zeit ohne Getreide zu sehen. Das einzige Mittel, dieser Gefahr vorzubeugen, lag in der Monopolisierung des Getreidehandels, und zwar in der gleichzeitigen Verstaatlichung des Monopols, welche dann auch am 12. Januar 1915 erfolgte. Weniger Schwierigkeiten verursachte in der Schweiz die Fleischfrage. Nach einer Meldung aus Basel vom April 1915 genügt für die Fleischversorgung der Schweiz auf lange Zeit hinaus die inländische Erzeugung. Ebensowenig ist ein Mangel an Milchprodukten zu befürchten. Auch der Frage des Kriegsbrotes ist man in der Schweiz schon näher getreten. So wurde am 2. Juni 1915 aus Basel berichtet, daß die Landwirte im Brätigau den Versuch machten, Brot mit Kartoffelzusatz zu backen. Die Versuche sollen gut ausgefallen sein.

Ausgangs Februar 1915 wurde aus Rumänien berichtet, daß das Land von einer Flut von Getreideeinkäufern überschwemmt würde, die viel durch ihre gegenseitigen Überbietungen dazu beitrügen, die Preise in Rumänien scharf zu steigern. Da hohe Preise für Getreide im Auslande zu erzielen sind, so suchte die Regierung den Vorteil des hohen Getreidewertes den Landwirten unter teilweiser Umgehung des Handels zuzuführen. Man erließ eine Verordnung, nach welcher in Zukunft nach allen Grenzstationen sowie auch nach einer größeren Anzahl in deren Nähe gelegener Stationen der Eisenbahnfuhrpark für Getreideexpeditionen nur an landwirtschaftliche Syndikate, Gutsbesitzer, Pächter und Müller geliefert wird. Auch für eine Regulierung der Kleinhandelspreise trug die rumänische Regierung Sorge.

Ähnlich wie in Rumänien liegen die diesbezüglichen Verhältnisse in Bulgarien. Auch hier ist die Frage der Lebensmittelversorgung und der Preise geregelt. Dank des landwirtschaftlichen Reichtums des Landes konnten sogar laut einer Meldung aus Sofia vom 11. Januar 1915 das zur Sicherheit der Ernährung der Bewohner erlassene Ausfuhrverbot für Bohnen, Käse, Kartoffeln, Fette und Schweine wieder aufgehoben werden.

Anders ist Serbien daran. Nach Bukarester Mitteilungen ist die Lage der serbischen Zivilbevölkerung geradezu verzweifelt. Infolge des fast vollständigen Mehlmangels und der Knappheit aller übrigen Nahrungsmittel sind die Preise hierfür ganz bedenklich in die Höhe gegangen. Es herrschen Not und Hunger, die durch die Hilfe der Bundesgenossen Serbiens nicht im geringsten gemildert werden.

Auch die südöstlichen Staatenbildungen Europas, Spanien und Portugal, sind in punkto der Lebensmittel- und Lebensmittelpreisfrage durch den Krieg in Mitleidenschaft gezogen. In Spanien haben neben der mangelhaften Zufuhr die Mißernten in den südlichen Provinzen viel zur Steigerung der Lebensmittelpreise beigetragen. Nach Meldungen aus Madrid vom Ende März traf die spanische Regierung verschiedene Maßnahmen. So wurden beispielsweise große Getreideeinkäufe in Argentinien gemacht. Schlimmer noch liegen die Verhältnisse in Portugal. Hier kam es wegen der Brotteuerung in verschiedenen Orten zu tumultarischen Szenen.

Kommen wir nunmehr zu den Zentralmächten. Da dem deutschen Volke bis zur nächsten Ernte in der Hauptsache nur die Erträgnisse der eigenen Ernte und die Vorräte, die vor dem Kriege eingeführt wurden, zur Verfügung standen, traf die deutsche Regierung weise Vorkehrungen und Maßnahmen, um die Ernährung des gesamten Volkes sicherzustellen. Es galt mit den vorhandenen Vorräten sparsam umzugehen und die fehlenden Lebensmittel durch andere zu ersetzen. Die in Deutschland geprägten Worte: „Das beste Mittel zur Abkürzung des Krieges ist es, wenn wir uns auf einen längeren Krieg einrichten", diente als Richtschnur. Zugute kamen Deutschland seine reiche Erzeugung von Roggen, Hafer und Kartoffeln. Bekanntlich ist ja Deutschland das größte Kartoffelland der Welt. Bauen doch Deutschland und Österreich-Ungarn jährlich mehr Kartoffeln, als alle übrigen Länder Europas zusammen, und das obschon die russische Regierung noch vor wenigen Jahrzehnten ihre Bauern durch allerhand Prämien zum Anbau dieser wichtigen Frucht veranlaßt hatte. Um eine angemessene Verteilung der Getreidevorräte herbeizuführen, hat die Königlich Preußische Regierung unter starker Beteiligung der deutschen Städte mit über 100000 Einwohnern und eines Teils der großen Industrie eine Gesellschaft mit beschränkter Haftung, die Kriegs-Getreidegesellschaft G. m. b. H., ins Leben gerufen. Der Zweck, dem sich diese Kriegs-Getreidegesellschaft zu widmen hatte, wurde im vollsten Maße erreicht, und zwar so, daß die deutsche Bevölkerung zu einer Zeit, in der beispielsweise die englischen Weizen- und Mehlpreise andauernd stiegen, ihren Bedarf zu sinkenden Preisen decken konnte. Der Mehlpreis der Kriegs-Getreidegesellschaft betrug seit dem 1. Juni 1915 35,75 Mark für Weizen- und 32,50 Mark für Roggenmehl pro Doppelzentner. Man vergleiche damit die vorgeschilderten englischen Preisverhältnisse.

Nach den Ermittelungen des Königlich Preußischen Statistischen Landesamtes waren die Durchschnittspreise im Kleinhandel für fünfzig Hauptmarktorte Preußens in Pfennigen für das Kilogramm wie folgt:

	Mai 1914	März 1915	April 1915	Mai 1915
Weizenmehl	37,4	54,7	55,3	55,2
Weißbrot (Semmel) .	52,8	73,0	72,6	71,4
Roggenmehl	29,2	48,5	48,8	48,2
Roggengraubrot . .	28,2	43,3	43,7	43,1
Eßkartoffeln	7,6	14,8	15,2	14,9
Eßbutter	261,4	331,4	340,2	354,1
Schweineschmalz . .	139,8	276,4	285,7	299,0
Milch (1 Liter) . . .	20,9	23,1	23,9	24,2
Eier (1 Stück) . . .	7,2	11,8	11,7	11,6
Zucker	50,1	55,0	56,1	58,2
Speisesalz	20,7	22,7	23,0	23,0

	Mai 1914	März 1915	April 1915	Mai 1915
Kaffee	308,2	335,4	335,6	335,6
Reis	48,6	106,1	117,3	122,0
Erbsen	39,9	114,4	121,8	123,6
Speisebohnen . . .	45,1	118,6	123,3	128,4
Linsen	55,0	142,2	146,4	160,4

Hiernach sind im Mai 1915 die Preise für Mehl, Gebäck, Kartoffeln und Eier gegen den Vormonat zurückgegangen und die für Salz und Kaffee haben sich nicht weiter erhöht.

Interessant ist ein Einblick in die Preisbewegung der Kartoffel. Ende Februar 1915 lagen die Preise zwischen 5 Pfennig für das Kilogramm in Stolp in Pommern und 16 Pfennig für das Kilogramm in Oppeln und Solingen. Das Mittel dürfte etwa 10 Pfennig für das Kilogramm sein. Nimmt man an, daß in normalen Jahren das Kilogramm Kartoffeln in Deutschland für 6 Pfennig erhältlich ist, so ist die Mehrbelastung doch immerhin noch erträglich zu nennen.

Von überaus großer Bedeutung war das Gesetz über die Höchstpreise vom 4. August 1914 (Reichsgesetzblatt 1914 Seite 339). Um eine übertriebene Preissteigerung, besonders bei Gegenständen des täglichen Bedarfs, während der Kriegszeit zu verhüten, wurden die Landeszentralen ermächtigt, Höchstpreise festzusetzen, Vorräte zu übernehmen und sie zu den festgesetzten Höchstpreisen zu verkaufen, wenn die Besitzer sich weigern, dieses zu tun. So setzte beispielsweise die Deputation für Handel, Schiffahrt und Gewerbe in Hamburg am 6. Oktober 1914 die Höchstpreise für den Kleinhandel wie folgt fest:

Weizenmehl (gutes Haushaltsmehl) .	25	Pfennig	für das	Pfund
Roggenmehl	20	"	" "	"
Schwarzbrot	33	"	" "	Kilogramm
Weiße Bohnen	45	"	" "	Pfund
Grüne ungeschälte Erbsen	35	"	" "	"
Reis (Rangoon)	26	"	" "	"
Kartoffeln (Magnum bonum) . . .	6	"	" "	Liter

Verschiedentlich konnten die festgesetzten Höchstpreise herabgesetzt werden, wie auch aus dem vorgegebenen Beispiele der Preissteigerung in den fünfzig Hauptmarktorten hervorgeht. Dies ist jedenfalls ein Beweis für die Vorzüglichkeit der staatlichen Anordnungen in Deutschland.

Der minderbemittelten Bevölkerung wurde die Beköstigungsfrage verschiedentlich wesentlich erleichtert, indem eine größere Zahl von Stadtverwaltungen die angekauften Lebensmittel zu billigen Preisen abgab. So begann beispielsweise am 10. Mai 1915 in Altona der Verkauf von Lebensmitteln in größerem Umfange. Die Preise, zu denen die Lebensmittel hier abgegeben wurden, waren folgendermaßen festgesetzt:

Isländisches Lammfleisch . . .	70	Pfennig	das	Pfund
Salzfisch	35	"	"	"
Schmalz	125	"	"	"
Reis	30	"	"	"
Grüne Erbsen	45	"	"	"
Weiße Bohnen	50	"	"	"
Kartoffeln	5	"	"	"

In vielen Städten wurden verschiedentlich Kartoffeln zu überaus annehmbaren Preisen abgegeben. So begann beispielsweise am 12. Januar 1915 der städtische Kartoffelverkauf in Berlin. Der Preis für den Zentner betrug hier 3,50 Mark.

Durch die Bekanntmachung vom 25. Januar 1915 wurden die Gemeinden verpflichtet, Fleischdauerwaren zu beschaffen und aufzubewahren. Verschiedene Stadtverwaltungen gaben hierfür erhebliche Summen aus, so beispielsweise die Städte Beuthen und Myslowitz nämlich 200000 beziehungsweise 150000 Mark. In Augsburg beschloß im Januar 1915 der Lebensmittelversorgungsausschuß 800000 Mark zum Ankauf von Dauerfleischwaren zu verwenden. Durch die Einsammlung von Küchenabfällen ermöglichte es sich, daß der Bestand der städtischen Schweinemastanstalt zu Karlsruhe von 300 auf 500 Stück erhöht werden konnte. Die Fleischversorgung der Städte ließ sich um so besser bewerkstelligen, als es sich infolge des hohen Schweinebestandes des Deutschen Reiches (zirka 25 Millionen Stück) empfahl, ein Drittel davon abzuschlachten, um einem eventuellen Futtermangel vorzubeugen. Die aufgespeicherten Dauerfleischwaren wurden dann der Bevölkerung zu verschiedenen Zeitterminen zu billigen Preisen zur Verfügung gestellt. So begann beispielsweise der städtische Verkauf von Fett und Dauerfleischwaren in der Stadt Freiburg in Baden am Montag, den 29. März 1915. Das Kunstspeisefett wurde zum Preise von 1,30 Mark pro Pfund abgegeben, ferner von den Schweinefleischdauerwaren: Rippenstücke, Vorderschinken und halbe Hinterschinken für 1,50 Mark pro Pfund.

Durch die Maßnahmen der deutschen Regierung ist Deutschlands Volksernährung reichlich gesichert. Der Vizepräsident des Staatsministeriums erklärte am 4. Juni 1915, daß die Ernährungsfrage als gelöst anzusehen sei, und daß wir sogar noch mit erheblichen Reserven in das kommende Erntejahr hinübergehen können. Den guten wirtschaftlichen Stand Deutschlands in punkto der Ernährungsfrage erhellt auch die Tatsache, daß am 8. Mai 1915 durch eine amtliche Veröffentlichung die Verordnung des Bundesrates vom 25. Januar 1915 über die Versorgung der Bevölkerung mit Dauerfleischwaren außer Kraft gesetzt wurde.

Zur Streckung der Weizenvorräte und derjenigen von Roggen schrieb die Bekanntmachung vom 28. Oktober 1914 verschiedene Backvorschriften vor. In verschiedenen Städten ging man zur Herstellung eines Einheitsbrotes über, wie beispielsweise in Görlitz, Köln am Rhein, Leipzig und in vielen anderen Städten. Die Herausgabe der Brotkarten hat sich ebenfalls gut bewährt. So konnte der schwerarbeitenden Bevölkerung erfreulicherweise eine Zusatzbrotkarte bewilligt werden.

In der Regulierung der Preisfrage der notwendigsten Lebensmittel haben sich auch die genossenschaftlichen Organisationen, wie beispielsweise die Konsumvereine, verdient gemacht. Aus ihrer Wirksamkeit sei hervorgehoben, daß, als zu Beginn des Krieges die Preise besonders für Lebensmittel infolge überstürzten Einkaufens seitens ängstlicher Kreise der Bevölkerung sowohl wie durch gewinnsüchtige Spekulation teilweise erheblich in die Höhe getrieben wurden, der Reichsverband Deutscher Konsumvereine seine Verbandsvereine aufforderte, alle alten Vorräte zu den früheren billigen Preisen an die Mitglieder zu verabfolgen und bei neuen Einkäufen, wofür höhere Preise angelegt werden mußten, den Verkaufspreis möglichst billig zu gestalten.

Ähnlich wie in Deutschland liegen die Verhältnisse in Österreich-Ungarn. Auch hier traf die Regierung gleich nach Ausbruch des Krieges ihre Maß-

nahmen. So wurde unter Mitwirkung der Wiener Großbanken eine Getreideeinkaufs- und Handelsgesellschaft nach deutschem Muster errichtet. Ebenfalls wie in Deutschland wurden Backvorschriften und sonstige Verordnungen erlassen.

Die Preissteigerung der wichtigsten Lebensmittel in Österreich zeigt nachstehende Aufstellung:

Preise in Kronen pro Kilogramm	Ende Juli 1914	Anfang Januar 1915	Mitte Februar 1915
Auszugsmehl . . .	0,42 bis 0,48	0,70 bis 0,80	0,80 bis 0,96
Rindschmalz . . .	2,80 „ 3,60	3,00	3,20 „ 3,80
Schweinefilz . . .	1,50 „ 1,92	2,30 „ 2,50	3,50 „ 3,86
Schweineschmalz . .	1,76 „ 2,00	2,20 „ 2,70	3,20 „ 4,00
Butter	2,40 „ 4,00	2,90 „ 4,80	3,20 „ 4,80
Milch (pro Liter) .	0,20 „ 0,32	0,20 „ 0,34	0,20 „ 0,34
Kartoffeln	0,20 „ 0,26	0,12 „ 0,18	0,12 „ 0,20
Zucker	0,80 „ 0,88	0,86 „ 0,96	0,86 „ 0,93
Linsen	0,48 „ 0,84	1,20 „ 1,80	1,20 „ 2,00
Reis	0,40 „ 0,96	0,66 „ 0,96	0,80 „ 1,20
Rindfleisch (vorderes)	1,60 „ 2,20	1,80 „ 2,60	2,00 „ 2,80
„ (hinteres)	2,60 „ 3,00	2,80 „ 3,20	3,00 „ 3,40
Schweinefleisch . .	2,00 „ 2,60	2,60 „ 3,20	3,00 „ 4,00

Die vom Wiener Bürgermeisteramt im Mai 1915 herausgegebenen Mitteilungen über die Lebensverhältnisse in Wien betonen, daß die vorhandenen Vorräte bis zur neuen Ernte sicher ausreichen. Auch die verschiedentlichen Herabsetzungen der Höchstpreise in Österreich-Ungarn zeigen die Sicherstellung des Landes in der Lebensmittelfrage. So wurde beispielsweise nach amtlicher Bekanntmachung in Budapest Anfang Januar 1915 eine Neufeststellung der Getreidepreise, die sich für Budapest für Roggen um 70 Heller billiger stellen, veröffentlicht. Nach einem Telegramm vom Juni 1915 aus Budapest werden dort Höchstpreise für verschiedene Getreidesorten veröffentlicht, wobei die Weizenpreise nach dem Zeitraum sowie nach den verschiedenen Gegenden abgestuft sind und zwar von 41 bis 36 Kronen. So sind für Budapest die Weizenpreise für die Zeit vom 10. bis 21. Juli 1915 auf 41 Kronen festgesetzt worden; sie ermäßigen sich alle zehn Tage um je eine Krone, so daß sich für die Zeit vom 21. August 1915 an ein Preis von 37 Kronen ergibt. Der Roggenpreis in Budapest schwankt zwischen 32 bis 30 Kronen. Der Preis für Gerste und Hafer ist vom 10. Juli 1915 ab auf 29 beziehungsweise 28 Kronen festgesetzt worden.

Auch über die Türkei liegen günstige Nachrichten vor. Nach zuverlässigen Mitteilungen vom Anfang Juni 1915 sind die in letzter Zeit in gewissen Stadtteilen Konstantinopels bemerkten Schwierigkeiten in der Brotversorgung, die insbesondere auf die von zahlreichen Familien vorgenommenen Angstkäufe zurückzuführen sind, nunmehr geschwunden. Sämtliche Bäckereien verfügen über genügende Mehlvorräte. Das Bürgermeisteramt Konstantinopels gab in dieser Hinsicht beruhigende Erklärungen, wobei es betonte, daß jegliche Besorgnis unbegründet sei, da die Präfektur alle notwendigen Maßnahmen ergriffen habe.

Gleichwie in Deutschland selbst hat die deutsche Regierung Maßnahmen ergriffen, um in den von den deutschen Truppen besetzten Landesteilen Frankreichs, Belgiens und Russisch-Polens eine günstige Regelung der Preisfrage der notwendigsten Lebensmittel durchzuführen. So ist beispielsweise in

Belgien eine Verordnung erlassen worden, nach welcher ein Einheitsbrot gebacken wird. Beachtenswert ist ferner der Umstand, daß zwischen der deutschen und französischen Regierung eine Verständigung betreffs der Verproviantierung der Zivilbevölkerung der von den deutschen Truppen besetzten Departements Nordfrankreichs getroffen worden ist.

Dieser Krieg zeigt so recht die Wichtigkeit der eigenen Landwirtschaft eines Landes. Die Preisfrage der notwendigsten Lebensmittel hängt nicht zuletzt von ihr ab. Für Deutschland spricht die Tatsache, daß das machtvolle Emporstreben des Gewerbefleißes nicht den Niedergang der Landwirtschaft herbeigeführt hat wie beispielsweise in England, welches seine Weltstellung als Industriestaat und Handelsmacht nur mit dem völligen Ruin seiner Landwirtschaft hat erkaufen können. Erfreulicherweise wird nun über gute Ernteaussichten in Deutschland, Österreich-Ungarn und der Türkei berichtet. Wesentlich anders liegen hier die Verhältnisse bei unseren Gegnern. So wird in Frankreich allein schon der Kartoffelverlust, den die französische Landwirtschaft infolge besetzter Gebiete hat, auf 40 Millionen Zentner berechnet. In Rußland fehlen 15 bis 20 Prozent Arbeiter für die Feldbestellung und ebensoviel Arbeitsvieh. Im Ssamaraschen Gouvernement blieben beispielsweise nach Daten der Semstwoverwaltung von 402 000 Dessjätin Saatfläche allein 97 000 unbestellt.

Die annehmbaren Verhältnisse Deutschlands in punkto der Preisfrage der notwendigsten Lebensmittel sind nun schon verschiedentlich von Vertretern der Presse der neutralen Staaten, die zu diesem Zwecke Deutschland bereist haben, bestätigt worden. So schreibt im März 1915 beispielsweise der Redakteur von „Nordsjällands Venstreblad" unter anderen: „Man spricht davon, daß man in Deutschland hungert. Gewiß es ist viel Not vorhanden, aber ein Notzustand, wie man sich ihn im Ausland denkt, existiert nicht. Ich lebte während meines Aufenthaltes in Deutschland gut und billig, allein hiermit rechne ich nicht. Mehr Gewicht lege ich darauf, daß die Preise der Lebensmittel, welche in den Läden der Arbeiterviertel Berlins feilgeboten werden, verhältnismäßig billig zu nennen sind." Diese und ähnliche Äußerungen entkräften ohne alle Frage die vielen Lügenmeldungen und Ammenmärchen, die von London, Paris und Petersburg aus über die deutschen und österreich-ungarischen Verhältnisse in die Welt gesetzt werden. Aber selbst auch unsere Gegner müssen notgedrungen die deutsche Vollkommenheit anerkennen. So wurde erst kürzlich im englischen Unterhaus bekundet, daß es Enttäuschung verursache, daß das englische Handelsamt im Gegensatze zu Deutschland und Österreich-Ungarn seine großen Machtbefugnisse nicht erfolgreicher benutzt habe, um die Preise der Lebensmittel und sonstigen Bedürfnisse Englands zu regulieren.

Der religiöse Geist in deutschen Soldatenbriefen

Von Dr. Fritz Roepke

„Wir können nicht lediglich und allein der großen Sache dienen, ohne eine höhere Macht anzuerkennen und ihr Walten in uns zu verspüren." Rudolf Eucken

So viele Tausende, die sonst selten eine Feder angerührt haben oder ihre innersten Gefühle vor anderen ängstlich verbargen, haben fern von der Heimat in der Nöte des Krieges gelernt, ihr Herz zu öffnen und ihre Empfindungen mitzuteilen. Mit Hilfe der Soldatenbriefe können wir in die Stimmungen und Gedanken der draußen Kämpfenden hineindringen.

Ich möchte an dieser Stelle meinen Aufsatz „Deutsche Soldatenbriefe" in Nummer 14 der Grenzboten nach der religiösen Seite hin ergänzen. Herr Stadtpfarrer Binder aus Geislingen a. St. hatte die Freundlichkeit, mir zu diesem Zwecke Originalbriefe zur Verfügung zu stellen und mir einige Nummern der tätigen und lebendigen Zeitschrift „Die Dorfkirche" (Verlag der Deutschen Landbuchhandlung in Berlin) zu verschaffen, deren Kriegsnummern eine ganze Reihe wertvoller Feldpostbriefe enthalten. Außerdem beziehen sich meine Zitate auf eine gedruckte Sammlung: „Gottesbegegnungen im großen Kriege", herausgegeben von Neuberg und Stange (Dresden 1915, C. Ludwig Ungelenk; Heft 1). Natürlich darf man die an die Geistlichen gerichteten Briefe nicht zu vertrauensvoll benutzen; in ihnen wird das Religiöse absichtlich in den Vordergrund gerückt. Ich habe mich daher in der Hauptsache mit Briefen an Angehörige begnügt.

Eine wie einheitliche Masse der Krieg auch aus dem Heere gemacht haben mag: gerade bei den Offenbarungen des innersten Menschen haben wir es doch nicht mit den unmittelbaren Produkten des Krieges tun; die psychischen Eigenheiten der Persönlichkeit bewirken hier eine deutliche Abstufung der Gefühle und Gefühlsäußerungen von der einfachsten und einfältigsten bis zur feinsten und innerlichsten religiösen Empfindung. In Wirklichkeit finden sich die verschiedensten Empfindungen oft in einer Person vereinigt oder die Grenzen zwischen ihnen sind stark verwischt. Um einen planmäßigen, klaren Überblick zu gewinnen, habe ich versucht, die Gesamtsumme der religiösen Äußerungen in drei Hauptgruppen zu teilen.

„Not lehrt beten", liest man so häufig in den Soldatenbriefen. Und unsere Geistlichen erzählen gern von Leuten, die „sonst nie gebetet haben" und draußen „beten gelernt haben". Die Todesgefahr, in der jeder Soldat täglich schwebt, führt unwillkürlich die Hände zusammen; Kindheitserinnerungen drängen sich auf, Gewohnheiten der Jugend, der Glaube an Schutzengel und an die Kraft des Gebets: „Und siehe da, der liebe Vater im Himmel hat uns nicht verlassen, er sandte Nebel herab zur Erde, und in dessen Schutz gelang es uns, umsaust von den Kugeln der Turkos, zu entkommen und unsere Truppe zu

erreichen." „Er hat uns fünf Beter alle aus dieser Hölle wieder herausgebracht. Wer da nicht an Gebetserhörung glauben will, muß blind sein." Der kindliche Gedanke wird wieder wach: wenn du mir noch dieses eine Mal hilfst, will ich auch nie mehr Böses tun. In der Todesangst klammert man sich an einen Größeren, Mächtigeren, Übermenschlichen, der retten kann: „Das Gebet ist gerade geworden wie das tägliche Brot; im starken Granatfeuer schaut man hinauf, um Hilfe zu suchen bei dem Herrn." Das bedeutet eine Religiosität auf Gegenseitigkeit, eine Angstfrömmigkeit, eine „Selbstversicherung gegen Erleiden von Unglück und Tod", wie Mahling es nennt, der ihr tatsächliches Vorkommen allerdings bestreitet. Und doch wurzelt eine solche abergläubische Vorstellung tief im einfachen Volke und berührt sich dort mit dem frommen Vertrauen auf Talismane, Medaillen und Himmelsbriefe: „Begrüße jeden kommenden Tag mit einem Vaterunser und mit der Bitt durch Christi Blut, daß mich keine Kugel treffen tut."

Je mehr sich der Betende von diesem äußerlichen und naiven Glauben entfernt, desto mehr wird ihm das Gebet zu einer geistigen Kraft. „Ich baue fest auf Gottes Hilfe, ohne dessen Willen kein Haar von unserem Haupte fällt; ohne dessen Willen wird mich auch keine Kugel treffen. Und ist es anders bestimmt, so geschehe sein Wille." Gewiß tritt hier ein Gefühl zutage, das hart an Fatalismus vorbeiführt, dem menschlichen Wunsche, die ständige Gefahr leichter zu tragen, das drückende Erlebnis des Krieges zu verneinen und hinwegzudenken. „Mir kommt es immer wieder zum Bewußtsein," schreibt ein Aufrichtiger, „daß der Fatalismus größer ist als das Gottvertrauen, das man als Christ erwartet." Aber dem seelischen Bedürfnis des Nachdenkenden und Gemütvolleren genügt das Untertauchen in den Fatalismus nicht. Schon aus den Worten: „Ich hatte mit dem Leben abgeschlossen, hatte mich meinem Gotte übergeben" spricht der Wille, in dem Begriff des Göttlichen eine Beruhigung der Seele zu finden. Dieser Trieb tritt dann als Gottvertrauen auf, auch als christliche Hoffnung auf das ewige Leben, die über die Nöte des diesseitigen hinweghebt: „Mir ist nicht bange, ich vertraue auf den lieben Heiland, denn ich lebe auch, und wenn ich sterbe." „Und wo alles Sein in so erschreckender Weise seine Unbeständigkeit zeigt, wie hier im Kriege, da lenkt man die Gedanken als den einstigen Trost auf etwas, das über dem irdischen Leben steht." Das übergroße, schmerzhafte Erlebnis drängt in eine friedliche Welt, wo die gequälte Seele sich ausruhen und sammeln kann: „Es ist mir nach dem Gottesdienst jedesmal, als wenn ein Stein vom Herzen gefallen wäre, denn man sieht weiter nichts als immer gegenseitig Menschen fallen." Diese Sehnsucht nach geistigem Ausruhen und Vergessen treibt unsere Soldaten zu religiösen Feiern: „Auch hier in Feindesland habe ich den ersten Advent gefeiert. . . . Als ich in die Kirche trat, war es mir, als käme ich bei Sturm und Regen wieder unter sicheres Obdach" (zitiert in „Das Pfarrhaus", Aprilheft 1915).

Solche Worte kennzeichnen dieses Gefühl selbst als die Religiosität der Stimmung, eine träumende Andacht, welche die Einwirkungen der Wirklichkeit ablöst und abschwächt. Über dem Hinwegträumen der Wirklichkeit, der geistigen Abkehr von dem Erlebten steht endlich als dritte Gefühlserscheinung ihre Überwindung. Der Zwiespalt zwischen Sehnsucht und Wirklichkeit wird dann nicht mehr hinweggedacht, sondern zur Erhöhung der geistigen Persönlichkeit benutzt. Das Kriegserlebnis wird geistig so verarbeitet, daß es dem ganzen Innenleben zugute kommt, einen neuen Menschen aufbaut, sein ganzes Tun und Denken beherrscht, sittlichen Willen erweckt: „Der, dem beschieden sein sollte, glücklich

die Heimat wiederzusehen, muß ein geläuterter Mensch sein, wenn seine Seele all das Grauenhafte des Krieges glücklich verwunden hat. Und wer bleibt, hat mit seinem Leben an der Läuterung der Menschheit mitgearbeitet." Die Bußworte des verlorenen Sohnes klingen aus vielen Briefen: „Lebe ich, kehre ich zurück, dann kehre ich als ein anderer zurück." „Die Versicherung kann ich Ihnen geben, nach dem Kriege steigt eine andere Zeit herauf. Wir, die wir die harte Schule dieses furchtbaren Krieges durchgemacht, wir werden das Leben anders zu schätzen wissen als bisher." In diesem Pflichtbewußtsein fühlt sich der Soldat als Glied einer Gemeinschaft, denn nur innerhalb dieser ist die Ausübung der Pflicht denkbar. Die Gemeinschaft, in der der Soldat wirken kann, ist Heer und Vaterland: „Es ist etwas Großartiges an diesem heiligen Kriege, daß er alle Glieder eines Volkes in Anspruch nimmt. Nicht nur den Kämpfern auf dem Schlachtfelde, sondern allen Männern und Frauen, Alten und Jungen, gibt er seine Aufgabe." Die unmittelbare Pflicht für jeden Soldaten heißt aushalten, kämpfen: „Das kostet noch viel Opfer, aber das schadet nicht, die Hauptsache ist, daß wir einen glorreichen und dauerhaften Frieden erringen." Dieses Pflichtgefühl ist nicht etwa stumpfsinniger Kadavergehorsam, wie unsere Feinde meinen; sondern das gibt ihm gerade die Kraft, den Krieg geistig zu bestehen, daß es seine Wurzeln in religiösen Tiefen hat. Der Soldat hat das Bewußtsein, für etwas Heiliges, Gottgewolltes zu kämpfen, durch dessen Vernichtung der ganzen Welt ein ungeheurer moralischer Schaden entstehen würde: „Nach kurzem Aufenthalt in der Heimat werde ich mit Gott in die Reihen der Streiter für das Vaterland und die höchsten Güter der Menschheit zurückkehren." Vaterlandsdienst ist Gottesdienst, Dienst der Wahrheit, der Gerechtigkeit, der Ideale. Es ist der alte Lutherschе Gedanke, der in den Soldaten lebt: „Niemand lasse den Gedanken daran fahren, daß Gott durch ihn eine große Tat tun will" (zitiert von Mahling, „Innere Mission", April 1915). Derselbe Gedanke, den Fichte am Schlusse seiner Reden als Folgerung und Mahnung ausspricht: „Wenn Ihr versinkt, so versinkt die ganze Menschheit mit, ohne Hoffnung auf einstige Wiederherstellung." Dieses Sicheinsfühlen mit dem göttlichen Willen ist vielleicht die tiefste religiöse Empfindung. Es gibt dem menschlichen Dasein Sinn und Zweck auch über die augenblickliche Lebenslage hinaus. Dieses Gefühl vor allem gab unserem Volke die Kraft, alle inneren Gegensätze zu überwinden, Opfer zu bringen und auszuhalten, unseren Soldaten den Willen, alle unsagbaren Mühen und Strapazen zu ertragen, Weib und Kind zu entbehren, geduldig auszuharren: „Unter allen Mühsalen, Schrecknissen und Trübsalen des furchtbaren Krieges vertraut es auf seinen Gott". Das ist ein Gottvertrauen ganz anderer Art als jenes, das sich im Gebet um Selbsterhaltung äußert. Es kann dem Einzelnen das Schicksal der eigenen Persönlichkeit ganz gleichgültig bleiben, wenn nur der große, göttliche Gedanke siegt. Ein Gottvertrauen, wie wir es bei allen Märtyrern der Überzeugung finden.

Den religiösen Ursprung dieses Pflichtbewußtseins kann auch sein rein nationaler Charakter nicht in Zweifel setzen. Unsere Feinde in ihrem Nichtverstehenwollen brandmarken diese Verquickung von Religion und Vaterlandsliebe als eine gotteslästerliche, engherzige Anmaßung, als eine Auferstehung des heidnischen Thôr, des Gottes der brutalen Gewalt. Daß es vielmehr eine Vertiefung des religiösen Bewußtseins bedeutet, wird aus einem Vergleich noch klarer hervorgehen.

Als der Papst sein Friedensgebet in allen katholischen Kirchen beten ließ, konnte der französische Erzbischof Amette nicht umhin, diesem den Charakter

eines chauvinistischen Gebets für den Sieg der französischen Waffen unterzuschieben. Unter seinem Vorsitz hielt der Dominikanerpater Janvier im Pariser Liebfrauenmünster seine berüchtigten hetzerischen Kanzelreden, deren politischer Fanatismus nur den äußerlichen Schmuck biblischer Ausdrücke trugen. Für den französischen Katholiken ist es eine Sache der nationalen Ehre, daß der Gott, den er anbetet, auf seiner Seite steht. Mit einem solchen Gott können sich auch Freidenker befreunden. So wurde von der „Bekehrung" des Schriftstellers Lavedan berichtet, dessen in der Comédie Française vorgetragenes Glaubensbekenntnis unter anderen folgende Worte enthält: „Ich glaube an das ewige, unvergängliche, notwendige Frankreich . . . Ich glaube an das Blut der Wunde, an das Wasser des Weihwasserkessels, an das Feuer der Artillerie, an die Flamme der Wachskerze und die Perle des Rosenkranzes . . . Ich glaube an uns, ich glaube an Gott". Ein Gebet, das so grob und täppisch Sinnliches und Göttliches durcheinander mengt, ist wahrhaftig eine Blasphemie. Der Gott, den Lavedan anbetet, ist kein Geist, sondern ein Fetisch mit der Trikolore um den Bauch. „Wenn Gott nicht existierte, müßte man ihn erfinden", sagt Voltaire. „Wenn es keinen Gott der französischen Artillerie gäbe, müßte man ihn erfinden", echot Lavedan.

Das ist französische Nationalreligion. Ihr Abstand von der deutschen ist so weit wie der Abstand zwischen Descartes und Kant. Ist Gott bei Descartes ein theoretisches Dogma, das er braucht, um die beiden Gegensätze, Denken und Sein gewaltsam aneinander zu bringen, so ist Gott bei Kant ein praktisches Postulat, eine notwendige Voraussetzung des sittlichen Handelns. Das eben ist das Deutsche auch an Luther, daß er die Heiligen, die Vermittler zurückdrängte, das ursprüngliche, unmittelbare Verhältnis der Seele zu ihrem Gott wiederherstellte, daß er den Menschen seinen Gott wieder empfinden, erleben ließ. Dieses Sichhineinfühlen in Gott, das Sichgetragenfühlen vom göttlichen Gedanken ist eine starke und gerade dem deutschen Wesen eigentümliche Kraft. Es bringt diese besondere Nähe und Vertraulichkeit hervor, die uns von „unserem" Gott sprechen läßt. So ist der alte, deutsche Gott Arndts zu verstehen. Es ist nicht etwa der israelitische Gott, der die Ägypter im roten Meer ersäuft, den Juden Kanaan „gibt" und alle Einwohner daraus zu vertreiben gebietet. Sondern es ist der Gott, der sich in dem höchsten sittlichen Pflichtbewußtsein offenbart, es ist der Gott, den der Deutsche erlebt.

Der Krieg hat also — das ist das Ergebnis — Religiosität im deutschen Soldaten in reichem Maße erweckt. Damit ist aber der wichtigste Teil der religiösen Frage noch gar nicht beantwortet. Und dieser lautet: können wir sie für unser künftiges nationales Leben fruchtbar machen, dürfen wir hoffen, daß sie unserem auf äußere Arbeit gestelltem Leben die notwendige innere Besinnung und Freiheit geben wird?

Wollen wir der freigemachten religiösen Empfänglichkeit durchdringende Kraft und tätiges Leben verleihen, müssen wir ihr Gestalt und feste Geschlossenheit verschaffen. Die religiöse Bewegung unserer Zeit ist zwar keineswegs eine rein kirchliche oder konfessionelle, nicht einmal eine ausgesprochen christliche. Dennoch ist das Christentum historisch allein berechtigt, den neuen Strom in sich aufzunehmen, und die religiösen Äußerungen verraten fast immer christliche Grundanschauungen und Vorstellungen. Anderseits ist es auch für die Kirche als der sinnlichen Verkörperung des christlichen Bewußtseins von Wert, diesen religiösen Willen in ihre Bahnen zu leiten, aus der religiösen Bewegung eine christlich-kirchliche zu machen; hat sie doch unter dem Wider-

stand und der Gleichgültigkeit der letzten Jahrzehnte an leitendem Einfluß stark eingebüßt. Allerdings scheinen die bis jetzt angewandten Mittel die Aufgabe der Kirche oft zu verkennen. Wenn Lahusen zum Beispiel in der Vermehrung der Gotteshäuser, Pfarrstellen und Gemeindehäuser und der Unbescheidenheit der Kirchengemeinden die Pflicht der Kirche sieht (Kriegssitzung der Berliner Stadtsynode, Bericht im Evangelisch-kirchlichen Anzeiger vom 30. April), so scheint er mir in denselben Fehler der Äußerlichkeit zu verfallen, den manche Geistliche zu Beginn des Krieges begingen, da sie glaubten, die religiöse Erweckung wäre eine Frucht des Krieges, die ihnen ohne Mühe in den Schoß fiele. Noch weniger scheint mir das neue Irrlehregesetz, das die Hamburger Synode vor kurzem beriet und vor dem Traub warnte (Vossische Zeitung Nummer 246) geeignet zu sein, kirchliche Begeisterung zu wecken. Lahusen tritt allerdings an anderer Stelle (Evangelisch-kirchlicher Anzeiger vom 19. Februar) für Aktualität der Predigt, seelsorgerische Besuche bei den durch den Krieg betroffenen Familien und Einigkeit innerhalb der Kirche ein. Andere Geistliche empfehlen Evangelisation und soziale Wirksamkeit, kurz enge Berührung mit dem Volksleben. So notwendig dies alles ist und so sehr man es namentlich dem Protestantismus wünschen möchte, das bleibt doch nur Halbheit, wenn sich darin die Arbeit der Kirche erschöpfen sollte. Noch nie hat die Kirche vermocht, sich eine religiöse Bewegung ohne weiteres einzuverleiben; sie hat sich nur an ihr aufgerichtet. Will die Kirche sich wirklich zum Haupt und Leiter des neuen Lebens machen, so muß sie zuerst alles hemmende, dem Neuen sich in Weg stellende, als da sind Sinnbilder und Formen, hinter denen für uns Menschen von heute keine geistige Kraft mehr steckt, aufgeben und das durch das Kriegserlebnis gestärkte und neu gerichtete religiöse Gefühl nachempfinden und durchdringen. Nur so ist die innerliche Verbindung von Kirche und Gemeinde wiederherzustellen.

Nicht jede Form des religiösen Gefühls ist allerdings geeignet, die neue Kirche zu stützen. Ewiges, Allbelebendes kann nur in Anlehnung an überdauernde, lebenbeherrschende Empfindungen geschaffen werden. Unter Religion müssen wir eine immanente geistige Kraft verstehen, die im steten Bewußtsein des Göttlichen denkt und handelt. Deshalb können wir sie weder auf dem natürlichen Trieb der Selbsterhaltung aufbauen, denn ihm fehlt die nötige Selbstlosigkeit, von der jede geistige Bewegung getragen werden muß; noch auf einer bloßen Stimmung, die mit dem Verschwinden ihrer Entstehungsursache ebenfalls verblassen und nur hinreichen wird, Mitgänger, Handwerker des Geisteslebens hervorzubringen. Was wir brauchen, sind Führer. Diese werden wir nur unter denen finden, die im Erlebnis des Krieges eine geistige Erhöhung der Persönlichkeit erfahren haben und sich der Ewigkeit und Macht der Idee bewußt geworden sind; die die Pflicht der großen Tat als etwas Göttliches, über dem Leben stehendes empfunden haben. Von ihnen wird das Heil kommen.

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber Georg Cleinow in Berlin-Lichterfelde West. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Lichterfelde West, Sternstraße 56.
Fernsprecher des Herausgebers: Amt Lichterfelde 498, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.

Der katholiſche Prieſter unter ruſſiſcher Herrſchaft

Von Dr. Paul Roth

Nur ein gründliches Studium der wirtſchaftlichen, ſozialen und politiſchen Entwicklung des Polentums berechtigt dazu, das Problem der „Zukunft Polens“ kritiſch zu erörtern und Richtlinien für ſeine Behandlung zu geben. Nicht einmal in maßgebenden polniſchen Kreiſen iſt dieſe Bedingung allenthalben erfüllt, am wenigſten bei den Polen des Zartums, wo Roman Dmowſki und ſeine Gefolgſchaft ſich Rußland rückhaltlos in die Arme warfen und damit einmal mehr Hegels Wort wahrmachten: „Aus der Geſchichte lernen wir, daß wir aus ihr nichts lernen!“ Immerhin läßt ſich bis zu einem gewiſſen Grade begreiflich machen, was polniſche Politiker auf dieſen Irrweg führen konnte. Aber von einer Seite ſollte man eine reſtloſe und unbedingte Abneigung gegen die ruſſiſche Herrſchaft erwarten, nämlich von der römiſch-katholiſchen Geiſtlichkeit.

Der Gegenſatz der Orthodoxie zum Katholizismus mußte bei der untrennbaren Verbindung von Staat und Kirche in Rußland ſtets zur politiſchen Bedrückung des Katholizismus führen, wo dieſer ſeiner Verbreitung zufolge einen Machtfaktor darſtellte, zumal in Polen, wo die Träger der nationalpolniſchen Beſtrebungen und des römiſchen Glaubens vielfach dieſelben waren. Mit welcher Brutalität in Ruſſiſch-Polen, insbeſondere im Gebiet der Uniaten, unter fanatiſchen Oberprokuroren des Heiligen Synods, wie Dmitrij Tolſtoi und Pobjedonoszew „bekehrt“ wurde, läßt ſich etwa im zweiten Band der „Zukunft Polens“ von Cleinow nachleſen.

Trotzdem gibt es unter der katholiſchen Geiſtlichkeit Polens ruſſophile Elemente, was ſich gerade jetzt in der Kriegszeit im Okkupationsgebiet gelegentlich dadurch gezeigt hat, daß höhere Würdenträger aus der ihrem Einfluß unterliegenden Preſſe Antiruſſiſches fernzuhalten ſuchten. Dies berührt um ſo ſonderbarer, wenn man weiß, daß die katholiſche Geiſtlichkeit in Polen bis in die jüngſte

Zeit und ungeachtet der Freiheitsmanifeste von 1905 und 1906 einer schmählichen Behandlung, insbesondere einer entwürdigenden Geheimkontrolle, ausgesetzt worden ist.

Interessante Beutestücke an Geheimakten und ähnlichem Material gestatten uns, zahlreiche Belege hierfür beizubringen. So besitzen wir die geheimen Konduitenlisten über die römische Geistlichkeit eines der Weichselgouvernements, die eine Fundgrube für diese Frage und an sich interessante Kulturdokumente sind. Der Zweck dieser Konduitenlisten erhellt unzweideutig aus einem Zirkular des Generalgouverneurs von Warschau vom 13. Februar 1909, in dem es heißt, daß er „die volle Bedeutung einer strengen Beaufsichtigung der Tätigkeit der römisch-katholischen Geistlichkeit durch die Regierungsgewalt und die unbedingte Notwendigkeit entschlossenen Eingreifens bei allen Erscheinungen von politisch-religiösem Fanatismus von ihrer Seite wohl zugestehe".

Strenge Überwachung nach der politischen Seite hin ist der Regierung also die Hauptsache. Dazu gehört aber außerdem, daß die Regierung selbst in unbedeutenden Formalien sich das Recht der Kontrolle und endgültigen Bestimmung vorbehält und eifrig darüber wacht, daß die kirchlichen römischen Behörden ihre Befugnisse nicht irgendwie erweitern. Nach dem Gesetz vom 26. Dezember 1905 darf kein römischer Geistlicher ohne Zustimmung der zuständigen Zivilbehörde angestellt oder befördert werden. Soweit Versetzungen ohne Beförderung nicht neuer Genehmigung unterliegen, müssen sie wenigstens der Zivilbehörde angezeigt werden. Über gerichtliche und andere Bestrafungen von Priestern soll stets nach Warschau berichtet werden. Bei der Einholung von Auskunft über Priester, wie dies bei der Versetzung üblich ist, muß außer bei dem Gouverneur des letzten Amtsbezirkes des betreffenden Priesters auch in Warschau angefragt werden. Die Kontrolle geht so weit, daß Priester ihre Eparchien zu gegenseitigem Besuch nur mit Erlaubnis der Zivilbehörden verlassen dürfen, wie ein Zirkular des Ministers des Innern vom 2. September 1911 einschärft. Überhaupt entstammen sämtliche oben genannte Vorschriften über die äußere Kontrolle der katholischen Geistlichkeit Zirkularen des Warschauer Generalgouverneurs oder des Ministers des Innern aus den Jahren 1907 bis 1913, also aus der Zeit nach der Einführung der Konstitution und der Verkündung des Glaubensmanifestes von 1905.

Die Ergebnisse der genauen und zum Teil heimlichen Kontrolle enthalten die Konduitenlisten. Stets wird hier politisches und moralisches Wohlverhalten unterschieden, aber das politische ist für die Regierungsbehörde das ausschlaggebende Moment. In grotesker Weise zeigen dies die beiden folgenden Auszüge aus zwei verschiedenen Personalnotizen:

„Nach Mitteilung des Gendarmerievorstehers in K. vom 1. Juli 1892 hat der Priester T. als Vikar an der Kathedrale zu K. die siebzehnjährige Gymnasiastin J. K. ihrer Unschuld beraubt.

In politischer und moralischer Hinsicht hat er sich einwandfrei geführt."

„Der Priester Ch. hat am 21. April 1891, am Tage der Hundertjahrfeier der polnischen Konstitution von 1791, in der Kirche von O. nach Abendmahl und Beichte zur Gemeinde von der Konstitution folgendermaßen gesprochen: ‚Wir müssen heute den hundertsten Jahrestag des Falles unseres Polens begehen, denn heute ist der 3. Mai.' Hierfür wurde der Priester Ch. auf Verfügung des Ministers des Innern für drei Jahre unter Polizeiaufsicht in das Gouvernement Smolensk verschickt."

Ähnliche Beispiele lassen sich auch aus neuerer Zeit beibringen. Überhaupt ist die Regierung bemüht, auch dem Katholizismus gegenüber die Zugeständnisse von 1905/6 möglichst einzuschränken. So zum Beispiel wird nach einer geheimen Verordnung des Warschauer Generalgouverneurs von 1909 die Verjährungsfrist für Übergriffe in Rechte der orthodoxen Geistlichkeit dadurch illusorisch gemacht, daß nach Ablauf dieser Frist gegen Priester, die sich solcher Übergriffe schuldig gemacht haben, im administrativen Verfahren vorgegangen werden soll. Aus den Konduitenlisten ist aus Art und Zahl der Eintragungen deutlich zu erkennen, daß die Kontrolle etwa bis 1908 lockerer gehandhabt wurde. Dann aber wird das alte System bald wiederhergestellt, ja es erfolgen sogar 1909 eine Anzahl Maßregelungen für mißliebiges politisches Verhalten von Priestern im Jahre 1905, wofür wir bei der Behandlung der politischen Vergehen im einzelnen Beispiele beibringen werden.

Interessant und lehrreich sind die Konduitenlisten auch da, wo sie sich auf nichtpolitische Dinge beziehen. Hierhergehörige Notizen lassen sich etwa in die drei Gruppen bringen: Formelle Verstöße — unangemessener Lebenswandel — Intoleranz.

„Im Jahre 1893 mit zwölf Rubeln bestraft, weil er sich ohne Paß in die Gemeinde W. begab" oder „der Priester M. wurde für eine ohne Erlaubnis vorgenommene Sammlung von Spenden für den Bau eines Gemeindehauses, die Erneuerung des Altars in der Kirche von Negardow und die Beschaffung eines Ciboriums für diese Kirche mit einer Geldstrafe von fünfzig Rubeln, im Fall der Uneinbringlichkeit mit vierzehntägiger Arreststrafe belegt" (aus dem Jahre 1912) sind typische Eintragungen über formelle Verstöße und deren Ahndung. Mehrere Verordnungen des Ministeriums des Innern aus den Jahren 1910 und 1911 befassen sich übrigens damit, wie eine eventuelle Arreststrafe katholischer Geistlicher abzubüßen sei, und weisen die Zivilbehörden darauf hin, daß geistliche Seminare oder solche Klöster, die den Arrestanten nicht in seiner Bewegungsfreiheit und seinem Umgang beschränken, keine geeigneten Arrestlokale seien. Sache der verantwortlichen Zivilbehörden sei es, „geeignete" Klöster für diesen Zweck — nötigenfalls in anderen Eparchien — ausfindig zu machen.

Eintragungen über nicht einwandfreien Lebenswandel von Priestern sind zahlreich vorhanden, liegen aber durchweg zeitlich weiter zurück. Vielleicht ist dies kein Zufall. Die Regierung zeigte ja von jeher für das politische Ver-

halten aller Beamten mehr Interesse, als für ihre moralische Führung. Um die Revolutionszeit aber sah sie es sogar gern, wenn der Freiheitsdrang vom politischen auf das erotische Gebiet abgelenkt wurde, und drückte nötigenfalls beide Augen zu.

Manche der Berichte über priesterliche Moral sind sachlich und summarisch, wie das folgende: „Nach Bericht des Gendarmerievorstehers aus K. vom 31. Mai 1893 zeichnet sich der Priester W. durch Hang zum Trunk, ausschweifenden Lebenswandel, Grobheit und Verleumdungssucht aus." Andere lesen sich wie ein kleiner Roman:

„Auf Verordnung des Generalgouverneurs in Warschau vom 28. Januar 1892 wegen ausschweifenden Lebenswandels und Ungehorsams gegen die geistliche Behörde auf ein Jahr in das Kloster P. gesperrt.

Auf Verordnung des Generalgouverneurs von Warschau vom 23. Mai 1892 anläßlich seiner Flucht aus dem Kloster M. in das Kloster L. im Gouvernement Petrikau übergeführt.

Auf Verordnung des Generalgouverneurs von Warschau vom 27. Januar 1893 die Klosterhaft noch um ein Jahr verlängert mit Überführung in das Reformatenkloster P. — Infolge mehrmaligen Entweichens aus dem Kloster in P. auf Befehl des Kreisvorstehers vom 25. Januar 1894 in das Kloster M. übergeführt. — 1895 wurde diese Haft um ein Jahr, bis zum 1. Mai 1896 verlängert.

Durch Verfügung des Kreisvorstehers vom 18. Mai 1901 wurde der Vikar K. wegen seines für eine geistliche Person unpassenden Lebenswandels und Ungehorsams gegen die geistliche Behörde auf zwei Jahre in das Kloster M. gesperrt.

Wegen Entweichens aus dem Kloster M. durch Verfügung des Kreisvorstehers vom 23. September 1902 in das Kloster N. im Gouvernement Petrikau übergeführt.

Durch Verordnung des Warschauer Generalgouverneurs vom 10. Juli 1903 wurde die Zeit seines Aufenthalts im Kloster N. noch um ein Jahr verlängert.

Wegen des Ablaufs der Bestrafungsfrist und auf Grund eines Beschlusses des Konsistoriums wurde der Priester K. am 1. September 1904 von der Haft befreit.

Wegen seiner des geistlichen Gewandes unwürdigen Lebensweise wurde der Priester K. durch Verordnung des Warschauer Generalgouverneurs vom 2. Juni 1905 vom geistlichen Amte entfernt und auf zwei Jahre in das Kloster N. gesperrt, wohin er am 30. Juni 1905 übergeführt wurde.

Im November 1905 entlief er aus dem Kloster N. und treibt sich herum.

Am 19. September 1907 wurde er wieder in das Kloster A. im Gouvernement Witebsk eingebracht zur Verbüßung der ihm im Jahre 1905 zuerkannten Strafe.

In der folgenden Nacht entwich er wieder aus dem genannten Kloster und treibt sich gegenwärtig im Gouvernement Kielce herum."

Derart krasse Fälle sind natürlich vereinzelt.

Die übliche Strafe, ein oder zwei Jahre Klosterhaft, wird offenbar vom Bischof verhängt und von den Zivilbehörden bestätigt, während umgekehrt die Regierung in Fällen, die ihr wichtig sind, dem Bischof die Bestrafung des betreffenden Geistlichen aufgibt.

Beispiele von religiösem Fanatismus verzeichnen die Konduitenlisten mehrfach. Ein Priester im Gouvernement Radom versuchte 1910 die Bevölkerung gegen die Mariawiten aufzuhetzen; ein Vikar der Gemeinde S. wird wegen Aufreizung seiner Gemeindeangehörigen gegen die Juden 1903 zu 25 Rubeln Geldstrafe und Strafversetzung verurteilt; Verweigerungen von Beichte und Absolution kommen öfters vor, wenn Eheschließungen mit Nichtkatholiken, insbesondere Orthodoxen, vorliegen. In einem Falle des Jahres 1910 weigert sich ein Priester, eine Taufe zu vollziehen, weil im Hause der Eltern des Kindes — ein Jude wohnt.

Das Hauptinteresse der Regierung gilt aber doch dem politischen Verhalten der Priester und etwaigen Äußerungen nationalpolnischer Gesinnung.

Verstöße dieser Art sind zunächst ganz allgemein Abneigung gegen das Russentum, insbesondere gegen die russische Sprache. Folgender Auszug aus einer Konduitenliste bezieht sich auf einen Fall, wie er ähnlich öfters wiederkehrt: „Durch Verordnung des Warschauer Generalgouverneurs vom 2. April 1896 mit 100 Rubel Geldstrafe belegt, weil er in der Wohnung eines Einwohners des Dorfes M. ein Bild des heiligen Nikolaus zerstörte, auf dem sich eine russische Unterschrift befand." Mit Strenge hält die Regierung darauf, daß der Eid den Zivilbehörden in russischer Sprache geleistet wird: „Durch Verfügung des Ministeriums des Innern vom 20. November 1910 wurde dem römisch-katholischen Bischof von K. aufgegeben, den nichtetatsmäßigen Vikar der Gemeinde S., Priester N. L., vom geistlichen Amte zu entfernen, weil er sich weigerte, den Regierungsbehörden den Eid in russischer Sprache zu leisten."

Wie alle oppositionellen Regungen, so konnte auch die nationalpolnische Gesinnung in der Revolutionszeit sich in der Öffentlichkeit betätigen, und mehrfach finden wir nach den Angaben der Konduitenlisten, daß Priester durch Teilnahme an Versammlungen und Umzügen und durch öffentliche Ansprachen hierbei in führender Weise hervortraten. Zunächst ist der einzige Niederschlag derart unerhörten politischen Mißverhaltens ein jedesmaliger ausführlicher Vermerk zur Konduite. Als aber die Regierung sich sicher und stark genug fühlte, ihre reaktionären Ziele gegenüber den Zugeständnissen der Revolutionszeit rücksichtslos wieder durchzusetzen, scheute sie sich nicht, noch nach Jahren mit Maßregelungen gegen in dieser Weise belastete Priester vorzugehen. Als ein Beispiel für viele sei folgender Auszug einer Konduitenliste wiedergegeben:

„Im Jahre 1905 sang der Priester B. als erster mit seiner Gemeinde während des Gottesdienstes in der Kirche das Lied ‚Boze coś Polske'*), hielt bei sich in der Wohnung verschiedene Versammlungen ab, auf denen er Reden hielt, veranstaltete eine Geldsammlung zu unbekannten Zwecken, besuchte häufig den Gemeindeschreiber von W., J. N., wobei nach den Berichten von Agenten die Frage der Ausführung einer Demonstration nach dem Erlaß des Allerhöchsten Manifestes vom 17. Oktober 1905 erwogen wurde; außerdem ist der Priester B. der unbefugten Aufbewahrung zweier Revolver überführt sowie zweier Exemplare von Volksliedersammlungen, worunter sich auch Lieder aufreizenden Charakters wie ‚Boze coś Polske', ‚Jeszcze Polska nie sginela'**) und andere befinden***), hierfür wurde nach Verfügung des Departements der geistlichen Angelegenheiten fremder Konfessionen vom 8. August 1909 der Priester B. gemäß Benachrichtigung des römisch-katholischen Bischofs vom 6. September 1909 vom Amte der Verwaltung der Gemeinde K. entfernt." 1910 wurde dem Gemaßregelten dann gestattet, als Vikar wieder einzutreten, erst 1912 wird er wieder mit seinem früheren Rang bekleidet.

Ausgeführt wird die Überwachung der Geistlichen von den niederen Polizei- und Verwaltungsorganen. Ein charakteristisches Beispiel enthält ein Bericht des Kreisvorstehers von A. im Gouvernement K. an den Gouverneur unter dem 31. Mai 1914: „Ich bringe zur Kenntnis Ew. Exzellenz, daß in der Gemeindekirche zu St. Vincenz in P. am 25. Mai, dem Geburtstag Ihrer Majestät der Kaiserin, Alexandra Fjodorowna, während des Gottesdienstes kein Segen gesprochen wurde. Hierbei muß berichtet werden, daß der Verwalter des genannten Kirchspiels, Priester G., überhaupt die Vorschriften des Gottesdienstes, die das Kaiserhaus betreffen, nicht streng innehält."

Ungern sieht die Regierung alle kirchlichen, mit öffentlichem Schaugepränge verbundenen Feiern, da es hierbei bisweilen zu nationalpolnischen Demonstrationen kommt. So wendet sich der Generalgouverneur von Warschau 1905 gegen die sogenannten „Banderien", bäuerliche Kavalkaden, bisweilen von tausend und mehr Reitern mit nationalen Abzeichen, die die in ihrer Eparchie herumreisenden Bischöfe empfingen, und noch 1913 rügt der Gouverneur von K., daß die Polizeiorgane das Aushängen „unerlaubter" Fahnen bei ähnlichen Gelegenheiten nicht verhindert hätten. Erst in allerjüngster Zeit haben die Russen in einem bis vor kurzem von ihnen besetzt gehaltenen Teil Polens sogar die Fronleichnamsprozession untersagt.

Anstößig ist bei polnischen Geistlichen schon der Besitz polnisch-nationaler Schriften. Demonstrative Äußerungen bei Grabreden oder anläßlich polnisch-

*) „Gott, der du Polen" (sc. beschützest), ein nationalpolnisches Lied.

**) „Noch ist Polen nicht verloren."

***) Man beachte: Nach vier Jahren setzt der eintragende Beamte — der Handschrift nach ein anderer als der Schreiber des ersten Teils — hier ein Komma und fährt einfach im Satz fort!

nationaler Gedenktage kommen den betreffenden Priestern in der Regel in des Wortes eigenster Bedeutung teuer zu stehen. Wenn nur Nachrichten über verdächtige Gesinnung oder verdächtige Korrespondenz, etwa mit dem Ausland (Galizien), vorliegen, wird, wenn dies zur Bestrafung nicht ausreicht, öfters geheime Überwachung angeordnet. Die Strafen sind Geldstrafen, Strafversetzung, peinliches Verhör, mehrjährige Verschickung, Verbot der Bekleidung eines Amtes im Weichselgebiet, Amtsentsetzung.

Getreu ihrem sonstigen System hat es die russische Regierung auch umgekehrt verstanden, Gesinnungslosigkeit zu belohnen. Häufig werden Priestern „Beihilfen" von 25 bis 150 Rubeln bewilligt, bisweilen als „Auszeichnung" oder auch als „Kurkostenbeitrag" bezeichnet. Welcher Art diese Beihilfe ist, zeigt folgender Vermerk:

„Das Manifest der Großfürstin Tatiana Nikolajewna vom 29. Mai 1897 verlas er in der Gemeindekirche in russischer Sprache. Im Jahre 1897 erhielt er eine Geldprämie von 100 Rubeln."

Noch deutlicher ist der Fall eines Priesters R. von auffällig russophiler Gesinnung, der sogar mit einem orthodoxen Kollegen befreundet war. Er bezog dafür 1883 75 Rubel, 1892 150 Rubel, 1894 120 Rubel, 1896 75 Rubel, 1899 150 Rubel in bar, ferner 1900, 1905 und 1910 Orden und sonstige Auszeichnungen.

Sollten es etwa solche Elemente im katholischen Klerus sein, die jetzt noch hier und da das russische Regime verstohlen zu propagieren versuchen?

Streng kontrolliert werden ferner die unmittelbaren Stützpunkte der Geistlichkeit im Lande und jenseits der Grenze, also die Seminarien, kirchlichen Gesellschaften und religiösen Orden. Zum Eintritt in ein Kloster oder in ein Priesterseminar ist Genehmigung vom Gouverneur nötig. Ausdrücklich pflegt bei dem Konduitenbericht über einen künftigen Seminarzögling bemerkt zu werden: „In das Ausland ist er niemals gereist." Die Mitglieder der verschiedenen katholischen Orden, Franziskaner und andere, erhalten vom Ausland nur in Ausnahmefällen für mehr als zwei Monate Pässe nach dem Weichselgebiet; die fraglichen Personen sind in der Regel Österreicher. Ordinierte Priester müssen anscheinend ein besonders begründetes Gesuch einreichen, wenn sie als Ausländer nach Polen reisen wollen und erhalten ebenfalls nur Zweimonatspässe. Bei der Bildung kirchlicher Gesellschaften und Sekten wird streng darauf gesehen, daß sie sich der Propaganda enthalten und nur rituell-kirchliche Dinge betreiben; dies gilt auch für alle Zusammenkünfte von Geistlichen im Auslande. Ausländische Ordensbrüder werden ohne weiteres als Missionare aufgefaßt; bezeichnenderweise ist ein Aktenstück, daß sich mit dem Aufenthalt solcher Mönche in Polen beschäftigt, kurzweg „Missionare" betitelt. Aber das Recht auf Bekehrung Andersgläubiger steht nur der rechtgläubigen Kirche zu, wie in einem Geheimzirkular des Generalgouverneurs von Warschau vom 9. April 1913 ausdrücklich betont wird: „Nur die herrschende rechtgläubige Kirche hat das

Recht, im Reichsgebiet die Anhänger anderer christlicher Bekenntnisse und Nichtchristen zur Annahme ihrer Lehre zu bekehren." Neue religiöse Vereine und Gesellschaften außer den gesetzlich zugelassenen können nur auf Grund von Verordnungen, also nicht schon durch freiwilligen Zusammenschluß entstehen. Vorsteher von Sektierergemeinden müssen im allgemeinen russische Staatsangehörige sein.

Die Kontrolle der russischen Regierung erstreckt sich, wie aus den letzten Ausführungen hervorgeht, nicht nur auf die katholische Geistlichkeit, sondern sie wacht auch darüber, daß der rechtgläubigen Kirche keine Anhänger entzogen werden. Die Gouverneure des Weichselgebiets müssen jährlich genaue Statistiken über die Bevölkerungsvorgänge nach einzelnen Konfessionen einliefern, insbesondere über alle Fälle berichten, in denen Rechtgläubige von der Kirche „abgefallen" sind. Bemerkenswert ist, daß in diesen Listen der Abtrünnigen besonders anzuführen sind: Bauern, Fabrikarbeiter, Kleinhandwerker, Hausgesinde und untere Eisenbahnbeamte. Es sind dies wohl diejenigen Bevölkerungsschichten, auf deren Angehörige man wegen ihrer sozialen Abhängigkeit durch Pressionen zu wirken hofft.

Man darf wohl behaupten, daß Tatsachen, wie wir sie hier auf Grund aktenmäßigen, bis in die neueste Zeit reichenden Materials mitgeteilt haben, in mehrfacher Beziehung äußerst lehrreich sind. Lehrreich für die Kenntnis des Systems der russischen Regierung; lehrreich, um ihr wahres Gesicht gegenüber dem Katholizismus und dem Polentum zu enthüllen; lehrreich für alle, denen die schwere Aufgabe obliegt, den richtigen Weg zur Verständigung mit fremden Stämmen und Konfessionen zu finden.

Der Krieg und der Neubau der höheren Schule

Von Professor Dr. Wilhelm Martin Becker

I.

Denkt Ihr jetzt lieber gar nicht an mich, sondern
an nichts als an Eure Aufgaben, packt Ihr Eure
Vokabeln an, ich will die Russen packen!
Hindenburg an eine Gymnasialklasse

er Weltkrieg, in dem wir mitten innestehen, ist für uns alle ein Erlebnis von einziger Bedeutung. Indem es die gewohnten Voraussetzungen des inneren wie des äußeren Daseins für ungültig erklärt, erzeugt es in uns ein Gefühl der Ratlosigkeit; dessen suchen wir Herr zu werden, indem wir das Vorhandene kritisch daraufhin betrachten, inwieweit es den Ereignissen gegenüber sein Bestehen rechtfertigen kann. So wird diese Zeit, wenn sie der Mensch durch geistige Arbeit überwindet, fruchtbar für die Zukunft.

Ob auch schon für die Gegenwart? Der Deutsche ahnt, daß ihm mit diesem Erlebnis ein Lebensinhalt von überwältigender Kraft gegeben ist, und er müßte kein Deutscher sein, wenn er sich nicht darüber Sorgen machte, ob er, ob die anderen all das Große wirklich recht innerlich miterleben. Sofern der Mensch diese Frage an sich selbst richtet, zeugt sie von tiefer Erfassung dessen, was heute not tut; aber in der Frage an andere regt sich der deutsche Schulmeister — und welcher Deutsche wäre das nicht?

Beim Blick auf die Schule setzt sich die Frage in eine Forderung um: wir sollen unsere Jugend dahin bringen, daß sie den Krieg recht miterlebt — wie wäre es, wenn wir ihn als Unterrichtsfach einsetzten? Etwa eine Kriegsstunde oder zwei in der Woche? Die Zeitbemessung eines Nebenfaches werdet ihr dem Krieg doch zugestehen! Man hat in den Wissenschaften vom Leben immer bedauert, daß man bei ihnen nicht wie in den exakten Naturwissenschaften Experimente vorführen kann; nun, hier spielt sich ein historisch-politisches Experiment großen Stiles ab, man muß die Gelegenheit beim Schopfe fassen wie bei einer Sonnenfinsternis. Der Lehrer brennt darauf, das Ereignis zu

besprechen, zu erläutern, womöglich Gesetze daraus abzuleiten! Oder er wählt doch während des Krieges für den Unterricht lauter auf den Krieg Bezügliches, und müßte er es auch an den Haaren herbeiziehen. Wenn unsere Jungen bei moderner Kriegslyrik, bei Ballistik, Sprengstoffchemie und der Lehre von den Geschlechtskrankheiten den Krieg nicht in seiner Tiefe miterleben, dann ist ihnen eben nicht zu helfen; die Schule hat das ihre getan. Man müßte das für einen Scherz halten; ich entnehme diese Vorschläge zeitgemäßer Unterrichtsstoffe jedoch dem kürzlich erschienenen Buche „Der Weltkrieg im Unterricht" (Gotha 1915, Perthes).

Wenn wir von derartigen gezwungenen und äußerlichen Versuchen absehen und die Aufgabe, den Schüler an Kriegserlebnis teilnehmen zu lassen, tiefer fassen, so hapert es denn doch am Wesentlichen. Denn durch den Unterricht — es sei denn der eines besonders begnadeten Religionslehrers — läßt sich der Ernst dieses Geschehens überhaupt nicht vermitteln. Die Schüler selbst fühlen, daß sie in einem Kahne sitzen, der vom Zeitenstrom willenlos fortgerissen wird; und dieses Gefühl der unmittelbaren Abhängigkeit ist schlechthin wertvoll, und es erwächst von selbst in der jugendlichen Seele. Die Schüler sind ja nicht weltabgeschieden in Zellen gesperrt, sondern erhalten aus Zeitungen, Briefen, Erzählungen mehr Kriegseindrücke, als der Pädagoge glaubt. Und der Lehrer sitzt mit im Kahne, er weiß ebensowenig wie der Schüler, wohin die atemlose Fahrt geht, auch stehen ihm für den Verlauf selbst keine gewisseren Quellen zur Verfügung als dem Schüler. Was beide überschauen, sind die groben Züge des militärischen Verlaufes, soweit sie ohne Bedenken aufgedeckt werden können, und die von den Zeitungen widergespiegelten Eindrücke nebst den Äußerlichkeiten des wirtschaftlichen Krieges; zweifellos geschichtlich wertvolle Kenntnisse, nur ist es noch unmöglich, sie in ihrer Gesamtheit zu überschauen. Und sie haben doch auch mit den inneren Werten, die uns der Krieg geben kann und soll, nichts zu tun.

Auch wenn man sich darauf beschränkt, die Ereignisse des Krieges einstweilen nur von der ethischen Seite zu berühren, muß sich die Schule doch hüten, dem spontan erwachenden gesunden Gefühl der Jugend Gewalt anzutun. F. W. Förster will zum Beispiel (in dem vorgenannten Buche), daß Kriegsbesprechungen in der Schule stets „in einer gewissen gedämpften Tonart abgehalten werden, so wie man Weihnachten in einem Hause feiert, in dem ein großes Unglück geschehen ist." Gerade jetzt, wo sich das Volk nach so langer unkriegerischer Beschäftigung wieder im Kampf die Muskeln dehnt, wo jeder frische Junge mit lautem Jubel dem Erwachen der männlichen Kräfte seines Volkes beiwohnt, wo das Heldenhafte triumphiert über die Verflachung friedseliger Zeiten, da sollten die Knaben eingeschüchtert werden durch den Gedanken an Schmerzen und Verluste? Sie haben vielleicht den Verlust des Vaters, des Bruders schon verarbeitet und verwunden mit dem stolzen Blick auf das große Ziel, dem sie die Liebsten hingeben durften; der Lehrer darf nicht die schon

überwundene Lebenshemmung von neuem in ihnen erstehen lassen. Und ferner: wir haben vielleicht ein Zeitalter zahlreicher Kriege vor uns, sicher eine Zeit waffenstarrender Bereitschaft, — darf da ein Lehrer der jungen Generation den Krieg durch weinerlichen Pazifizismus verekeln? Darauf läuft es doch hinaus, wenn Förster behauptet, daß es jetzt pädagogisch wertvoll sei, die Jugend für die „Wiedervereinigung der Völker" zu erziehen. In diesem Augenblick, wo es sich erweist, daß die Deutschen auf niemanden sich verlassen können als auf sich selbst, daß kein Vertrag vor hinterlistigem Überfall schützt, hält er der Jugend die Vereinigten Staaten von Europa als politischen Richtpunkt vor, ein Hirngespinst, von dem auch diejenigen, denen seine Verwirklichung möglich scheint, nur unklare Vorstellungen haben dürften.

Kein Lehrer jedoch, der in Fühlung mit dem Innenleben seiner Schüler steht, wird darum den Weltkrieg ignorieren. In Geschichte und Erdkunde, in Deutschstunde und Religionsunterricht wird das, was die Seele erfüllt, bei Lehrer und Schüler sich ungesucht auf die Zunge drängen und Beziehung nehmen zu dem Gegenstand des Unterrichts. Man wird auch der Gelegenheit zur beiderseitigen persönlichen Aussprache darüber nicht aus dem Wege gehen, vielleicht gar die Schüler einmal das, was ihnen das Herz erfüllt, zwanglos niederschreiben lassen. Aber es wäre furchtbar, wenn die durch den Krieg geweckten neuen Interessen gleich wieder vor den Karren der Schule gespannt würden. Es darf nicht sein, daß mit dem Krieg das geschieht, was mit so viel Hohem zum Beispiel aus der deutschen Dichtung geschehen ist, daß er in Lehrstoff verwandelt, trivialisiert, durch den Staub der Schule geschleppt wird.

II.

> Unsere Jugend lehnt, ohne zu wissen warum, euer Ideal ab, weil es ihr zu buntscheckig ist und darum unschön vorkommt.
>
> Paul de Lagarde 1885

Wenn man also vor einer gar zu schnellfertigen und unehrfürchtigen Hereinziehung des Krieges in die Schule warnen muß, so geziemt es sich doch der Frage nachzudenken, welche Wirkung der Krieg künftighin auf unser höheres Schulwesen üben wird. Wir alle haben doch das Gefühl, daß nach dem Kriege Staat und Gemeinde, öffentliches und privates Leben eine Wandlung erfahren müssen, vielleicht nicht mit einem Schlag, aber doch bald und unausbleiblich, weil der Krieg das geistige Leben der Menschen selbst und ihre Beziehungen untereinander beeinflußt und ändert. Wie sollte sich dem die Schule entziehen können? Seit langem verwandeln sich alle Fragen unseres nationalen und sozialen Daseins in Schulfragen, alle Kämpfe des Kulturlebens spielen sich auch in der Arena der Schule ab. So kann diese tiefste Aufwühlung unserer Lebensgrundlagen nicht spurlos an der Schule vorübergehen. Wir werden uns des

neuen Geistes bewußt, der unser Volk durchzieht; dieser Geist wird sich seine Schule schaffen.

Soviel kann man schon heute sagen: die Schule der Zukunft, welche äußeren Formen sie sich auch geben wird, sie wird sein müssen eine Schule der Mannhaftigkeit, eine Schule des sozialen und politischen Verständnisses, eine Schule des Deutschtums. Wie können wir der Erfüllung dieser Forderungen mit unseren höheren Knabenschulen näher kommen?

Im Sinne der ersten Forderung liegen die bereits lebendigen Bestrebungen zur leiblichen Stählung der Jugend; von ihnen rede ich hier nicht, denn sie werden sich ohnehin durchsetzen. Wohl aber wird, so hoffe ich, die Neigung zur Weichlichkeit, die durch allzugroße Milde bei Urteil und Versetzung der Persönlichkeit der Schüler Gefahr drohte, einer straffen, rücksichtslosen Auslese der Tüchtigen Platz machen; es wird die von unmännlichen Völkern bei uns eingeschleppte, auf falschen Voraussetzungen beruhende „Koedukation" verschwinden; es wird der wunde Punkt des gegenseitigen Mißtrauens zwischen Lehrer und Schüler, das zu würdeloser Unaufrichtigkeit führt, ausgeheilt werden.

Der zweiten Forderung werden die Schulen künftig gerecht werden müssen, indem sie das Verständnis unseres nationalen Daseins fördern — nach innen durch die Wirkung der Einsicht in die Notwendigkeit des Zusammenarbeitens aller Volksschichten und Berufe zum Nutzen des Ganzen, nach außen durch die Gewöhnung des Schülers, in weltpolitischen Begriffen zu denken und hiernach die Lage unseres Vaterlandes einzuschätzen.

Das dritte Ziel aber, das des Deutschtums, wird eine scharfe Durchsicht und Auslese unter den Werten erfordern, die man künftig in der Schule des neuen Deutschland pflegen darf; und eine Beseitigung der Zerfahrenheit, wie sie unseren höheren Schulen herkömmlich ist. Ohne Beziehung auf einen gemeinsamen Mittelpunkt werden heute die Schüler von Fach zu Fach geführt, müssen ein quälendes Nebeneinander von Unterrichtswegen durchlaufen, deren Schnittpunkte sie nicht abzusehen vermögen. Hinzu tritt der Wechsel der Lehrer, so daß zum Beispiel schon in Quarta — von den technischen Fächern abgesehen — unter Umständen sechs bis acht Lehrer aneinander vorbei unterrichten. Gerade dann aber, wenn dem heranreifenden Jüngling die Lebens- und Weltanschauungsfragen sich aufdrängen und nach Lösung rufen, in den oberen Klassen, wo also die Vielheit der Stoffe am ehesten nach einer inneren Einheit verlangt, ist diese am wenigsten vorhanden. Keiner seiner Lehrer beherrscht in vollständigem Überblick das, was ihre Gesamtheit von dem Schüler täglich verlangt. Gewiß kann und muß die Schule mit der großen Elastizität der jugendlichen Geisteskräfte rechnen, aber es ist doch nicht ihre Aufgabe, geistige Verwandlungskünstler zu erziehen, deren hauptsächliche Brauchbarkeit darin bestünde, daß sie in kürzester Zeit den Saltomortale vom Pliozän über den Optativ mit ἄν und die Determinanten zur Navigationsakte ausführen. In diesen fortgesetzten geistigen Umschaltungen wird nützliche Kraft vergeudet.

Das geistige Band also, das die einzelnen Fächer aneinander bindet*), muß gefunden werden; das nicht nur Schulung des Geistes verbürgt, sondern dem Vielerlei einen Sinn, dem ganzen Unterricht seine sittliche Berechtigung gibt; ein Zentrum, auf das hin und von dem her die Stoffe der einzelnen Fächer bezogen werden. Das humanistische Gymnasium behauptet, dieses Zentrum in den alten Sprachen und der durch sie vermittelten formalen und historischen Bildungseinheit zu besitzen; war schon bisher die zentrale Stellung der klassischen Fächer nicht unbestritten, so erscheint es fraglich, ob das antike Bildungsideal die jetzige große Zeitenwende überdauern kann**). Die Realanstalten aber besitzen ein solches Zentrum auch formell nicht. Mathematik und Naturwissenschaften einerseits, die neueren Sprachen anderseits halten sich die Wage. Beide Gruppen sind ungeeignet, den gesuchten Mittelpunkt abzugeben: die mathematisch-physikalischen Fächer sind einseitig verstandesmäßigen Charakters, und auf die französische und englische Sprache und Kultur die Bildung eines deutschen Mannes aufzubauen, würde doch in jedem Sinne exzentrisch erscheinen. Anderseits fehlt der realistischen Anstalt der starke historische Bestandteil der humanistischen Bildung und das um so mehr, je stärker der Wert der Physik für die moderne Technik und des mündlichen Gebrauchs der Sprachen für das spätere „Fortkommen" betont wird, je mehr mithin die Realanstalt zur reinen Gegenwartsschule wird***).

Nun wird ja niemand leugnen, daß wir auch nach dem Krieg und gerade nach dem Krieg „Gegenwartsmenschen" nötig haben werden, Männer, die der Gegenwart mit offenem Blick und geschulten Kräften gegenüberstehen. Aber eben der Krieg hat uns gelehrt, daß nicht die äußere Hand- und Mundfertigkeit, sondern diejenige tiefere Schulung des Geistes und Willens, die wir als Bildung bezeichnen, unsere Überlegenheit sichert. Eine solche ist ohne historische Erfassung des Gegenwärtigen nicht möglich. Die Übung im geschichtlichen Denken, im Verstehen einer historischen Situation aus sich heraus, die dem Gymnasium als Nebenprodukt in den Schoß fällt, muß in den Realanstalten erst erworben werden; in vielen Fällen, wo der Geschichtslehrer des Gymnasiums schon vorbereiteten Baugrund findet, muß an jenen Schulen der Boden erst geschaffen werden, will der Lehrer nicht in die Luft bauen. Eine Verstärkung des geschichtlichen Unterrichts in den Realanstalten wurde auch vor dem Krieg bereits gefordert.

Damit ist zugleich der Weg gewiesen, auf dem die Konzentration der Unterrichtsfächer gesucht werden muß: das Verständnis der Gegenwart aus der

*) Vergleiche meine Bemerkungen in den Grenzboten 1918 IV Seite 189 bis 192.

**) Mancher Gymnasialmann scheint in diesen Tagen an seinen Überzeugungen irre zu werden. Bezeichnend ist die Absage, die der Gymnasialdirektor Heeren aus dem Schützengraben vor Reims dem klassischen Ideal zuteil werden läßt (Monatsschrift für höhere Schulen XIV, 229 ff.).

***) Die Schrift des Direktors Karl Knabe „Über den deutschen Unterricht an Realanstalten" (Marburg 1918) enthält hierzu treffende Bemerkungen.

Vergangenheit ist auch unter anderem Aufgabe des Sprachunterrichts, insbesondere wenn er, der heutigen Tendenz folgend, nicht die Beherrschung der Sprache allein, sondern die Vertrautheit mit der Eigenart und dem Werden der französischen, der englischen Kultur als sein höchstes Ziel ansieht. Dasselbe Ziel müßte natürlich dem deutschen Unterricht gesteckt werden.

Hier muß auf einen Mißstand hingewiesen werden, der nach dem Kriege wohl mit Bestimmtheit sein Ende finden wird. Was nämlich hier von den neueren Sprachen gesagt ist, und was für die alten Sprachen von jeher als selbstverständlich gegolten hat, daß die Sprachstunden auch die wissenschaftliche, philosophische, künstlerische Kultur jener Fremdvölker dem Schüler erschließen sollen — daß also neben den Dichtern klassische Philosophen, Historiker, Publizisten zu den Schülern reden dürften, das galt und gilt bis heute tatsächlich nicht für den Deutschunterricht. Natürlich hat es Deutschlehrer gegeben, die ihre Aufgabe so weit faßten, aber die Gefahr, an der unzulänglichen Stundenzahl ihres Faches zu scheitern, hat dahin geführt, daß zumeist in der Einseitigkeit der Betrachtung dichterischer Werke verharrt wird, gerade als ob bei uns Deutschen keine volkscharakteristische Literatur unpoetischer Art existierte. Solange dieser Zustand dauerte, konnte auch von den wohlgemeinten Versuchen einiger Verlage, geeignetes Material zur Beleuchtung aller Seiten unseres geistigen Lebens dem Unterricht zuzuführen (zum Beispiel durch das wertvolle Lesebuch für die Oberklassen von Schönfelder, bei Diesterweg in Frankfurt; zahlreiche kleine Handausgaben von Velhagen und Klasing und andere) kein ausgiebiger Gebrauch gemacht wurden; auch dem Aufsatzunterricht entgingen hierdurch wertvolle stilistische Vorbilder.

Die Umgestaltung des Deutschunterrichts, wie sie hier angestrebt wird, würde zu einem neuen Ziele führen, zur Gewinnung eines möglichst allseitigen Bildes unserer kulturellen Umwelt auf der Grundlage des Verständnisses für ihr Werden. Sollte dieser Zielsetzung ein Teil der bisher üblichen literarisch-ästhetischen Erörterungen über Dichtwerke zum Opfer fallen müssen, so würde ich das im Interesse aller Beteiligten, auch des Dichters, begrüßen. Diesem erweiterten Deutschunterricht würde sich ein Geschichtsunterricht anschließen, dessen Ergebnis das Verständnis unserer politischen Umwelt wäre.

In diesen beiden Fächern läge der Schwerpunkt; auf ihre Ziele müßte die gesamte sprachlich-geschichtliche Fächergruppe einschließlich des wichtigen wirtschaftlich-politischen Zweiges der Geographie abgestimmt werden. Der naturwissenschaftliche Unterricht aber würde diese Einheit in derselben Weise ergänzen, wie in der Gesamtwissenschaft Geistes- und Naturwissenschaften die beiden Hälften bilden, die auf der Stufe der Philosophie zur Synthese streben. Ich stehe auch nicht an zu fordern, daß, wo immer die vorhandenen Lehrkräfte derartiges ermöglichen, die Schule die Verpflichtung übernimmt, den Schülern Einblick in die wichtigsten Probleme zu gewähren, die Natur und Menschenleben durchwalten und im Einzelsubjekt nach Lösung drängen.

III.

Wird man auf dieses Bildungsideal die deutsche höhere Schule in Zukunft gründen? Noch scheint die säkulare Bedeutung dieses Wendepunktes unserer nationalen Geschichte auch für unser Erziehungs- und Unterrichtswesen nicht überall so anerkannt zu werden, wie bei jenem radikalen Gymnasialdirektor im Schützengraben.*) Aber während ich dies schreibe, kommt mir eine erste öffentliche Äußerung aus den Kreisen der deutschen Schulregierungen in die Hände, deren Verfasser, der hessische Geheime Oberschulrat Block, in seinen Zukunftsforderungen etwa die gleichen Wege geht wie der vorliegende Aufsatz.**) Insbesondere bemerkenswert erscheint es, daß Block für die drei Fächer Deutsch, Geschichte und Erdkunde im Verhältnis zum gegenwärtigen Stand die doppelte Zahl an Unterrichtsstunden auf Kosten sonstiger Fächer in Aussicht nimmt. In der Tat, man darf die Mühe und das Odium nicht scheuen, unter den bisherigen Bestand der Unterrichtsgegenstände zu treten, um sie auf ihren Bildungswert kritisch zu sichten und die dieser Prüfung nicht standhaltenden Fächer rücksichtslos zurückzudrängen oder auszumerzen.

Daß derartige Notwendigkeiten auch im Volke gefühlt werden, ersieht man zum Beispiel daraus, daß sich in Tageszeitungen bereits eine Erörterung über die Frage erhoben hat, ob diese oder jene Fremdsprache nach dem Kriege in unserem höheren Unterricht noch eine Stelle haben dürfe. Natürlich ist diese Prüfung nicht nur für die Sprachen am Platze. In sehr verständiger Weise ist die Frage des Bildungswertes in einem soeben erschienenen Buche „Stoffe und Probleme des Geschichtsunterrichts***) von Fritz Friedrich erörtert worden (Leipzig 1915, Teubner). Er geht von dem alten, aber in der Praxis immer wieder übersehenen Grundsatz aus, daß unsere höheren Schulen nicht Vorschulen für diesen oder jenen Beruf sein sollen, sondern daß ihr Unterricht die Aufgabe hat, durch Schulung des Denkens, des Urteils und der Fähigkeit, selbständige geistige Arbeit zu leisten, eine allgemeine Grundlage für jede Art wissenschaftlichen Studiums zu legen; die von der Erdenschwere unmittelbarer praktischer Benutzbarkeit freien, allgemein bildenden Unterrichtszweige seien also in den Vordergrund der Bewertung zu stellen. „Als solche müssen nicht

*) Vergleiche Anmerkung Seite 141.

**) „Der Lehrplan der höheren Schulen nach dem Krieg", im Tag vom 29. Juni 1915. Man geht wohl nicht fehl, wenn man hierin das Programm für die künftige höhere Schule in Hessen erblickt, das hiermit die Führung auf dem Wege der Reform übernimmt.

***) Das Buch, aus dessen grundsätzlichem Teile ich hier einiges aushebe, kann in einem Hauptteil, der didaktische Erörterungen und Winke enthält, an dieser Stelle nicht weiter besprochen werden. Es sei jedoch den Geschichtslehrern unter der Grenzbotengemeinde warm empfohlen. In der Bewertung der Staatengeschichte stimme ich mit F. nicht ganz überein. Desgleichen in der Ablehnung jedes Gedankens an ein höheres Walten in der Geschichte. Was war Rankes Ideenlehre anderes? Und soll nun der Gedanke einer Mission des deutschen Volkes im Völkerdasein, der uns heute wieder so nahe liegt, ein Gedanke von hoher ethischer Fruchtbarkeit, der Schule fernbleiben?

Sprachen und nicht Mathematik gelten, die vielmehr in ziemlich hohem Grade Spezialwissenschaften sind, sondern Deutsch und Geschichte, Erdkunde und Naturwissenschaft, dazu die leider so ganz ins Hintertreffen geratene philosophische Propädeutik. Wenn überhaupt, so gibt nur in Bezug auf diese Disziplinen der vielgescholtene Ausdruck „allgemeine Bildung" einen verständigen Sinn, indem er nicht ein aus allen Wissenstöpfen zusammengenaschtes Allerlei von Kenntnissen bezeichnet, sondern ein Vertrautsein mit den Hauptgebieten der natürlichen und geistigen Umwelt, in der alle Gebildeten, ohne Rücksicht auf ihren besonderen Beruf, leben." Diese vor dem Kriege geschriebenen Worte werden heute als eine noch dringendere Forderung empfunden werden.

Einige Ergänzungen mögen die ausgesprochenen Wünsche noch klarer ausgestalten.

Alle Kenner der jugendlichen Natur sind darüber einig, daß das Interesse der Jugend bis etwa zum sechzehnten Jahr sich auf das Geschehen selbst richtet, nicht auf das Zuständliche*) und nicht auf die inneren Beziehungen des Geschehens. Somit kann eine Schulung im historischen Denken sowohl wie eine genetische Entwicklung kultureller Tatbestände erst bei größerer Reife, das heißt nicht früher als in Prima, versucht werden. Das gleiche gilt von den damit zusammenhängenden staatlich-politischen, sozialen, wirtschaftlichen, philosophischen Erörterungen. Hieraus ergibt sich, daß die Zentralfächer, wenn sie auch schon in den Unter- und Mittelklassen als solche hervortreten können, doch erst in den Primen einen breitausladenden Ausbau erfahren müssen.

Hierbei könnte man einen Schritt weitergehen. Sobald man die Forderung erfüllt, dem Deutschunterricht die allgemeine Orientierung über die deutsche Kultur und ihr Werden einzugliedern, hat man eine historische Disziplin in ihn hineinverlegt, die bei der starken Verflechtung des europäischen Kulturlebens keineswegs an den deutschen Grenzen haltmachen könnte. Anderseits hat man der Geschichte ein Gebiet entrissen, das sie eigentlich nicht missen kann. Da somit herüber und hinüber verwiesen werden muß, der deutsche Unterricht öfters die speziellere Ausführung eines in der Geschichte nur gestreiften Gegenstandes übernehmen kann, so sollten in den Primen Geschichte und Deutsch nicht nur in die Hand desselben Lehrers gelegt, sondern überhaupt zu einem Fach vereinigt werden.

Als seine Krönung würde ich mir in Oberprima eine systematische Zusammenfassung der Ergebnisse der vereinigten Fächer denken. Man könnte sie Gegenwartskunde benennen (wobei dieser Begriff weiter zu fassen wäre als bei Friedrich Seite 16). Sie würde dem Schüler einen großen Überblick über den Stand unseres politischen und Kulturlebens und ihrer weltweiten Beziehungen geben, wobei sie fortwährend das vorher im Unterricht Besprochene auffammeln könnte.

*) Friedrich hat Seite 87 f. mit glücklichem Ausdruck das Interesse für explodierende Zustände hervorgehoben, das heißt solche, die Ereignisse auslösen.

Unter starker Beteiligung der Schüler würde sich diese Ordnungsarbeit vollziehen; sie müßte bei ihnen zu einer bisher ungekannten Befriedigung am selbsterarbeiteten Kosmos führen. Daß dieser Ausblick, durchaus vom Gesichtspunkt des Deutschen unternommen, doch durch Vergleich mit dem Fremden und Abwägung die besondere Lage und Eigenart des deutschen Menschen und seines Staates um so klarer hervortreten ließe, versteht sich von selbst. In dieser Zusammenfassung würde auch der im geschichtlichen Unterricht gewonnene Stoff der sogenannten staatsbürgerlichen Kenntnisse gesichtet und gruppiert werden, denn im ganzen müßte sich historische Bildung erweisen, wie sie Kerschensteiner neulich definiert hat (Süddeutsche Monatshefte 1915, Mai) als „die Fähigkeit, die Lebensbedingungen des eigenen Volkes und Staates, seine Lebensaufgaben sowie die Möglichkeit ihrer Lösung erfassen zu können, auf Grund des Einblickes und Verständnisses in das Werden des heute in Volk und Staat Bestehenden und in die Verhältnisse, die sich aus seinen geographischen Bedingungen und seinen Beziehungen zu anderen Völkern und Staaten ergeben." Während vor dem Kriege manche Lehrer geneigt waren, die staatsbürgerliche Ausbildung fast rein innerpolitisch zu orientieren, wird die Schulung des Urteils über die internationale Lage unseres Reiches jetzt eine große Rolle spielen; Bücher wie die von Kjellén und Ruedorffer werden zu unentbehrlichen Handbüchern werden. Dann wird die höhere Schule in künftigen kritischen Zeiten nicht mehr der Vorwurf Kerschensteiners treffen, daß sie an dem Mangel historischer — will sagen politischer — Bildung unserer Zeit die Schuld trage. —

Wie aus der weltgeschichtlichen Bedeutung unserer Zeit ein neues historisches Interesse erwachsen ist, so vertiefe sich in diesen Jahren unserer wahrhaft glänzenden Vereinsamung das Wissen um deutsches Wesen und deutsches Wirken. Unerreichbar für die schmutzige Verleumdung liege es treu bewahrt für die Zukunft in den Herzen der Jugend.

Kriegsbeschädigtenfürsorge und Sozialversicherung

Von Dr. Georg Jahn

Die Leistungsfähigkeit unseres Heeres im gegenwärtigen Kriege und die noch immer nicht zum Stillstand gekommene Aushebung und Einziehung soldatischen Ersatzes haben uns zu unserer Genugtuung gezeigt, daß trotz aller zweifellos vorhandenen sozial-hygienischen Schäden der industriellen Entwicklung und der Verstädtischung unseres Lebens die Gesundheit und körperliche Kraft unseres Volkes im ganzen ungebrochen erscheint und noch immer eine Kriegsmilitärtauglichkeit vorhanden ist, die uns gestattet, so ungeheuere Heeresmassen aufzustellen, wie sie zur Niederzwingung unserer an Kopfzahl stark überlegenen Gegner notwendig sind. Aber wenn wir das feststellen, so dürfen wir darüber nicht vergessen, daß dieses günstige Ergebnis ohne die jahrzehntelange Arbeit unserer vorbildlichen Sozialversicherung kaum möglich gewesen wäre. Es zeigt sich jetzt zum greifen deutlich, daß der immerhin erhebliche Bruchteil des Volkseinkommens und Volksvermögens, der hier verbraucht und festgelegt worden ist, nationalwirtschaftlich außerordentlich gut angelegt war. Als besonders wertvoll aber müssen die Früchte bezeichnet werden, die die Verwirklichung des Gedankens der vorbeugenden Heilbehandlung gezeitigt hat. Wenn die Träger der Invalidenversicherung, die Reichsversicherungsanstalt für Angestellte und die Krankenkassen in einem von Jahr zu Jahr steigenden Umfange Mittel für den Kampf gegen die großen, Volkskraft verzehrenden Seuchen und die Verschlechterung der Volksgesundheit bereitgestellt und für Heilanstalten, Ärzte und Arzneien Sorge getragen haben, so haben sie sich damit zweifellos ein erhebliches Verdienst um die physische Kriegsbereitschaft des deutschen Volkes erworben und Kraftreserven geschaffen, ohne die wir sicherlich unseren Feinden weniger leicht zu widerstehen vermöchten, als es tatsächlich geschieht.

Schon von Anfang des Krieges an hat es sich gezeigt, wie sehr die medizinischen Einrichtungen der Sozialversicherungsorgane unserem Militärsanitätswesen bei der Behandlung der Verwundeten und Kriegskranken zugute kamen. Unschätzbar waren die Erfahrungen, die von den Berufsgenossenschaften in den letzten Jahrzehnten bei der Heilung der Unfallverletzten gesammelt worden

sind, und ebenso wertvoll die Tatsache, daß die Organe der Sozialversicherung eine große Anzahl eigener Heilanstalten und Krankenhäuser gebaut haben, die sogleich zur Verfügung gestellt werden konnten. Da ohnehin das Heilverfahren der Invalidenversicherung während des Krieges nicht in seinem bisherigen Umfange fortgesetzt werden konnte, so war es möglich, in den 42 Krankenhäusern, Sanatorien und Genesungsheimen der Landesversicherungsanstalten etwa 3000 Betten und in den 42 Lungenheilstätten derselben etwa 2500 Betten mit Verwundeten und Kriegskranken zu belegen. Die Reichsversicherungsanstalt für Angestellte, die selbst keine Heilanstalten besitzt, stellte wenigstens eines der ihr verpflichteten Sanatorien ganz zur Verfügung und übernahm sämtliche durch Heilbehandlung und Pflege entstehende Kosten. Von den 48 Krankenhäusern der Knappschaftskassen dient ebenfalls eine größere Anzahl seit Beginn des Krieges als Lazarett, und auch in den 52 Krankenhäusern und Heilanstalten der Krankenkassen konnte, unbeschadet der im vollen Umfange aufrecht zu erhaltenden Krankenheilung der Daheimgebliebenen, eine größere Anzahl von Kriegskranken und Verwundeten untergebracht werden.

Aber die Fürsorge der Sozialversicherungsorgane beschränkte sich nicht auf diese weitgehende Bereitstellung vorhandener Einrichtungen, sondern nahm zugleich lebhaften und starken Anteil an der Kriegswohlfahrtspflege, die in Deutschland einen weit größeren Umfang angenommen hat, als in allen übrigen kriegführenden Staaten. Bereits zu Beginn des Krieges beschlossen die Landesversicherungsanstalten bis zu fünf Prozent ihres rund 2,1 Milliarden Mark betragenden Vermögens, also 105 Millionen Mark, der Kriegswohlfahrtspflege zu widmen. Nach einem Bericht des Präsidenten des Reichsversicherungsamts waren davon bis zum 1. Juni dieses Jahres 18 Millionen Mark verbraucht, so daß für den weiteren Verlauf des Krieges noch reichlich Mittel zur Verfügung stehen. Wenn auch der größere Teil dieser Summe für Maßnahmen zur Hebung der gesundheitlichen Verhältnisse der in der Heimat verbliebenen versicherungspflichtigen Bevölkerung verwandt worden ist — zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit zum Beispiel rund sechs Millionen Mark, zur Unterstützung von Arbeitsnachweisen, Volksküchen, Säuglingsschutz, Wöchnerinnenpflege und dergleichen 1,5 Millionen Mark, für Ehrengaben an die Hinterbliebenen verstorbener Kriegsteilnehmer zur Linderung der ersten Not eine Million Mark, zur Förderung der Kriegsversicherung etwa 200000 Mark — so sind doch auch den Kriegsteilnehmern selbst etwa vier Millionen Mark zugute gekommen, ein Betrag, der sich durch Aufwendungen der jungen Reichsversicherungsanstalt für Angestellte auf fast 6,5 Millionen Mark erhöht. Fast zwei Millionen flossen dem Zentralkomitee vom Roten Kreuz und seinen Zweigvereinen zu. Zur Beschaffung von Wollsachen und Nässeschutz bewilligten die Landesversicherungsanstalten 1671000 Mark, die Reichsversicherungsanstalt für Angestellte 1750000 Mark, die bisherigen Aufwendungen der Landesversicherungsanstalten für Lazarettzüge, Krankenautomobile, Bade- und Desinfektionswagen endlich belaufen sich auf rund eine

halben Million Mark und die der Reichsversicherungsanstalt für Angestellte auf 670000 Mark. Das sind Summen, die selbst im Rahmen des gewaltigen Kriegsetats unseres Militärsanitätswesens eine Rolle spielen und arbeiten helfen.

Die Sorge für die Wiederherstellung der im Kriege Verwundeten oder Erkrankten ist selbstverständlich in erster Linie Sache des Reichs, der Militärverwaltung, und es besteht kein Zweifel, daß von dieser Seite alles getan wird, um die im Bereiche der Möglichkeit liegenden Ergebnisse zu erzielen und das deutsche Volk trotz der ungeheueren Schädigungen des Krieges auf der bisherigen Höhe seiner körperlichen und geistigen Leistungsfähigkeit zu erhalten. Es ist Vorsorge getroffen worden, daß bereits in den Lazaretten eine weitgehende Nachbehandlung der Verwundeten eingeleitet wird und daß alle zur Verfügung stehenden Heilmittel und Heilmethoden benutzt werden, um den höchstmöglichen Grad der Gebrauchsfähigkeit des verstümmelten oder beschädigten Gliedes oder die Leistungsfähigkeit des Erkrankten wieder herzustellen. Deshalb werden die Verwundeten und Kranken sobald wie möglich denjenigen Lazaretten und Krankenanstalten zugeführt, in denen die für eine zweckmäßige Nachbehandlung nötigen Einrichtungen vorhanden sind. Auch hat die Heeresverwaltung Abmachungen mit einer großen Anzahl deutscher Kurorte getroffen, um die Heilmittel unserer Bäder im weitesten Umfange zur Wiederherstellung der Verwundeten und Kriegskranken ausnutzen zu können. Ferner steht für solche Kriegsteilnehmer, die bereits als dienstuntauglich aus dem Heere ausgeschieden sind, eine größere Anzahl freier Badekuren zur Verfügung, deren rasche Erhöhung das Zentralkomitee der deutschen Vereine vom Roten Kreuz sich in dankenswerter Weise zur Aufgabe gemacht hat.

Ebenso wie für weitestgehende Heilbehandlung sorgt die Heeresverwaltung für die von den Verstümmelten benötigten Ersatzglieder und die zur Bewegung und zum Ausgleich der fehlenden Körperteile erforderlichen Ersatzmittel. Für Leute, die den Verlust eines oder beider oberen Gliedmaßen zu beklagen haben, können in geeigneten Fällen auch sogenannte Arbeitsprothesen beschafft werden, die an Stelle der nachgemachten Hand besondere Vorrichtungen haben, um ihre Träger zur berufsmäßigen Verwertung des künstlichen Gliedes zu befähigen. Auch sollen Aushilfsglieder, künstliche Augen, künstliche Gebisse und alle notwendig werdenden Ergänzungen, Ausbesserungen und späteren Ersatzstücke auf Reichskosten beschafft werden.

Es ist indessen sicher und von der Regierung mehrfach betont worden, daß selbst diese außerordentlich weitgehende Fürsorge für die Heeresverwaltung in zahlreichen Fällen der Ergänzung und Vervollständigung bedarf. Es gibt viele Verwundete und Kriegskranke, für deren vollständige Wiederherstellung die Lazarettbehandlung und die dafür zur Verfügung stehende Zeit nicht ausreicht und nicht ausreichen kann. Verwachsungen, Gelenkversteifungen und Lähmungen, wie sie mit schweren Verwundungen sehr häufig verbunden sind, bedürfen einer wiederholten Behandlung und brauchen bis zu ihrer vollständigen

Beseitigung oder doch größtmöglichen Abmilderung oft eine ganze Reihe von Jahren. Dasselbe gilt für viele chronische Krankheiten, die sich zahlreiche Soldaten infolge der aufreibenden Strapazen des Winterfeldzuges und des Stellungskampfes zugezogen haben, so namentlich für Rheumatismus, Herzkrankheiten, Lungenleiden und Nervenübel aller Art. In Hunderttausenden solcher Fälle wird erst eine längere Badekur die erforderliche Kräftigung für den Wiedereintritt in das Berufsleben schaffen, und sehr häufig wird es nötig sein, die erste Kur jahrelang hintereinander zu wiederholen, um die erlittenen körperlichen Schädigungen voll und ganz auszugleichen. Die Militärverwaltung kann das unmöglich alles leisten, so sehr sie sich auch darum bemühen mag. Einmal muß sie die Verwundeten und Kriegskranken doch entlassen, in deren eigenem Interesse und der des deutschen Wirtschaftslebens es sogar liegt, daß dieser Zeitpunkt nicht allzu weit hinausgeschoben wird.

Hier nun ist der Punkt, an dem die Sozialversicherung mit ihren reichen Einrichtungen und Mitteln helfend eingreifen muß. Die weit überwiegende Mehrheit der Kriegsteilnehmer gehört zu den Versicherten der Landesversicherungsanstalten oder der Reichsversicherungsanstalt für Angestellte. Für diese Organe besteht deshalb die hohe Gefahr, daß Hunderttausende bei ihnen versicherter Kriegsteilnehmer infolge der Nachwirkungen von Erkrankungen und Verwundungen früher invalide werden, als es dem bisherigen Gesundheitszustande der arbeitenden Bevölkerung entspricht, und durch höheren und längeren Rentenbezug die Versicherungsorgane finanziell in unvorhergesehener und überplanmäßiger Weise belasten. Die Versicherungsanstalten haben deshalb ein sehr lebhaftes Interesse daran, sich sobald wie irgend angängig, möglichst schon vor der Entlassung der Kriegsbeschädigten aus dem Heeresdienste, auf alle Fälle aber unmittelbar danach der Versicherten unter denselben anzunehmen und sie auf ihre Kosten in ein Heilverfahren zu schicken. Dieses Heilverfahren wird sich auf alle Fälle erstrecken, in denen irgendwie begründete Hoffnung auf Wiederherstellung der Gesundheit und Berufsfähigkeit besteht. Für die ständige Behandlung in Sanatorien, Lungenheilstätten, Kranken- und Genesungshäusern, in Kurorten sowie in der Sprechstunde des Arztes (zum Beispiel elektrische Behandlung, mechano-therapeutisches Verfahren, Orthopädie) kommen in Frage: Schwächezustände, Fälle verzögerter Genesung und geistige und körperliche Erschöpfungszustände ohne eigentliche Organerkrankung, wie sie schon jetzt massenhaft vorliegen, ferner aber besonders solche Erkrankungen, die durch eine längere planmäßige Kur günstig zu beeinflussen sind, also namentlich die Krankheiten der Atmungsorgane (insbesondere die Rückstände von Lungen- und Rippenfellentzündungen, beginnende Lungentuberkulose usw.), des Herzens und der Nerven, Rheumatismus, Gelenkversteifungen nach Knochenbrüchen und -schüssen, Verwachsungen, Lähmungen und dergleichen mehr. Daneben werden auch nichtständige Heilverfahren, die sich vor allem auf Zahnersatz und Lieferung künstlicher Glieder erstrecken werden, in größerem Umfange einzuleiten sein,

wenn der im Interesse der Versicherungsanstalten erforderliche Erfolg erzielt werden soll.

Neben den Landesversicherungsanstalten und der Reichsversicherungsanstalt für Angestellte werden auch die Krankenkassen durch die Kriegswirkungen stark belastet werden. Sie müssen zunächst für die Behandlung solcher Kriegsteilnehmer unter ihren Versicherten eintreten, die das Versicherungsverhältnis während des Krieges freiwillig fortgesetzt haben und aus dem Militärdienst krank entlassen werden. Eine weitere Belastung der Krankenkassen ergibt sich ohne weiteres daraus, daß sehr viele der aus dem Kriege gesundheitlich geschwächt Heimkehrenden neuen oder wiederholten Krankheiten naturgemäß leichter zugänglich sein werden. Man denke etwa an die große Zahl der Rheumatismuskranken, die bei jeder stärkeren Erkältung erneut auf das Krankenlager geworfen werden, falls nicht durch eine längere Behandlung eine vollständige Wiederherstellung erzielt wird. Die Krankenkassen haben selbstverständlich das größte Interesse an einer raschen, gründlichen und dauernden Heilung aller dieser bei ihnen Versicherten, auch wenn dadurch zunächst hohe Kosten entstehen, damit ihre Lasten nicht später in das Unbegrenzte wachsen. Schließlich kommt für die Krankenkassen auch noch die Beschaffung von Hilfsmitteln bei Verkrüppelungen und Verunstaltungen in Frage, eine Aufgabe, die nach § 187 der Reichsversicherungsordnung allerdings lediglich fakultativ ist. Es ist aber zu hoffen und zu wünschen, daß recht viele leistungsfähige Anstalten von diesem Rechte Gebrauch machen und ihre Satzung entsprechend erweitern und ergänzen; denn es ist keine Frage, daß gerade diese Hilfe von unseren Kriegsverstümmelten besonders freudig begrüßt und dankbar anerkannt werden wird.

Die Kriegsbeschädigtenfürsorge der Sozialversicherungsorgane erschöpft sich nun aber ebensowenig wie die der Heeresverwaltung mit der einfachen Heilbehandlung. Wie die letztere sich bereit erklärt hat, nicht nur für tunlichste Wiederherstellung der Verletzten Sorge zu tragen, sondern sie auch im Gebrauch künstlicher Gliedmaßen zu unterweisen, ihnen bei der Berufsan- und umlernung behilflich zu sein und sie schließlich einer geeigneten Erwerbstätigkeit und Lebensstellung zuzuführen, so wollen auch die Organe der Invalidenversicherung und die Reichsversicherungsanstalt für Angestellte an der wirtschaftlichen Kriegsbeschädigtenfürsorge mitarbeiten. Bekanntlich sind zur wirksamen Durchführung dieses Zweiges der Fürsorge in allen preußischen Provinzen und Bundesstaaten Zweckorganisationen in Bildung begriffen, die alle in Frage kommenden Vereine und Körperschaften umfassen werden. Ihre Arbeit soll sich auf Berufsberatung der Kriegsbeschädigten in den Lazaretten, Förderung der An- und Umlernung für ihren früheren oder für einen neuen Beruf sowie die Unterbringung der auf diese Weise wieder berufsfähig gewordenen auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt erstrecken. Da es sich bei der Berufsberatung und -umlernung um Maßnahmen handelt, die bisher nicht in den Rahmen der von den Organen der Invaliden- und Angestelltenversicherung gewährten Heilverfahren fielen, so haben sowohl die

Landesversicherungsanstalten als auch die Reichsversicherungsanstalt für Angestellte beschlossen, sie als Teil des Heilverfahrens anzusehen und die Kosten zu übernehmen, soweit nicht bereits andere Stellen dafür aufgekommen sind.

Es ist also ein reiches und umfassendes Programm, dessen Durchführung sich im Interesse ihrer Versicherten und damit eines großen Teiles des deutschen Volkes die Organe der Sozialversicherung vorgenommen haben. Allein die Hoffnung auf ein glückliches Gelingen ist hier um so begründeter, als die Mittel dazu bereits jetzt in ausreichender Weise vorhanden sind. Ein gut Teil der einzuleitenden Heilverfahren wird ohne weiteres aus laufenden Mitteln gedeckt werden können. Den Landesversicherungsanstalten standen im Jahre 1913 hierzu nicht weniger als 34 Millionen Mark zur Verfügung, eine Summe, die bei dem großen vorhandenen Vermögen auf kürzere Zeit noch einer erheblichen Steigerung fähig ist. Für außerordentliche Aufwendungen sind die Beschlüsse auf der Konferenz der Landesversicherungsanstalten mit dem Reichsversicherungsamt vom 31. August 1914 maßgebend, wonach als Höchstgrenze für die zu Zwecken der Kriegsfürsorge aufzuwendenden Mittel fünf Prozent des Buchwerts des Gesamtvermögens jeder einzelnen Versicherungsanstalt am 31. Dezember 1913 festgesetzt worden ist. Da diese fünf Prozent für alle Landesversicherungsanstalten zusammen 105 Millionen Mark ausmachen, von denen bis zum 1. Juni erst 13 Millionen verbraucht waren, so stehen also noch mehr als 90 Millionen zur Verfügung, ein Betrag, der in Verbindung mit den laufenden Mitteln ausreichen dürfte, um selbst die reichlich hochgespannten Anforderungen zu erfüllen, die sich aus dem dargelegten Programm ergeben. Auch die Reichsversicherungsanstalt für Angestellte hat trotz ihres kurzen Bestehens genug Mittel zur Verfügung, um den besonderen Aufgaben der Kriegsbeschädigtenfürsorge gerecht zu werden. Da im Jahre 1914 von den in den Voranschlag für Heilverfahren eingestellten $11^1/_2$ Millionen Mark nur etwa fünf Millionen verbraucht wurden, kann zunächst schon aus laufenden Mitteln mindestens die doppelte Zahl von Versicherten in Heilbehandlung genommen werden. Außerdem aber ist von der Anstalt eine besondere Rücklage für das Heilverfahren angesammelt worden, die bereits Anfang dieses Jahres die Höhe von 16 Millionen Mark erreicht hatte und voll für den Zweck der Kriegsbeschädigtenfürsorge zur Verfügung gestellt werden soll.

Aus allem ergibt sich somit die erfreuliche Tatsache, daß die großen Fürsorgeeinrichtungen, die sich das deutsche Volk in den Jahrzehnten des Friedens geschaffen hat, sich jetzt im Kriege aufs beste bewähren und die Hoffnung aufkommen lassen, daß es gelingen wird, die schweren Wunden, die der Krieg der Volkskraft und Volksgesundheit schlägt, nach Möglichkeit zu heilen.

Versuche zur Beseitigung des Unterseebootkrieges

Von Gerichtsassessor Dr. Hans Wehberg

Die Befürworter einer internationalen Verständigung über die Beschränkung der Rüstungen haben teilweise ihr Ziel dadurch zu erreichen versucht, daß sie ein Verbot zum Gebrauche bestimmter Kriegsmittel aufstellten. Vor zehn Jahren hat auf dem Luzerner Weltfriedenskongreß Professor Fatio den merkwürdigen Vorschlag gemacht, den Gebrauch von Artillerie zu anderen Zwecken als zur Verteidigung von Festungen zu verbieten. Viel bekannter aber sind die wiederholten Pläne geworden, die darauf hinauslaufen, die Verwendung von Unterseebooten zu verbieten. Nachdem der gegenwärtige Krieg gezeigt hat, welch unerwartete Bedeutung dieses Kampfmittel (dessen Wert freilich einige vorausschauende Geister wie Admiral Galster rechtzeitig erkannt haben) für den Seekrieg hat, ist es von besonderem Interesse, einmal auf diese nunmehr sicherlich endgültig begrabenen Versuche hinzuweisen.

In dem zweiten der Rundschreiben, durch die die russische Regierung am 11. Januar 1899 die näheren Programmpunkte der ersten Haager Friedenskonferenz bekannt machte, war als die vierte Aufgabe der Diplomatenkonferenz „das Verbot der unterseeischen Torpedoboote und der anderen Zerstörungsmaschinen sowie der Rammschiffe" bezeichnet. Mit dieser Frage befaßte sich die Marineunterkommission der ersten Kommission am 31. Mai unter dem Vorsitze des holländischen Bevollmächtigten Jhr. van Karnebeek, eines hervorragenden Staatmannes, der heute noch in hohem Alter im Haag lebt und Vorsitzender der Carnegiefriedenspalaststiftung ist. Jhr. van Karnebeek betonte bei Beginn der Beratung, eine Einigung über diese Frage könne wohl nur dann erzielt werden, wenn ein entsprechendes Verbot einstimmig gefaßt würde; wenn nur eine einzige Nation diese Kriegsmaschinen benutze, dann müßten alle anderen dasselbe tun. In der Diskussion brachten die Vertreter der einzelnen Staaten, da sie zum Teil noch keine offizielle Instruktionen empfangen hatten, zunächst nur ihre persönliche Meinung zur Sprache. Doch stimmte diese im wesentlichen mit der späteren endgültigen Abstimmung überein, und es darf wohl angenommen werden, daß alle in der Hauptsache über die zu erwartende Instruktion informiert waren. Es ist nun von großem Interesse, darauf hinzuweisen, daß vor allem solche neutrale Staaten, die jetzt unter dem Unterseebootkrieg ganz besonders zu leiden haben, nämlich Holland, Schweden und Norwegen gegen ein Verbot dieser Waffe waren, da sie betonten, es handle

sich um ein besonderes Schutzmittel für die schwachen Staaten. Außer diesen Mächten lehnten nur noch Frankreich und die Türkei den Antrag mit der Begründung ab, die Unterseeboote seien zur Verteidigung nicht zu entbehren. Dagegen stimmte Deutschland für ein Verbot der Tauchboote, aber unter der ausdrücklichen Bedingung, daß alle anderen Mächte sich in derselben Weise verpflichteten. Übereinstimmend äußerten sich die Vertreter von Italien, Japan, Rußland und Dänemark. Auch England hatte nichts gegen ein Verbot, und machte sogar nur die Bedingung, daß alle Großmächte auf die Tauchboote verzichteten. Einige andere Staaten erhielten sich der Stimme, so die Vereinigten Staaten von Amerika, Österreich-Ungarn und Siam. Der österreichisch-ungarische Bevollmächtigte führte aus, seine Marine habe zwar noch keine Unterseeboote, denn diese entbehrten noch der zur praktischen Indienststellung notwendigen Vollendung. In Österreich beschränke man sich im Augenblick darauf, die Fortschritte auf diesem Gebiete mit ernsthafter Aufmerksamkeit zu verfolgen. Bei der Verteidigung der Häfen und Reeden könnten sie sehr wertvolle Dienste leisten. Auch Siam meinte, Tauchboote seien vielleicht zur Verteidigung der Kleinstaaten notwendig. Andere Staaten waren in der Unterkommission nicht vertreten.

Schon nach dieser vorläufigen Meinungsäußerung war es klar, daß ein Resultat kaum zu erzielen sei. Als daher der deutsche Kapitän zur See, spätere Admiral Siegel anfragte, ob es noch nötig sei, zur Frage der Unterseeboote weitere Informationen einzuholen, verneinte der Präsident diese Frage. Bei der endgültigen Abstimmung der Kommission am 23. Juni war das Stimmenverhältnis noch ungünstiger. Siam stimmte allerdings jetzt bedingungslos mit „ja"; desgleichen gaben Griechenland und Persien ihre vorbehaltlose Zustimmung. Aber schon von den Mächten, die unter der Voraussetzung der Einstimmigkeit dem Verbote hatten zustimmen wollen, waren einige umgefallen. Rußland enthielt sich, obwohl es selbst den Antrag eingebracht hatte, nunmehr der Stimme, Dänemark war jetzt ein Gegner geworden. Statt dessen war nur Rumänien dem Antrage unter der Voraussetzung einstimmiger Annahme geneigt worden. Die Vereinigten Staaten von Amerika und Österreich-Ungarn bekannten sich jetzt offen als Gegner des Vorschlages, desgleichen Spanien und Portugal. Außer Rußland enthielten sich noch Serbien und die Schweiz, also zwei Binnenstaaten, der Abstimmung. Der Antrag wurde demnach als endgültig gescheitert angesehen. Auf der zweiten Haager Konferenz von 1907 kam die Rüstungsfrage infolge des deutschen Widerspruchs nicht zur Beratung. Selbst wenn es der Fall gewesen, so würde man den Vorschlag des Verbotes dieser Kriegswaffe kaum erneuert haben. Die meisten Marinen hatten sich inzwischen eingehend mit dem Tauchbootproblem befaßt, Deutschland mit am spätesten. Es ist bekannt, daß noch vor dem Kriege über die Bedeutung dieses Zerstörungsmittels große Meinungsverschiedenheiten bestanden. Im Oktoberheft 1910 (Seite 12 ff.) der Deutschen Revue veröffentlichte Konteradmiral a. D. Kalau vom Hofe einen

Artikel, worin er erneut den Vorschlag machte, auf die Verwendung von Unterseebooten zu verzichten. „Es erscheint dringend wünschenswert," so führte der deutsche Fachmann damals aus, „daß die verschiedenen Friedensgesellschaften mit den Fährnissen der Unterseeboote sich eingehend vertraut machen und erwägen, ob nicht die Abschaffung der Unterseeboote für Kriegszwecke zu einer grundsätzlichen Forderung wiederum zu erheben wäre. Die Forderung dürfte um so eher allgemeine Anerkennung finden, als für sie der Umstand von höchster Bedeutung ist, daß die Kriegsmächtigkeit der rivalisierenden Flotten der großen Seemächte durch die Existenz oder Nichtexistenz der Unterseeboote nicht beeinflußt wird." Weiter betonte der Verfasser jenes Artikels: es mache für die Leistungsfähigkeit der Marinen nichts aus, ob die englische fünfzig, die französische hundert und die deutsche zehn solcher Fahrzeuge ihr eigen nenne; daraus könne man lediglich einen Schluß darauf ziehen, welches Altmaterial demnächst auf den Werften der betreffenden Marine zur Verfügung stehen werde; über die relativ hohe Gefährlichkeit der Unterseeboote für moderne Kriegsschiffe dürfte bald internationale Einigkeit erzielt werden, wenn die Eitelkeit der Erfinder, die Eifersucht der beteiligten Staats- und Privatwerke und Ehrgeiz sowie Gewinnsucht der unmittelbar Interessierten aus dem entscheidenden Rate ausgeschlossen würden. Widerstände seien allerdings von den Marineverwaltungen zu erwarten, die jahrelang so hohe Summen vergeudet hätten. Das internationale Verbot der Unterseeboote für Kriegszwecke werde daher überall energisch im Interesse der Menschlichkeit und der Verminderung überflüssiger Ausgaben für Rüstungen zu fordern sein.

So glaubte man durch das Verbot dieser Waffe für eine Verminderung der Kriegsausgaben zu wirken. Nach den Erfahrungen dieses Krieges steht wohl fest, daß gerade die große Vervollkommnung der Unterseeboote im Sinne einer Beschränkung der Rüstungsausgaben liegt. Denn infolge der Gefährlichkeit der neuen Waffe haben die großen Panzerkreuzer nicht mehr den Wert wie früher, und man wird künftighin den Erfordernissen der Landesverteidigung gerecht werden können, wenn man weniger Großkampfschiffe und mehr Tauchboote baut. Freilich muß abgewartet werden, ob nicht neue Erfindungen, etwa zur Abwehr der Unterseeboote, wiederum neue Veränderungen hervorrufen.

Eine weitere Bedeutung haben die Erfolge der Unterseeboote für die Humanisierung des Seekriegsrechts. Was alle Aufsätze über die Notwendigkeit der Beseitigung des Seebeuterechts nicht zustande bringen konnten, hat jetzt der Tauchbootkrieg vermocht. Er hat gezeigt, daß England den sichersten Schutz für seinen Außenhandel im Kriege nicht in seiner eigenen Flotte suchen darf, sondern lediglich in einer Reform des Seekriegsrechts, gegen die es sich bisher hartnäckig gesträubt hat. Es ist höchstwahrscheinlich, daß nach Beendigung des Krieges unter deutscher Führung die Freiheit der Meere durchgeführt wird.

So war es sicherlich ein Glück, daß der Versuch, den Tauchbootkrieg zu verbieten, im Jahre 1899 gescheitert ist und später nicht wieder aufgenommen wurde.

Deutsche Soldaten und vlämische Dichter

Von Franz Jostes

Ingoyghem ist ein kleines wohlhabendes Dorf im Tale der Leie, drei Stunden von Kortryk. Vor diesem Dorfe liegt „Lysterneſt“ (Drosselneſt). Dort wohnt Styn Streuvels, ein Kuchenbäcker von Profession, in dessen Ofen aber jetzt die Spinnen ihre Netze spannen, während er selbst realistische Novellen schreibt, die in Amsterdam gedruckt und in ganz Niederland gern gelesen werden. Er gilt als der bedeutendste lebende Schriftsteller Flanderns. Er ist ein Mann von fünfundvierzig Jahren; sein bürgerlicher Name ist Frank Lateur, der zu einem Flaminganten nicht recht paßt und deshalb ebenso wie sein Backofen außer Gebrauch gesetzt ist. „Die Lust zu fabulieren“ mag er wie Goethe und sein Landsmann Conscience von der Mutter geerbt haben, die eine Schwester des bedeutendsten jungvlämischen Lyrikers Guido Gezelle († 1899) war.

Im Dorfe selbst wohnt ein anderer angesehener vlämischer Dichter, der originelle Dr. Hugo Verriest. Auch er stand zu Gezelle in den intimsten Beziehungen, war sein Schüler, Freund und Amtsnachfolger am Kleinen Seminar in Rousselaere, wußte es aber ebensowenig wie sein Lehrer der bischöflichen Behörde recht zu machen — für einen Flaminganten überhaupt eine schwierige Aufgabe! Deshalb zog er sich 1888 auf die Pfarre Ingoyghem zurück, bis er vor einiger Zeit auch auf sie verzichtete. Trotz seiner fünfundsiebzig Jahre ist er noch lebensmutig und lebensfrisch, ein überall auf vlämischen Festen gern gehörter Redner; denn er hat nicht nur seine eigenen Ideen, sondern verfügt auch über eine Stimme, die den eigenartigen Wohlklang der vlämischen Sprache in bewunderungswürdiger Weise zur Geltung zu bringen vermag.

Diese beiden Männer haben die ersten vier Monate dieses Krieges in ihrem westvlämischen Donnerwinkel miteinander verlebt, Verriest als Weltweiser, den nichts aus seiner heiteren Ruhe und ruhigen Heiterkeit herauszubringen vermochte, Streuvels als jugendrüstiger Stürmer, der mit seinem Rade überall bis in die vorderste Kampfreihe vorzudringen suchte, um eine Schlacht aus eigener Anschauung kennen zu lernen, und es nicht begreifen konnte, daß er weder bei Freund noch Feind Verständnis für seinen Wissensdrang fand! So ist er denn unbefriedigt Anfang Dezember seiner Familie nach Holland gefolgt, wo er unlängst unter dem Titel „In Oorlogstyd“ (Amsterdam bei L. J. Veen) seine tagebuchartigen Aufzeichnungen über die Erlebnisse der ersten Kriegsmonate veröffentlicht hat. Streuvels ist kein Politiker, er gesteht selbst, fast niemals eine Zeitung zu lesen, da sie ihm die Stimmung verdürbe; auch Kenntnis der Geschichte hat ihn nicht allzu stark beeinflußt: aber er besitzt einen offenen Blick, ein gesundes Herz und einen edlen Freimut, Eigenschaften, die seine Schrift doch zu einer anziehenden Lektüre machen. Seine deutschfreundliche Gesinnung hat freilich einen argen Stoß erhalten; schon nach dem ersten Monate wird es ihm schwer, sich noch mit Verriest über die Deutschen zu unterhalten, da dieser ihr unentwegter Parteigänger geblieben ist. Aber das Urteil eines Mannes, den wir nicht mehr unseren Freund nennen können, das aber von Haß ebenso

unbeeinflußt ist wie von Furcht oder Hoffnung, fällt um so mehr ins Gewicht und wirkt um so wohltuender, als es grell absticht von den Lügen und Lästerungen, welche von den gewöhnlichen „Letterkapaunen" des Auslandes gegen unsere Soldaten geschleudert werden.

* * *

„Des Morgens früh (22. August) sind die Gendarmen spurlos verschwunden, und auf der ganzen Landstraße ist weithin kein lebendes Wesen zu entdecken. Man ist bereits an die Arbeit gegangen, wie sonst; auf einmal beginnen die Kinder zu schreien, als hätten sie ein frohes Ereignis zu verkünden: ‚Sie sind da! Sie sind da!'

Und wahrhaftig es sind die Ulanen! Der erste Anblick weckt Grauen und Bestürzung. Das Grau ihrer Kleidung hat etwas fremdartiges — es erinnert an wilde Indianer. Sie reiten zwei und zwei auf der Landstraße und halten die Lanzenstange in der Hand. Ihr Gesicht ist gebräunt und unter dem Helm steht der Schweiß; sie sehen scheu zu den Fenstern hinauf — scheinbar aus Furcht oder Mißtrauen; und als sie uns auf der Veranda stehen sehen, lächeln sie uns zu, grüßen und winken mit der Hand, als ob sie uns beruhigen wollten. Das wiederholt sich vor allen Häusern, und infolgedessen schlägt die Stimmung der Leute plötzlich um: die Furcht weicht der Neugierde und der vertraulichen Freundschaft. (Im menschlichen Gemüte liegen die beiden Gefühle hart nebeneinander, ja eins entsteht sogar aus dem anderen.) Im Dorfe waren selbst die Blendladen geschlossen, die Türen zu und die Aushängeschilder eingezogen, aber jetzt kommen die Wirte freiwillig heraus und reichen den Soldaten eine volle Pinte Bier. Es ist für alle eine angenehme Überraschung, und jeder will sich möglichst entgegenkommend beweisen — die Vaterlandsliebe scheint dabei einen Augenblick vergessen zu werden und ebenso der Haß, den man in der Presse gegen die Deutschen entfacht hatte; denn jetzt scheint es nicht, daß die freundlichen Soldaten solche Bösewichter sind.

Als ich auf den Dorfplatz komme, ist soviel Volk zusammengeströmt — statt geflüchtet! — daß der letzte der zwölf Ulanen sich dauernd umwenden und mit der Lanze vor allem die Radfahrer abwehren muß. Die Bürger teilen sich ihre Beobachtungen mit, und es herrscht allgemein eine ruhige, aufgeräumte Stimmung, da die Furcht unbegründet war; man ist gewissermaßen stolz darauf, daß das Dorf den ersten Besuch der Deutschen erhält: es ist ungefähr als ob Barnum vorbeigezogen wäre. Ich gehe weiter, um die Straßenecke herum, und die zwölf Ulanen stehen noch vor dem Hause von Pastor Verrieſt, während ich glaubte, sie wären längst in Bichte! Ich gehe weiter unter die Menge der Neugierigen und sehe Pastor Verrieſt mit einem Kistchen Zigarren unter dem Arm, und die Magd mit noch anderen Mädchen kommen herangelaufen, jede mit zwei Flaschen Wein in der Hand, die sie den Soldaten überreichen. Der Pastor spricht deutsch mit den Soldaten und legt ihnen ans Herz, unsere Gemeinde zu schonen. Er will durch Freundlichkeit das ganze Heer dazu bringen, seiner und des Dorfes zu gedenken. Verrieſts Verhalten wird von den Umstehenden nicht gebilligt — es gibt Menschen, die in allen Lagen ihr gesundes Urteil bewahren. Ein Bäuerlein, das sieht, wie der Pastor deutschen Soldaten Wein und Zigarren gibt, ruft spöttisch: ‚Das geschieht, um ihnen Mut zu machen, wenn sie unsere Jungens totschießen!' ‚Wenn sie nur Zeit haben, die Flasche auszutrinken!' ruft ein anderer. Die Ulanen ziehen weiter."

Daß die Freundlichkeit von Verrieſt doch nicht so ganz aus Berechnung hervorging, sondern aufrichtige deutschfreundliche Gesinnung mit im Spiele war, ersieht man aus dem, was Styn Streuvels am 13. September in sein Tagebuch geschrieben hat:

„Nachmittags Besuch erhalten von Hugo Verriest, dem im Ruhestande lebenden Pastor von Ingoyghem (nicht mit dem aktiven Pastor zu verwechseln!). Er sieht so strahlend, aufgelegt und lebenslustig aus, als wenn die ganze Woche Kirmes gewesen wäre. Auf die Frage, ob er noch immer so ungläubig den von den Deutschen verübten Greueln gegenüberstehe, erklärt er, bei seiner Meinung zu bleiben: das sei alles gelogen oder übertrieben. Es widerstrebt dem Charakter und dem Gemüte des milden Mannes, auch nur vorauszusetzen, daß es schlechte Menschen gibt und daß Böses auf der Welt geschieht. Wenn ich ihn auf Tatsachen verweise, die ich selbst gesehen habe und hier in der Gegend bestätigt werden, erklärt er, alle Grausamkeit zu verurteilen, von wem immer sie ausgeübt würde, aber er hält seine Meinung fest, daß die Deutschen nicht in solchem Maße Grausamkeiten verüben, wie die Franzosen unter der Schreckensherrschaft und die Engländer im Burenkriege. Nach ihm sind die Dinge unvermeidlich und gibt es in jedem Heere Elemente, die in das Tierische schlagen und nicht im Zaume gehalten werden können! Auf meine Frage, wie die Handlungsweise der Deutschen zu rechtfertigen sei, daß sie nicht im Eifer, sondern amtlich, durch die Obrigkeit befohlen, Bürger nehmen und vorauf laufen lassen, wo sie in Gefahr sind, angefallen zu werden, weicht er aus mit einem Grunde, der nicht standhält — nämlich sie würden das tun, um den Weg gewiesen zu bekommen! Ich kann das Gefühl nicht unterdrücken, daß eine solche Erklärung doch ein bißchen Voreingenommenheit verrät, wie bei Leuten, die gegen alle gesunde Vernunft eine einmal gefaßte Überzeugung aufrecht halten wollen. Bei dieser Manier wird es unangenehm, über Dinge zu reden mit jemand, den man nicht verletzen will. Das wird indes später wohl von selbst sich berichtigen."

Merkwürdigerweise hat Streuvels hier völlig vergessen gehabt, was er selbst erzählt, daß nämlich die Bauern in jener Gegend alle Wegweiser entfernt hatten, damit die Deutschen sich verirren sollten! Der alte Pastor hat das offenbar besser im Gedächtnis behalten. Und was die „selbstgesehenen deutschen Greuel" anlangt, so muß auch hier dem Berichterstatter das Gedächtnis im Stiche gelassen haben: ich habe in keinem der vier Hefte etwas von Streuvels Erlebtes entdecken können, das einer Greueltat auch nur entfernt ähnlich sähe.

Übrigens hat die erste (und einzige) Einquartierung auch Styn Streuvels selbst wesentlich freundlicher gestimmt. Er erzählt darüber unter dem 13. November:

„Unterwegs (auf dem Wege nach Vichte) hör ich, daß deutsche Soldaten angekommen sind, und kehre zurück, um zu sehen, was daran ist. An Ort und Stelle stehen in der Tat die Reiter, und die ganze Straße ist voll. Wir finden darin nichts bedenkliches, sind wir doch schon gewöhnt Soldaten vorbeiziehen zu sehen, und es dauert bereits Wochen, daß sie sich überall in der Runde aufhalten. Ich gehe nur zur Sicherheit nach Hause, und um das Dienstmädchen zu beruhigen. Kaum angekommen, höre ich klopfen, und ein langer Kerl meldet sich an, in dem Glauben, beim Bürgermeister zu sein. Er spricht ziemlich gut französisch und fragt, ob ich ein Zimmer habe, wo man sitzen kann. Das Familienzimmer gefällt ihm ausgezeichnet. Er fragt, ob es Schlafzimmer gibt; ich zeige ihm drei. Er fragt, was wir zu essen haben und bestellt ein Diner zu vier und ein Souper zu acht Uhr. Alles wird abgemacht und geregelt in einem äußerst höflichen und manierlichen Ton, und allemal wenn etwas zugestanden ist, heißt es verbindlich: Großartig, das ist großartig von Ihr! Ich merke indes, daß der Adjutant, da er alles nur so für das Bestellen bekommt, etwas vielverlangend wird — er wagt es, sich nach dem Champagner zu erkundigen! Dringt aber nicht weiter zu, als er hört, daß ich mir einen solchen Luxus nicht leiste. Inzwischen läuft es hier voll Soldaten,

die ihre Pferde in Hühnerstall und Scheuer unterzubringen suchen! Es ist die die reinste Überrumpelung, und das Küchenmädchen muß an die Arbeit, um das Essen fertig zu machen, denn der Quartiermacher hat vor allem betont, daß es Suppe geben müsse, Gemüse, Hühner usw., lauter Dinge, deren Bereitung viel Zeit erfordert. Der Adjutant muß seinen Vorgesetzten mitgeteilt haben, was er als Quartiermacher bei mir entdeckt hat, denn sie kommen hinein, reiben sich die Hände und grüßen freundlich. Sie gehen auf ihr Schlafzimmer, um sich zu erfrischen und kommen auf ihren Schlutschen herunter ohne Stiefel und Mäntel, die weißen Strümpfe über die Hosenbeine gezogen, und strecken sich aus in einem Sessel am glühenden Ofen, denn sie sind kalt geworden, naß und müde. Nun erfolgt die Vorstellung, und da sie jetzt gewahr werden, daß ich deutsch verstehe, geht es auf einmal viel vertraulicher. Die Männer fühlen sich zu Hause und sind vor allem froh, daß sie sich gut ausruhen und seit drei Monaten zum ersten Male wieder in einem Bette schlafen können — obwohl es keine volle Nacht dauern soll, denn sie erklären, um drei Uhr aufstehen und um vier Uhr weiter ziehen zu müssen. An der Unterhaltung merke ich, daß es höchst vornehme und vor allem sympathische Menschen sind, die ich vor mir habe; an keinem einzigen findet sich etwas von dem Stolze oder Dünkel, welche die Erscheinung vieler hoher Militärs so unausstehlich macht. Es ist ein Hauptmann darunter von rund vierzig Jahren, der viel auf gemütlichen Verkehr hält und kein bißchen brutal ist, — der seine Untergebenen wie Kameraden behandelt und mit seiner feinen Mädchenstimme und dem Lächeln, das fortwährend seinen Bart umspielt, nicht den Eindruck macht, daß man einen Mann vor sich hat, der gewohnt ist, Befehle zu erteilen! Der Adjutant ist der Typ eines modisch-gebildeten deutschen jungen Herrn, groß, stramm, langbeinig mit aufgerecktem Halse auf abschüssigen Schultern; Kopf und Gesicht glatt geschoren, bis auf das Zipferl tipptopp in allem was seine Person betrifft, etwas frauenhaft im vorsichtigen Auftreten und Benehmen, was grell absticht bei einem so kräftig aufgeschossenen Menschen! Auch seine Stimme ist nicht in Einklang mit seiner Statur — es liegt etwas gemachtschmeichlerisches darin, und er spricht mit Vorliebe französisch mit den Spitzen seiner Lippen. Ich sehe noch sein Erstaunen, als er mit seinem Französisch bei dem Dienstmädchen nicht fertig wird. „Was spricht sie denn, wenn sie kein Deutsch und kein Französisch versteht", schien er fragen zu wollen und nicht zu wissen, daß es Menschen gibt, die nur Vlämisch können.

Nummer drei ist ein Offizier, ein junger Edelmann, ein lustiger, leichter Mensch mit einer tiefen Narbe in der Wange, der alsbald nur nach Jagd und Wild fragt, und es für selbstverständlich hält, daß ich sofort mit ihm losziehe, um Hasen und Fasanen zu schießen! Bei meiner Erklärung, daß ich seine Einladung als eine Falle betrachte, um mich samt meinem Gewehre gefangen zu nehmen, bricht er in ein herzhaftes Lachen aus und bedauert es aufrichtig, daß die Waffen hier verboten und eingeliefert sind.

Noch zwei andere Offiziere und ein Oberarzt sind da. Der Doktor vor allem ist ein stiller, in sich gekehrter Mensch, mit dem man sich alsbald vertraut fühlt — ein Hamlettyp mit geschorenem Kopf und jungem Bart und gemütlich sinnenden Augen, die durch gewaltige runde Gläser blicken.

Ich hatte bereits so viel nachgedacht über die Möglichkeit, deutsche Soldaten in das Haus zu bekommen, und was ich dann anfangen würde; ich sah dem mit Widerwillen entgegen und war entschlossen, bei der geringsten Unfreundlichkeit ihnen den ganzen Kram zu überlassen und lieber selbst davon zu ziehen. Und nun sie hier sind, empfinde ich nichts von dem Widerwillen. Freundschaft

ist ein Gefühl, das man nicht aufzwingt, aber auch nicht verweigert, man empfängt es durch den spontanen Eindruck, den die Menschen auf das Gemüt machen. Und hier ist der Eindruck äußerst günstig; es gibt kein aufdringliches Zurschautragen von Entgegenkommen oder gezierter Höflichkeit oder Parade — man bekommt das Gefühl, Menschen im Hause zu haben, welche die Verhältnisse nehmen, wie sie sind, keinem Last zu machen bemüht und äußerst froh sind, einmal häusliche Geselligkeit genießen zu können. An keinem einzigen Worte und keiner Gebärde kann man merken, daß sie verlangen, was sie genießen, oder daß es dem Gastherrn auferlegt ist, sie gut aufzunehmen, im Gegenteil, sie erweisen sich zuvorkommend und dankbar für alles, das sie gebrauchen. Ich beabsichtigte, sie allein zu lassen, um mich anderswo umzusehen, denn in einer halben Stunde war das ganze Haus zum Wirtshause geworden, mit fortwährendem Gelaufe von ‚Burschen', Bedienten und Sergeanten, die Befehle in Empfang zu nehmen kamen. Der Hauptmann aber gab mir den Wunsch zu erkennen, daß ich mit zu Tische sitzen möchte, und bat den Kaffee in meinem Arbeitszimmer aufzutragen und an dem breiten Fenster die herrliche Aussicht genießen zu dürfen. Wir sprechen über Reisen, über deutsche Städte und Museen, über Kunst und nicht vom Kriege. Alles was ich zu wissen bekomme, ist, daß sie am zweiten August nach Belgien gekommen sind und zum ersten Bataillon, zweites Regiment, zweite Kavallerie-Division, erstes Armeekorps gehören und Brandenburgische Dragoner von der zweiten Eskadron sind; — daß sie den ganzen Feldzug mitgemacht haben, über Lüttich, Löwen, Dendermonde nach Frankreich hineingezogen sind bis Compiègne, und jetzt über Ryssel, Roubaix nach hier heruntergekommen sind, um fortzuziehen — vielleicht nach Rußland!

Über ihre Erlebnisse mit der Bevölkerung Frankreichs erzählen sie manche ergötzliche Vorfälle, und als Grund ihres Abzuges geben sie folgendes an: Die Reiterei bildete früher beim Heere stets die äußerste Spitze der Front (colonnes mobiles) — da die Front sich jetzt bis zum Meer erstreckt, ist dort keine Reiterei mehr zu verwenden, und deshalb wurden sie zurückgerufen.

Aus der Unterhaltung werde ich beiläufig gewahr, daß sie alle in der deutschen Literatur und auch in der französischen auf der Höhe stehen. Mit begierigen Händen fallen sie über meine Bibliothek her, und jeder sucht sich nach Gefallen aus, was er mit zu Bett nehmen will. Abends vor dem Essen kehren wir wieder ins Familienzimmer zurück, und jetzt, da sie ein Piano entdeckt haben, zeigt es sich, daß zwei gute Musikanten unter ihnen sind, die Lust bezeugen zu spielen. Nach dem Essen gleicht das Zimmer einem Kasino, wo jeder tut, was ihm gefällt; es wird geraucht, geredet, Piano gespielt, gelesen bis spät am Abend. Was im Dorfe vor sich geht, weiß ich nicht, aber nach dem, was hier im Hause hin und her läuft, kann ich mir denken, daß es sehr lebhaft zugeht. Übrigens ist es unmenschlich schlechtes Wetter, es regnet und stürmt und ist so dunkel wie im Topfe. So oft einer von meinen Leuten den Kopf heraus steckt, kommt er schnell zurück und macht einen Scherz über das, was sie in der Nacht durchzumachen bekommen. Es scheint das aber ihr geringster Kummer zu sein, denn durch lange Übung und Gewohnheit sind sie Fatalisten geworden und haben das Gefühl der Wurstigkeit erworben, mit dem sie sich ohne eigenem Willen dem Befehle hingeben, der sie trifft. Es sind überdies abgehärtete Feldsoldaten, die keine Beschwerden scheuen — „unser Pferd hat vier Füße" — sagen sie, und der Gedanke, nun einige Wochen auf der Bahn zu verbringen und irgendwo in Rußland oder Ostpreußen die Schlacht wieder aufzunehmen, bringt sie zum Lachen"...

Sie sind dann aber doch alle recht froh, als die Nachricht kommt, daß erst am folgenden Nachmittag aufgebrochen werden soll!

Als sie Streuvels am 14. November verlassen haben, urteilt er: „Über das erste Mal, daß ich deutsche Soldaten im Hause hatte, kann ich mich nicht beklagen, ich hatte etwas schlimmeres erwartet und finde mich zu ihren Gunsten enttäuscht. Ich habe kein einziges rohes Wort von ihnen gehört, oder eine Unziemlichkeit, auch keine unanständigen oder nur zweideutigen Redensarten. Sie benehmen sich frei und lustig ohne Ausgelassenheit, essen und trinken gut, aber ohne Unmäßigkeit, und der Hauptmann hat eine überaus zuvorkommende Art, allemal wenn er sein Glas zum Trinken erhebt, mit einem Lächeln und einer leichten Verbeugung den Gastgeber zu begrüßen. Sie tun alles, um die Illusion zu erhalten, daß sie Freunde seien. Sie setzen nirgendwo einen Fuß hin und legen keine Hand an etwas, ohne um Erlaubnis zu bitten."

Ja, diese sechs Offiziere haben es Streuvels so angetan, daß er am folgenden Tage nochmals auf sie zurückkommt:

„Das ist nun meine erste Begegnung mit deutschem Militär, und diese Begegnung hat mich über viele Dinge beruhigt. Das sind nun sechs, sieben Menschen, durch Zufall hier in das Haus gekommen, von denen ich gestern noch nicht wußte, daß sie existierten, und jetzt sind sie nach ihrem Äußeren, ihrer Stimme, ihrer Redeweise, Charakter und Benehmen meinem Gedächtnisse eingeprägt für immer. Es sind überdies Feinde des Vaterlandes, sie sind ohne Einladung hierher gekommen, haben zu essen und zu schlafen verlangt ... und bei der ersten Begegnung entsteht etwas wie Freundschaft. Wir haben einander beim Abschied Glück und Wohlergehen gewünscht mit dem Versprechen uns wiederzusehen. Wir haben aneinander nichts Feindliches entdeckt, und es ist kein Gefühl von Abneigung oder Verachtung entstanden. Die Sache ist, daß man Gefühle, welche der persönliche Eindruck im Menschen hervorruft, weder aufzwingt, noch durch geschriebene Regeln und Erlasse an die Kette legt, wenigstens dann nicht, wenn kein blinder Rassenhaß oder eingewurzeltes Rachegefühl im Spiele ist. Es ist mir mit den deutschen Offizieren ergangen, wie es einem mit Reisegefährten geht, mit denen man freundschaftlich verkehrt, weil uns der Zufall mit ihnen zusammengeführt hat: die Freundschaft übt man zunächst aus Höflichkeit und weil man gegenseitig Achtung voreinander hat und man durch Sprechen über interessante Gegenstände sich in angenehmer Weise die Zeit verkürzen kann. Man verabschiedet sich mit dem Bewußtsein, sich nie wiederzusehen, aber man behält den angenehmen Eindruck von der Bekanntschaft und denkt mit Vergnügen an die Zeit, die man miteinander verbracht hat. In der Lage, in welcher ich mich befinde, haben die sechs Offiziere für mich mehr Interesse, als hundert meiner Mitbürger hier im Dorfe — mögen jene auch noch so sehr meine Feinde heißen und diese meine Freunde! Ich will nicht untersuchen, ob das so sein soll, ich stelle nur fest, was ich fühle und füge sogar hinzu, daß ich nicht weiß oder überzeugt bin, daß eine Begegnung mit Franzosen oder Engländern unter denselben Verhältnissen mir soviel Befriedigung und einen so guten Eindruck hinterlassen haben würden — es hängt natürlich von den Personen ab, die man trifft, und ich hätte mit den Deutschen auch wohl übler fahren können."

Möge Styn Streuvels Abschiedswunsch sich an den Offizieren erfüllt haben, und sie alle noch sich ungestörten Wohlseins erfreuen, wenn ihnen diese Zeilen zu Gesicht kommen!

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber Georg Cleinow in Berlin-Lichterfelde West. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Lichterfelde West, Sternstraße 56.
Fernsprecher des Herausgebers: Amt Lichterfelde 498, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Bülow 7510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Lempelhofer Ufer 35a.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 28/37.

War die zweite engliſche Kriegsanleihe ein Erfolg?

Angeſichts der Tatſachen, daß die Zeichnungen auf die zweite engliſche Kriegsanleihe annähernd 600 Millionen Pfund Sterling betrugen, ſcheint es auf den erſten Blick merkwürdig, eine derartige Frage zu ſtellen, denn zweifellos iſt die aufgebrachte Summe eine Rekordleiſtung, wie ſie in der Finanzgeſchichte bisher noch nicht zu verzeichnen geweſen iſt. Wir wollen alſo unſere Frage genauer präziſieren: war der Ausfall der Anleihe ein Erfolg für die engliſche Regierung, erreichte ſie das Ziel, was ſie ſich geſteckt hatte, war endlich die Emiſſion der Anleihe ein Erfolg in dem Sinn, daß der engliſche Staatskredit nach Herausbringen der Anleihe größer daſtand als vorher, mit anderen Worten: war es auch ein Erfolg im finanztechniſchen Sinn?

Wir glauben, dieſe Frage verneinen zu müſſen, und werden im nachfolgenden den Beweis dafür erbringen an Hand der Äußerungen engliſcher Staatsmänner und Parlamentarier ſowie der Auslaſſungen der führenden engliſchen Zeitungen, aus denen ſich klar ergibt, daß man es wohl mit einer ſogenannten Rekordleiſtung zu tun hat, nicht aber mit einem Erfolg des engliſchen Finanzminiſteriums.

Die Höhe der Anleihe

Das eigentliche Ziel Mc Kennas iſt weniger erſichtlich aus den offiziellen Ankündigungen der Anleihe, den großen Annoncen in den engliſchen Zeitungen und den in Tauſenden von Exemplaren verbreiteten Reklamebroſchüren, ſondern vor allem aus den Auslaſſungen im Parlament, insbeſondere am 21. Juni. Daraus geht insbeſondere hervor, daß es ſich bei dieſer Anleihe durchaus nicht um einen unlimitierten Betrag handelte, wie dies allerdings in den offiziellen Auslaſſungen immer wieder betont wurde; vielmehr war die Anleihe, wenn auch nicht offiziell, ſo doch „practically“, wie der Engländer zu ſagen pflegt, normiert auf 1000 Millionen Pfund Sterling. Den Grund, warum dieſe Ziffer offiziell nicht genannt wurde, gab Mc Kenna auf eine Anfrage des Ab-

geordneten Mason ganz offen an: wenn man einen festen Betrag einsetze (und dieser feste Betrag war die Milliarde Pfund Sterling, die im Budget vorgesehen war) und diese Summe werde nicht erreicht, so würde die Anleihe allgemein als ein Fehlschlag bezeichnet werden. Mit anderen Worten: man hatte 1000 Millionen Pfund Sterling zur Fortsetzung des Krieges nötig, wagte es aber nicht, diese Summe in den öffentlichen Bekanntmachungen zu nennen, da man mit Recht annahm, sie werde nicht gezeichnet werden können. In der Tat sind nur annähernd 600 Millionen Pfund Sterling gezeichnet worden, also nicht einmal 60 Prozent des eigentlich gewünschten Betrages.

Art der Zeichnungen

Aus der Ankündigung der Rede Mc Kennas sowie aus zahlreichen Auslassungen der Regierung geht deutlich hervor, daß man für die neue Anleihe eine Form gewählt hatte, die hauptsächlich die kleineren und mittleren Kapitalisten zur Zeichnung heranziehen sollte. Vielfach wurde die Anleihe als „the people's loan" bezeichnet. Zeichnungen der Banken wollte man möglichst vermeiden, um die Flüssigkeit der Banken nicht zu beeinträchtigen und ihnen die Möglichkeit zu erhalten, in weitem Maße die Industrie und den Handel unterstützen und nötigenfalls auf die ausländischen Wechselkurse regulierend eingreifen zu können. Ja, man wollte sogar die Finanzkraft der Londoner City vermittels dieser Anleihe verstärken, wie dies Mc Kenna in oben angeführter Rede des näheren erläutert. Er sagte unter anderem, daß ein Teil des durch die Anleihe aufgebrachten Geldes benutzt werden solle, um den Status der Bank von England zu kräftigen; nicht die Banken, sondern das Publikum solle das Geld geben, darum habe man die Form einer Anleihe gewählt, statt Schatzwechsel auszugeben.

Wie ist es nun mit der Beteiligung an der Anleihe gewesen? Die kleinen Sparer, die vermittels der Post Offices ihre Zeichnungen bewerkstelligen sollten, haben ganze 24 Millionen Pfund Sterling aufgebracht gegenüber einem Betrage von 570 Millionen Pfund Sterling, die bei der Bank von England gezeichnet wurden. Es ist also nicht gelungen, die kleinen und kleinsten Kapitalisten in gewünschtem Maße heranzuziehen, — und „the people's loan" blieb ein Schlagwort.

Wie war nun die Lage des Mittelstandes, und wie beteiligte er sich an der neuen Anleihe? Da die Höhe der einzelnen Zeichnungen nicht veröffentlicht ist, kann man nur auf indirektem Wege zu einer Beurteilung der Beteiligung des englischen Mittelstandes an der Anleihe gelangen. Da gibt manches „Eingesandt" in den Tageszeitungen wertvolle Anhaltspunkte, wie der in der Financial News vom 24. Juni veröffentlichte Brief, in dem ausgeführt wird, daß die Bedingungen der neuen Anleihe auf die sogenannten middle-classes nur entmutigend wirken müßten, denn ihre Wertpapiere seien bereits durch den Krieg enorm im Werte gesunken und könnten infolge der an der Börse ein-

geführten Minimalpreise nicht verkauft werden. Wie könnten sie sich da an der Anleihe in größerem Maße beteiligen? Ähnlich lautete eine Bemerkung der Times (12. Juli), welche die Äußerungen verschiedener Banken wiedergab, wonach die mittleren Kapitalisten sich nicht an der Anleihe beteiligt hätten, sich nicht hätten beteiligen können. Die Times begründet dies damit, daß die Frist zur Zeichnung zu kurz bemessen (drei Wochen!) gewesen sei. Diese Begründung ist aber nicht ernst zu nehmen, denn es stand jedem frei, sich auch nach Schluß der Listen noch an der Anleihe durch Ankauf der alten Anleihe und Konvertierung derselben zu beteiligen; daß dies nicht versucht wurde, geht aus dem anhaltenden Falle der alten Anleihe auch nach dem 10. Juli hervor: es herrschte Angebot, keine Nachfrage.

Wir kommen nun zu der Frage des Großkapitals. Aus den veröffentlichten Zeichnungen geht hervor, daß sich in der Hauptsache die Kriegslieferanten und Versicherungsgesellschaften an der Anleihe beteiligt haben. Die Gründe hierfür sind klar; die Kriegslieferanten hatten infolge der Regierungsaufträge viel flüssiges Geld, waren auch naturgemäß einem Druck der Regierung am leichtesten zugänglich, — die Versicherungsgesellschaften sind infolge ihrer Statuten auf die Anlage in mündelsicheren Papieren angewiesen. — Die Versicherungsgesellschaften spielen in England vielfach die Rolle der Sparkassen und Hypothekenbanken in Deutschland, der Rente perpetuelle in Frankreich; wer in England die Zukunft seiner Familie oder sein eigenes Alter finanziell sichern will, tut dies vermittels einer Police. Einzahlungen in Sparkassen, Ankauf von Staatsrente des eigenen Landes liegt dem Durchschnittsengländer nicht. Dieser Gewohnheit trägt auch die Regierung Rechnung, indem man bei der Einkommensteuerdeklarierung berechtigt ist, die Versicherungsprämien in gewisser Höhe vom steuerpflichtigen Einkommen abzuziehen. Was sonst noch an Geld verfügbar ist — und bei der gesteigerten Lebenshaltung der Engländer ist das nicht viel, man pflegt scharf an die Grenze seines Einkommens mit seinen Ausgaben zu gehen — wird in Minen oder Gummiaktien angelegt, in hochspekulativen Werten, eine Tendenz, die in England seit den Tagen des South Sea Bubbles zu verfolgen ist und zum Teil die koloniale Expansion Englands ermöglicht hat.

Die Banken

Entgegen der ursprünglichen Absicht Mc Kennas, die Banken nicht heranzuziehen, hat man hier im Interesse der Anleihe seinen Standpunkt wechseln müssen. Da Mc Kenna in seiner Programmrede die Beteiligung der Banken ausdrücklich abgelehnt hatte, schwiegen sich die Zeitungen über eine eventuelle Beteiligung der Banken an der Anleihe zunächst ganz aus, ja, sie wiesen verschiedentlich darauf hin, daß die Banken ihr eigenes Geld nötig hätten, insbesondere, da sie infolge der Zeichnung der Anleihe von ihren Depositengeldern stark entblößt werden würden.. Erst am 29. Juni befindet sich eine Notiz in der Times, in der die Hoffnung ausgesprochen wird, die Banken

sollten es doch möglich machen, sich trotz ihrer vielen sonstigen Verpflichtungen an der Anleihe zu beteiligen; ähnlich äußerten sich auch andere Blätter. Da diese wohlwollenden Ermahnungen scheinbar nichts nutzten und von keiner Bank Zeichnungen bekannt wurden, arrangierte Mc Kenna am 1. Juli eine Konferenz mit den Bankiers, ohne aber anscheinend einen Erfolg zu haben. Erst am 9. Juli, das heißt einen Tag vor Schluß der Zeichnungslisten, haben sich die Banken entschlossen, sich mit größeren Beträgen an der Anleihe zu beteiligen. Sie hatten an diesem Tage eine Konferenz, und die Times konnte am folgenden Tage berichten, daß die Banken selbst etwa 200 Millionen Pfund Sterling zeichnen würden; während die Zeichnungen ihrer Kundschaft ebensoviel betragen sollten. Zu diesem Entschluß sind die Banken nur durch die Not des Augenblicks gebracht worden, durch die Tatsache nämlich, daß der Erfolg der Anleihe weit hinter den Erwartungen zurückblieb; sie haben das Loch, daß das Publikum gelassen hatte, auf Drängen der Regierung stopfen müssen; anders ist die auffällige Tatsache, daß die Zeichnungen der Banken im letzten Augenblick erfolgten, nicht zu verstehen. — Die gewundenen Erklärungen der Times (7. Juli), daß es sich um einen „spontanen" (nach drei Wochen!) Entschluß handelte, der nicht auf ein Drängen der Regierung zurückzuführen sei, konnten keinen Glauben finden, ebensowenig wie die Behauptung mancher Blätter, die Banken hätten durch ihre Zeichnungen einen Anreiz zu weiteren Zeichnungen des Publikums ausüben wollen; war dies wirklich der Fall, so kamen die Zeichnungen reichlich spät, gerade vor Toresschluß, wo keine rechte Wirkung mehr zu erzielen war. Die Nation (10. Juli) ist wohl das einzige Blatt, das den Mut gehabt hat, die Wahrheit auszusprechen; sie sagt unter anderem, daß der „Erfolg" der Anleihe lediglich bestimmt worden sei von der Größe der Zeichnungen und der Beleihungspolitik der Joint Stock Banks. Sie wären, so führt das Blatt aus, von allen Seiten gedrängt worden, ihren Kunden große Vorschüsse auf die Sicherheit der neuen Kriegsanleihe zum Beleihungssatz der Bankrate zu machen und ebenso ihre eigenen Bestände an Konsols und alter Kriegsanleihe in neue Kriegsanleihe zu konvertieren und für diese Konversion ihr eigenes Geld in Anspruch zu nehmen. Man habe ihnen versichert, daß diese Haltung für sie nicht gefährlich sein könne, da die Bank von England und die Regierung schon zusehen werde, daß sie nichts dabei verlören. So werden, sagt die Nation, die Zeichnungen auf die Anleihe um mehrere hundert Millionen durch künstliches Bankgeld erhöht, welches nicht die Ersparnisse der Bevölkerung darstellt, sondern den Kredit, den die Banken zu sehr profitablem Satz der Nation einräumen; dies sei aber nichts anderes als eine Inflation der Währung und darum eine „disastrous finance". — Soweit die Nation; es ist nicht anzunehmen, daß sie allein von allen englischen Blättern die Wahrheit erkannt, wohl aber, daß sie allein den Mut gehabt hat, die Wahrheit zu bekennen; im Economist (17. Juli) findet man allerdings einen kurzen Hinweis auf den zweifelhaften Wert der Zeichnungen der Banken und ihrer Kundschaft, es heißt da bei

Besprechung des Anleihe-„Erfolges", jene Zeichnungen seien wohl anders (in rather a different light) zu beurteilen als die übrigen Zeichnungen; aber näher darauf einzugehen verbot ihm wohl sein patriotisches Gefühl.

Geht man nun nicht einmal so weit wie die Nation, um anzunehmen, daß sämtliche Zeichnungen der Bankkundschaft auf Bankkredit aufgebaut sind, sondern nur, sagen wir einmal die Hälfte (eine durchaus zurückhaltende Schätzung), so erscheinen 300 Millionen Pfund Sterling des gezeichneten Gesamtbetrages der Anleihe lediglich als eine Kreditoperation, eine finanzielle Schiebung größten Stils, die den tatsächlich gezeichneten Gesamtbetrag der Anleihe von etwa 300 Millionen Pfund Sterling auf 600 Millionen Pfund Sterling erhöht. Mit Recht weist die Nation in der oben angezogenen Nummer auf die Gefährlichkeit einer derartigen Finanz hin und meint, wenn eine Inflation wirklich notwendig gewesen wäre, so habe es doch die Regierung billiger haben können, wenn sie die Notenpresse in Bewegung gesetzt hätte. Die Folgen wären die gleichen geblieben, aber man habe dann den Banken für diese Operation nicht viereinhalb Prozent pro Jahr mit der Verpflichtung der Rückzahlung zu bezahlen brauchen für eine Leistung, die man durch Inanspruchnahme der Notenpresse umsonst hätte haben können.

Reklame

So sieht also bei näherer Prüfung der Erfolg der englischen Kriegsanleihe aus, trotz den unzähligen Mitteln und Mittelchen, die die Regierung anwandte, um weiteste Kreise des Publikums zur Zeichnung zu veranlassen. Tausende und aber Tausende wurden für Riesenannoncen ausgegeben, deren Text immer dringender wurde, je mehr der Schluß der Listen herannahte. In den ersten Tagen hatte man wohl noch geglaubt, ohne derartige Methoden auskommen zu können. Am 26. Juni fängt man aber an, zu diesen gröberen Mitteln zu greifen, und weist in immer aufdringlicherer Form darauf hin, daß eine Beteiligung an der Anleihe nicht nur eine patriotische Tat, sondern auch ein ausgezeichnetes Geschäft sei. Man wendet sich in besonderen Annoncen an die einzelnen Berufsklassen, an die Frauen, an die Besitzer der früheren Staatsanleihen usw. Gleichzeitig zwingt man die Zeitungen, im redaktionellen Teil möglichst Stimmung für die Anleihe zu machen — ja endlich geht man so weit (vergleiche Times vom 5. Juli, Leitartikel), dem Publikum anzuraten, Kredite aufzunehmen, um möglichst viel Anleihe zeichnen zu können. — Diese Gedankengänge kehren in fast allen Zeitungen wieder. Dann werden 400000 Briefe, von Asquith, Bonar Law und Henderson unterzeichnet, an die Arbeitgeber gesandt, um ihre Angestellten zur Zeichnung anzuhalten. Vorher schon hatten Asquith und Bonar Law in der City eindringlich in längeren Reden auf die Notwendigkeit größtmöglicher Beteiligung an der Anleihe hingewiesen, und am 1. Juli hatte dann, wie bereits oben erwähnt, Mc Kenna noch einmal persönlich die Banken in vertraulicher Besprechung vorgenommen.

Schließlich wollte man noch den Schluß der Zeichnungen über das erste bestimmte Datum (10. Juli) hinausschieben; da dies aber doch wohl einen zu schlechten Eindruck gemacht hätte, beschränkte man sich darauf, als äußerste Frist zwölf Uhr mitternachts des letzten Tages zu bestimmen, also selbst mit der „time honoured tradition" des englischen „Weekends" zu brechen.

Es wird klar, warum die Regierung zu allen diesen Mitteln greifen mußte, wenn man die Börsenberichte jener Tage liest. Da sehen wir, welchen Eindruck die Anleihe auf die Londoner Börsenkreise machte, wie sämtliche Wertpapiere panikartige Kursstürze erlebten, besonders die alte Kriegsanleihe, die einen bisher nie erreichten Tiefstand verzeichnen mußte. Und hier kommen wir auf die Konversion der alten Staatsanleihen zu sprechen, die mit der neuen Ausgabe der zweiten Kriegsanleihe verbunden war.

Die Konversion

Daß eine Verquickung des Anleiheplanes mit der Konversion ein großer Fehler war, darüber wird sich die Regierung bereits bald nach der Emission klar geworden sein. Man hatte den Konversionsplan mit der Ausgabe der neuen Anleihe verbunden, da man hoffte, dadurch die Zeichner der früheren Anleihen bestimmen zu können, sich an der neuen Anleihe zu beteiligen, nur um den Gewinn mitzunehmen, der durch die Konversion erlangt werden konnte. Es stellte sich aber heraus, daß durch die Beifügung dieses Konversionsplanes die Aufmerksamkeit der meisten Menschen vorerst von dem Hauptpunkte, nämlich der Zeichnung der neuen Kriegsanleihe, abgelenkt wurde, da man zuerst einmal sehen wollte, was die alte Anleihe wert sei, respektive welche Chancen sie hätte. Da nun die Konvertierungsbestimmungen so schlecht abgefaßt waren, daß niemand so recht wußte, was sie bedeuteten, vergingen die ersten Tage lediglich mit Besprechungen des Konversionsplanes; insbesondere handelte es sich um die Frage der sogenannten Rechte (rights), die durch die Konversionsmöglichkeit den alten Anleihebesitzern eingeräumt waren. Am 28. Juni mußte die Times noch fragen, was diese Rechte eigentlich bedeuteten, und erst am 29. Juni wurde eine abschließende Erklärung von der Bank von England gegeben, die die Angelegenheit klarstellte; aber viel Zeit war verloren, man klagte darüber, daß alle Unterhaltungen sich nur um die Konversionsmöglichkeit der alten Anleihe drehten, nicht aber um Zeichnung der neuen; und die Zeitungen mußten täglich ihre Spalten mit Diskussionen über diese Konversion anfüllen. Es ist klar, daß hierdurch ein großes Moment der Unsicherheit in die ganze Situation gebracht wurde.

Schlimmer noch war die Tatsache, daß die alte Anleihe auf die Ankündigung der neuen hin erheblich im Kurse sank und nicht etwa anzog, wie man das vorher angenommen hatte. Vor Emission der neuen Anleihe war der englische Rentenmarkt bereits sehr gedrückt. Die Rede Asquiths (15. Juni), in der er die Kriegskosten auf 23 Millionen pro Tag berechnete, hatte sehr verstimmt,

man erwartete die Emission einer neuen Anleihe mit Zagen. Bedauernd bemerkte die Daily Mail am 19. Juni, daß die Unsicherheit über die neue Anleihe den Kurs der alten immer mehr weichen lasse, daß ein so außerordentlicher Tiefstand wie $93^{9}/_{16}$ bereits erreicht worden sei. Man solle diesem Zustande durch baldmöglichste Bekanntgabe der hoffentlich günstigen Bedingungen der neuen Anleihe ein Ende machen. Als nun die Bedingungen der neuen bekannt wurden, schnellte der Kurs von $93^{7}/_{8}$ (Schlußkurs 21. Juni) auf $95^{7}/_{8}$ (22. Juni) empor, aber schon im Laufe dieses Tages begann man an der Güte der Konversionsbedingungen zu zweifeln, und die Anleihe schloß mit $94^{3}/_{4}$, um dann im Laufe der nächsten Tage immer weiter herunterzugehen. Vergebens wiesen die Times (25. Juni) und die anderen Zeitungen darauf hin, daß ein Disagio der alten Anleihe doch eine Absurdität sei, da eine solche auch ein Disagio der neuen Anleihe bedeute, und es sei doch unsinnig, wenn eine britische viereinhalbprozentige Anleihe unter pari stände. Allmählich mußte man sich auch mit diesem Gedanken vertraut machen, und bei Schluß der Liste war der Kurs auf $93^{1}/_{4}$ gesunken; damit war die neue Kriegsanleihe bereits etwa zweieinhalb Prozent im Kurs gefallen, ehe sie überhaupt an der Börse eingeführt war. Wirklich ein schwerer Schlag für den englischen Staatskredit.

Ob sich der Schatzkanzler bei der Kalkulierung der Konversionsbestimmung verrechnet hatte, oder aber ob man die neue Anleihe in einer verdeckten Form gleich zu einem Disagio bringen wollte, bleibe dahingestellt. Jedenfalls hatte man (vergleiche Daily Telegraph vom 23. Juni) bald herausgefunden, daß man die neue Anleihe infolge der Zinsberechnung durch sofortige Bezahlung zu einem halben Prozent unter dem Kurse kaufen könne. Nahm man gleichzeitig eine Konversion des alten Loans zu dessen Emissionskurse 95 vor, so war die Anleihe sogar unter Anrechnung der aufgelaufenen Zinsen zu $99^{3}/_{8}$ zu erwerben. Bei Konvertierung der Konsols stellte sich die Sache noch ungünstiger für die Regierung. Nachdem der Minimumpreis der Konsols von $66^{1}/_{2}$ am 23. Juni auf 65 ermäßigt worden war, konnte man die neue Anleihe vermittels der Konsolkonvertierung mit über ein Prozent unter pari erwerben. Zweifellos wären im Laufe der letzten Wochen auch die Konsols ebenso wie die alte Kriegsanleihe weiter im Kurse gefallen, wenn dieser nicht durch einen Minimumpreis geschützt gewesen wäre. Infolgedessen wurden Konsols unverkäuflich (vergleiche Daily Mail vom 23. Juni), und dadurch konnte sich in ihnen kein weiteres Sinken des Staatskredits mehr offenbaren, während die erste Kriegsanleihe, durch kein Minimum geschützt, ungehindert fallen konnte und dadurch die Einbuße des englischen finanziellen Prestiges drastisch enthüllte.

Gründe des Mißerfolges

Woher kam es, wird man sich erstaunt fragen, daß die neue Anleihe so ungünstig in der City aufgenommen wurde? Es sind da eine ganze Reihe von Ursachen im Werk gewesen, vor allem wohl der plötzliche und ganz un-

erwartete Übergang zu einer viereinhalbprozentigen Basis. Wie wir weiter unten noch sehen werden, hatte man sich wohl mit einem vierprozentigen Satz vertraut gemacht, aber daß sich der Finanzminister genötigt halten würde, viereinhalb Prozent zu gewähren, das hatte man nicht erwartet. Die Folge dieser unerwarteten Maßregel war, daß alle festverzinslichen Anlagewerte stärkste Kurseinbußen erlitten, bis sie, zum offiziellen Minimum herabgedrückt, unverkäuflich wurden. Jeder fühlte, durch die neue Maßnahme der Regierung einen Teil seines Kapitals eingebüßt zu haben, und es wurde offen zugegeben, daß die ganze Operation vielleicht von dem Standpunkt der Regierung aus zu verstehen sei, daß sie aber für jeden englischen Kapitalisten einen schweren Schlag und für den ganzen Anleihemarkt eine tiefgreifende Revolution bedeute. Man wies darauf hin, daß man noch vor zwanzig Jahren eine jährliche Rente von fünf Pfund Sterling mit 207 Pfund Sterling hatte bezahlen müssen, während jetzt 111 Pfund Sterling genügten (vergleiche Westminster Gazette vom 22. Juni). Das bedeutete nichts mehr und nichts weniger als eine Verringerung des englischen Nationalvermögens um etwa 50 Prozent, ein besorgniserregendes Verhältnis für ein Rentnervolk wie das englische. In diesem Zusammenhang wird es verständlich, daß verschiedene Tageszeitungen, so die Westminster Gazette vom 22. Juni, Daily Mail vom 25. Juni und viele andere in ernsthaften Leitartikeln darauf hinweisen, man müsse in Anbetracht der großen Kapitalsverminderung die früher gemachten Testamente abändern, insbesondere die ausgesetzten Legate beschneiden, da sonst für den eigentlichen Erben nichts mehr übrig bleibe.

Daß die mit der Ausgabe der Anleihe verbundene Konversion ein großer Fehler war, ist bereits oben besprochen. In dieses Kapitel gehört auch die technisch-saloppe Abfassung der Anleihebestimmungen, wonach man sich, wie oben gezeigt, noch acht Tage nach Emission der Anleihe nicht klar war, was die Rechte, die durch die Konversion erlangt werden konnten, eigentlich bedeuteten.

Zu diesen finanziellen Bedenken gesellten sich Beunruhigungen politischer Natur. Gerade in jenen Tagen fing das Publikum an, sich die Bedeutung der russischen Niederlagen im Osten sowie der vergeblichen Angriffsversuche der westlichen Alliierten klar zu machen, und die Northcliffe-Presse sorgte dafür, daß auch die Schwierigkeiten der innerpolitischen Lage dem Publikum nicht verborgen blieben. Alles dies konnte nicht dazu beitragen, das englische Publikum zu größeren Zeichnungen für die Anleihe zu veranlassen. Wenn sie täglich in den Zeitungen lasen, daß ihre führenden Minister unfähige Burschen seien, die das Geld des Staates in sinnloser Weise verschwendeten, so konnte dies unmöglich animierend für die Anleihe wirken. Dazu kamen ernste finanzielle Bedenken allgemeiner Natur, wie sie von der angesehenen Finanzpresse wieder und wieder geäußert wurden, so im Economist vom 26. Juni, der unter anderem darauf hinwies, daß infolge der Politik des Finanzministeriums die englische Anleihe innerhalb des laufenden Finanzjahres von

1165 Millionen Pfund Sterling auf 2065 Millionen Pfund Sterling steige, was infolge der hohen Zinsrate ein Anschwellen der Belastung des Budgets von 19 Millionen Pfund Sterling auf 90 Millionen Pfund Sterling pro Jahr bedeute; und dies trotz einer erheblichen Erhöhung der Einkommensteuer, die vor dem Burenkrieg nicht höher war als dreieinhalb Prozent und jetzt bei großen Einkommen 25 Prozent betrug.

Daß man die Anleihe von der Wirkung dieser ständig steigenden Einkommensteuer nicht befreite, ist ein anderer Grund für den Fehlschlag der Emission, wenigstens insoweit das Ausland in Betracht kommt. Es handelt sich hier besonders um die Vereinigten Staaten von Amerika. Man hat größere Zeichnungen von dieser Seite erwartet, man rechnete mit einer gewissen Dankbarkeit der amerikanischen Kriegslieferanten und hoffte, durch eine Placierung der Anleihe in den Vereinigten Staaten gleichzeitig den Wechselkurs zu heben, was ja, wie Mc Kenna in seiner Programmrede im Unterhaus gesagt hatte, auch ein wichtiger Nebengrund der Emission dieser hochverzinslichen Anleihe sein sollte. Nun haben die amerikanischen Zeichnungen bitter enttäuscht; dies wurde zum Beispiel vom Manchester Guardian am 9. Juli ganz offen zugegeben. Daß man eine größere Beteiligung der Amerikaner allgemein erwartete, geht auch aus einem Reutertelegramm vom 3. Juli aus New York hervor, wonach ein Syndikat unter der Führung von Morgan die Placierung von 20 Millionen Pfund Sterling übernommen habe. Diese Nachricht mußte am 6. Juli dementiert werden, und die Times knüpfte daran die elegische Bemerkung, Zeichnungen aus den Vereinigten Staaten seien willkommen, aber man solle nicht damit rechnen; mit anderen Worten: die Sache war gescheitert.

Verlust an Prestige

Um die enorme Einbuße, die der englische Staatskredit durch die neue Anleihe erlitten hat, in vollem Umfange zu begreifen, ist es nötig, auf die Tage vor der Emission zurückzugehen, um festzustellen, mit welchen Ziffern damals in maßgebenden Kreisen gerechnet wurde, die ihrer Ansicht nach dem Staatskredit Englands entsprächen. Wir wollen unter den vielen Blätterstimmen einige herausgreifen: so läßt sich der Manchester Guardian noch am 21. Juni, am Tage der Programmrede Mc Kennas, aus London drahten, daß bei der Emission einer Staatskriegsanleihe das Prestige eine große Rolle spiele. Nachdem Deutschland es möglich gemacht habe, die zweite Kriegsanleihe zu einem höheren Kurse herauszubringen als die erste, dürfe England zum mindestens keine Anleihe herausgeben, die an Bedingungen weniger günstig für die Regierung sei wie die der ersten Anleihe, und man müsse die Idee einer vier- oder viereinhalbprozentigen Basis zurückweisen. Ähnlich, wenn auch nicht ganz so weitgehend, äußerten sich die anderen Blätter, so die Daily News am 18. Juni, welche schreibt, zweifellos müßten höhere Zinsen gewährt werden als früher, aber es sei unbegründet, viereinhalb Prozent zu erwarten und womöglich

das Anrecht für die Besitzer der alten Anleihe, diese in neue Anleihe zu konvertieren. Die finanzielle Last des Krieges sei ja eine gewaltige, aber die Position des Landes sei noch keine derartige, um zu einer viereinhalbprozentigen Basis überzugehen (the position of the country does not yet warrant such terms). Im allgemeinen rechnete man mit einer vierprozentigen Anleihe und einem Emissionspreise von 98 (vergleiche Daily Mail vom 18. Juni).

Ein Vergleich dieser Äußerungen mit den tatsächlichen Bedingungen der Anleihe zeigt ohne weiteren Kommentar die Einbuße, welche die neue Anleihe nur durch ihre Bedingungen für den englischen Staatskredit bedeutete, selbst wenn die gewünschte Milliarde Pfund Sterling vom Publikum gezeichnet worden wäre. Daß den Zeichnern der Anleihe auch noch das außerordentliche Recht eingeräumt wurde, ihren Besitz in jede später herauszubringende Kriegsanleihe kostenlos zu konvertieren, diese außerordentliche Bedingung mag nur beiläufig erwähnt werden.

Der Einfluß der Anleihe auf die finanzielle Weltstellung der Londoner City

Es wurde bereits oben gesagt, daß Mc Kenna in seiner Ankündigungsrede die Hebung der fremden Wechselkurse als einen wichtigen Nebenzweck der neuen Anleihe bezeichnet hatte. Es handelt sich hier ausschließlich um die New Yorker Quotierung. Wie wenig sich da die Erwartungen Mc Kennas erfüllten, zeigen folgende zwei Ziffern

New York 18. Juni . . . Dollar 4,77,
New York 17. Juli . . . Dollar 4,76 3/4,

also gar keine Verbesserung, wohl aber eine kleine Verschlechterung. Es war eben ein großer Irrtum zu glauben, daß in Kriegszeiten die alte Doktrin ihre Geltung behalten könne, daß die Erhöhung des Geldsatzes unbedingt ausländisches Geld anziehen müsse. Daß in diesem Punkt Mc Kenna sein Ziel nicht erreicht hat, wird auch ganz offen von sämtlichen Blättern zugegeben. Weniger scheint man sich darüber klar zu sein, daß man durch die hohe Verzinsung der neuen Anleihe auch idem Londoner Bankakzept eine weitere Schwierigkeit bereitet hat. Die weltbeherrschende Stellung des englischen Pfund-Sterlingwechsels beruhte neben anderem auf den niedrigen Sätzen des Londoner Geldmarktes, wo man jederzeit bedeutend billiger diskontieren konnte als etwa in Berlin oder New York. Diese Flüssigkeit und Billigkeit des Londoner Diskontmarktes ist aber nun mehr denn je in Frage gestellt, und die Stellung des Londoner Bankakzeptes mehr denn je erschüttert.

Ein Vergleich mit Deutschland

Es liegt außerhalb des Rahmens dieser Darstellung und würde zu weit führen, den gegenwärtigen Stand des englischen und deutschen Staatskredites gegeneinander abzuwägen. Nur auf folgende Punkte soll kurz hingewiesen werden. Vor dem Kriege stand der englische Staatskredit auf einer zweieinhalb-

prozentigen, der deutsche auf einer vierprozentigen Basis. Infolge des Krieges mußte Deutschland zu einem fünfprozentigen Typus übergehen, den es zuerst zu $97^1/_2$ emittierte. Bei der zweiten Anleihe war der Kredit Deutschlands bereits so gehoben, daß die Regierung den Preis auf $98^1/_2$ erhöhen und damit einen großen Erfolg erzielen konnte. In derselben Zeit ging England vom zweieinhalbprozentigen Typ zum dreieinhalbprozentigen und dann zum viereinhalbprozentigen über, der zwar offiziell zu pari emittiert wurde, aber am Tage des Schlusses der Zeichnungsliste tatsächlich zu $97^1/_2$ Prozent zu haben war, und einige Tage später sogar auf $96^1/_2$ Prozent sank. Also nicht einmal mehr ein Unterschied von einem halben Prozent in der Rendite zwischen deutschem und englischem Staatskredit! Wie anders war das Verhältnis in früheren Zeiten! Zu bemerken ist noch hierbei, daß, wie bereits erwähnt, der englischen Anleihe das wertvolle Recht innewohnt, in jede spätere Anleihe zu pari konvertiert zu werden, was bei der deutschen bekanntlich nicht der Fall ist.

Mr. Harold Cox, der als Autorität für finanzielle Fragen bekannt ist, hatte den Mut, diese Verschiebung im Verhältnis des deutschen und englischen Staatskredites zu ungunsten des letzteren ganz offen in seiner Rede in der City am 16. Juli auszusprechen. Er sagte, „als der Krieg anfing, glaubten wir uns alle in einer stärkeren finanziellen Lage als Deutschland. Ich glaube nicht, daß wir auch jetzt noch davon so überzeugt sind wie früher" (vergleiche Times vom 17. Juli). Bezeichnend ist, daß diese Rede vor einem Auditorium von Bankiers und Cityleuten gehalten wurde.

In Frankreich fiel die dreiprozentige Rente in jenem kritischen Monat von 72,75 auf 69,— (14. Juni bis 16. Juli).

Nach Schluß der Zeichnungslisten

Man hatte erwartet, daß nach Schluß der Listen eine Beruhigung des Anleihemarktes eintreten würde. Aber wie sah man sich getäuscht! Die Depression wollte nicht aus der City weichen. Aus Furcht, die neue Anleihe sofort offiziell zu einem Disagio gehandelt zu sehen, mußte man unter einem billigen Vorwand den Handel darin vorläufig verbieten, wenn man damit auch nicht verhindern konnte, daß sich das Disagio in dem weiteren Kursrückgang der alten Anleihe immer mehr ausdrückte. Diese ging am 16. Juli bis auf $92^1/_8$ herunter, was von den meisten Blättern aber verschwiegen wurde (vergleiche Economist vom 17. Juli). Es herrschte eine ausgesprochene Panikstimmung. Trotz des von den Zeitungen ausgegebenen Schlagwortes eines großen Erfolges der Anleihe sah man auch nach Schluß der Zeichnungen Zeitungen und Staatsmänner ruhig weiter Reklame für die Anleihe machen, als wenn man erst am Anfang der Kampagne stände. Wie die Daily Chronicle am 16. Juli mitteilt, wurden sieben verschiedene Reklameschilder (posters) zur weitgehendsten Verbreitung in allen englischen Städten von der Regierung hergestellt. Nummer 6 dieser Reklameschilder gefällt der Daily Chronicle so gut, daß sie es zum

Ergötzen ihrer Leser abdruckt: „Sie haben in Ihrer Tasche silberne Kugeln, welche die Deutschen aufhalten werden (stop the Germans), leihen Sie sie Ihrem Lande, indem Sie heute Kriegsanleihe zeichnen." Es erübrigt sich, weiter auf diese Reklame nach dem „großen Erfolg" einzugehen. Interessant ist jedoch, daß am 15. Juli der Oberpostmeister Herbert Samuel namens der Regierung in Saltburn eine offizielle Rede hielt, um weitere Zeichnungen zu der Kriegsanleihe zu veranlassen (to promote investment in the war loan) (vergleiche Times vom 16. Juli), und einen Tag später sagte Mr. Harold Cox in der oben bereits erwähnten Rede: „Da die neue Anleihe nicht bis zum Ende des Finanzjahres reiche, müsse man bald mit der Ausgabe einer weiteren Anleihe rechnen." Kann es da wundernehmen, wenn man ganz ernsthaft davon sprach, die Börse wieder zu schließen, um ein weiteres Sinken der Staatsanleihe dadurch unmöglich zu machen, oder aber einen Minimumpreis auch für die neue Anleihe einzuführen, obwohl dies im Widerspruch zu den Zusagen der Regierung stand, wonach ein freier Markt für die Anleihe aufrechterhalten werden solle? — So ging es von Depression zur Panik, und wer wirklich den Reutermeldungen über den „großen Erfolg" der Anleihe einen Augenblick glaubte, den mußte das finanzielle Wirrwarr, das in England herrschte, bald eines anderen belehren. Der „Erfolg" war eben nur eine Erfindung des englischen Patriotismus; und es gehört schon eine dreiste Stirn dazu, das Resultat einer Anleihe als Erfolg zu bezeichnen, wenn 60 Prozent der gewünschten Summe nur gezeichnet wurden, wovon etwa die Hälfte nur reelle Zeichnungen darstellen, während sich der Rest aus Bankkredit zusammensetzte. Da war es nur natürlich, daß der Kurs dreieinhalb Prozent unter pari sank. Und man versteht jetzt auch den Sinn der Rede Lord Haldanes im Oberhause am 6. Juli, die zuerst etwas überraschend klang. Wir meinen insbesondere die Stelle, wo er sagte, „England würde ein anderes Land nach dem Kriege sein, nämlich ein armes Land. Es würde beraubt sein der früheren Vorteile und des früheren Prestiges und der einzigartigen Stellung in Handel und Industrie . . . in anderen Ländern würde mehr Kapital sein als in England."

Ja, das hatte die Anleihe gezeigt: statt der gewünschten 1000 Millionen Pfund Sterling wurden nur 300 Millionen Pfund Sterling gezeichnet, 300 Millionen Pfund Sterling mußten durch Bankkredit im letzten Augenblick zu Papier gebracht werden, um wenigstens eine Rekordsumme zu haben, deren Veröffentlichung den schlechten Eindruck eines Disagios von dreieinhalb Prozent verdecken sollte. Ist dies gelungen? Es sieht nicht so aus; Tatsachen reden deutlicher als Worte und sie sagen dem objektiven Beobachter etwas ganz anderes, als die langen Reuter- und Havastelegramme, sie sagen ruhig und kalt: die zweite englische Kriegsanleihe war ein großer Mißerfolg.

Die heutige Soldatenſprache — ein Vorſchlag zu ihrer Sammlung

Von Oberlehrer Dr. Alfred Wolff

Vereinzelt, gelegentlich, ſo wie ſie aus einem Feldpoſtbrief hervorſprudeln, als Hör- und Sehenswürdigkeit erwähnt oder wegen ihrer ſchlagkräftigen Trefficherheit allgemein bekannt werden, tauchen in der Öffentlichkeit Worte auf, mit denen die ſchaffende Phantaſie unſerer Soldaten die deutſche Sprache wirkungsvoll bereichert hat. Aus einer Geſinnung und Zeit geboren, ein bleibendes Zeugnis für die geſtaltende Kraft ſchöpferiſchen Volksgeiſtes, geben dieſe Um- und Neubildungen die Eindrücke wieder, die der Soldat empfängt und geſtaltet: ein ſeeliſch hochgeſteigerter, einmaliger Zuſtand der Geſchichte wird im Worte aufgefangen; unbewußt, aber darum um ſo bedeutungsvoller werden dieſe Ausdrücke der Soldatenſprache ein kriegsgeſchichtliches Dokument erſten Ranges für Mitwelt und Forſcher, in dem ſich Stimmungen, Situationen, Gefühle und Bedürfniſſe niederſchlagen. Wie kleine Steinchen eines Moſaiks ſtehen die Worte da, ein wundervoll treues Abbild vom Leben und Weben einer großen Zeit; das Moſaik zuſammenzuſetzen, daß daraus die Einheit von Sprache und Geſinnung hervorleuchte, oder, ohne Bild geſprochen, dieſe Worte der Soldatenſprache zu ſammeln, in Forſchung und Darſtellung in den großen Rahmen deutſcher Entwicklung einzuſpannen, ſcheint mir lockende, lohnende Aufgabe und eine Ehrenpflicht, die die Wiſſenſchaft daheim den Menſchen im Felde abſtatten könnte und müßte.

Aber es wäre halt- und grundloſer Hochmut, wenn eine ſolche Aufgabe nur von Fachgelehrten unternommen würde; ihre Sache ſei die Verarbeitung, die Sammlung Aufgabe der Allgemeinheit, der ja die Träger und Schöpfer dieſer Sprache angehören; die Zuſammenarbeit aber, die Annäherung von Wiſſenſchaft und Öffentlichkeit müßte eine für dieſen Zweck geſchaffene Organiſation in die Wege leiten, für deren Leitung etwa die deutſche Kommiſſion der Berliner Akademie der Wiſſenſchaften oder ſonſt eine amtliche oder private, wiſſenſchaftliche Vereinigung in Betracht käme. Sie müßte ſprachlich geſchulte Hilfskräfte, entweder jetzt ſchon oder ſicher im Frieden, zur Verfügung haben, die über das Grammatiſche

hinaus feinfühliges Verständnis für die Regungen der Volksseele besitzen, die nicht nur das Ziel eines Lexikon oder Thesaurus oder nur eine Vorarbeit ins Auge fassen, sondern die Soldatensprache als Ausdrucksformen des deutschen Geistes verstehen und verständlich machen. Eine solche Organisation müßte zugleich Fühlung genug mit dem Leben und mit der Presse, sowie wissenschaftliche und sonstige Autorität haben, um diese Aufgabe nicht nur anzupacken, sondern auch vorwärts und fertig zu bringen. Sie müßte oben zugespitzt und einheitlich zentralisiert, unten aber so breit und tief wie möglich in der Masse verankert sein, durch Aufsätze und Aufrufe die Mitarbeit der Menschen da draußen und in der Heimat erzielen und so ein Werk schaffen, das noch im verblaßten Einzelwort den Rhythmus des Krieges, den funkelnden Glanz hoher Gesinnung und die Hingerissenheit einer Generation spüren läßt.

So aufgebaut atmet eine solche „Sammlung der Soldatensprache" den Geist der Zeit, aus der sie Daseinsberechtigung, ja Notwendigkeit schöpft. Ihre Worte und Werte aber wie ihre literarhistorische Einordnung ausführlich darzustellen, führt hier und jetzt zu weit, gehört in die Vorarbeit und Einleitung zu dem großen Werk, das hier vorgeschlagen wird; doch auch an wenigen Beispielen, die jeder aus eigener Erfahrung mehrt und bestätigt, lassen sich Elemente, Mittel und Motive dieser Soldatensprache deutlich umschreiben.

Man glaube aber nicht, daß eine solche wissenschaftliche Behandlung eine Verwässerung hohen Soldatengeistes sei oder eine Herabwürdigung großen Gefühls . . . im Gegenteil, sie lehrt im Ausschnitt sprachlicher Betrachtung erkennen, welche förderlichen und fortbildenden Sprach- und Kulturwerte der scheinbar so harte und kulturlose Beruf des Soldaten auf abliegendem Gebiete schafft. Ja, es wäre denkbar und nicht nur für Volks-, sondern erst recht für Völkerpsychologie wertvoll, wenn solche Untersuchung durch eigene Kenntnis, durch Befragung von Gefangenen oder durch Forschung fremder Gelehrter, jetzt oder in späteren Zeiten, auf die anderen kriegführenden Völker ausgedehnt würde; Material an Gefangenen wie an Ausdrücken gäbe es genug. Es ergäbe sich eine lehrreiche Vergleichung, die auf die künstlerische Eigenart wie auf den Charakter, die Weltbetrachtung der einzelnen Nationen helles Licht würfe. Und zugleich wäre diese Arbeit ein Zeichen der weiterarbeitenden, zukunftbereitenden Wissenschaft, die doch, weit entfernt von schädlichem, törichtem, weil übertriebenem Internationalismus, voll zurückhaltenden Stolzes es ablehnt, etwa durch eine Hintertür irgendwelchen allzuweichlichen, falsch begonnenen und hastig fortgeführten „weltbürgerlichen" Bestrebungen Eingang zu verschaffen.

Aus solchen allgemeinen Ausblicken erklärt sich das Interesse, das die Gesamtheit an der Soldatensprache haben müßte, in der, genau wie in der Weltanschauung, sich Ethik und Kultur, Gesinnung und Gesittung, „der Geist

der Nation" widerspiegeln. Im besonderen läßt sich Rahmen und Inhalt der Aufgabe schärfer umreißen, wenn wir jetzt den Elementen uns zuwenden, aus denen Werden und Wesen der Soldatensprache emporwuchs.

Wir alle wissen und erleben es täglich an unserer eigenen Beschäftigung, daß neue Bedürfnisse sich neue Lebensformen und neue Werkzeuge auf allen Gebieten schaffen. Was von der Technik gilt, gilt auch von der Sprache; der schöpferische Geist des Menschen schafft als Notbehelf wie als Gebrauchsmittel die Worte, die sein Wollen zum Ausdruck bringen. Zunächst eine Möglichkeit der Verständigung, ein Kenn- und Geheimzeichen für wenige, werden sie bald Werkzeuge des Alltags; sie, die früher Eigenheit eines Standes oder Berufs waren, gewinnen jetzt fruchtbares Leben und werden, weil sie am reinsten das Lebensgefühl einer Epoche ausdrücken, Gemeingut der Nation.

In unseren Tagen ist es die Sprache des Soldaten, die über die Grenzen der Fachsprache eindringt in das Gesamtleben der Sprache und des Volkes; nicht nur in dem Sinne, daß unser Denken und Sprechen unwillkürlich von ihrem Leben gefärbt wird; nicht nur darin, daß unsere Bildlichkeit sich an ihr sättigt, unsere Vergleiche und Gefühle täglich daraus Anstoß, Nahrung, Bewegung empfangen, sondern vor allem darin, daß die Ausdrücke, die der Soldat sucht oder schafft, uns nicht wie Schaustücke des Museums oder aufgebahrt in den Särgen der Grammatik anmuten, sondern wie ein wahrhaftes Zeugnis der Zeit, gezeugt aus unmittelbarer Berührung mit dem Leben, da wo es dem Tode am nächsten ist. Und mit selbstverständlicher Gewalt bohren sie sich uns in Herz und Hirn ein, als vertraute und liebgewordene Begleiter unseres Daseins.

Wenn sie aber erst gesammelt sein werden und es möglich sein wird, aus dem ungeheuren Material Folgerungen zu ziehen für die seelische Stimmung ihrer Schöpfer, für die geistigen und künstlerischen Kräfte der Zeit, die der Wortschöpfung zugrunde lagen, dann wird sich auch zeigen, wie vielfältig die Elemente sind, aus denen sich diese altneue Sprache aufbaute, und wie lebensfähig und spannkräftig sie sich den veränderten Verhältnissen anpaßte. Man wird dann erkennen, wie Land und Leute, die weite Welt, in die der deutsche Soldat durch diesen Krieg hineingewirbelt wurde, weitab von der Heimat, seinen Horizont bereichert, seinen Sprachschatz beeinflußt hat. Aus dem polnischen Mischmasch oder orientalischer Fremde, aus österreichischer Brudersprache oder dem Völkergewimmel der verbündeten Monarchien fließen ihm Anschauungen und Begriffe zu, die er als Sprachgut in sich aufnimmt und ummodelt. Dabei steht er nicht nur als schaffendes Subjekt da, dem zur rechten Zeit die Worte für Begriffe sich einstellen, sondern auch als Objekt, das die Einwohner eroberter Gegenden, vom Feinde ganz zu schweigen, nach Äußerlichkeit oder Wesen zu charakterisieren suchen. Solche Ausdrücke gelten nicht bloß der einzelnen Truppengattung (wie Pruß mit dem Brett für Ulan, mit der Kartoffel für Artillerist), sondern auch für den deutschen Soldaten im Unterschied zu seinem Bundesgenossen. Liegt

nicht eine Welt von Anschauung darin, daß im Osten der österreichische Soldat als Herr „Servus", der deutsche als Herr „Morjen" bezeichnet wird; es sind zwar nur Grußformen, aus denen das Volk den Unterschied empfunden hat, aber man sieht hinter dem „Servus" das höfliche weiche „Hab' die Ehr'" auftauchen, hinter dem „Morjen" das härter gefügte, starrere, aber auch stärkere Wesen des Preußen sich erheben — Welten, die verschieden sind, aber sich gut ergänzen in gemeinsamer blutiger Arbeit.

Aber diese Ausdrücke, die den Soldaten als Objekt umfassen, sind geringfügig gegenüber der Fülle von Worten, die der Soldat selbst schuf, neu- oder umbildete, bewußt oder unbewußt von Motiven bestimmt, aus deren vielfädigem Gewebe wenigstens einige herausgegriffen seien.

Zunächst ist es der Drang nach Verständigung, der sich nach zwei Richtungen wendet. Auf der einen Seite entstehen aus den verschiedenen Dialekten desselben Volkes oder aus der Berührung mit den verbündeten, andersprechenden Truppen neue Wortgebilde, auf der anderen Seite bringt der Versuch, mit den fremdsprachlichen Angehörigen feindlicher Staaten sich auseinanderzusetzen, Ausdrücke hervor, die oft mißverstanden, aber nicht mißverständlich der selbstherrlichen Sprachgewalt des Soldaten ihr Dasein verdanken. Mit eigenwilliger Ableitung, durch Gleichklang, durch Hörfehler, durch Volksetymologie werden alte, eigene und fremde Worte zurechtgestutzt, zusammengefaßt, bis das neue Wort da ist, allgemein verständlich, bei Freund und Feind gleich gebräuchlich. Werkzeuge des täglichen Lebens, Verkehrsmittel, Personen unterliegen dieser Verwandlung, die aus der Not eine Tugend macht; nur am Anfang, nur auf der untersten Stufe des Verkehrs gebraucht der Soldat die pantomimische Verständigung, dann tritt Schulkenntnis, Wörterbuch, mitunter in mißverständlicher Umdeutung, ein, modelt die Worte um — das alles verstärkt und befestigt durch tägliche Wiederholung in Fordern und Feilschen, in Gebrauch und Bedürfnis. Und der Kulturhistoriker noch mehr als der Sprachforscher wird in späteren Zeiten an manchen Worten, die dann selbstverständlich, verblaßt, ins allgemeine Leben übergegangen sind, ablesen können, welche Länder der Soldat betreten, und wie die Vielfarbigkeit dieses Weltkriegs, der keine Grenzen kennt, auf Sprachempfinden und Sprachschatz abgefärbt hat; nicht nur die Sprachgeschichte, sondern auch die Sprachgeographie wird daraus Stoff und Belehrung gewinnen.

Neben diesen Zwang und Wunsch der Verständigung, der aus dem Verkehr von Freund und Feind Elemente und Motive schöpfte, tritt der Drang, die Geschehnisse zu vereinfachen. Ein verwickelter Vorgang, eine komplizierte Maschine, das Vielerlei von technischen Handhaben und Verrichtungen sucht man auf eine Formel zu bringen, das Außergewöhnliche, fast Wunderbare — was psychologisch begreiflich und menschlich verständlich ist — durch Ausdrücke aus dem täglichen Leben, aus eigenem, engeren Horizont sich näher zu bringen, so daß ihre Größe dadurch zwar nicht verkleinert, aber doch vertrauter wird, ihre

Gefahr geringer erscheint. In diese Rubrik fallen etwa alle Versuche, das Geschoß in seinen verschiedenen Wirkungen und Formen durch Namen, Personen oder Ausdrücke aus dem eigenen Gesichtskreise zu ersetzen. Ein Stück Selbstverspottung spielt mit hinein, wenn der „Schipper" seinen Spaten als „Teelöffel" bezeichnet; reiner tritt das Empfinden in einer Anzahl von Ausdrücken hervor, die teilweise schon im Frieden gebraucht, doch erst durch den Krieg lebendige Fülle und reiche Ergänzung erfahren haben. Da erscheinen neben den Ausdrücken für das Gewehr wie „Knarre", „Kuhfuß", oder zärtlich-sehnsüchtiger „meine Braut", das „Butterfaß", das sowohl Mine wie Schrapnell bedeutet, das „Parfum" als Pulver der Gewehre, der „Tabak" als Pulver der Kanonen, „das schwarze Schwein" oder ästhetischer „der schöne Blumentopf" als Granate (auch der „Spielball" genannt). Die Bomben des Fliegers, den die Soldatensprache als „Karl", seinen Begleiter als „Franz" kennzeichnet, Beinamen, aus denen dann Zeitworte wie verfranzen und verkarlen weitergebildet werden, werden „als Eier gelegt", mit denen der Feind in lieblicher Unheimlichkeit „beast" wird. Oder, um auch größeren Objekten sich zuzuwenden: die bekannten Mädchennamen erscheinen, die „schlanke Emma" oder die „dicke Marie" für die 30,5-Centimeter-Mörser, oder die gefeiertste von allen, die „dicke Berta", zu deren Taufe noch viele andere Namen bemüht worden sind, bis zur musikalischen Bezeichnung der „deutschen Zauberflöte" hinauf; oder, um noch einem männlichen Wesen das Wort zu gönnen, „der große Moritz", der im gewöhnlichen Leben als Minenwerfer sein Spiel treibt.

All diese Bezeichnungen, von denen nur einige plastische herausgesucht wurden, knüpfen an auffallendes Aussehen oder besondersartige Eigenschaften des beschriebenen Objekts an; andere bedienen sich des Wortspiels und entstellen absichtlich den fremden Ausdruck durch Umwandlung in eigenes Sprachleben. Bouletten für Epauletten, Portemonnaie für Portépee, „Purzle nicht" oder noch respektloser „Pulle mit Sprit" für pour le mérite sind solch volkstümliche Proben, denen aktuelle Verdrehungen des Kriegs wie Chinesenkompagnie statt Genesungskompagnie angereiht sein mögen. Freilich ist aus der Abkürzung dieser Truppe: G.-K. mit liebevoller Saftigkeit auch die schöne Bezeichnung „Geisteskrankenkompagnie" geprägt worden — wie überhaupt Abkürzungen, die die vereinfachende Notwendigkeit militärischer Schnelligkeit braucht, solche Verdrehung begünstigen, von den Deutungen an, die das D. U. (Dienstuntauglich) als Düsseldorfer Ulan usw. erfährt, bis zum Garde Reservekorps, das wegen seiner Tätigkeit auf allen Kriegsschauplätzen den Namen des Garde-Reisekorps bekommen hat.

So werden Worte ohne Absicht, ohne Urteil, nur zum Zwecke der Versinnbildlichung, oder in tendenziöser Zuspitzung gebildet. Da spielen Humor, Spott, Satire in tieferer Bedeutung mit hinein; da entlädt sich Haß und Liebe, aber selbst durch stärkste Verhöhnung des Feindes leuchtet ein Stück Gutmütigkeit hervor, gemischt mit Selbstvertrauen und zuversichtlicher Überlegenheit, aber auch häufig

mit einer Achtung, die „drüben" in Feld und Haus nicht immer da ist. Trotz alledem bilden freilich die Eigenschaften des Feindes, seine körperliche Beschaffenheit, seelische und geistige Mängel, Äußerlichkeiten des Wappens und der Haltung Fundgruben für die behende, angriffslustige Phantasie, die sich wie mit der Waffe so auch mit Wort und Witz am Gegner reibt.

Aber auch die eigenen Truppen verschont der Witz nicht; die Erfindungslust, die sich überall zu helfen weiß, die im Wirtschaftsleben neuer Lage sich anpaßt, im Schützengraben das Leben so bequem wie möglich und so sicher wie nötig gestaltet, spiegelt sich auch im Kleinen in den Ausdrücken wieder, mit denen der Soldat die Angehörigen aller eigenen Truppengattungen in oft sehr charakteristischer Weise, mit einem Worte vielsagend, belegt. Was in Friedenszeiten schon selbstverständlich war, daß man die Truppen mit allerlei Ersatznamen kennzeichnete, die aus ihrer Eigenart und besonderen Beschäftigung hervorgegangen waren, steigert sich in Kriegszeiten, in denen gemeinsame Gefahr, der Ernst des Zieles solche Gefühle begünstigt und hervorruft; daß dabei Spottlust und Anerkennung sich nicht ausschließen, im Gegenteil, nach dem Satze: „Was sich liebt, das neckt sich" höchste Verehrung für Gattung oder einzelne, sich gern im Spitznamen, in allerlei Formen der Abkürzung, in der Um- und Verdrehung zeigt, ist ebenso selbstverständlich wie die Tatsache, daß diese Fachausdrücke, die im Frieden eigentlich nur den Soldaten angingen, jetzt Teilnahme und Verbreitung im ganzen Volke finden.

So häufen sich im Durcheinander die Motive, denen etwa der nach Ursache und Umfang begrenzte Gedanke der Sprachreinigung an die Seite treten mag. Damit ist diesmal nicht der Eindeutschungsprozeß gemeint, den der Soldat aus dem Drang nach Verständigung und Vereinfachung willkürlich unternimmt, sondern der grundsätzliche Versuch, die Sprache möglichst rein zu gestalten — ein Versuch, bei dem man nicht nur die Mißerfolge buchen und verspotten, sondern auch den Drang und Weg durch zügelnde oder treibende Mitarbeit unterstützen soll; nur so kann in positiver Kritik Richtiges und Unrichtiges, Bleibendes und Verfehltes gesondert werden. Große Geltung kann dieses Motiv übrigens deswegen nicht gewinnen, weil die militärischen Ausdrücke doch zunächst Fachsprache sind. Diese können wohl für den persönlichen Gebrauch und unbewußt durch Soldatenmund umgedeutet, nicht aber in bewußter Veränderung umgewandelt werden, wenigstens nicht solange der Krieg noch andauert und Überlieferung wie Erziehung auf diesem Gebiet eine Reihe von engumschriebenen, nur so verständlichen Bezeichnungen festgelegt hat. Eine noch geringere Rolle spielt für den Prozeß sprachlicher Neubildungen das rein menschliche, man könnte sagen „euphemistische" Gefühl, das darin besteht, eine peinliche, unangenehm empfundene Sache durch einen würdigeren Ausdruck zu ersetzen: hierher gehören etwa die Erörterungen über die Worte „Invalide, Krüppel" und der Versuch, dafür ehrenvollere und doch zugleich kennzeichnende Ausdrücke zu prägen.

Mit der Aufzählung solcher Motive soll jedoch nicht die Möglichkeit bestritten werden, daß noch eine Reihe anderer Seelenregungen und Bedürfnisse sprachschöpferisch mitgewirkt haben; hier kommt es nur darauf an, mit einigen Beispielen Wert und Recht dieser Gedankengänge in den Zusammenhang mit der Zeit zu rücken; die ganze Mannigfaltigkeit der Gründe und Grundlagen wird erst klar werden, wenn Berichte der Schöpfer oder über die Schöpfung solcher Worte vorliegen werden, soweit das alles noch erkennbar ist und nachgezeichnet oder nachempfunden werden kann. Dann werden wir einen tiefen Einblick in ursprüngliches und verwickeltes Denken einer Masse, eines Volkes und zugleich in das Leben der Sprache gewinnen, wie sie neue Ringe angesetzt, neue Gebiete sich erobert hat. Aber für unsere Hinweise auf die Bedeutung und Stellung der Soldatensprache mag diese allgemeine Psychologie genügen, die aus dem Material schöpft, ohne es vorzulegen, und jederzeit, wenn erst die allgemeine Aufmerksamkeit auf diese Vorgänge sich richtet, aus dem Material bestätigt werden wird. Ist dies doch reich genug, um uns neben dem Einblick in die Motive auch einen Blick in die Mittel, Wege und Formen zu gewähren, in denen sich die Wort- und Sprachbildung des Soldaten vollzieht ....

Es ist eine Lust zu leben, heute, in großer Zeit, wie es jetzt eine Lust ist, dem Tode ins Auge zu blicken; wer aber lebt, der erlebe auch die Zeit nach seiner Fähigkeit, in ungemessener Hingabe, er erlebe sie durch Arbeit, auf welches Gebiet ihn Lage und Anlage gestellt hat. Ein kleiner Beitrag, vom Geiste gegeben, dem Geiste geweiht, der die Gegenwart beherrscht, sollen diese Anregungen sein, ohne ästhetische Abwägung, ohne historisches Urteil, nur aus der Ehrfurcht geboren vor dem Sinn der Zeit und dem Werden der Zukunft.

Ostpreußenhilfe

Von einem Westpreußen

ie Frage des Wiederaufbaues Ostpreußens und der wirtschaftlichen Kräftigung unserer östlichsten Provinz hat in diesen Blättern schon manchen trefflichen Beitrag gezeitigt. Einer der besten ist der in Nummer 26 erschienene Aufsatz des Professors Dr. Max J. Wolff. An einem Fehler aber leiden auch diese vortrefflichen Ausführungen, auf den ich glaube im Interesse einer richtigen Beurteilung der ostpreußischen Verhältnisse hier doch einmal hinweisen zu müssen. In allen Erörterungen wird immer von „Ostpreußen" und den Maßnahmen für „Ostpreußen" gesprochen, als ob Ostpreußen ein völkisch und wirtschaftlich einheitliches Gebiet wäre. Das ist es aber nicht, es zerfällt in mehrere ganz verschiedene Teile und auf diese Verschiedenheit muß man Rücksicht nehmen, wenn man nicht zu irrigen Schlüssen gelangen will. Ostpreußen zerfällt erstens in die drei völkisch verschiedene Teile, den deutschen (im wesentlichen der Regierungsbezirk Königsberg), den litauischen (im wesentlichen der Regierungsbezirk Gumbinnen) und den masurischen (im wesentlichen der Regierungsbezirk Allenstein). Von dem Regierungsbezirk Königsberg gehört der Kreis Memel noch zu Litauen, außerdem aber tritt noch ein Teil als etwas Besonderes hervor, nämlich das Ermland (die Kreise Braunsberg und Heilsberg und die Kreise Allenstein und Rössel von Allenstein). Diese verschiedenen Teile muß man auseinanderhalten, wenn es sich um die für Ostpreußen wesentliche, ja wesentlichste Frage der Verteilung von Groß- und Kleingrundbesitz und der inneren Kolonisation handelt. In dem deutschen Teile (Regierungsbezirk Königsberg) überwiegt der Großgrundbesitz, mit Ausnahme des Ermlandes, das fast gar keinen Großgrundbesitz hat. In Litauen überwiegt der Kleingrundbesitz, in Masuren ist er ebenfalls mehr verbreitet, außerdem kommt hier ein großer Teil des Landes auf fiskalische Forsten. Wenn daher Professor Wolff sagt: „Es entspricht nur den natürlichen Bedingungen der Provinz, daß der Kleinbesitz bei der bevorstehenden Neuentwicklung möglichst gestärkt, der Großgrundbesitz dagegen zurückgedrängt wird, obgleich er in Ostpreußen bei weitem nicht so vorherrscht wie in Pommern, Mecklenburg oder einzelnen Teilen Schlesiens" — so muß man dazu die Anmerkung machen, daß in gewissen Teilen Ostpreußens der Großgrundbesitz sehr stark vorherrscht, in anderen dagegen nicht nur nicht vorherrscht, sondern fast gar nicht vorhanden ist. Demgemäß sind dann auch die Verhältnisse der

ostpreußischen Städte durchaus verschieden. Herr Professor Wolff weist mit Recht darauf hin, daß es außer Königsberg nur eine Stadt mit mehr als 40000 Einwohnern gäbe (Tilsit), und zwei mit wenig über 30000 (Allenstein und Insterburg). Von etwas größeren Städten wäre noch Memel und allenfalls Osterode zu erwähnen. Alle diese größeren Städte liegen nun in Litauen und Masuren, das heißt in Gegenden, wo der Kleinbesitz überwiegt oder wenigstens nicht lediglich Großgrundbesitz vorhanden ist. In den Kreisen dagegen, wo letzterer vorwiegt, finden sich auch die ärmsten und lebensunfähigsten Städtchen — wie in den Kreisen Gerdauen, Friedland, Pr. Eylau, Mohrungen.

Diese Städtchen sollen nun, soweit sie von den russischen Kulturträgern zerstört sind, wiederaufgebaut werden, und zwar schöner und besser. In rührender Weise nimmt man sich in allen Gegenden des Vaterlandes dieser Orte an, übernimmt die Patenschaft, will Geld aufbringen und alles mögliche Schöne und Zweckmäßige schaffen. Man hört von besseren hygienischen Bedingungen, sogar Wasserleitung und Kanalisation sollen alle Städte erhalten, ein Wandertheater ist in Aussicht genommen, Büchereien sollen entstehen. Wer diese Städtchen wie Gerdauen, Schippenbeil, Mohrungen, Hohenstein kennt oder gekannt hat, wünscht ihnen gewiß von Herzen alles Schöne und Gute, was für sie geplant ist. Aber eines soll man nicht vergessen. Die Hauptsache ist, daß für die Städte die Bedingungen zum Leben geschaffen werden, sonst werden die schönen Häuser leer stehen, die Büchereien wird niemand benutzen und das Wandertheater wird vor einem leeren Saal spielen. Diese Lebensbedingungen können aber nur geschaffen werden durch eine energische innere Kolonisation. Wie Professor Wolff in dem oben angeführten Aufsatz richtig sagt, ist Ostpreußen ein ausschließlich agrarisches Land. Eine „Industrialisierung" Ostpreußens ist undurchführbar, weil die Bedingungen für eine Industrie fehlen und eine solche sich nicht künstlich schaffen läßt. Die kleinen Städte Ostpreußens sind für ihr wirtschaftliches Gedeihen daher auf das umliegende Land angewiesen. Sie können aber nur gedeihen, wenn dieses umliegende Land vorwiegend von Kleingrundbesitzern bewohnt ist. Der Großgrundbesitzer kauft nicht in der Kleinstadt. Er kauft in Königsberg oder sogar in Berlin. Berlin liegt Ostpreußen wirtschaftlich viel näher als anderen geographisch weniger entfernten Landesteilen. Dazu kommt der heute so sehr erleichterte Warenversand der großen Geschäfte. Wenn Wertheim regelmäßig sogar nach Südwestafrika schickt, so gewiß auch nach Ostpreußen, ebenso tun es Rudolf Hertzog, Nicolai und ähnliche Firmen. Die Damen holen sich ihre Toiletten für den Winter bei einer Herbstreise nach Berlin, die Herren versorgen sich dort bei Boenicke und Eichner oder Gerold mit Zigarren usw. In der benachbarten Kleinstadt bleibt sehr wenig hängen. Ganz anders der Bauer, der zum Markt oder zu Geschäften mit irgendwelchen Behörden in die Stadt kommt, der besorgt dort seine sämtlichen Einkäufe und trinkt auch noch im Gasthof einen Schoppen. Je mehr solche bäuerlichen Besitzer in der Umgegend vor-

handen sind, desto mehr Geschäfte können in den Städten bestehen, dann sind auch zahlungsfähige Steuerzahler vorhanden, es kann für die Stadt etwas geschehen, auch an ihre Verschönerung kann vielleicht gedacht werden, so daß sie auch Leuten, die sich zur Ruhe setzen, noch als ein wünschenswerter Wohnort erscheint, während jetzt jeder, der genug verdient hat, die Kleinstadt schleunigst verläßt und nach Königsberg oder noch weiter verzieht. Alle diese Bedingungen für eine Lebensfähigkeit der kleinen Städte können aber nur geschaffen werden durch eine energische innere Kolonisation, und diese muß hauptsächlich da einsetzen, wo sie am nötigsten ist, in den deutschen, vorwiegend dem Großgrundbesitz angehörigen Teilen des Regierungsbezirks Königsberg. In Litauen ist schon ein Bauernstand vorhanden, im Ermland erst recht, aber da wo er fehlt, muß er geschaffen werden, sonst wird aus den kleinen Städten in diesen Teilen nie etwas Rechtes werden. Man möchte fast sagen, es sind im Verhältnis zu anderen Teilen des deutschen Ostens in Ostpreußen viel zu viel kleine Städte vorhanden, was sich daraus erklärt, daß der Deutsche Orden eine große Anzahl befestigter Plätze aus militärischen Gründen anlegte, die dann zu Städten wurden. Sie sind aber nun einmal vorhanden und es ist auch gut, daß sie da sind, denn sie können und müssen eben zu Kristallisationspunkten für eine zahlreichere Bevölkerung werden, ohne die Ostpreußen nicht bestehen kann. In ihnen müssen auch die Bestrebungen, die die geistige Hebung der Bevölkerung bezwecken, wie Büchereien, Wandertheater ihre Stützpunkte finden. Solche Bestrebungen haben an sich gute Aussichten, denn die ostpreußische Bevölkerung, wenigstens in dem deutschen Teil, ist durchaus nicht stumpfsinnig, sondern recht geweckt und intelligent, aber wie gesagt, es müssen Kleingrundbesitzer in der Umgegend sein, Leute, die in der Kleinstadt auch ihren geistigen Mittelpunkt finden, nicht in Königsberg oder Berlin. Also man mag die Sache betrachten, von welcher Seite man will, man kommt immer wieder darauf zurück: eine kräftige innere Kolonisation ist das A und O, die unerläßliche Grundbedingung aller Ostpreußenhilfe. Was die ostpreußische Landgesellschaft in den letzten Jahren in dieser Beziehung geleistet hat, ist aller Ehren wert, besonders wenn man weiß, mit welchen Schwierigkeiten sie vielfach zu kämpfen gehabt hat, aber bei aller Anerkennung ihrer Leistungen muß man sagen, sie genügen noch nicht, es muß weit kräftiger vorgegangen werden, wenn die Ergebnisse erreicht werden sollen, die erreicht werden müssen, wenn man der Provinz wirklich helfen will. Selbstverständlich ist auf der anderen Seite das Aufkaufen von Bauernstellen durch den Großgrundbesitz zu verhindern, wenn nicht anders, durch gesetzliches Verbot. Wenn aber ein leistungsfähiger Kleingrundbesitz geschaffen ist, wozu auch das in Ostpreußen schon recht entwickelte Genossenschaftswesen beitragen wird, dann erst werden alle die anderen Bestrebungen den gesunden Untergrund finden, auf dem sie zum Heile der jetzt so schwer heimgesuchten Provinz kräftig emporwachsen können. Es gehört aber ein sehr kräftiger Wille zur Erreichung des Zieles.

Kriegsliteratur

Von Dr. jur. Kurt Ed. Imberg

II. Ostasien

Mehr als gewöhnlich angenommen wird, ist auch der Ferne Osten durch den Weltkrieg in Mitleidenschaft gezogen worden, deren Folgen sich vielleicht erst in der Zukunft in ganzem Lichte zeigen werden. Die Teilnahme Japans am Kriege war mit der Eroberung Tsingtaus keineswegs beendet; denn das Ziel der Japaner lag weiter, und Tsingtau war nur der erste Meilenstein auf dem Wege dorthin. Das Ziel, auf das Japan seit Jahren hingearbeitet, und das es wohl in erster Linie zur Kriegserklärung gegen Deutschland bestimmt hat, ist die Oberherrschaft im Fernen Osten.

Aber trotz des japanischen Vordringens ist Ostasien für deutsche Kultur und Arbeit nicht verloren, und wenn die Japaner jetzt in China die Oberhand zu gewinnen und den europäischen Einfluß auszuschalten trachten, so muß nach dem Frieden eine um so regere Tätigkeit deutscher Arbeit in Ostasien einsetzen, um mit allen Mitteln eine „Koreanisierung" Chinas, welches ein weites und fruchtbares Gebiet für die Aufnahme unserer kulturellen und wirtschaftlichen Fähigkeiten ist, zu verhüten.

In einer ausgezeichneten Broschüre: „England und Japan seit Schimonoseki" (Verlag von G. D. Baedeker, Essen) gibt Professor Hashagen auf Grund reicher Literaturkenntnis einen klaren Überblick über die Entwicklung im Fernen Osten seit dem Frieden von Schimonoseki im Jahre 1895. Das Eingreifen Rußlands, Frankreichs und Deutschlands zugunsten des besiegten Chinas hat die Japaner stark verschnupft, und die englische Politik hat es meisterhaft verstanden, dieses Verschnupftsein auszunutzen und sie auf alle Weise, insbesondere mittels der Presse gegen Rußland und Deutschland zu hetzen. So gelang es ihr, ihren gefährlichsten Gegner in Asien, Rußland, durch den neuen „Freund" aus Nippon zu besiegen. Hashagen schildert die einzelnen Phasen des englisch-japanischen Bündnisses, seine Erweiterung im Jahre 1905 und seine Wiedereinschränkung im Jahre 1911; er zeigt die allmähliche Annäherung zwischen den beiden Feinden von 1904 bald nach dem Friedensschluß und als Folge davon die allmähliche Abkühlung der englisch-japanischen Freundschaft. Das Bündnis mit England tritt für Japan immer mehr in den Hintergrund, und wenn man jetzt die japanische Presse liest, so findet man fast in jeder Nummer den Gedanken

ausgedrückt, daß das Bündnis mit England eigentlich für Japan wertlos sei; man hätte sich gar nicht darauf einlassen sollen, und man möge sich von dieser lästigen Fessel so bald als möglich befreien. Auch John Bull traut seinem gelben Freunde nicht mehr: sein Vorgehen in China stellt ihm das Gespenst der gelben Gefahr in Australien, Kanada und Indien vor Augen. Mit Recht sieht der Verfasser in dem immer stärker werdenden japanischen Imperialismus die ersten Anzeichen eines Kampfes zwischen den angelsächsischen Weltmächten — den U. S. A. und Großbritannien — gegen das „England des Ostens", der früher oder später unvermeidlich ist und durch die Beschäftigung Japans in China vielleicht hinausgeschoben, aber nicht verhindert werden kann.

Im Anschluß an dieses Buch seien zwei Vorträge genannt, die, wenn auch in bedeutend kürzerer Form, ungefähr dasselbe Thema behandeln wie Hashagen. Sie sind in der Sammlung „Deutsche Vorträge Hamburgischer Professoren" im Verlage von L. Friedrichsen u. Co. (Hamburg) erschienen. Karl Florenz: „Deutschland und Japan" schildert uns in kurzen Worten das Verhältnis zwischen unserem Vaterlande und der jungen Weltmacht, deren Imperialismus darauf abzielt, die Europäer aus dem „Reiche der Mitte" zu verdrängen und selbst an ihre Stelle zu treten. Der Verfasser sieht in der Handlungsweise Japans nicht nur eine „Rache für Schimonoseki", sondern vor allem auch eine Prestigefrage. Durch einen billigen „Sieg" über die Deutschen — der zweite Sieg über eine europäische Großmacht — hoffte Japan, sein Ansehen in Asien noch mehr zu heben und gleichzeitig dasjenige der Europäer zu untergraben. Die Handlungsweise Japans Deutschland gegenüber „wird den anderen Asiaten ein verhängnisvolles Vorbild sein, wie man mit den europäischen Minderheiten verfährt, sobald diese einmal, vom Mutterlande abgeschnitten, hilflos auf sich selber angewiesen sind".

In Heft 3 derselben Sammlung: „Deutschland und England in Ostasien" zeigt Professor Otto Franke in kurzen Zügen die Entwicklung der deutsch-englischen Rivalität im Fernen Osten seit Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts.

Einen interessanten Überblick über „Deutschland und Ostasien" gibt auch Dr. Fritz Wertheimer in der Sammlung „Der deutsche Krieg" (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart) indem er darauf hinweist, daß England den Brand in Ostasien entfacht hat, weil ihm die deutsche Konkurrenz auf dem chinesischen Weltmarkte zu lästig wurde. Am Schluß macht dann der Verfasser mit Recht auf die großen Gefahren aufmerksam, die Großbritannien sich selbst und insbesondere seinen Kolonien und Dominions durch die Stärkung und Förderung der japanischen „Großmannssucht" geschaffen hat, und daß schon jetzt infolge des japanischen Vorgehens in China „durch Englands schöne Pläne . . . ein gewaltiger Strich gemacht worden" ist.

Ferner wären zwei kleine Schriften zu erwähnen, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, den Leser mit der Volkspsyche des Fernen Ostens vertraut zu machen. Jeder, der das politische Leben eines Landes verstehen will, muß

zunächst das Wesen seiner Bewohner kennen lernen; denn „die Politik eines Volkes ist ein Produkt seines Charakters". Von diesem Grundsatze ausgehend schildert Dr. W. Prenzel in seiner Schrift „Charakter und Politik des Japaners" (A. Markus und E. Webers Verlag in Bonn) den Japaner in der Familie und zeigt, wie das Familienleben im Lande der Chrysanthemen grundverschieden ist von dem unsrigen. Es ergibt sich dies aus der Stellung zwischen Mann und Frau, der eigenartigen Auffassung von der Ehe und vor allem aus der Erziehung der Kinder beiderlei Geschlechts. Alsdann führt ihn der Verfasser uns als Freund vor und weiterhin in seiner Stellung zu seiner sonstigen Umgebung, in der das Hauptthema der japanischen Erziehung: „Vorsicht!" am schärfsten zum Ausdruck kommt. Im Anschluß hieran unterwirft Prenzel das Verhältnis des Japaners zur Religion und Ethik einer kurzen Betrachtung, zum Schintoismus, der grundlegend ist für die gesamte japanische Auffassung vom Staate, für die bewunderungswürdige Vaterlandsliebe und Hingebung an das Vaterland, die den Kindern schon in der Schule eingeprägt und durch die militärischen Übungen der Knaben während der Schulzeit bis zur Universität in nicht zu unterschätzender Weise gefördert wird. Aus dieser Erziehung läßt sich manches Verhalten der Japaner als Staatsbürger und Politiker erklären, das sonst völlig unverständlich erscheint.

Unter dem Titel „Soziale Moral in China und Japan" veröffentlicht Ernst Viktor Zenker in den „Schriften des Sozialwissenschaftlichen Akademischen Vereins in Czernowitz" (Verlag Dunker und Humblot, München) einen interessanten Beitrag zu dem Charakter unseres asiatischen Gegners. Wenn sich der Verfasser dabei fast ausschließlich mit China beschäftigt, so geht er von der richtigen Auffassung aus, daß „die soziale Moral Chinas unbestritten die gesamte Kultur des Fernen Ostens beherrscht, und daß auch das Geistesleben Japans ganz von den philosophischen Lehren und praktischen Idealen Chinas beherrscht ist". Die ethische Unterlage ist in beiden Staaten dieselbe, mag auch der Volkscharakter des japanischen Eroberervolkes grundverschieden sein von dem des friedlichen Kolonistenvolkes auf dem Festlande. Der Verfasser gibt einen kurzen, sehr lesenswerten Überblick über die Lehren des Kungfutse, den Moralkodex des Ostens.

Eines der interessantesten Probleme der japanischen Politik behandelt Dr. Ernst Grünfeld in der 1913 erschienenen Schrift „Die japanische Auswanderung" (Verlag für Europa: Behrend u. Co., Berlin). Auf Grund eines außerordentlich fleißigen Studiums der Literatur gibt der Verfasser zunächst eine kurze geschichtliche Skizze der Auswanderung und der japanischen Auswanderungspolitik. Das Interessante an dieser ist, daß sie den Versuch macht, die Auswanderung ganz und gar dem staatlichen Interesse dienstbar zu machen. „Sie wurde in Japan von der Regierung selbst in das Leben gerufen, von ihr sogar eine Zeitlang geführt, dann an Private abgegeben, von denen man sich jedoch vergewissert hatte, daß sie ganz den Wünschen der Regierung gemäß

handeln würden." Eine Anzahl von Dampferlinien, die sich hauptsächlich mit der Beförderung von Auswanderern beschäftigen, erhalten auch jetzt noch von der Regierung nicht unbeträchtliche Subventionen. — Als Ziele für die Auswanderung kommen hauptsächlich Nord- und Südamerika, Australien und China in Betracht. Nordamerika ist der gelben Rasse seit der Gesetzgebung von 1907 verschlossen, nachdem die Masseneinwanderung von Japanern aus Hawai, von dessen Bewohner über fünfzig Prozent Japaner sind, in den Weststaaten der Union zu Unzuträglichkeiten und Reibereien geführt hatte. Australien schloß sich ebenfalls gegen die Bundesgenossen seines Mutterlandes ab, und so bleibt nur der asiatische Kontinent, die Mandschurei und China, sowie Südamerika für eine japanische Einwanderung größeren Stils übrig. In den „A. B. C.-Staaten" fand so gut wie gar keine Einwanderung statt; auch Brasilien, wohin man den Einwandererstrom lenken zu können geglaubt hatte, eignete sich nicht als Kolonisationsland. Die Staaten, in die eine Einwanderung von Japanern erfolgen dürfte, sind vor allen wohl Peru und Bolivien, wo sie als billige Arbeitskräfte zur Ausbeutung der noch ungehobenen reichen Bodenschätze sehr nötig und gern gesehen sind. Ob eine Ansiedlung größeren Stils auf dem asiatischen Festlande möglich sein wird, dürfte meiner Ansicht nach — bei der großen Fruchtbarkeit der Chinesen — zweifelhaft sein.

Die japanische Auswanderung ist bisher größtenteils eine periodische gewesen. Die Auswanderer kehrten, wenn sie im Auslande genügend Geld erworben hatten, ähnlich wie die Italiener, in die Heimat zurück, um dort das ersparte Vermögen zu verzehren.

Mit Recht hebt Grünfeld hervor, daß es dem Japaner nirgends gelungen ist, eine so geschlossene und hochstehende Kultur, wie die japanische es ist, durchzusetzen, und er sieht in dieser merkwürdigen Tatsache den Beweis dafür, „daß die japanische Kultur zu sehr an ihre Heimat gebunden ist, als daß sie beim Zusammentreffen mit anderen Kulturelementen eine gleichberechtigte Stellung zu erwerben vermöchte".

* * *

In Heft 9 der Sammlung „Zwischen Krieg und Frieden" (Verlag S. Hirzel, Leipzig): „China und Japan" schildert M. von Brandt kurz die Entwicklung des Fernen Ostens, insbesondere den plötzlichen Aufschwung des japanischen Inselvolkes zur ersten Macht in Ostasien, während China weiter in seinem jahrhundertelangen Schlaf verharrte, bis die Revolution in den letzten Jahren die ersten Anzeichen von dem Erwachen des Millionenvolkes zu geben schien. Vorläufig allerdings ist China noch sehr schwach, und deshalb besteht — wie der Verfasser mit Recht hervorhebt — die große Gefahr, daß Japan die Gelegenheit benutzt, sein Schäfchen auf dem asiatischen Festlande ins Trockene zu bringen, während die übrigen in China interessierten Mächte durch den Weltkrieg in Anspruch genommen sind. Dies hat es ja nun durch die Annahme der im Januar dieses Jahres an China gestellten Forderungen größtenteils

bereits erreicht; es hat unter dem Donner der Kanonen in Europa den ersten Schritt getan, im Reiche der Mitte festen Fuß zu fassen und den Einfluß der Europäer zu beseitigen. Einem weiteren Vordringen der Japaner muß Deutschland, nach Besiegung seiner Feinde in Europa, mit allen Mitteln entgegentreten und China gegen die Belästigungen durch seine Nachbarn und deren ewig wiederkehrende Begehrlichkeiten schützen.

Ein ausgezeichnetes Buch über China und das ostasiatische Problem, ein Buch, das allen denen auf das wärmste empfohlen werden kann, die sich für diese für uns höchst wichtige Frage interessieren, ist das im Verlage der J. G. Cottaschen Buchhandlung (Stuttgart) erschienene Werk des bekannten politischen Schriftstellers Dr. L. V. Freiherr von Mackay: „China, die Republik der Mitte." Der Verfasser, der mit den ostasiatischen Verhältnissen ausgezeichnet vertraut ist, gibt dem Leser einen außerordentlichen interessanten Einblick in die wirtschaftliche, geistige und politische Entwicklung des asiatischen Millionenreiches während der letzten Jahre, er zeigt uns die Quellen der gewaltigen Umsturzbewegung, die keineswegs lediglich „als ein Werk des unreifen, auf abendländischen Hochschulen herangebildeten und dem Radikalismus verfallenen Studenten- und Literatentums" hingestellt werden dürfe; „die Keime der heute aufgegangenen Umsturzsaat hat niemand anders als Europa in Chinas Boden gesenkt." Als eine der wichtigsten Aufgaben, die die junge Republik zu lösen hat, bezeichnet Mackay die Agrarfrage, deren Lösung allerdings in China auf fast übermenschliche Schwierigkeiten stoßen dürfte. Ähnliche schwere Aufgaben harren der Regierung in Peking bei der Frage der industriellen Zukunft des Reiches, bei der Lösung der sozialen Frage usw. Viele schwere Aufgaben und Kämpfe sind es, die der jungen Republik bevorstehen, die noch erschwert werden durch die eigennützigen Absichten der lieben Nachbarn, vor allem Rußlands und Japans. Mit Recht hebt der Verfasser hervor, daß China außer Deutschland keinen wahren Freund sein eigen nennen kann, nachdem die „politisch undurchsichtige, schwankende, im wesentlichen nur auf den Geschäftsgewinn gerichtete Taktik" der Vereinigten Staaten von Amerika in der letzten Zeit besonders scharf zutage getreten ist, als es hieß, nicht nur mit Papier, sondern mit der Tat seine Freundschaft zu beweisen. Es muß deshalb Deutschlands Streben und Trachten nach dem Frieden dahin gehen, China in jeglicher Weise mit Rat und Tat zu unterstützen und ihm emporzuhelfen zur asiatischen Weltmacht als Gegengewicht gegen den umsichgreifenden japanischen Imperialismus. Unermeßliche Hilfsquellen harren noch in China der Ausnutzung; Industrie und Landwirtschaft sind so gut wie ganz unentwickelt. An diesen Aufgaben mitzuarbeiten ist Deutschland vor allen anderen Ländern berufen; denn Englands Stern, der bisher immer noch am hellsten am ostasiatischen Himmel glänzte, ist im Sinken begriffen, während das deutsche Ansehen immer mehr wächst. — Diese Gedanken entwickelt auch Professor O. Franke in einem Vortrage: „Deutschland und China, vor, in und nach

dem Kriege", der im Verlage von L. Friedrichsen u. Co. in Hamburg im Druck erschienen ist.

Zum Schluß sei noch das Buch des Geheimen Admiralitätsrat Dr. W. Schrameyer: „Kiautschau, seine Entwickelung und Bedeutung" (Verlag von Karl Curtius, Berlin) genannt. Es bietet einen interessanten Rückblick auf die Geschichte unseres einzigen Schutzgebietes im Fernen Osten, das trotz mancher zu überwindender Schwierigkeiten zu Anfang seiner Entwickelung in kürzester Zeit zu einer Musterkolonie in allen Teilen der Verwaltung geworden war und hoffentlich — nach Rückgabe an uns beim Friedensschluß — wieder werden wird. „Deutschlands Festsetzung an der chinesischen Küste entsprang nicht Abenteurerdrang, sondern es war der Ausfluß einer natürlichen und notwendigen Entwickelung unseres Volkes," die sich nicht unterdrücken läßt, und nach der Beendigung des Weltkrieges von neuem das „zwingende Problem" erheben wird, „vor das unser Volk bei der Besetzung der Kiautschaubucht gestellt war."

Kriegstagebuch

16. Juli 1915. Die umfassende Offensive Hindenburgs im Osten führt zum durchschlagenden Erfolg. Armee von Below schlägt die Russen an der Windau, 11 Offiziere, 2450 Mann gefangen, drei Geschütze, fünf Maschinengewehre genommen. Armee von Gallwitz drängt die Russen in die Linie Ciechanow—Krasnosielc, stürmt diese Stellungen und durchbricht sie südlich Zielona in einer Breite von sieben Kilometern. Beute: 88 Offiziere, 17 500 Mann gefangen, 18 Geschütze (darunter ein schweres), 40 Maschinengewehre, sieben Minenwerfer. Beute der Armee von Scholtz: 2500 Gefangene, acht Maschinengewehre. Armee von Mackensen durchbricht in den Kämpfen westlich des Wieprz die feindliche Linien und nimmt 28 Offiziere, 6880 Mann gefangen und erbeutet neun Maschinengewehre.

17. Juli 1915. Im Westen kleinere Kämpfe, an mehreren Stellen Angriffe der Franzosen abgeschlagen.

17. Juli 1915. Teile der Armee von Below schlagen die Russen bei Alt-Auz und nehmen ihnen 3620 Gefangene, sechs Geschütze und drei Maschinengewehre ab. Die Armeen von Scholtz und von Gallwitz verfolgen die Russen gegen den Narew. Poremly, Wyk und Ploszczyce gestürmt. Armee von Woyrsch durchbricht die feindliche Linien und wirft die Russen hinter den Ilzanka-Abschnitt zurück, 2000 Mann gefangen, fünf Maschinengewehre erbeutet. Armee von Mackensen stürmt Pilaczkowice und Krasnostaw. Mehrere Tausend Gefangene gemacht.

18. Juli 1915. Der italienische Kreuzer „Giuseppe Garibaldi" durch ein österreichisches Unterseeboot versenkt.

18. Juli 1915. Abgeschlagene französische Angriffe bei Souchez, auf den Maashöhen 313 Franzosen gefangen.

18. Juli 1915. Windau von uns besetzt, Tuckum, Schiuxt genommen. Die Beute der Armee von Gallwitz erhöht sich auf 101 Offiziere, 28760 Mann. Armee von Mackensen drängt die Russen weiter zwischen Bug und Weichsel zurück, bei Grabowiec den Übergang über die Wolica, bei Sokal den Übergang über den Bug erzwungen. In drei Tagen 16250 Gefangene gemacht, 28 Maschinengewehre erbeutet.

18. Juli 1915. Schwere Angriffe der Italiener bei Görz und im Tiroler Grenzgebiet abgeschlagen.

19. Juli 1915. Angriff der Engländer bei Ypern, der Franzosen bei Albert abgeschlagen.

19. Juli 1915. Die Russen im Kurland bei Gr.-Schmarden, bei Gründorf und Usingen zurückgedrängt, ebenso östlich von Kurschany. Nördlich der Skwa-Mündung den Narew erreicht, die nordwestlichen Befestigungen von Ostrolenka besetzt. Südlich der Weichsel die Blonie-Grojecstellung erreicht. Armee von Woyrsch wirft die Russen aus der Ilzanka-Stellung, 5000 Gefangene gemacht. Radom besetzt.

19. Juli 1915. Gescheiterte italienische Angriffe am Plateau von Doberdo, bei Sdraussina, auf dem Monte Cosich, südlich des Krn und südlich Schluderbach.

20. Juli 1915. Im Ostteil der Argonnen mehrere französische Gräben gestürmt, 370 Franzosen gefangen, ein Maschinengewehr erbeutet. Hartnäckige Kämpfe in den Vogesen am Lingekopf, Reichsackerkopf bis Didolshausen und bis zum Hilsenfirst; 120 Mann gefangen. Kolmar von feindlichen Fliegern mit Bomben beworfen.

20. Juli 1915. Ein englischer Dampfer greift unter dänischer Flagge 180 Seemeilen östlich von Firth of Forth ein deutsches Unterseeboot an.

20. Juli 1915. Bei Szawle die letzte feindliche Verschanzung gestürmt. An der Dubissa östlich Rossienie die russischen Linien durchbrochen; die Dörfer Kiekieryszki und Janowka südlich der Straße Maryampol-Kowno gestürmt, ebenso feindliche Stellungen nördlich Nowogrod. 2000 Gefangene, zwei Maschinengewehre erbeutet Ein starkes Werk der Vorstellung bei Rozan erstürmt. Gegenangriffe der Russen abgeschlagen. Zusammen 1500 Mann gefangen, drei Maschinengewehre erbeutet. Die Brückenkopfstellung südlich Iwangorod genommen. Zwischen Bug und Weichsel erfolgreiche Vorstöße der Armee des Erzherzog Joseph Ferdinand, 36 Offiziere, 8000 Mann gefangen, 15 Maschinengewehre erbeutet.

20. Juli 1915. Heftige Kämpfe im Görzischen, die Italiener überall unter schweren Verlusten abgewiesen.

21. Juli 1915. Französische Angriffe in den Vogesen am Reichsackerkopf unter großen blutigen Verlusten abgewiesen, 137 Alpenjäger gefangen.

21. Juli 1915. Nordöstlich Szawle 4150 Russen gefangen, fünf Maschinengewehre und viel Munition erbeutet. An der unteren Dubissa mehrere feindliche Stellungen gestürmt, 1210 Mann gefangen, vier Maschinengewehre genommen. Die große Brückenkopfstellung bei Lago-Lugowa-Wola durch die Schlesier gestürmt, Iwangorod eng eingeschlossen. 8000 Gefangene, elf Maschinengewehre erbeutet. Am oberen Bug der Brückenkopf Dobrotrow nördlich Kamionka-Strumilowa erstürmt.

21. Juli 1915. Heftige italienische Angriffe gegen das Plateau von Doberdo und den Görzer Brückenkopf unter schwersten Verlusten der Italiener abgewiesen.

22. Juli 1915. Im Westen Handgranaten- und Minenkämpfe; Angriffe der Franzosen in den Vogesen im heftigen Nahkampf abgeschlagen.

22. Juli 1915. Im Kurland auf der Verfolgung 6550 Russen gefangen, drei Geschütze erbeutet. Vor Rozan das Dorf Milumy und das Werk Szygi gestürmt. Das Westufer der Weichsel von Janowiec bis Granica vom Feinde gesäubert.

23. Juli 1915. Im Westen kleinere Gefechte bei Souchez, in der Champagne, bei Leintrey, bei Münster.

23. Juli 1915. Sieg der Armee von Below bei Szawle über die russische fünfte Armee. Resultat der letzten zehn Tage: 27 000 Gefangene, 25 Geschütze, 40 Maschinengewehre, über 100 gefüllte Munitionswagen usw. Die Festungen Rozan und Pultusk von der Armee von Gallwitz erobert und der Narewübergang erzwungen. Zwischen Njemen und Weichsel in zehn Tagen erbeutet: 41 000 Gefangene, 14 Geschütze, 90 Maschinengewehre. Vor Warschau bei kleineren Gefechten 1750 Gefangene, zwei Maschinengewehre genommen. Die Armeen von Woyrsch und von Mackensen machen in zehn Tagen etwa 50 000 Gefangene.

23. Juli 1915. Erfolgreicher österreichischer Flottenangriff auf die italienische Ostküste.

23. Juli 1915. Amerika überreicht der deutschen Regierung die Antwortnote betreffend der „Lusitania"-Versenkung. Die Note findet einmütige Verurteilung in der deutschen Presse.

24. Juli 1915. Armee von Below in Nachhutkämpfen weitere 6000 Gefangene gemacht. Der Narew auf der ganzen Front zwischen Ostrolenka bis Pultusk überschritten. Vor Warschau mehrere russische Stellungen und die Ortschaften Ustanow, Lbiska und Jazgarzew erstürmt.

25. Juli 1915. Der Unterseebootkrieg ergab bisher 292 durch uns versenkte Handelsschiffe.

25. Juli 1915. Zum türkischen Botschafter in Berlin ist Hakki-Pascha ernannt werden.

25. Juli 1915. Nördlich des Njemen erreicht die Armee von Below die Gegend von Poswol und Poniewitz, weitere 1000 Russen gefangen. An der Narewfront auch oberhalb Ostrolenka den Übergang erzwungen, mehrere tausend Gefangene, über 40 Maschinengewehre erbeutet. — Zwischen Bug und Weichsel die Russen weiter nach Norden gedrängt, 1468 Gefangene, elf Maschinengewehre erbeutet. Südlich Sokal am östlichen Bugufer einen wertvollen Stützpunkt erobert, 1100 Gefangene, zwei Maschinengewehre erbeutet.

25. Juli 1915. Wiederholte heftige Angriffe der Italiener am Plateau von Doberdo abgeschlagen.

26. Juli 1915. Kleinere Kämpfe bei Souchez, in der Champagne, in den West-Argonnen und in den Vogesen.

26. Juli 1915. Ein russischer Gegenangriff am Narew völlig gescheitert; 3319 Russen gefangen, 13 Maschinengewehre erbeutet. — Nördlich Hrubieszow 3941 Russen gefangen. Bei Sokal eine Höhe erstürmt, über 3000 Gefangene gemacht, fünf Maschinengewehre erbeutet.

26. Juli 1915. In den Dardanellen das französische Unterseeboot „Mariotte" zum Sinken gebracht. — Für die Türken erfolgreiche Kämpfe bei Ari Burnu und bei Sedd-ul-Bahr.

27. Juli 1915. Erfolgreiche Angriffe unserseits bei Souchez, erbitterte Kämpfe in den Vogesen in der Linie Lingekopf—Barrenkopf.

27. Juli 1915. Goworowo bei Rozan genommen, am Narew 2500 Gefangene, sieben Maschinengewehre erbeutet. Vor Warschau den Ort Pierunow erstürmt.

27. Juli 1915. Die neuntägige Schlacht am Isonzo schließt mit einem völligen Mißerfolg der Italiener ab, sie erleiden über 100000 Mann Verluste. — Erneuter österreichischer Flottenangriff auf die italienische Ostküste.

28. Juli 1915. Nordöstlich Suwalki an der Bahn nach Olita mehrere feindliche Stellungen besetzt, 2910 Gefangene, zwei Maschinengewehre erbeutet; russische Angriffe am Narew gescheitert.

28. Juli 1915. Aufruf des Papstes an die kriegführenden Länder zum Friedensschluß.

29. Juli 1915. Französischer Angriff bei Croix des Carmes im Priesterwald abgeschlagen.

29. Juli 1915. Armee von Woyrsch erzwingt den Weichselübergang zwischen Pilicamündung und Kozienice, 800 Gefangene, fünf Maschinengewehre erbeutet. Die Armeen von Mackensen durchbrechen die russische Stellung westlich des Wieprz und erreichen die Linie Piaski—Biskupice. Viele tausend Gefangene, drei Geschütze in unserer Hand.

29. Juli 1915. Feindlicher Fliegerangriff auf die offene Stadt Freiburg i. Br.

30. Juli 1915. Erfolgreicher Sturmangriff auf englische Stellungen in und bei Hooge, vier Maschinengewehre, fünf Minenwerfer erbeutet. Compiègne beschossen. Französische Luftangriffe auf Pfalzburg, Zabern, Hagenau und Freiburg. Wir belegten dafür Luneviller Flughafen und Fabriken, die Bahnhofsanlagen von St. Dié und den Flughafen von Nancy mit Bomben.

30. Juli 1915. Am Narew 1850 Russen gefangen, drei Maschinengewehre genommen. Armee von Woyrsch dringt auf dem rechten Weichselufer vor und nimmt 1600 Russen gefangen. Lublin besetzt. Bei Biskupice—Piaski 4930 Gefangene gemacht, fünf Geschütze, acht Maschinengewehre erbeutet.

31. Juli 1915. Englischer Angriff bei Hooge, französischer bei Souchez abgewiesen. Der englische Flugplatz St. Pol bei Dünkirchen, ein französischer bei Nancy mit Bomben belegt. Heftige Luftkämpfe von sechs unserer Flugzeuge gegen 15 französische bei Chateau-Salins, mehrere feindliche zur Landung gezwungen, unsere zogen sich ohne Verlust bei Eingreifen eines weiteren feindlichen Geschwaders zurück. Beute in den Argonnenkämpfen vom 20. Juni bis 20. Juli: 125 Offiziere, 6610 Mann gefangen, 52 Maschinengewehre und zahlreiches sonstiges Material erbeutet.

31. Juli 1915. Zwischen Ostsee und Pilica im Juli 95028 Russen gefangen, 41 Geschütze (zwei schwere), vier Minenwerfer, 230 Maschinengewehre erbeutet. Nördlich Iwangorod die Höhen bei Podzamcze erobert. Zwischen oberer Weichsel und Bug die Russen bei Kurow, Lenczna, Cholm (das genommen wurde) und bei Dubienka geworfen. Im Juli hier erbeutet: 323 Offiziere, 75719 Mann gefangen, zehn Geschütze, 126 Maschinengewehre; einschließlich der von österreichisch-ungarischen Truppen gemachten Beute: 527 Offiziere, 126811 Mann gefangen, 16 Geschütze, 202 Maschinengewehre.

1. August 1915 Kundgebung Kaiser Wilhelms an das deutsche Volk.

1. August 1915. Im Westteil der Argonnen im Bajonettangriff mehrere feindliche Gräben besetzt, vier Offiziere, 163 Mann gefangen, zwei Maschinengewehre erbeutet. Heftige Angriffe der Franzosen in den Vogesen an der Linie Barrenkopf—Schratzmännle zurückgeschlagen.

1. August 1915. Mitau nach Kampf genommen. Höhe 186 nordöstlich von Suwalki erstürmt, nordwestlich Lomza den Narew erreicht, 1004 Russen gefangen. Armee von Woyrsch dringt weiter nach Osten vor, 1500 Mann gefangen, acht Maschinengewehre erbeutet. Westlich Iwangorod stürmen siebenbürgische Regimenter acht feindliche Stützpunkte, wobei 15 Offiziere, über 2300 Mann gefangen, 21 schwere, zwölf leichte Geschütze, elf Maschinengewehre und viel Material erbeutet wurde. Nowo-Alexandrija erstürmt.

2. August 1915. In den Argonnen einige feindliche Gräben genommen.

2. August 1915. Östlich Poniewitz die Russen aus mehreren Stellungen geworfen, 1250 Mann gefangen, zwei Maschinengewehre genommen, bei Lomza 3000 Gefangene gemacht, bei Mitau 500. Luftschiffangriffe auf die Bahnlinien östlich von Warschau. Östlich von Lenczna 2000, zwischen Cholm und Bug 1300 Russen gefangen, mehrere Maschinengewehre erobert.

2. August 1915. Bei Polazzo heftige italienische Angriffe abgeschlagen, ebenso an der Kärntner Grenze.

2. August 1915. Türkische Erfolge im Kaukasus in der Gegend Totak, die Russen fliehen in voller Auflösung.

3. August 1915. Bei Ostrolenka die geschützten Narewübergänge durch ost- und westpreußische Regimenter genommen, mehrere tausend Russen gefangen, 17 Maschinengewehre erbeutet.

3. August 1915. Die englische Regierung erläßt ein generelles Ausfuhrverbot für Steinkohlen.

4. August 1915. Im Kurland erfolgreiche Kavalleriekämpfe, 2225 Russen gefangen. Die Armeen von Gallwitz und von Scholtz dringen gegen die Straße Lomza—Ostrow—Wyszkow vor. 22 Offiziere, 4840 Mann gefangen, 17 Maschinengewehre erbeutet. Die Armee des Prinzen Leopold von Bayern durchbrach und nahm die äußere und innere Fortlinie von Warschau. Iwangorod von den Österreichern erobert.

5. August 1915. Warschau von den Truppen des Prinzen Leopold von Bayern besetzt, die Russen beschießen von der Vorstadt Praga aus die Stadt.

5. August 1915. Ein italienisches Unterseeboot durch ein österreichisches Unterseeboot versenkt; das italienische Luftschiff „Citta di Jesi" bei Pola heruntergeschossen, Bemannung gefangen genommen.

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber Georg Cleinow in Berlin-Lichterfelde West. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Lichterfelde West, Sternstraße 56.
Fernsprecher des Herausgebers: Amt Lichterfelde 498, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 38/37.

Vom geiſtigen Zarismus

Von Dr. Karl Nötzel

Der ruſſiſche, der urſprünglich Moskauer Staat beruht auf Zwang. Der war notwendig. Denn dieſes Reich hatte keine natürlichen Grenzen, und war dazu noch von Süden und Oſten her ſtändig bedroht durch aſiatiſche Horden, deren Vernichtungswut das ruſſiſche Volk aus den Zeiten des Tartarenjochs her genügend kannte, und denen gegenüber es ſein Geiſtiges, das Chriſtentum, zu verteidigen hatte. Daher wurden denn auch alle materiellen Kräfte dieſes Reiches zu ſeiner Erhaltung benötigt. Und auch die geiſtigen Kräfte der Nation ordneten ſich freiwillig dieſem Zweck unter. Die Zuſammenfaſſung der höchſten Gewalten in einer Hand, der Deſpotismus, das Zartum, war unerläßlich in einem derart bedrohten Staate und auch ſo anerkannt. Das ruſſiſche Volk äußerte demnach urſprünglich und im Verlaufe ſeiner ganzen Geſchichte ſeinen eigentlichen Willen lediglich in der Unterſtützung, die es dem ruſſiſchen Staatsweſen gewährte. In allem anderen war es an Zwang gewöhnt. Und das ſelbſt innerhalb der Einrichtungen, die überall ſonſt als Verwirklichung der Freiheit gelten. So iſt zum Beiſpiel der vielgerühmte ruſſiſche Landkommunismus nichts anderes als eine Zwangseinrichtung des Staates: eine Steuerentrichtungsgemeinſchaft, die auf Kollektivbürgſchaft beruht. Als ſelbſtverſtändlich erſcheint in ſolchem Zuſammenhang auch die Vereinigung von Kirche und Staat im zariſchen Reich. Auch das geſchah aus freiem Übereinkommen — darin mag auch die Feſtigkeit dieſes Bundes beruhen: der Staat gewährleiſtete der Kirche ihre Lehre, die Kirche dem Staate den Gehorſam ihrer Bekenner. So ward denn im Moskauerreiche der Zwang auch auf das Gebiet ausgedehnt, das eigentlich das Heimatland aller geiſtigen Freiheiten ſein ſollte: auf das religiöſe. Dieſe Tatſache, daß an der Wiege des ruſſiſchen Staates der Zwang ſtand, und daß er urſprünglich als Notwendigkeit vom Volksbewußtſein gebilligt ward, ſollten wir nie aus den Augen laſſen, wenn wir gewiſſen Eigenarten in den geiſtigen Äußerungen Rußlands gerecht werden wollen. Noch immer herrſcht hier ein

merkwürdiges Befangensein in der Vorstellung von der Notwendigkeit des Zwanges: ein Suchen nach immer neuen Veranlassungen, einen solchen über sich selber anzuerkennen, und schließlich auch ein ganz unausrottbarer Hang, geistigen Zwang auf andere auszuüben.

Letzteres ist es hauptsächlich, was ich hier geistigen Zarismus nenne, und worin ich immer noch das Haupthemmnis einer Verständigung des geistigen Rußlands mit Westeuropa erblicke. Ich will demnach nur im Vorübergehen sprechen von dem Zwang, den sich das russische Denken selber auferlegt, von seinem ausgangslosen Beharren in wechselnden Doktrinen und Dogmen. Wobei der Mitwelt gegenüber ewig derselbe Elementardenkschnitzer gemacht wird: aus der Stellung zu einem Dogma (einem nicht evidenten Zusammenhang), was doch reine Verstandessache ist, wird auf die Gesinnung geschlossen. An anderer Stelle*) habe ich nachgewiesen, daß dies zu einem unversiegbaren Quell werden mußte von Ungerechtigkeiten und Mißverständnissen. Die unausrottbare Neigung des Russen, geistigen Zwang auszuüben, tritt eben in Rußland geradezu epidemisch auf. Der russische Intelligent nennt solche Tätigkeit „entwickeln" (russisch: „raswitj"). Das heißt, es wird ein unvorgebildeter Mensch, sei er ganz jung oder aus dem einfachen Volke stammend, zu einer sozialen Doktrin bekehrt, in der er dann natürlich die Wahrheit zu erblicken hat. Der technische Vorgang ist immer derselbe: es werden dem völlig Unvorbereiteten eine Reihe von Begründungen für die betreffende Doktrin gegeben. Und wenn er dann, überrumpelt und denkungeübt, keine Gegengründe hat (und es werden gar keine solche gelten gelassen), so wird ihm eingeredet, es sei jetzt seine moralische Pflicht, sich zu dieser Lehre — auch praktisch zu bekennen. Was da für geistige und seelische Verheerungen angerichtet werden, läßt sich auch nicht annähernd bestimmen. Die ganz allgemeine Folge ist die, daß die furchtbarsten Geistesfesseln, die heute Rußlands Entwicklung niederhalten, hier zu suchen sind, durchaus nicht in der plumpen, spielend leicht zu umgehenden Zensur (in deren Nasführung es die russischen Publizisten zu einer wahren Virtuosität gebracht haben). Rußlands geistiges Hauptübel beruht kurz gesagt darin, daß es eine ganze Reihe gesellschaftlicher Doktrinen und Dogmen gibt, an die — und an die Person und die Maßnahmen von deren Vertretern — kein Mensch rühren darf, wenn er nicht der gesellschaftlichen Ächtung verfallen will, und die fürchtet man dort viel mehr als Kerker und Verbannung. So ist denn dem russischen Denken, eben infolge dieser seiner Gewöhnung an „heilige" Schranken, mit der Zeit die Fähigkeit zu sachlicher Kritik völlig abhanden gekommen, besser gesagt, sie hat sich nie entwickeln können. Man hat daraus natürlich eine Tugend gemacht, einen nationalen Vorzug: Michailowsky, der verstorbene Theoretiker des Terrorismus, verkündete bekanntlich als die eigentliche geistige Findung Rußlands eine „subjektive" Wissenschaft! Späteren Zeiten

*) Vergleiche mein Buch: „Das heutige Rußland. Eine Einführung an der Hand von Tolstois Leben und Werken." Georg Müller, München. 1914.

wird es vorbehalten sein, klarzustellen, bis zu welchen Tiefen das russische Geistesleben vergiftet ward durch diese unselige Neigung des russischen Intelligenten, sich selber und alle anderen in Gedankenfesseln zu schlagen und sich dann in deren Rechtfertigung geistig zu verzehren. Was hier namentlich an Entmannung von frisch aus dem so reich beanlagten russischen Volke auftauchenden Intelligenzen geleistet wird, kann gar nicht genug bedauert werden, weil es sich hier um schlechthin unersetzliche Verluste handelt.

Dem Ausland gegenüber äußert sich der Zarismus im russischen Denken bei weitem weniger unheilbringend. Der Schaden trifft eigentlich auch hier nur den geistigen Zaristen selber: er bleibt blind für das, was er vom Westen lernen könnte, während wir Westeuropäer uns keineswegs durch die zarischen Gebärden des russischen Intelligenten davon abhalten lassen, was er da verkündet, auch rein sachlich zu prüfen — und das trotzdem man uns von russischer Seite geradezu die Fähigkeit hierzu abspricht. Die Taktik der geistigen Zaristen ist nämlich hier, dem Ausländer gegenüber, eine etwas andere als die eben geschilderte, die dem zu „entwickelnden" Landsmann gilt. Dem Westeuropäer gegenüber wird man ja weder mit geistigen Überrumpelungen noch mit sophistischer Dialektik etwas ausrichten, und vor allem wäre es vor ihm, der die tausend Möglichkeiten des Gedankens kennt, völlig aussichtslos, das ganze volle Leben auf das Prokrustesbett dürftiger Doktrinen und Dogmen festzulegen. Aber man will auch eigentlich gar nicht den Westeuropäer zu irgendeiner inhaltlich bestimmten Lehre überreden, man will nur von ihm als überlegen anerkannt sein, oder vielleicht noch richtiger gesagt, man will im eigenen Hause, in Rußland selber, für überlegen gelten vor Westeuropa. Und man will oder kann das nicht durch Gedankenleistungen. Hier würden ja wir Westeuropäer eine tatsächliche, sachlich erwiesene Überlegenheit freudig anerkennen. Wir suchen sie indes bis jetzt noch vergebens beim denkenden Russen. Für den guten Willen liegt ja die Sache so unendlich einfach einer wirklichen Überlegenheit gegenüber: man erkennt sie eben an und lernt von ihr, was zu lernen ist. Damit ist freilich ihr Daseinsrecht erschöpft. Der Russe möchte aber nun — hier setzt das Peinlichste des geistigen Zarismus ein — die Überlegenheit, die er uns gegenüber beansprucht, unter keinen Umständen wieder aufgeben, er will sie unerschütterlich gestalten für jede Kritik: er muß es uns also unmöglich machen, von ihm zu lernen. Das will er auch und zwar auf zweifache Weise. Einmal erklärt er unseren guten Willen hier für unmöglich, für Heuchelei. Und wir müssen ihm dabei zugeben, daß er uns in dieser Hinsicht auf die allerhärtesten Proben stellt: denn erst müssen wir einmal ruhig anhören, wie er alles das von oben herab abtut und verhöhnt, was uns bisher heilig war. Und das ohne die geringste Rücksicht auf diese unsere Gefühle — wie denn überhaupt die russische Empfindlichkeit eigentlich nur der eigenen Person gegenüber Augen hat — und mit einem wahrhaft verblüffenden Mangel an Sachkenntnis, ja ohne jeden Willen, sich solche zu erwerben. Denken wir nur

an die theoretischen Schriften Tolstois, von Dostojewskys empörender Publizistik gar nicht zu reden. Das geht durch die gesamte russische Essayistik hindurch, und selbst ein so reiner Geist wie Wladimir Solowieff sündigt hier in aller Arglosigkeit. Das alles läßt aber uns, die wir im Gegensatz zum Russen, der hier wirklich sehr liberal ist, die Einheitlichkeit der sittlichen Person verlangen, durchaus daran zweifeln, ob wir von solchen Lehrern überhaupt etwas zu lernen haben. Denn ihnen fehlt zunächst einmal die Liebe — wenigstens zweifellos zu uns. Wir aber verlangen Liebe von dem, der uns belehren will, denn nur das rechtfertigt in unseren Augen sein sonst anmaßendes Beginnen. Wahrscheinlich faßt der Russe unsere dementsprechende kühle Abwehr seiner unmöglichen Lehrmethode als geistigen Widerstand auf. Dann ist ihm eben nicht zu helfen. Hier ist es an ihm, sich zu ändern. Er könnte darin übrigens durchaus vom ganz einfachen Russen lernen, dem russischen Bauern, Handwerker oder Dienstboten, bei dem der Ausländer deshalb so gern das Liebenswerte anerkennt, weil der gar nicht belehren will und trotz dem Beispiel, das er in so vielem gibt, durchaus seine Schwächen nicht verheimlicht. Darüber wäre noch viel zu sagen. Wir begnügen uns hier damit, festzustellen, daß der intelligente Russe unseren guten Willen, bei ihm zu lernen, und seine Überlegenheit, die wir ja anerkennen müßten, auch wirklich zuzugeben, entweder geradenwegs bestreitet, oder ihn als etwas an sich Unmögliches überhaupt außerhalb aller Diskussion läßt. Das ist eines seiner Mittel, sich seine geistige Überlegenheit zu sichern. Er fühlt indes, daß das nicht ausreicht, und er scheint darum auch keinen sonderlichen Wert hierauf zu legen. Wenigstens überwiegt bei weitem eine andere Taktik, die sich durchweg bei den russischen Publizisten, Propheten und Weltverbesserern findet (bei kleineren wie Mereschkowsky, Andrejeff, Andrej Bjely artet sie direkt in Komik aus). Wollen wir vor ihr, dieser anderen Taktik, unseren Geist nicht einfach abstellen, so können wir sie für gar nichts anderes halten als für ein — vielleicht unbewußtes Mittel des intelligenten Russen dazu, sich seine geistige Überlegenheit über uns unter allen Umständen zu sichern: denn wir können doch bei den russischen Menschheitsbeglückern nicht geradezu den Willen annehmen, uns bei unserer bedauernswerten westlichen Blindheit zu belassen und uns ein für allemal auszuschließen von der russischen Erleuchtung! Diese Taktik beruht nämlich darin, daß der russische Denker in der Bekämpfung des Westens plötzlich, meist ohne jeden Übergang, aus der Beurteilung der Wirklichkeit in das rein Mystische überzuspringen pflegt — er ist ja bekanntlich ein Virtuose darin, beiden Gebieten in gleicher Vollkommenheit darstellerisch gerecht zu werden, hierin beruht doch die eigentlich originelle Note des russischen Schrifttums. Es werden also plötzlich durchaus nicht unmittelbar einzusehende und oft nur ganz flüchtig angedeutete mystische Zusammenhänge von allerpersönlichster Färbung als Wahrheiten hingestellt, von deren Anerkennung — und sie sind meist so, daß wir sie gar nicht anerkennen können, ja nicht einmal begreifen, um was es sich handelt — man, wenn nicht

gerade den Glauben an unseren gesunden Menschenverstand, so doch durchaus den Glauben an unsere gute Gesinnung, mit einem Worte unseren Anspruch auf Achtung abhängig macht. Das Androhen von Verachtung — diese typische geistige Vergewaltigung — ist übrigens von jeher das Hauptargument in der russischen Publizistik und Prophetenliteratur gewesen. Kein russisches Schrifttum kann sie als letztes Beweismittel entbehren, und nicht einmal da, wo für Menschenliebe eingetreten wird. Daß ja ein Bekenntnis schon seinem Inhalt nach auch in der Methode seiner Verkündigung Verpflichtungen auferlegt, hat noch kaum ein Russe begriffen. So erklärt der Sozialprophet Tolstoi, dessen theoretische Schriften für uns das peinlichste sind, was man lesen kann, mit Vorliebe gegnerische Anschauungen für dumm oder für „lächerlichen Selbstbetrug", und glaubt dabei wirklich noch von Menschenliebe beseelt zu sein. Und selbst der edle Wladimir Solowieff findet vor der europäischen Wissenschaft oder dem, was er dafür hält, Ausdrücke wie „einfach belustigend", „überkomisch" usw. Endlich der arme Dostojewsky gerät, wenn er auf die nichtrussische Gedankenwelt zu sprechen kommt, meist in einen wahren Paroxismus von Wut, der ihm alle Freiheit des Geistes nimmt und ihn oft zu den bedauerlichsten Verdächtigungen verführt. Was er sich da an Ausdrücken der Verachtung leistet, ist wohl unübertroffen — freilich nur in der Häufung, nicht in der Nuance.

Doch kehren wir zur Sache zurück. Um die von ihm beanspruchte Überlegenheit dem Ausländer gegenüber niemals aufgeben zu müssen (vor allem doch wohl in den Augen des Landsmannes), behauptet also der intelligente Russe, wir Westeuropäer wollten nicht von ihm lernen, oder wir könnten das gar nicht. Um ersteres zu beweisen, macht er uns das Lernen bei ihm moralisch fast unmöglich — durch seine eigenartige Lehrmethode. Um letzteres zu beweisen (unsere Unfähigkeit bei ihm zu lernen), betritt er ein Gebiet, in das wir ihm nicht folgen können, und auch hier, wo es sich um den reinen Gedanken handelt, gar nicht folgen wollen: das Gebiet der Mystik — der immer nur persönlich erlebten Lautbarmachung von dem, was jenseits des Wortes ist.

Offen gesagt finden wir ein solches Vorgehen wenig vornehm: denn wenn uns schon von dem ganzen Chor der russischen Weltverbesserer, von den Riesen Tolstoi und Dostojewski bis zu den Zwergen Mereschkowski und Andrejeff, klar gemacht wird, eine Erlösung für uns könne nur durch das Russentum gehen, so müßten wir doch zum mindesten wissen, was wir denn eigentlich im Russentum zu suchen und zu tun haben. Das wird uns aber gerade nicht gesagt. Der Russe will eben gar nicht verstanden sein, vielmehr erfühlt, erraten sein wie die Frau. Können wir das nicht, nun, dann sind wir schon derart minderwertig, daß wir es ruhig aufgeben können, jemals zu dem Lichte zu kommen, das uns da im Osten „Erlösung leuchtet".

Wiederholen wir: die Russen haben eine ganz besondere Taktik, ihre beanspruchte Überlegenheit uns gegenüber absolut unerschütterlich, besser gesagt unangreifbar zu machen. Den westeuropäischen Willen, das Gute aufzunehmen, von

wo es auch kommt, und überall zu lernen, wo zu lernen ist, diesen Willen, der allein die restlose Anerkennung des Allheils als letztes Ziel begreift, und vor dem jede Überlegenheit entwaffnet, und ihr Aufrechterhalten sinnlos würde, ziehen sie überhaupt gar nicht in den Bereich der Möglichkeit und nehmen ihm dabei von vornherein alle Aussicht, indem sie ihre ängstlich gehütete Überlegenheit in ein Reich flüchten, wohin wir nüchterne Europäer einfach nicht folgen können: das der Mystik. Freilich verzichten sie dann auf unsere fraglose Anerkennung: und das wurmt sie immer mehr — wenn sie auch, wir wiederholen das immer wieder, vor allem ihren Landsleuten gegenüber uns überlegen erscheinen wollen.

So kommt das denkende Rußland Westeuropa gegenüber gar nicht aus der Empfindlichkeit heraus. Es fühlt sich da ewig beleidigt, weil es eben von vornherein eine Überlegenheitsstellung einnehmen will — und für die statt durch geistige Leistungen durch geistigen Zwang Anerkennung erstrebt (wir betonen dabei immer wieder die geschichtliche Gewöhnung an solchen). Damit gleitet aber das russische Denken immer wieder von der spiegelglatten Bahn des Gedankens ab und verliert sich in das Labyrinth der Gefühlswelt oder in das Nebelreich einer rein persönlichen Deutung von dem, was nur erlebbar ist. So kommt es denn auch, daß das russische Denken im Grunde genommen völlig unfruchtbar geblieben ist: alles, was wir da billigen müssen, ist dem deutschen Idealismus entnommen, dessen leidenschaftliches Anrempeln und Beschimpfen hierüber täuschen soll, und nur die täuscht, die unser Geistesgut nicht kennen. Wir gönnen es übrigens allen, die davon richtigen Gebrauch zu machen verstehen. Die einzige originale russische Gedankenfindung ist der Nihilismus. Das ist aber eigentlich gar kein Gedanke, vielmehr nur eine rein gefühlsmäßige Ablehnungsgebärde gegen jeden Gedanken! Rußlands geistige Offenbarung verwirklicht sich einstweilen noch ausschließlich in der Dichtung, und da schafft es hochwillkommene Erlebnisse zu westeuropäischen Gedankenfindungen. Das dichtende, das intuitive Rußland ist Geist von unserem Geiste, ist europäisch; das denkende, sich deuten wollende Rußland hingegen ist bis jetzt noch in seinen Empfindlichkeiten stecken geblieben und nicht herausgekommen aus der jahrhundertelangen Gewöhnung an Zwang und der ihr entspringenden Neigung solchen auszuüben. Vielleicht sind aber die haushohen Anmaßungen des russischen Denkens, die in so seltsamem Mißverhältnis stehen zu seinen Leistungen, vor allem zu erklären als vorausgenommene Abwehr vermuteter Überlegenheitsansprüche unserseits. Wie dem aber auch immer sei, das russische Denken wird solange bei seiner jetzigen Unfruchtbarkeit verharren, bis der Russe endlich einmal begreift, daß im großen Reiche des Gedankens kein Unterschied ist zwischen den Menschen, daß da nur eines entscheidet: die Leistung, und daß der Zugang in den Freistaat des Geistes nur dem offen steht, der die Wahrheit niemals fragt, von wo sie gekommen ist.

Der letzte Rheinbundminiſter

Von Profeſſor Dr. Wilhelm Martin Becker

Wie ſchnell wir doch heute politiſch leben! Noch Bismarck konnte als ſeine Lebenserfahrung in deutſchen Angelegenheiten nur das ausſprechen, daß ſich das Nationalgefühl als die ſtärkere Kraft erweiſe, wo es mit dem Partikularismus in Kampf gerate. Er hatte ſeine Erlebniſſe mit dieſer zähen, hartnäckigen Kraft gehabt. Und wo iſt der Partikularismus heute? Wenn wir uns prüfen, fühlen wir uns nur noch als Deutſche. Bedürfte es noch eines Beweiſes, daß die Epoche, da ſich der Partikularismus gegen deutſches Weſen ſetzte, unwiderruflich ihr Ende gefunden hat, ſo wäre er heute erbracht, wo wir ohne Rückſicht auf territoriale Zugehörigkeit unſer Deutſchland und nicht unſer Preußen, Bayern, Heſſen und Braunſchweig mit der Waffe verteidigen; wir können von Herzen lachen über die vom Feinde verbreiteten Märchen, wonach es zwiſchen preußiſchen und bayeriſchen Truppen Kämpfe gegeben hätte, oder der König von Sachſen gern Frieden ſchließen möchte, wenn er ſich nicht vor den Preußen fürchtete. Auch das andere Bismarckwort iſt heute im Begriffe überwunden zu werden: „Deutſcher Patriotismus bedarf in der Regel, um tätig und wirkſam zu werden, der Vermittlung dynaſtiſcher Anhänglichkeit.“ Dieſes dynaſtiſche Gefühl, das ja im neuen Reich bei der unbedingten Loyalität aller Fürſten kein Partikularismus wäre, ſpielt heute eine weitaus geringere Rolle als früher; es wird von dem vaterländiſchen Gefühl überwogen.

Es iſt in dieſen Tagen für uns Daheimgebliebene, die wir, der Atemloſigkeit des täglichen Kampfes entrückt, vielleicht eher in der Lage ſind, etwas vom Sinne dieſes großen Geſchehens zu ahnen, ein bedeutſamer Gedanke, daß die Wandlung des deutſchen Menſchen vom Partikulariſten zum Reichsbürger das Werk weniger Jahrzehnte iſt, ja daß der Partikularismus in kraſſen Formen noch in die Zeit des neuen Reiches hereingegriffen hat. Insbeſondere aber beweiſen die Veröffentlichungen der letzten Jahre über das, was der Gründung deutſcher Einheit voranging, daß es ſich um eine Kraft handelte, die nicht leicht zu überwinden, ja durch bloßen Kampf nicht zu beſeitigen war, ſondern deren nur die Zeit Herr werden konnte.

Wenn die heutige Generation fast mit Erstaunen dieser Erscheinung nachsinnt, die die älteren unter uns noch mit Augen gesehen haben, so wird man ihr doch Gerechtigkeit widerfahren lassen, indem man sie historisch begreift. Die partikularen Gewalten, vor der formellen Auflösung des alten Reichsverbandes schon jahrhundertelang die Träger jeglichen staatlichen Lebens im deutschen Volke, hatten sich nach den Stürmen der napoleonischen Zeit unter Garantie der europäischen Staatengesellschaft gefestigt, hatten durch die Annahme konstitutioneller Formen ihren Angehörigen an ihrem Wohlergehen Anteil und Verantwortlichkeit gegeben und ihre Sonderexistenz hierdurch im Bewußtsein ihrer Volksteile aufs tiefste verankert. Ihre Fürsten hatten die Pflicht eifersüchtiger Wahrung ihrer Selbständigkeit mit auf die Staatsbürger übertragen. So erscheint der deutsche Einzelstaat noch vor fünfzig Jahren als ein Wesen von lebhaftesten Sondertrieben, das ungehemmt durch das lockere Band der Bundesverfassung seine Situation grundsätzlich nur nach eigenen Maßstäben beurteilte, weil es in seiner Selbsterhaltung einen absoluten Wert sah. Freilich stand diese Auffassung in seltsamem Gegensatz zu der Kleinheit und der Gemenglage mancher Staatswesen, aber es scheint ja eine Eigenschaft des Deutschen im neunzehnten Jahrhundert zu sein, daß er auch in der Politik nicht nach gegebenen Verhältnissen und Kräften, sondern nach Prinzipien und Doktrinen die Lage und ihre Forderungen beurteilt. Schließlich kam man ja auch nicht umsonst von Hegel her und war imstande, die absolute Bedeutung des souveränen Staatsindividuums philosophisch zu begründen.

Dieser Summe von Staatseinheiten mußte die Forderung, sie durch eine höhere Einheit zu ersetzen, als schlechthin revolutionär erscheinen, ob nun die Menge der Untertanen sie aussprach oder ob einer der bestehenden Staaten selbst als ihr Träger hervortrat. Ja, der letztere war noch verhaßter, weil er an den gemeinsamen Interessen aller einzelnen Staaten Verrat zu üben schien; gemeinsam, weil durch den abstrakten Begriff Souveränität allen Angehörigen des deutschen Bundes eine gleichmäßige Stellung zugesprochen war.

Ein Staatsmann, der diesen Standpunkt unnachgiebig verfocht, konnte für sich zwar nicht den Weitblick des großen Politikers, aber doch ein positives Recht geltend machen. Aber er setzte in seine Rechnung nicht die Tatsache ein, daß im deutschen Volke die Forderung nach nationaler Einheit übermächtig anwuchs, und daß Preußen im Begriff war, dieser Bewegung zum Ziele zu verhelfen, indem es überlebte positive Rechte auflöste. Oder wenn er diese Tatsache erwog, so konnte er sich doch verpflichtet fühlen, mit der in seinen Augen revolutionären Macht den Kampf aufzunehmen und seine Waffen herzunehmen, wo er sie auch finden mochte.

In dieser Lage gegenüber Preußens sieghaftem Vordringen unter Bismarcks Führung finden wir den hessischen Staatsminister Reinhard von Dalwigk. Er erscheint in dem Schauspiele der deutschen Einigung als ein Gegenspieler Bismarcks; sein zäher Haß gegen das Preußentum überdauerte die Ereignisse

von 1866 und 1870 und verstand aus den jeweiligen Verhältnissen das für seine Ziele Brauchbare herauszunehmen und zum Widerstand zu verwenden. Es ist bemerkenswert, daß sich Bismarck und Dalwigk schon sehr früh als absolute Gegner erkannt haben. Die Darmstädter Politik lenkte seit Dalwigks Amtsantritt im Jahre 1850 in preußenfeindliche Bahnen, und Bismarck, der hier die Hand eines rücksichtslosen Widersachers spürte, hat schon als Bundestagsgesandter in Frankfurt einen ersten Versuch gemacht, den unbequemen Minister, dem er Verlogenheit, Hinneigung zum Ultramontanismus und zur Rheinbundspolitik vorwarf, zu stürzen*).

Vollends in den Jahren vor der Entscheidung zwischen Preußen und Österreich galt es für Dalwigk auf dem Posten zu sein, um die Selbständigkeit seines Staates und der süddeutschen Staaten insgesamt gegenüber der drohenden Gefahr von außen wie von innen zu verteidigen. Diese Aufgabe erschwerte sich nach der Niederlage von 1866, aber er gab die Hoffnung auf eine günstige Lösung nicht auf, auch Bismarcks mächtigem Widerstand gegenüber. Auf diese entscheidenden Jahre haben zwei Bücher neues Licht geworfen, die fast gleichzeitig, kurz vor dem Kriege, erschienen sind**).

Dalwigk stand zunächst nicht allein; das gab seiner Sache von vornherein größere Sicherheit. Mehr oder weniger scharf ausgeprägt finden wir seine Gesinnung in den Kabinetten fast aller deutschen Mittelstaaten, die sich durch Preußens Aufschwung bedroht sahen, und die sich neben den beiden deutschen Großstaaten als das „dritte Deutschland" zu fühlen begannen. Wie dieses dritte Deutschland, das für sich selbst zu stehen in der Krisis der deutschen Verhältnisse sich doch nicht stark genug fühlte, in seiner Selbständigkeit erhalten werden könne, war das Problem. Der Gedanke einer deutschen Trias, worin die vereinigten süddeutschen Staaten jeder der Großmächte die Wage halten könnten, tritt auf; und gegen Preußen besonders richtete sich der Plan der sogenannten Würzburger Denkschrift (1861), der die dynastischen Interessen gegen nationale Institutionen mit preußischer Spitze schützen wollte. Wenn

*) Den hier in Betracht kommenden „Fall Canitz" hat neuerdings J. R. Dieterich auf Grund der hessischen Staatsakten untersucht, vergleiche Quartalblätter des Historischen Vereins für das Großherzogtum Hessen, neue Folge, Band V, Seite 221 bis 224.

**) Ernst Götz, Die Stellung Hessen-Darmstadts zur deutschen Einigungsfrage in den Jahren 1866 bis 1871, Straßburger Dissertation, Darmstadt 1914. — Ernst Vogt, Die hessische Politik in der Zeit der Reichsgründung (1868 bis 1871), (Historische Bibliothek, Band 34), München und Berlin 1914 (Oldenbourg). Während Götz, der auf die gedruckten Quellen angewiesen war, durch glückliche Benutzung der Zeitungsliteratur die Beziehungen Dalwigks zur öffentlichen Meinung in den Vordergrund stellt, wie überhaupt die Stärke der Schrift im Innerpolitischen zu suchen ist, hat Vogt schriftliche Äußerungen Dalwigks an Heinrich von Gagern, damals hessischen Gesandten in Wien, verwerten können, wodurch die äußere Politik Hessens in vielen Punkten klarer dargestellt werden konnte. Eine abschließende Darstellung wird freilich erst möglich sein, wenn das hessische Staatsarchiv und das Dalwigksche Familienarchiv ihre Pforten auftun.

diese Männer des dritten Deutschlands schon in der Zeit, da in Preußen König Wilhelm den Thron bestieg, in ihre Zukunftspläne die Anlehnung an Frankreich verwoben, so trat hier eine nie ganz erloschene Tradition wieder hervor, nach der man von Frankreich, dem Urheber der süddeutschen Territorialstaatsgebilde, nichts zu fürchten habe, vielmehr dort seinen natürlichen Beschützer sehen müsse. Der andere Punkt, nach dem die süddeutsche und besonders die hessische Politik gravitierte, war Österreich, das als natürlicher Rivale Preußens und als Träger der kaiserlichen Tradition Anspruch auf Autorität in Süddeutschland hatte. So finden wir 1866 Dalwigk mit ganzer Seele auf der Seite Österreichs. Die Ereignisse dieses Jahres bedeuten die erste große Niederlage der Dalwigkschen Politik.

Die Stellung des Ministers war damit nicht erschüttert. Großherzog Ludwig der Dritte hat, soviel wir wissen, in allen wesentlichen Punkten seine Ansichten geteilt, seine Maßnahmen gutgeheißen. Aber natürlich vollzog sich gerade dadurch die Neuorientierung der hessischen Politik nach dem Kriege nicht ohne große Schwierigkeiten. Man kann sagen, daß die Lage Hessens geradezu nach einer Entscheidung im Sinne eines engen Anschlusses an Preußen rief. Hessen war nicht nur im Friedensschluß um ein beträchtliches Stück geschmälert, es war auch weiterhin politisch halbiert worden; sein nördlicher Teil, Oberhessen, hatte dem Norddeutschen Bund beitreten müssen, während der südliche ihm nicht angehörte. Dieses unnatürliche Verhältnis war zum Teil durch die Rücksichtnahme Bismarcks auf Frankreich hervorgerufen, dem ein Übergreifen der preußischen Einflußsphäre auf die Länder südlich des Maines unerträglich schien. Dalwigk, der sich anfangs in Nikolsburg gegen diese Regelung gesträubt hatte, nahm das Gegebene hin und suchte daraus eine Waffe zu schmieden, mit der er Preußen beunruhigte. Denn während Hessen mit seiner norddeutschen Hälfte der Berliner Politik sich unterordnen mußte, glaubte sich Dalwigk berechtigt, daneben eine unabhängige europäische Politik auch gegen Preußens Interessen zu treiben.

Das konnte er natürlich nur, wenn er im eigenen Lande Stützen für sein Vorgehen fand. Hinter ihm stand sein Landesherr, dessen großdeutsche, antipreußische Gesinnung bekannt war. Einen sicheren Rückhalt bildete auch der größte Teil der Ersten Kammer, wo neben den Standesherren der Vertreter des Mainzer Bischofs für Dalwigks Politik eintrat, seitdem dieser durch die vielbefehdete Mainz-Darmstädter Konvention den Wünschen Emanuel von Kettelers weit entgegengekommen war. Aber auch in der Zweiten Kammer bestand eine ansehnliche Regierungspartei, die sogenannten Liberal-Konservativen, großenteils Beamte; freilich war sie vor 1866 noch nicht stark genug gewesen, um der Regierung eine sichere Stütze zu bieten. Dies wurde erst durch die Ungeschicklichkeit des Führers der oppositionellen Fortschrittspartei möglich, der zwar aufs schärfste gegen die Bismarcksche Politik aufgetreten war, aber auch das Zusammengehen mit Österreich abgelehnt und, um Dalwigk kein Vertrauens-

votum zu geben, die Kriegskreditvorlage zu Falle gebracht hatte. Diese Zielloſigkeit hatte zur Folge, daß nach dem Kriege der linke Flügel der Fortſchrittler ſich loslöſte und die demokratiſche Volkspartei bildete, während der rechte ſein kleindeutſches Herz entdeckte und in die Bahnen des Nationalvereins einlenkte. Der Gegenſatz gegen Bismarck vereinigte die konſervativen und die demokratiſchen Partikulariſten ſo enge, daß ihr Bund dem Miniſter für ſeine antipreußiſche Politik den erforderlichen Rückhalt bot, und daß das Darmſtädter Demokratenblatt eine Zeit lang regierungsoffiziös genannt werden durfte.

Aus der Stellung der heſſiſchen Regierung zu den Zielen der preußiſchen Politik ergab ſich von ſelbſt, daß Dalwigk darüber wachte, daß dem Zollparlament keine Erweiterung ſeiner Kompetenzen zugebilligt wurde. Einen Vorſtoß in das Gebiet der ſelbſtändigen Europapolitik bedeutet es und gleichzeitig eine Brüskierung der Bundesleitung, wenn der heſſiſche Miniſter 1867 ohne Verſtändigung mit Berlin die Einladung Frankreichs zu einer internationalen Konferenz wegen der römiſchen Frage annahm. Die daran anſchließende Preßfehde der offiziöſen Organe machte die weiteſten Kreiſe auf die Hartnäckigkeit aufmerkſam, mit der ſich gerade die Regierung gegen den völligen Anſchluß an den Bund ſträubte, bei der man am eheſten die Neigung zum Beitritt hätte vorausſetzen müſſen.

Denn dieſe Frage beherrſchte naturgemäß die politiſche Erörterung in den Jahren nach dem Kriege. Dalwigk ſah in dem Bund ein Vaſallenverhältnis. „Ich kann mich nun einmal für den Norddeutſchen Bund nicht begeiſtern," ſchrieb er 1867, „auch denke ich, daß wir Deutſchland, wenn wir die eine Hand freihalten, beſſere Dienſte leiſten können als durch einen freiwilligen Verzicht auf jede künftige Äußerung ſelbſtändigen Willens." Auf dieſem Standpunkt blieb er auch der Zweiten Kammer gegenüber, in der es wider alles Erwarten einmal einen Mehrheitsbeſchluß für den Beitritt zum Bunde gab, auch ſeinem Geſandten Hofmann in Berlin gegenüber, der auf die Unhaltbarkeit der Doppelſtellung Heſſens in ſeinen Berichten hinwies. Der Miniſter verſchanzte ſich hinter die Behauptung, daß man mit einem Antrag auf Eintritt in den Norddund der preußiſchen Regierung äußere Schwierigkeiten bereite, und als Bismarck dem ausdrücklich widerſprach, wies er auf die finanziellen Laſten hin, die ſchon der Eintritt Oberheſſens und die Mititärkonvention mit ſich brachten und die ſich beim Eintritt Südheſſens noch ſteigern müßten. Dieſer Hinweis auf den Geldbeutel verfing in den weiteſten Kreiſen Heſſens, der demokratiſche Weizen blühte, der Einfluß der Nationalliberalen ſank. Der Partikularismus erhob von neuem ſein Haupt. Es half nichts, daß der Geſandte Hofmann dagegen arbeitete; ſelbſt die Autorität des Thronfolgers Prinzen Ludwig, der nach 1866 alsbald in preußenfreundliche Bahnen einlenkte und damals die heſſiſche Truppendiviſion kommandierte, vermochte ſich nicht durchzuſetzen. Das gefährliche Wort „Lieber franzöſiſch als preußiſch" tauchte auf und fand keinen entſchiedenen Widerſpruch. In ihm iſt auch die

Richtung ausgesprochen, in der Dalwigk zu einer Garantie für die Selbständigkeit Hessens zu kommen hoffte.

Schon seit dem Frühjahr 1867 suchte er bei Frankreich zu sondieren, wie weit man dort Anlehnung finden könne. Da nach seiner Meinung eine kriegerische Auseinandersetzung Frankreichs mit Preußen doch nicht ausbleiben konnte, so ging sein Plan auf ein Vorgehen Österreichs in Gemeinschaft mit Frankreich, jedoch unter „Schonung des deutschen Nationalgefühls in bezug auf das linke Rheinufer"; hierdurch werde Preußen aus seiner Siegerstellung in Deutschland geworfen und die süddeutschen Staaten von dem preußischen Druck befreit. In diesem Sinne verhandelte er mit den diplomatischen Vertretern Frankreichs am Darmstädter Hofe. Ja, er ging bereits 1867 so weit, daß er Frankreich anbot, wenn es um einen Kriegsvorwand verlegen sei und der Eintritt Südhessens in den Norddbund einen solchen abgeben könne, so werde er diesen Eintritt sofort erklären. Weitere Gelegenheit, den Plan zu betreiben, bot ihm eine Reise nach Paris im Herbst 1867; er traf dort mit seinem Freund, dem österreichischen Kanzler Beust, zusammen und besprach sich mit dem französischen Minister des Auswärtigen Marquis de Moustier; auch in persönlichen Audienzen beim Kaiser und der Kaiserin trug er seine Auffassung von einer positiven französischen Politik vor. Dalwigk machte in Paris nicht den Eindruck, den er erhofft hatte. Frankreich war zwar erfreut, einen so energischen Parteigänger in Süddeutschland zu haben, versprach sich aber von einer Aktion Hessens allein nicht viel. Eher wäre etwas auszurichten gewesen, wenn ein deutscher Südbund zustande kam; ein solcher Plan wurde auch beraten, scheiterte jedoch.

Trotz der nicht gerade ermutigenden Aufnahme, die der hessische Minister bei den maßgebenden Instanzen Frankreichs gefunden hatte, scheint er sich je länger je mehr in den Gedanken eingelebt zu haben, daß allein von Frankreich seinem Staate Rettung kommen könne. So verstehen wir es, daß er im Oktober 1868 in Straßburg beim General Ducrot erschien und — wie Götz sich ausdrückt — „bei Frankreich um den Krieg gegen Preußen bettelte". Bei diesem hervorragenden Militär konnte er Verständnis erwarten, da Ducrot ohnehin der Meinung war, Frankreich müsse Preußen demütigen, bevor es sich noch durch Süddeutschland verstärkt habe. Dalwigk glaubte ihm vorstellen zu können, daß die allgemeine Lage in Europa einem Schlage gegen Preußen günstig sei, daß die süddeutschen Staaten sich im Falle eines Konflikts zunächst abwartend verhalten würden; nach einem französischen Erfolg, so ließ er durchblicken, würden sie, Sachsen und Österreich sich wohl zugunsten Frankreichs entscheiden. Auch jetzt erbot sich der Hesse, für einen Kriegsvorwand zu sorgen; falls die luxemburgische Frage nicht ausreiche, würde die staatsrechtliche Doppelstellung von Mainz und Rastatt heranzuziehen sein. Ducrot sollte ihm ermöglichen, sein Anliegen dem Kaiser Napoleon nochmals unmittelbar vorzutragen. General Frossard übernahm die Vermittlung, aber die Audienz kam nicht zustande.

Immerhin schien der Fall interessant genug, sich damit weiter zu befassen, und man bevollmächtigte Ducrot, in einer geheimen Unterredung mit dem Großherzog Ludwig dem Dritten dessen Ansichten zu erforschen. Der Fürst empfing den General in größter Heimlichkeit auf einem Landhaus in der Nähe Darmstadts und sprach sich noch unverhüllter aus als sein Minister*). Aus seinen Worten sprach ein schwerer Haß gegen Preußen, dessen Wappen sogar am Darmstädter Postamt sein Auge beleidigte; er ging so weit, sich zur Abtretung seines linken Rheinufers bereit zu erklären, falls man ihm aus badischem Gebiete eine Entschädigung zusichere. Lebhaft malte er dem Gaste aus, wie Preußen im Kriegsfall die hessischen Truppen, die nicht mehr die seinen seien, entfernen werde. Er selbst aber werde die Franzosen inmitten seines Volkes erwarten und er rechne darauf, daß Frankreich die Treue der Hessen in den Zeiten des Rheinbundes nicht vergessen habe. Der Kaiser müsse nur mit entschiedener Offensive das rechte Rheinufer betreten, dann seien alle süddeutschen Staaten gewonnen. „Zögert ihr, so seid ihr verloren, dann fallt ihr unvermeidlich vor unserer Übermacht." Auch diese Offenherzigkeiten blieben ohne Wirkung; Napoleon wollte jetzt keinen Krieg und war anscheinend bereit, Preußen in Süddeutschland freie Hand zu geben, um dafür anderswo Kompensationen zu suchen, etwa in Belgien**).

Hessens Europapolitik hatte keinen Erfolg; auch der Versuch Dalwigks, durch Aufhetzung Rußlands gegen Preußen eine Art Einkreisung des verhaßten Gegners zu erzielen***), führte zu nichts. Die Machtlosigkeit des kleinstaatlichen Ministers greift zur Intrige und sieht nicht, daß die großen Mächte, auch Österreich, sich nicht ohne weiteres vor den hessischen Wagen spannen lassen.

So kam das entscheidende Jahr 1870 heran. Ohne Einfluß auf die Haltung Hessens blieb der Besuch, den der Großherzog im Frühjahr dem Berliner Hofe abstattete. Wieweit Hessen in die vom Erzherzog Albrecht betriebenen österreichisch-französischen Annäherungsverhandlungen eingeweiht war, wissen wir heute noch nicht. Die öffentliche Aufmerksamkeit auf Hessens absonderliche Stellung wurde jedenfalls wachgehalten, da der Abgeordnete Hans Blum im Norddeutschen Reichstag scharfe Angriffe gegen Dalwigks Regierung richtete und darauf hinwies, daß bei einem etwaigen Kriege die hessischen

*) Der Inhalt beider Unterredungen ist seit 1895 veröffentlicht: La vie militaire du général Ducrot d'après sa correspondance, Band II, Paris 1895. An der Glaubwürdigkeit des Generals zu zweifeln ist kein Anlaß.

**) Dies die Auffassung Hans Delbrücks, vergleiche dessen Buch „Bismarcks Erbe" (1915) Seite 48 f.

***) Dalwigk hatte mit Ducrot die europäische Situation unter diesem Gesichtspunkt besprochen und war zu dem Schluß gekommen: „Avec un peu d'habileté et de fermeté, la France peut reconstituer à son profit, contre la Prusse, la coalition de l'Europe qui s'était formée contre vous en 1814 et 1815". Dem Zaren hatte er vorgestellt, Deutschland unter Preußens Führung werde die Ostseeprovinzen von Rußland zurückverlangen. Ducrot, Band II, Seite 278, 282.

Truppen in den Konflikt zwischen der Treue zum Landesherrn und dem Gehorsam gegen den Bundesfeldherrn geraten müßten.

Die Ereignisse des Juli 1870 weckten in Hessen auch bei den Gegnern Preußens das nationale Gefühl. Die Lage der hessischen Regierung wurde auf das äußerste beengt. Dalwigk mußte wohl oder übel den Vertrag mit Preußen erfüllen; noch zögerte er. Aber schon wendete sich die öffentliche Meinung gegen ihn. Eine öffentliche Versammlung in Darmstadt sollte auf Abberufung des hessischen Gesandten in Paris drängen, nötigenfalls den Sturz des Ministeriums Dalwigk fordern. Obgleich dieses Programm rechtzeitig in das einer nationalen Kundgebung geändert wurde, verbot der zuständige Regierungsbeamte die Versammlung — wie behauptet wurde, auf Betreiben des trotz der Mobilmachung noch anwesenden französischen Gesandten — und war ungeschickt genug, seine Anordnung damit zu begründen, daß die Franzosen schon in Freiburg ständen und jeder gegen sie aufreizende Beschluß der Stadt Darmstadt schaden müsse, wenn sie siegreich dahin vorrückten. Aber jetzt, wo es „um Hals und Kragen ging", ließ Bismarck keinen Zweifel mehr darüber, daß er Quertreibereien im Augenblicke des Kriegsausbruches nötigenfalls mit militärischen Mitteln verhindern werde. Der hessische Gesandte in Berlin, den Ernst der Lage fühlend, glaubte Dalwigk den Rat geben zu müssen, nicht nur die hessische Politik in korrekte Bahnen zu leiten, sondern auch persönlich seinen Frieden mit dem Kanzler zu machen. Es war umsonst; umsonst auch die drängende Bitte des Thronfolgers an den regierenden Oheim, er möge Dalwigk entlassen; die hessische Division, die Prinz Ludwig kommandierte, war — auch das eine Folgerung aus der hessischen Politik — von den übrigen süddeutschen Truppen getrennt und einer rein norddeutschen Armee zugeteilt worden.

Die stille Hoffnung Dalwigks, daß ein rascher französischer Vorstoß den süddeutschen Staaten freie Hand geben, Österreich zum Eingreifen bringen werde, erfüllte sich nicht. Mit schwerem Herzen entschloß er sich, an den Verhandlungen über den Beitritt des Südens zum Norddeutschen Bunde sich zu beteiligen. Bismarck zeigte ihm unverhohlen seine Abneigung; zu den sonstigen Gründen war ein neuer getreten: unter den erbeuteten Papieren des Ministers Rouher hatte sich auch ein Dalwigk kompromittierender Bericht des französischen Gesandten in Darmstadt befunden, durch den Bismarck vollen Einblick in die Beziehungen Dalwigks zu Frankreich gewann *). Am 15. November unterzeichnete der hessische Minister den Eintritt seines Staates in den erweiterten Bund.

Das Schicksal des deutschen Volkes war über Dalwigk weggegangen. Der Minister hat es dennoch nicht verstanden, sich zur Niederlegung seines Amtes zu entschließen. Nun das Opfer gebracht war, meinte er durch Opposition im

*) Vergleiche Deutsche Revue 1912, Band III, Seite 345, 347.

kleinen den Gegner noch verwunden zu können. Eine Versöhnung zwischen dem Vertreter des siegenden und dem des überwundenen Prinzips war unmöglich. Mit großer Wut fiel die nationalliberale Presse über Dalwigk her, und schwerwiegende, offenbar inspirierte Artikel der angesehensten Zeitschriften schlossen sich an, so in den Grenzboten und den Preußischen Jahrbüchern. Die letzteren brachten eine scharfe Kritik seiner ganzen Ministertätigkeit und schlossen mit der Frage, ob „ein solcher Mangel politischen Anstandes und Ehrgefühls auch jetzt noch, im neuen Deutschland, ungestraft zur Schau getragen werden darf". Der Artikel der Grenzboten (1871, Band I, Seite 322 ff.) aber, aus dem Hauptquartier zu Versailles stammend und, wie der Herausgeber später andeutete, von Bismarck selbst entworfen*), ist in der Tonart womöglich noch schärfer. Er zieht — unter dem Vorgeben, die Ansicht eines Hessen zu enthalten — aus einer knappen Zusammenfassung von Dalwigks Regierungshandlungen die Forderung, daß der Minister und der Leiter des Justizwesens, Franck, der als Mittelpunkt aller antipreußischen Wünsche bezeichnet wird, gehen müssen, „da die Pflichten der Ehre und des Gewissens gewöhnlicher Sterblicher für diese Männer zu freiwilligem Rücktritt nicht ausreichen. Pflicht der gesamten nationalen Presse ist es, die Beseitigung dieses Ministers und seines Anhangs als caeterum censeo fort und fort zu verlangen." Gerade dieser Artikel, von der gesamten offiziösen Presse aufgenommen, hat Dalwigks Stellung auf das schwerste erschüttert. Während er sonst Presseangriffe durch Artikel seines Regierungsorgans zu parieren pflegte, ging er gegen den Grenzbotenherausgeber gerichtlich vor.

Immerhin wäre bei der zähen Haltung des Ministers noch ein Verbleiben im Amte für einige Zeit möglich gewesen, wenn nicht Bismarck, der einen solchen Mitarbeiter im neuen Reiche unmöglich brauchen konnte, nun zum letzten Mittel gegriffen hätte. Er benutzte die Anwesenheit des Großherzogs in Berlin, um von ihm die Beseitigung des Mißliebigen als eines Hindernisses für das gegenseitige Vertrauen der Regierungen zu verlangen. Am 6. April 1871 wurde Dalwigk in höchsten Gnaden entlassen. Die hessische Regierung lenkte von nun an zwar noch nicht in liberale, aber doch in durchaus reichsfreundliche Bahnen ein. —

Dalwigks Auftreten bietet bei aller Peinlichkeit für unser Gefühl doch in seinem Festhalten an dem für recht Angesehenen das Bild einer großen Konsequenz. Die süddeutschen Politiker der sechziger Jahre waren alle vor die Frage gestellt, ob sie umlernen oder von dem Schauplatz abtreten wollten. Dalwigk hat beides bewußt abgelehnt. Er hat den deutschen Partikularismus in die Reichseinheit hineingetragen. Sein Fall war notwendig, aber er entbehrt nicht der Tragik, wenn wir ihn als den letzten Vertreter eines Prinzips

*) Hans Blum, Persönliche Erinnerungen an den Fürsten Bismarck, 3. Auflage (1900), Seite 106.

ansehen, das für Hessen sechzig Jahre früher das richtige Prinzip gewesen war. Alte Rheinbundstraditionen ragten, verkörpert im Prinzen Emil, noch in seine Amtszeit als Minister hinein. Wer möchte ihn unbedingt verdammen, wenn er, den Gang des nationalen Gedankens verkennend, seinen Staat durch die Fährlichkeiten der Zeit mit Mitteln durchzusteuern versuchte, die damals Hessen vor dem Untergang gerettet hatten? Nur daß er sich nicht aus der Konsequenz der Lage den Zeitpunkt des Rücktritts selbst zu setzen wußte, raubt dem Ende seiner Laufbahn jede Sympathie.

Jederzeit hat Dalwigk seine deutsche Gesinnung betont, ja er hat sie schließlich seinem Hofmann gegenüber durch Mitteilung poetischer Jugendergüsse zu erweisen gesucht, weil er fühlte, daß zwischen seinen Zielen und dem Ziel, das die nationale Gegenwart erstrebt und verwirklicht hatte, ein gar zu schreiender Gegensatz bestand. Gewiß, er war ein Großdeutscher in seiner Anlehnung an Österreich, aber er war es doch weniger aus nationalem Empfinden als in der Voraussicht, daß unter Österreichs Schutz und Frankreichs Garantie die Selbständigkeit seines kleinen Staates, deren Bewahrung ihm zum Lebenszweck geworden war, am sichersten vor jener Einbuße bewahrt werden würde, die er in der Einfügung in das kleindeutsche Reich herannahen sah. Wieviel größer die andere Einbuße gewesen wäre, die ein französisch-österreichischer Sieg mit sich gebracht hätte, das sah er nicht oder wollte er nicht sehen.

Großdeutsche Ideen liegen uns heute wieder näher als in früheren Jahrzehnten. Hier und da ertönt der Ruf nach einer neuen und vollständigeren Lösung der deutschen Frage. Man mag ihn begrüßen oder davor warnen, sicher ist, daß das Großdeutschtum unserer Tage nichts mehr mit dem Partikularismus zu tun haben kann, mit dem es damals in ein Bündnis gedrängt war. Ein Großdeutschtum, wie es der hessische Minister vertrat, ein Großdeutschtum auf Kosten der nationalen Geschlossenheit ist heute nicht mehr möglich. Dalwigk und seine Ideale sind tot.

Der Stickstoffbedarf der deutschen Landwirtschaft

Von Professor Dr. Halbfaß

Phosphorsäure, Kali und Stickstoff sind die für das Wachstum der Kulturpflanzen wichtigsten Stoffe, sie vor allen anderen werden in größten Mengen von den wachsenden Pflanzen dem Boden entzogen. Allein an Stickstoff bedarf die Pflanze an 60 bis 200 Kilogramm pro Hektar, um eine mittlere Ernte zu geben. Das Stickstoffbedürfnis erreicht bei Zuckerrüben und Hülsenfrüchten das Maximum, nämlich 200 Kilogramm. Im Jahre 1909 wurde bei uns der Verbrauch an Stickstoff auf beinahe 200000 Tonnen veranschlagt und ist seitdem noch erheblich gestiegen; sein Geldwert beträgt mindestens eine Viertel Milliarde Mark. Dabei erreicht der heutige Verbrauch noch nicht einmal ein Drittel der durch den Boden aufnehmbaren Menge. Obwohl die Beschaffung genügender Mengen von Phosphorsäure und Kali auch ein sehr wichtiges Problem ist, so steht es doch in seiner Bedeutung hinter dem der Stickstoffbeschaffung weit zurück, besonders unter den augenblicklich obwaltenden Verhältnissen.

Bisher ist Chile der hauptsächlichste Stickstofflieferant der Welt gewesen. Der Weltkonsum an Chilisalpeter im Jahre 1913 darf auf etwa 3000000 Tonnen veranschlagt werden, wovon über 2000000 Tonnen auf Europa entfielen. Hierbei war Deutschland am stärksten beteiligt. Im Jahre 1913 führte es etwa über drei Viertel Millionen Tonnen im Werte von über 172000000 Mark aus Chile ein. Die Einfuhr aus anderen Ländern kommt dabei nicht in Betracht. Diese Sachlage hat sich nun seit Beginn des Krieges mehr und mehr verschoben. Der Blockadekrieg Englands gegen uns bezieht sich ja nicht nur auf die Verhinderung der Lebensmitteleinfuhr, sondern auch auf alle Dinge, die zu unserer Existenz nötig sind. Dazu gehört nun auch der unserer Landwirtschaft so nötige Chilisalpeter, dessen Einfuhr jetzt so gut wie gänzlich unterbunden ist.

Glücklicherweise sind wir nun in der Lage, uns nach und nach vom Chilisalpeter unabhängig zu machen. Der Konkurrent des Chilisalpeters ist die atmosphärische Luft über uns, die England uns nicht abschneiden kann, so gern es wohl möchte. Die bekannte Autorität auf dem Gebiet der Landwirtschaft, Professor Frank in Charlottenburg, hat berechnet, daß in der Luft über einem

Hektar Erdboden 79000 Tonnen Stickstoff vorhanden sind; es genügt also schon der Luftstickstoff, der über einer Fläche von 10 Hektar lagert, um den ganzen jährlichen Chilisalpeterimport des deutschen Reiches zu ersetzen, falls es gelingt, ihn zu binden.

Die ersten Bestrebungen, den Stickstoff der Atmosphäre zu binden, reichen bis zum Jahre 1785 zurück und rühren von den berühmten Chemikern Priestley und Cavendish her, aber erst hundert Jahre später gewannen ihre Versuche die entsprechende Tragweite, als Menges in Haag das erste deutsche Reichspatent über ein „Verfahren zur Reduktion oder Dissoziation von Verbindungen mittels elektrischer Glühhitze" anmeldete. Die Elektrizität ist nämlich das einzige Mittel, um den sonst so trägen Stickstoff zu verbrennen, ihn in die Form von Stickoxyd zu zwingen, worauf die Erzeugung von Salpetersäure und von salpetersauren Salzen eine verhältnismäßig einfache Sache ist.

Von den Methoden, die im Laufe der letzten zwanzig Jahre auf dem Gebiet der Luftstickstoffgewinnung zu einem wirtschaftlichen Ergebnis geführt haben, kommen in der Hauptsache zwei, höchstens drei in Frage. Die eine stammt von den beiden Norwegern Chr. Birkeland und Sam. Eyde in Christiania. Bei diesem Verfahren, das an das Vorhandensein bedeutender Wasserkräfte gebunden ist, wird der Luftstickstoff durch eine Lichtbogenflamme, deren Temperatur 2500 bis 3000 Grad beträgt, mittels des in der Luft befindlichen Sauerstoffs in einem elektrischen Ofen oxydiert. Die auf diese Weise oxidierte Luft enthält ein bis zwei Prozent salpetersaure Dämpfe, aus denen in mit Quarz gefüllten, mit Wasser berieselten Granittürmen die Salpetersäure gewonnen wird. Diese wird dann, nachdem sie mit Kalkmilch gesättigt worden ist, eingedampft und in körniger Form, mit einem garantierten Gehalt von dreizehn Prozent Stickstoff in den Handel gebracht. Da nur ganz enorme Temperaturen von etwa 3000 Grad eine befriedigende Ausbeute an Stickoxyd gewähren und jene wiederum nur durch einen elektrischen Strom von ganz außergewöhnlicher Stärke hervorgebracht werden können, so ist die Benutzung dieses Verfahrens, mit dem das der Badischen Anilin- und Sodafabrik nahe verwandt ist, nur dann lohnend, wenn die Fabrikation im großen Umfang möglich ist und äußerst billige und zugleich kräftige Energiekräfte zur Verfügung stehen, wie dies zum Beispiel in Norwegen der Fall ist. Seit dem Jahre 1911 sind die großen deutschen chemischen Fabriken an den Norwegischen Salpeterfabriken in Notodden nur noch wenig beteiligt, diese arbeiten in der Hauptsache mit französischem Kapital. Die Einfuhr von Norge- oder Kalksalpeter aus Norwegen belief sich im Jahre 1913 auf 6,5 Millionen Mark, also auf eine verhältnismäßig geringe Summe.

Für unsere deutschen Verhältnisse ist das geschilderte Verfahren, Kalksalpeter herzustellen, unpraktisch, weil uns nicht so riesige Wasserkräfte zur Verfügung stehen, oder weil sie, wo sie vorhanden sind, wie etwa in einigen Gegenden Süddeutschlands, in anderen Industrien gewinnbringender ausgenützt

werden können. Glücklicherweise besitzen wir aber in dem Verfahren zur Herstellung von Kalkstickstoff eine Möglichkeit, unter Ausnutzung der vorhandenen inneren Bodenschätze, unabhängig vom Auslande, ein Produkt zu erzeugen, das, wie zahllose Düngungsversuche gezeigt haben, die Fruchtbarkeit des Landes beträchtlich zu erhöhen imstande ist. Dieses Verfahren beruht auf der Eigenschaft des Calciumkarbids in Pulverform und beim Erhitzen auf Rotglut begierig Stickstoff aufzunehmen und Calciumcyanamid zu bilden, das man mit dem volkstümlichen Namen Kalkstickstoff belegt hat. Das Verdienst dieser Entdeckung und ihrer praktischen Ausbeutung gebührt Adolf Frank in Charlottenburg, dem hochverdienten Begründer der deutschen Kaliindustrie. Im Jahre 1900 wurde die Cyanamidgesellschaft m. b. H. in Berlin begründet, aber erst fünf Jahre später stellte das Werk Westeregeln bei Magdeburg Kalkstickstoff im beschränktem Maße wirklich her und versandte es. Seitdem sind verschiedene andere Werke in Betrieb gesetzt worden, von denen die größten die bayerischen Stickstoffwerke A.-G. in München sind, die in der Nähe von Trostberg und Tacherting gelegen, die Wasserkraft der Alz ausnutzen. Sind auch bei der Kalkstickstoffabrikation große elektrische Energien vorhanden, so stellt sich doch die Kraftverwertung wesentlich günstiger, als bei der Fabrikation von Norgesalpeter. Wollte man die drei Viertel Millionen Tonnen Stickstoff, die im Jahre 1911 in Deutschland importiert wurden, lediglich durch die Fabrikation von Kalksalpeter ersetzen, so wären dafür nahezu eine Million Pferdekräfte erforderlich, um aber dieselbe Menge Stickstoff in Form von Kalkstickstoff zu erhalten, braucht man nur 340000 Pferdekräfte, eine Energiemenge, die die Hälfte der bayerischen ausbaufähigen Wasserkräfte beinahe allein zu liefern in der Lage ist.

In neuester Zeit ist es dem Deutschen Haber und dem Österreicher Serpek gelungen, auf noch billigere Weise künstlich Stickstoffverbindungen herzustellen; die Methode von Haber wird von der Badischen Anilin- und Sodafabrik, die von Serpek durch französische und norwegische Kapitalisten in Norwegen ausgebeutet.

Der Blockadekrieg, den England gegen uns führt, hat zur Folge, daß sich ein Finanzkonsortium gebildet hat, das die einschlägigen chemischen deutschen Fabriken in die Lage versetzt, binnen kurzem so viel Kalkstickstoff zu erzeugen, daß er für unsere deutsche Landwirtschaft ausreicht und uns von dem Bezug auswärtiger Stickstoffmittel vollständig unabhängig macht, ein Ergebnis deutscher Wissenschaft und Energie, das uns so leicht kein anderer Staat nachmacht.

Krieg und Religion

Von Pfarrer lic. theol. Walter Wendland

Die Religion ist im Kriege zu neuer Kraft und zu neuem Leben erstanden. An der Tatsache ist nicht zu zweifeln. Wie ist die Wandlung zu erklären? Woher kam es, daß Gott, groß und gewaltig, neu von jedem, auch von dem, der ihn fühlte, erlebt worden ist? Mit dem Irdischen ist das Göttliche verwebt, im Zeitlichen hat der Mensch stets Gott gefunden; denn Gottes Wesen ist unnahbar. So war es auch in jenen bedeutsamen Tagen des Juli-August 1914. Eine urgewaltige Liebe zu Heimat und Vaterland erwachte in unseren Herzen, der gegenüber das eigene kleine Leben wie ein Nichts erschien, das daran gegeben werden müsse. Der einzelne fühlte und erlebte neu, wie das Beste seines Wesens nicht bloß zusammenhängt mit Heimat und Vaterland, sondern wie er es dem Vaterland zu danken hat. Und je mehr der Kriegsausbruch mit Lüge verbunden war, desto mehr erwachte der Glaube an die große Weltmission der Deutschen auf Erden. Und dieser Glaube forderte, daß man die Gerechtigkeit einer höheren Macht in der Geschichte beinah sichtbarlich erlebt. Angesichts der Übermacht der Feinde sang der Deutsche: Ein feste Burg ist unser Gott. Aus diesem Glauben an ein gerechtes göttliches Walten heraus ward das Gefühl siegesgewisser Hoffnung in jenen Augusttagen geboren, daß der Feind überrannt werden könne. Und als Ostpreußen verwüstet wurde, mochte der Mann des Volkes nicht glauben an die damals siegreiche Übermacht der Russen, sondern erklärte unser Zurückweichen aus Verrat und Treulosigkeit heraus. Das Niederländische Dankgebet kennzeichnet die Frömmigkeit jener Tage: Wir treten zum Beten vor Gott den Gerechten.

Nicht war es so, daß man zur Religion rief, weil man die Kräfte der Religion brauchte, um die Tapferkeit der Truppen anzufeuern. Nicht betete man, weil man Niederlagen befürchtete und abwenden wollte. Der Glaube an Gott wuchs aus einem viel tieferen seelischen Erlebnis hervor. Die Frömmigkeitsbewegung in den Tagen des Kriegsausbruchs ist sittlicher Art gewesen, sie

wird deswegen dauernden Segen bringen. Ist es auch richtig, daß Tausende in ihren Gebeten nur dachten an die Bewahrung ihrer eigenen Angehörigen, mag das Bedürfnis, „gedruckte Ergüsse nachzuempfinden", von der Unfähigkeit Zeugnis ablegen, selbst zu empfinden, so ist doch die Frömmigkeitsbewegung jener Tage das Größte, was der religiöse Mensch unserer Tage bisher erlebt hat. Und wenn ein Volk in seiner Masse in den Tagen des Friedens bisher die Pflege der Seele zu sehr vernachlässigt hat, kann dann erwartet werden, daß bei jedem einzelnen die religiösen Äußerungen sofort auf der sittlichen Höhe Christi stehen? Es ist darum methodisch falsch, wenn Joh. Müller im zweiten Kriegsheft der „Grünen Blätter" (Verlag in Schloß Mainberg, Einzelheft 1 Mark) bei Beurteilung der religiösen Bewegung von dem Unterchristlichen, das hervorgetreten ist, ausgeht. Gott ist erlebt worden, — oft wohl in kindlich naiver Form, die der Läuterung bedarf. Aber wo wirkliches religiöses Erleben und Fühlen vorliegt, da ist es beinah ein Unrecht und Sünde, an dem segensreichen Fortwirken solcher großen Augenblicke zu zweifeln. Und wenn die Kirchen jetzt nicht mehr die Überfülle jener großen Tage zeigen, so ist es nur der Kleinglaube der Pastoren, aus diese Tatsache auf ein „Abflauen" der Frömmigkeit zu schließen.

Die religiöse Stimmung jener Tage ist bisher noch nicht von irgendeinem Theologen im Zusammenhang geschildert und dargestellt worden. Auch ist heute noch keiner imstande dazu. Denn will man ein wirklich lebenswahres Bild zeichnen, so muß das Eigentümliche, Verschiedenartige der religiösen Empfindungen deutlich hervortreten. Die Religion muß in Zusammenhang stehen mit dem Untergrund des Einzellebens. Achten wir zwar jetzt im Kriege mehr auf den Gesamtcharakter des Deutschtums, auf das Gemeinsame der einzelnen Stämme, so gilt es doch in der Religion, die auch im Kriege immer etwas ganz persönliches bleibt, auf das besondere und eigentümliche zu achten. So müssen Einzelschilderungen uns gegeben werden aus Stadt und Land, aus den Kreisen der organisierten Arbeiter und der studentischen Jugend, aus dem katholischen Bayern und dem protestantischen Norden. Das Heft von Joh. Jeremias (Frömmigkeit im Kriege. Verlag von Schloeßmann in Leipzig. Preis 80 Pfennig) schien mir durch seinen Untertitel „Beobachtungen aus einer Industriegemeinde" ein Beispiel religiöser lokaler Volkskunde zu werden. Aber der Untertitel paßt nur für wenige Seiten. Die religiöse Volkskunde war bisher ein Stiefkind der Theologen. So unerhört und beschämend für die evangelische Kirche dieses ist — bei den Katholiken ist es ein wenig besser —, so ist es doch nicht verwunderlich; es gab zu wenig große, erlebte Religion im Volk. Die großen Erlebnisse der Gegenwart werden ihre Darsteller finden.

Bei aller Verschiedenartigkeit der Menschen und der Stämme der deutschen Lande, bei allem verschiedenartigen Empfinden drängen sich gleiche religiöse Gedanken als herrschend so sehr hervor, daß die Unterschiede der Konfessionen ganz verschwinden. Und es gilt dies auch von den kirchlichen Äußerungen,

so daß unwillkürlich die Möglichkeit eines friedlichen Zusammenarbeitens der Kirchen vor uns aufsteigt. Die Religion hat wie in allen großen Reformationszeiten eine ungeheuere Vereinfachung erlebt: Der Gedanke des Gottvertrauens und des Glaubens an das gerechte Walten Gottes steht naturgemäß entsprechend dem religiösen Erlebnis im Vordergrund aller religiösen Äußerungen. Die Religion hat aber auch eine ungeahnte Bereicherung ihrer Erlebnisse erfahren: Gott ist uns in unserer eigenen Geschichte so nahe getreten, daß alle Offenbarung der Vergangenheit verblaßt vor dem Gefühl der gegenwärtigen Offenbarung Gottes. Wurde zwar schon stets von Theologen behauptet, daß Gott in der Geschichte sich uns kundtut, so ist doch dieses jetzt endlich das Erlebnis weiter Kreise unseres Volkes geworden. Und unter dem Eindruck dieser neuen Erfahrungen fordert Joh. Müller in seinen Kriegsheften, daß die Kirche diese neue Offenbarung zum Gegenstand ihrer Predigten machte: „Gott hat uns neue Texte gegeben. Sehet zu, daß ihr darüber predigt, und laßt die alten Perikopen, bis er wieder weniger deutlich zu uns redet als heute." Der Gedanke der Weiterbildung der Religion, der aus religiösen Reflexionen heraus zur Verhandlung unter den Theologen stand, tritt in neuer wirkungskräftiger Form uns entgegen. Denn er wird erlebt. Deutschtum und Christentum wollen einen Bund eingehen. Und eigentümlich ist, daß die Tendenz zu diesem Zusammengehen der Religion mit deutscher Art weithin als Rückkehr zu den religiösen Kräften der Vergangenheit erlebt wird, so wie jede wirksame Neubildung der Religion als eine Rückkehr zu Vergangenem bisher erlebt wurde. Daneben tritt hervor der Glaube an ewiges Leben und Unsterblichkeit. Der Opfertod unserer Krieger führt hin zu dem Gedanken an den Opfertod Christi. Der Wert der seelischen religiösen Kräfte wird von denen, die draußen sind, und von denen, die in der Heimat sind, in ungeahnter Weise neu empfunden. Die Not drängt zum Aufschwung zu Gott.

Es ist müßig, in Diskussionen einzutreten über künftige Gestaltungen der Religion. Denn aus der Reflexion wächst nicht lebenskräftige Frömmigkeit hervor. Aus erlebter Religion muß die neue Gestaltung hervorwachsen. Und von der Art, wie wir die Religion unter uns pflegen, wird die Zukunft auch hier abhängen. Predigt und Unterricht der Pfarrer werden von unendlicher Bedeutung auch in der Zukunft sein. Daneben tritt in unserer literarischen Zeit das Buch. Es ist zwar unendlich töricht zu meinen, daß ein Buch als als solches schon religiöses Leben schafft. Aber die Lektüre eines religiösen Buches kann uns jene stille Stunde schaffen, in der Gott von uns gefühlt wird. So sei einiges herausgehoben aus der Masse der religiösen Literatur, das über die Zeit hinaus bedeutsam sein wird.

Unter dem Titel „Ein feste Burg" hat Hofprediger lic. Doehring ein vornehm ausgestattetes Predigtwerk herausgegeben (Verlag von R. Hobbing in Berlin. 1. Band Preis 7,50 Mark). Das Buch wird späteren Geschlechtern ein Zeugnis sein für die Art, wie heut gepredigt wird. Es sind

Dokumente von historischem Wert darunter: Dryanders Predigt am 4. August zur Eröffnung des Reichstags, Doehrings Wort am Bismarckdenkmal vom 2. August. Es sei hingewiesen auf die Predigten, die Goens im deutschen Hauptquartier gehalten hat („Gott mit uns." Verlag Mittler u. Sohn in Berlin. Preis 25 Pfennig); es sind Reden voll frischer Soldatensprache und großer Schlichtheit, für den Historiker auch wichtig, weil der Kaiser an ihnen gerade Erbauung findet. Ich hebe ferner die „Kriegspredigten" des Pfarrers Karl König in Bremen hervor (bisher vier Hefte. Verlag von Diederichs in Jena. Preis je 1 Mark). Es sind Reden von wunderbarer, sprachlicher Gewalt, die fortreißen in ihrer Begeisterung und deren Bilder prophetische Kraft in sich tragen. Diese Predigten bilden das Extrem der Reden, die vom Herkömmlichen am meisten abweichen und die stärkste politische Note haben. Der süddeutsche bayerische Katholizismus hat bedeutsame Reden vorgelegt, die gewertet werden können als ein bleibendes Denkmal für die Gleichartigkeit religiöser Empfindungen in beiden Kirchen, zum Beispiel Gg. Stipberger, „Vater ich rufe Dich!" (Verlag der Kunstanstalten Josef Müller in München) und Anton Worlitscheck „Krieg und Evangelium" (bisher zwei Hefte. Verlag von Herder in Freiburg).

Zwei Männer verdienen noch Beachtung, die als Wecker religiösen Lebens unter den Gebildeten gelten dürfen, Joh. Müller und Heinrich Lhotzky. Joh. Müller legt „Reden" über den Krieg vor (Heft 2: „Der Krieg als Not und Aufschwung"; Heft 3: „Der Krieg als Gericht und Aufgabe"; Heft 4: „Der Tod fürs Vaterland und die Hinterbliebenen". Verlag von Beck in München. Preis 50 Pfennig.) Von dem Gedanken ist er durchdrungen, daß die Partei schließlich siegen wird, die sich durch ihr Vorleben im Menschlichen verhältnismäßig gesund erhalten hat und durch das Erlebnis des Krieges darin noch wiederhergestellt, gefestigt und erstarkt ist. Auf innere Wiedergeburt, auf Überwindung des Materialismus zielen seine Reden ab. In den „Kriegsheften der Grünen Blätter" pflegt Joh. Müller für den Kreis seiner näheren Freunde mit geistvoller, scharfen Kritik die Frömmigkeitserscheinungen der Gegenwart zu begleiten. Heinrich Lhotzkys Buch „Glaube des Tapferen" (Verlag von Engelhorn in Stuttgart. Preis 2 Mark) ist eine Gabe an seine vier Söhne im Felde, und dieses vielfache Verwachsensein mit der ganzen Schwere des Krieges hat ihn vor anderen fähig gemacht, ein so männlich frommes Buch unserer gebildeten akademischen Jugend zu schenken.

Ein religiöses Zeugnis der jüdischen Kreise sind die „Vaterländischen Reden" des Rabbiners Dr. E. Seligmann (Verlag von Voigt und Gleiber in Frankfurt am Main. Preis 50 Pfennig). Der Glaube an das gerechte Walten Gottes in der Geschichte und die Betonung der Liebe, die mitten im Kriege walten muß, stehen ihm im Vordergrund. Auffallend ist, daß der Aufruf zur inneren Wiedergeburt des einzelnen fehlt, der geradezu grundlegend für alle christlichen Kriegspredigten ist.

Der Freireligiöse R. Penzig sucht die Kriegserlebnisse zu seinem Nutzen umzudeuten („Deutsche Religion." Verlag der Ethischen Kultur in Berlin). Der Krieg lehrt, daß jeder „passive Glaube, der auf Gnade, Wunder und Erlösung wartet," keinen Wert hat. Nur der „aktive Glaube, der zur Arbeit, zum Kampf, zur Selbsterlösung anfeuert", hat Bestand. Von dem Walten ewiger Kräfte in der Geschichte hat R. Penzig auch jetzt noch nichts gemerkt. Es hören auch immer noch nicht die Versuche auf, durch Reflexion neue Religion zu schaffen. So legt Ludwig Reuner einen „Leitfaden für eine deutsche Religion auf naturwissenschaftlicher Grundlage" vor (Selbstverlag, München 1. Briefsach 23). Man muß derartige Schriften lesen, um wirklich zu empfinden, daß das religiöse Empfinden in den Kirchen trotz all ihrer Gebrechen am stärksten pulsiert.

Ein Vergleich deutscher Frömmigkeit mit der unserer Gegner in den Kriegszeiten läßt sich noch nicht ziehen. Es sei aufmerksam gemacht auf die Vierteljahrszeitschrift „Die Eiche" (Verlag von Fr. Zillessen in Berlin), die früher das Organ der kirchlichen Annäherungsversuche zwischen Deutschland und England war und jetzt dieses Problem ins Auge faßt. In den beiden ersten Heften des Jahres 1915 wird manche interessante religiöse Urkunde und Äußerung der Intellektuellen abgedruckt.

Die Religion hat neue Erfahrungen gesammelt. Sie ist zu neuer Kraft erhoben. Auch das religiöse-sittliche Denken ist nicht unberührt geblieben. Der einseitige ökonomische Individualismus, der möglichst große Bewegungsfreiheit auch auf wirtschaftlichem Gebiet verlangt, wird zurückgedrängt. Ludwig Heyde („Der Krieg und der Individualismus". Verlag von G. Fischer in Jena) wirft das Problem auf, ob die Übermacht des Staatsgedankens die Persönlichkeitskultur, der wir auf allen Gebieten des Lebens in Friedenstagen Ausdruck zu geben suchten, unterdrücken kann. Er verneint die Befürchtung. Denn der ökonomische Individualismus hat niemals zu innerlicher und harmonischer Persönlichkeitskultur geführt. Diese ist unabhängig davon entstanden. Ich hätte den positiven Nachweis noch hinzugefügt, daß der Mensch erst durch Teilnahme an den großen Gemeinschaftsformen (Ehe, Staat) zur Vollendung der eigenen Persönlichkeit kommen kann. Und so kann gerade der Krieg, der den Staatsgedanken uns näher bringt, zur Vollendung der inneren Kultur beitragen.

Das Thema „Krieg und Religion" wird vielfach von neuem behandelt, zum Beispiel in den Heften der „Religionsgeschichtlichen Volksbücher" (Verlag Mohr in Tübingen) von A. Titius und O. Eißfeldt. A. Titius („Unser Krieg". Ethische Betrachtungen) findet keine harmonische Lösung. Er stellt den Gegensatz in seiner ganzen Schärfe uns vor Augen und gibt angesichts der Unvereinbarkeit des christlichen Liebesgebotes mit dem Kriegszustand die Erklärung, daß eben die Welt nicht sittlich begreiflich ist. „Wie Natur und Gewalt, so ist auch das Recht in weitem Umfang für die sittliche Betrachtung unzugänglich."

Nur in langsamem Prozeß durchdringen die höchsten Ideale die menschlichen Verhältnisse. O. Eißfeldt gibt in den Schlußabschnitten seines Buches („Krieg und Bibel") eine Lösung, die die Gegensätze „Krieg und christliche Liebe" mildert. Das Neue Testament kennt einen Kampf gegen das Böse. Und insofern Menschen das Böse vertreten, hat Jesus eine Grenze des Liebesgebotes gekannt (Matth. 10, 34. 7, 6). Und von hier aus meint er feststellen zu können, daß im Verfolg dieser Gedankenreihen der Krieg gegen Frevel und Unrecht zur Wahrung sittlicher Güter als Gottes Krieg auch vom Evangelium aus beurteilt werden kann. Aber ist man mit diesen Gedanken nicht schon hinausgeschritten über das einfache Evangelium Jesu? Wenn die Ethik Jesu rein individualistisch gestimmt ist und wenn die großen Gemeinschaftsformen bei ihm nicht zu ihrem Recht gekommen sind, so ist es unmöglich, Bergpredigt und Krieg zu vereinen. Und doch braucht Krieg nichts unsittliches, ja nicht einmal widerchristliches zu sein.

Ein positives Begreifen und Erfassen des Krieges findet sich erst in der ethisch bedeutsamen Schrift von Max Scheler, „der Genius des Krieges und der deutsche Krieg" (Verlag der weißen Bücher in Leipzig. Preis 5 Mark) und in den Heften von Heinrich Scholz („Der Idealismus als Träger des Kriegsgedankens"; „Politik und Moral". Verlag von Perthes in Gotha. Preis 60 Pfennig). Die politische Seite des Buches von Max Scheler ist in den Rezensionen der Tageszeitungen meist in den Vordergrund gestellt. Der Philosoph wagt es, wie einst in den großen Tagen der Griechen, vom philosophisch-wissenschaftlichen Denken aus, politische Ziele aufzuweisen. Und angesichts der Fülle wertvoller Gedanken, psychologischer Betrachtungen über Volkstum und Rasse, den Nachweisen von Zusammenhängen des Geistigen und Religiösen mit der Kraft der Völker wird keiner wagen, den Philosophen in die Schranken seines engeren Faches zurückzuweisen. Sondern das Buch kann ein Zeichen dafür sein, daß unsere Philosophie auf dem besten Wege dahin ist, nicht mehr nur Logik und Erkenntnistheorie zu sein, sondern ein alles Leben umfassende Wissenschaft zu werden. Es stehen uns große Tage idealistischer Philosophie bevor, die den Tagen der Griechen gleichen und sie in dem Maß in den Schatten stellen werden, wie die Grundlagen unseres Lebens breitere und kompliziertere geworden sind. Wer den Krieg ethisch erfassen will, darf an den philosophischen Grundlagen des Buches nicht vorübergehen. Der Krieg wird herauserklärt aus der Wachstumtendenz der Völker, aus dem Streben nach Macht und Tat. Er darf nicht materialistisch als Kampf um den Futterplatz erklärt werden. In diesem Falle wäre die Möglichkeit da, daß er verschwindet, je mehr die Interessen der Völker ineinander übergehen. Krieg ist nicht Streit, der nach Regeln entscheidbar ist, sondern er ist „eine Funktion des konkreten einmaligen Wachsens- und Werdensprozesses der Völker". Ein Staat, der sich im Wachstum beschränkt, ist ein toter Staat. Und diese Wachstumstendenz widerspricht nicht der Liebesidee. Denn die höherwertige Liebe ist nicht schon die allgemeine

Menschenliebe, sondern die auf die höheren Werte gerichtete Liebe. Die Träger der höheren Werte liegen in der Sphäre der Nationen. Um der allgemeinen Menschenliebe willen darf die Liebe zur Nation nicht eingeschränkt werden; denn diese gibt mir höhere Werte als die Menschheit. Nicht der Staat ist der wertvollste, der am meisten zum Frieden schon beiträgt, sondern der „wertvollere" Staat, der die höchsten Werte uns vermittelt, soll herrschen. Und nicht das soll die unfruchtbare Aufgabe der Politik sein, künstlich die Balance zu halten unter den Staaten Europas. Die Liebesidee und der Krieg stehen sogar in Beziehung zueinander. Im Krieg werden Völker zu Staaten verbunden. Der Krieg wirkt vereinigend unter Menschen. Alte Liebesverbindungen werden lebhafter empfunden. Krieg ist Rückkehr auf den schöpferischen Ursprung des Staates, und er treibt das Volksleben vorwärts. Und je mehr der Zufall in den modernen Kriegen ausgeschaltet wird, und je mehr die Kriege organisch aus dem Volksleben herauswachsen und also, wie der Krieg zwischen Deutschland und Rußland oder zwischen uns und England gerechte Kriege sind, desto mehr wird jeder Krieg ein Gottesgericht, das die höhere Kraft zum Siege bringt. Eine Philosophie steht vor uns, die zwar nicht den Krieg herbeisehnt, ihm aber niemals unnötig ausweichen wird.

Zu ähnlichen Gedanken führen die Schriften des Theologen Heinrich Scholz, der uns noch ein größeres Buch über Krieg und Christentum verspricht. Zu einem richtigen Urteil über die großen Lebensfragen des Volkes kommt man nicht, wenn man von den einzelnen sittlichen Eigenschaften der Menschenliebe oder der Wahrhaftigkeit ausgeht. Keine Tugend besitzt einen jederzeit unbedingten Wert. Sondern um zu einem richtigen sittlichen Urteil zu kommen, muß man von den großen sittlichen Gütern des menschlichen Lebens ausgehen, die da sind Wissenschaft und Wirtschaft, Recht und Staat, Kunst und Religion. Das Sittliche ist keine Größe, die mühelos festgestellt werden kann. Und ein sittliches Urteil über die Politik kann nur abgegeben werden in Zusammenhang mit den Kulturwerten, die in einem Staat lebendig sind, und erst der Gang der Geschichte, der die inneren Werte eines Volkes uns immer mehr enthüllt, macht uns zu dieser schwersten Aufgabe fähig. Jedenfalls wird der Idealismus für die Erhaltung und das Wachstum eines Staates, der kulturell wertvoll ist, eintreten und wird die stumpfe Dogmatik des ewigen Friedens bekämpfen.

So wächst aus den Lebenserfahrungen des Krieges ein neuer Reichtum ethischer und religiöser Gedanken uns zu. Der Historiker wird sicherlich später unsere Friedenspolitik ableiten aus der allgemeinen Friedensstimmung, die in Religion und Philosophie vor dem August 1914 herrschte und den Krieg weithin höchstens als notwendiges Übel wertete, und man wird aus dieser prinzipiell falschen Lebensauffassung, der Herstellung des Friedens um jeden Preis, vielleicht in Parallele zu der Zeit von 1796 bis 1806 die notwendige Unfruchtbarkeit der Diplomatie herauserklären. Aus den Lebenserfahrungen

wächst das Denken hervor. Ein Blick auf die Schweiz kann diese Wahrheit bestätigen. Man lese das Referat, das Professor Dr. Hadorn in der Sitzung der bernischen Kirchensynode abgehalten hat („Fragen, die uns bewegen". Verlag von Stämpfli in Bern), und man erkennt, daß die andersartige ethische Wertung des Krieges notwendig aus ihrer Neutralitätsstellung, die nur das Furchtbare des Krieges sieht, herausfließt. Und doch wäre eine Philosophie falsch, die nun den Krieg einseitig verherrlichen wollte. Die Furchtbarkeit der Blutopfer wird solches niemals aufkommen lassen. Krieg ist immer ein Unglück. Wie Bismarck 1875 vor einem Präventivkrieg auch aus Gewissensbedenken im Gegensatz zu dem kriegsfreudigen Moltke zurückschreckte, so muß ein Volk immer den Krieg als notwendiges Schicksal erleben. Die Philosophie darf nicht die Kräfte, die zum Krieg in einem Volksleben drängen, künstlich antreiben, sondern muß warten, bis die Zeit erfüllet ist, da die wachsenden Kräfte den Krieg naturgemäß auslösen. Dann kann Krieg und Religion zusammengehen. Denn es fehlte nicht die Ehrfurcht vor den Mächten, die über uns sind.

Kämpfe und Siege hinter der Front

Von Leonhard Schrickel

„Krieg ist Fluch — solange der Pflug feiert"

Es gab eine Zeit, die den Krieg mit Pestilenz und Hungersnot in eine Reihe stellte, ja, ihn als der Übel größtes, als den schrecklichsten der Schrecken ausschrie. Für die Menschen jener Tage war Krieg der Sammelbegriff für alles Ungeheuerliche wie Mord, Raub, Brand, Schändung, Verwüstung und dergleichen mehr, und seine Spuren waren Trümmer und graufige Stätten des Elends und der Not.

Aber diese Zeiten, in denen der Pflug feierte, solange der Krieg tobte, sind vorüber; das bezeugt just dieser Weltkrieg, wenn wir Ostpreußen und Galizien mit den Spuren russischer Kriegführung einmal nicht in Betracht ziehen oder als Ausnahmen die Regel bestätigen lassen. Wenigstens dicht hinter der deutschen Front waltet tiefer Frieden. Die Dörfer und Städtchen lassen den Durchreisenden kaum erkennen, daß die Kriegsfurie vor wenigen Tagen über sie dahin gebraust ist, und eine Fahrt durch das Land macht alles Leid und Weh, das man am eigenen Leibe erfahren, fast völlig vergessen.

Da stehen die niedrigen, blau und rosarot getünchten Häuschen genau so verträumt wie sie all die langen Jahre daher gestanden, geduckt unter das moosige Strohdach, unter dem die kleinen, schmalen Fenster, halb versteckt, nur scheu hervorlugen. Andere stecken den First nur wie in zaghafter Neugier ein wenig über das wogende Korn, das diese Stätten des Friedens mit seinen goldgelben Mauern hoch umbaut, also daß es ist, als sollten die Hütten im Segen der Ernte ersticken.

Hier und da verrät ein kalkweißes, aufgepinseltes Kreuz an der Hauswand, daß auch der Kindersegen herangewachsen, daß ein mannbares Töchterlein des Freiers harrt. Ist das Gütchen groß und der Feldsegen desgleichen, ist auch die Zahl der heranpilgernden, unternehmungslustigen Heiratskandidaten nicht klein, und ehe die Ernte geborgen oder verkauft, ist das Kreuz an der Wand wieder verschwunden. Aber es gibt auch Häuser, die drei und vier Kreuzlein zieren, — mag denn hinter den Scheiben der so friedlich anmutenden Fenster manch stilles Seufzen in die Weite gehen.

Sieht man die Schönen indessen bei Tageslicht — und wir fahren mit unserem 62 PS.-Auto an gar mancher vorüber —, lassen sie von ihrem stillen

Kummer nichts merken; im Gegenteil, die Weiberlein im ganzen Lande Polen sind ausnehmend fröhlich und frisch und lachen mit den bunten Farben ihrer kurzen Röcke um die Wette in das Land hinaus.

Und das Land selber ist voll eitel Freude. Unter dem lichtgrauen Himmel liegt es so blank und sauber wie ein leuchtendes Böcklinsches Bild; und die Luft ist so klar und durchsichtig, daß die Fernen nahgerückt erscheinen und die Hügel am Horizont, die Baumgruppen und Wälder scharfumrissen, wie aus buntbemaltem Blech geschnitten, vor uns stehen.

Prächtig sind die Straßen. Noch vor kurzem unbefahren, Sandwüsten und Schlammströmen ähnlich, halten sie jetzt, dank der deutschen Arbeit, jeden Vergleich mit den heimatlichen Landstraßen aus. Auch die Dörfer, in denen der Schmutz in lieblicher Eintracht mit dem ländlichen Düngerhaufen die geheiligten Traditionen der Bauern erfolgreich gegen alle Zeitenstürme verteidigte, sind reinliche Wohnstätten geworden. Die zahllosen Stege, Brückchen und Brücken, die unsere zurückweichenden Feinde gründlich zerstört hatten, sind wiederhergestellt, kurz: überall treffen wir auf die Spuren deutschen Fleißes, deutscher Kultur.

Auch Bahnen und Bähnchen kreuzen unseren Weg und freundliche Holzhäuser aller Art grüßen herüber. Da gibt es eine „Schlesische Baude" und eine „Berliner Hütte", darinnen unsere wackeren Landstürmer Wache halten oder ihre Kantine aufgetan haben; da steht ein „Feldbahnhof Hasenheide" und ein „Feldbahnhof Sumpfloch", die ein prangendes Blumengärtchen einfriedigt; alles schmuck und gediegen, daß es eine wahre Lust ist.

So trägt dies Stück Erde uns gar vertraute Züge und mutet uns ganz heimatlich und tröstlich an. Wir fühlen diesem Lande an, wie es sich näher an uns drängt, wie das verströmte Blut unserer Helden, das in seinen Adern rinnt und in den Halmen und Ähren treibt und schafft, es uns heiligt — und unmerkbar keimt in uns ein Gefühl empor, das, mächtiger geworden, sich endlich klar und groß enthüllt: wir lieben dieses Land! Wir lieben den schenkenden Boden, der Tausende unserer Brüder birgt, zwischen Korn und Klee, Feldblumen, Gras und Buschwerk Tausende von stillen Heldenhügeln trägt; wir lieben seine mächtigen, uralten Bäume, die wie schützend ihre Wipfel über das Soldatengrab an ihrem Stamme breiten, das, schlicht mit Steinen eingefaßt, mit einem Holzkreuz besteckt, einheimische Blumen in drängender Fülle überblühen: — Bodendank!

Wir lieben auch die Landstädtchen, in denen nicht selten ein von deutschen Truppen aufgequadertes, kunstvolles Denkmal sich erhebt, das sowohl dem Andenken der deutschen als auch der russischen Gefallenen geweiht ist und dessen dem Boden entwirkte Steinkolosse sich förmlich aufrecken, wie um so recht ihrem schönen Zweck zu dienen. Und rundum auch hier ein unverwelklicher Kranz blühender Blumen. . . .

Die kleinen Städtchen bieten uns aber auch auf mannigfach andere Art freundlichen Willkomm.

Da wird zum Beispiel schon viel deutsch gesprochen, freier als sonst, reiner als früher. Da sind viel deutsche Aufschriften an den Geschäften zu lesen. Da gibt es fast überall eine Kaiser-Wilhelmstraße, eine Hindenburgstraße; auch eine Bayernstraße und Württemberger Straße sind zu finden. Deutsche Zeitungen werden feilgeboten; Zeitungen, die im Lande geleitet, geschrieben und gedruckt sind und eine Kulturarbeit leisten, deren Wert und Wirkung noch gar nicht abzuschätzen sind. Und überall ist deutsche Ordnung. In Plock zum Beispiel: saubere Straßen, von grünen Bäumen eingefaßt, die förmlich prunken und — bei allem Respekt vor den zweifellos hübschen, zierlichen oder auch feurig-stattlichen, mit allen Reizen vollgültiger Weiblichkeit ausgestatteten Damen von Plock — die weißgekleideten Ehrenjungfrauen für diesmal durchaus ersetzen. Die Anlagen der Plätze sind gepflegt und wirkliche Schmuckstücke ohne Hühnermist und Frühstückspapiere. Hochgelegen, breitet sich zu Füßen der Stadt das weite Land aus mit der breit dahinziehenden, tiefgrünen Weichsel.

Die abziehenden Russen haben auch hier die Brücke gesprengt, und manches Wrack und manche Trümmer ragen trostlos aus dem Wasser empor; aber längst haben unsere unermüdlichen Pioniere eine neue Brücke geschlagen, ein Riesenwerk, das in wenigen Tagen trotz aller Schwierigkeiten vollendet worden und über das — ungeachtet der mit gewissenhafter Regelmäßigkeit vorbeigeworfenen Bomben russischer Flieger — jetzt fährt und marschiert, was nur immer von Ufer zu Ufer strebt. Und am Ankerplatz und auf den wandernden Wellen, was für eine bunte Menge von Dampfern und Lastkähnen! Das drängt sich und engt sich, tutet und flutet. Wohin das Auge sich wendet: wehende Wimpel. Und alle deutsch, alle deutsch! Man möchte die Arme ausstrecken und dies Bild aufjauchzenden, heimatlichen Lebens umfassen, denn man liebt auch diesen dienstwilligen, reichsdeutschen Gauen zustrebenden Strom und alles, was er hegt und trägt; liebt dieses Stück Erde, das so viele Opfer gekostet, wie man just dasjenige Kind am meisten liebt, das einem das herbste Leid getan.

Freilich bedarf es der Fürsorge noch durch manches Jahr. Wie Plock, die ehemalige russische Gouvernementsstadt, kein noch so kleines Bähnchen hat, das die Stadt mit der Außenwelt verbindet, vielmehr, so ganz im Gegensatz zu deutscher Art und Ordnung, völlig vereinsamt abseits vom Strome des großen Geschehens gehalten wurde, so ist auch die Weichsel sich völlig selber überlassen worden, also daß weite Sandbänke die Schiffahrt erschweren.

Die russische Methode wollte nun einmal, daß alle Wege zu Wasser und zu Lande dem Untergange anheimfielen, damit das polnische Land ohnmächtig werde; die Moskowiter sargten es ein und sogen es nach Leibeskräften aus, heiligen Pillendrehern vergleichbar; sie ernteten ohne zu säen. Und wie sie zum Beispiel in Lodz die Taschen der Bürger plünderten, angeblich um eine Wasserleitung und Kanalisation zu schaffen, während die Rübelchen nach Petersburg in die Kassen der wahren Patrioten rollten, so wirtschafteten sie auch das flache Land und die Kleinstädte kunstgerecht und sachgemäß ab.

Nun also, mitten im Kriege, setzt hier die deutsche Arbeit allenthalben ein. Auch auf der Weichsel sind schon Bagger am Werk, den Fluß von den Schäden russischer Herrschaft zu heilen. Wie lange noch und der prächtige, breitausladende Strom zieht stark und mächtig durch ein fruchtbares, von freudig schaffenden Menschen bevölkertes Land. Ich sehe schon die unaufhaltsamen Dampfer ungefährdet und ungehemmt, von einer frohen, geschäftigen Menge erfüllt, dahinsteuern; sehe buntbewimpelte Schleppkähne voll Waren und Reichtum auf und ab getragen; aufblühende Städte krönen die Ufer und neues Leben pulst an allen Enden. Nur ein paar Jahre deutscher Arbeit — und alles ist getan, denn diese Erde steht bereit, sich ganz zu geben, um sich ganz zu gewinnen.

Jenseits der Stadt, von der sich noch manch Schönes berichten ließe, gleiten wir in einen der hohen, wundervollen Wälder. Auf engem Pfad geht es in die kühle, grüne Dämmerung hinein, in die sich unser Wagen selbst erst Bahn brechen muß. Wie liebkosend streichen die Zweige behutsam über unsere Mützen und zum Willkomm dargebotene Hände strecken sich die Äste uns entgegen und winken in den Wagen herein, so daß wir ungern nur von alledem scheiden.

Draußen empfängt uns wieder weites Land, wo sich lange Seen in das lichte Grün der Wiesengründe gebettet haben, an denen Meister Adebar seines Amtes waltet, geduldig des Rufes seiner schöner Freundinnen harrend.

Bald ist Lipno erreicht, wo wir wieder einmal Halt machen. Es ist ein kleines Städtchen, das dank der Regsamkeit unserer Verwaltung und der Arbeit unserer Landstürmer gleichfalls sauber und anmutig geworden ist. Der Markt steht voller Vieh und Lebensmittel. Namentlich Pferde und Fohlen sind in erstaunlicher Menge da. Ein Kalb von etwa anderthalb Wochen wird für sieben Mark gehandelt; ein Ei kostet fünf Pfennige, ein Pfund Butter eine Mark! Und das sind hohe Preise, über die man zetert, zahlte der bedächtige Bürger oder vielmehr seine rechnerisch begabte Hausfrau vor dem Kriege doch höchstens halb so viel wie jetzt, zahlt man im benachbarten Rypin doch auch heutigentags nur 60 bis 70 Pfenning für ein Pfund Butter, für eine Ente 60 bis 80 Pfennig, für eine Gans das Doppelte.

Die russische Wirtschaft hat natürlich auch Lipno ihre Spuren aufgeprägt, rund um die Stadt: Sümpfe. Dafür findet sich auf der südwärts gelegenen Höhe ein freundlicher, teils altehrwürdiger Park, in dem es sich gar gut spazieren und träumen läßt. Schützengräben, die ihn durchschneiden, mahnen an die jüngste Vergangenheit der Gegend und an die harte Zeit drüben an der Front. Vom Hügelscheitel aus, auf dem wir vor der Weiterfahrt ein Weilchen rasten, erreicht der Blick entfernte Gegenden, die wie Boten des Friedens aus dem weiten, weiten Schweigen herübergrüßen. Im Tal zu unseren Füßen weiden Kühe, und Mutterstuten tränken ihre Fohlen; ein Schornstein raucht versteckt hinter Busch und Baum, und zwei Störche kreisen ohne Flügelschlag, ihr Nest zu suchen. Irgendwo erschallt ein dünnes Kirchenglöckchen und leise verschwimmen seine Töne in der abendlichen Ferne. Ohne Grenzen und Ende

scheint hier die Welt und Stille, alles in goldig-roten Dunst aufgelöst, alles in Ruhe und Schönheit getaucht; nichts hemmt den Blick, kein Horizont gebietet ihm Halt, Himmel und Erde sind eins, und so tragen sich die schweifenden Gedanken über all diese Felder und Wälder, Hügel und Seen in das Weite hinaus zu denen, die sich um uns sorgen und sich nach uns sehnen . . . und tragen sich über die Heimat hinüber ins Zukünftige, wo die werdenden Geschlechter stehen, für die wir entbehren und leiden, ringen und schaffen, kämpfen und siegen auch hinter der Front; hinüber, wo die Kommenden die Hände nach uns strecken, daß wir sie füllen mit Lebenskraft und Lebenswillen; hinüber, wo die Unzählbaren werden, aus denen wir machen können, was wir wollen: Verzweifelte oder Glückliche, Krüppel oder Adelsmenschen, Bettler oder Könige, deren Größe und Frieden und Lust unser Lohn sein wird und sein muß.

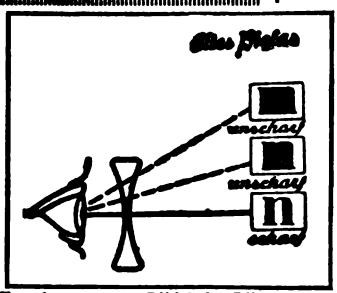
Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber Georg Cleinow in Berlin-Lichterfelde West. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Lichterfelde West, Sternstraße 56.
Fernsprecher des Herausgebers: Amt Lichterfelde 498, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Nollendorf 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.

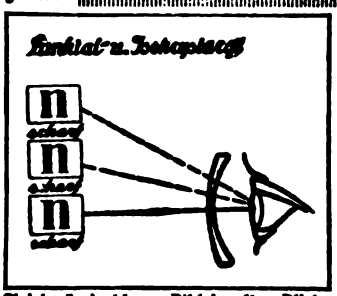
Die Brillengläser des XX. Jahrhunderts!

„Punktal" Busch „Isokrystar"

punktuelle Brillengläser:



Verschwommenes Bild beim Blicken nach oben, unten oder nach den Seiten.



Gleichmässig klares Bild in allen Blickrichtungen.

Das Beste für die Augen!

Höchste gleichmässige Bildschärfe in allen Blickrichtungen. Grosses, scharfes Blickfeld und volle Ausnutzung der natürlichen Beweglichkeit der Augen.

Aufklärende Druckschrift kostenlos.

Gegr. 1800 **Emil Busch, A.-G., Rathenow** Gegr. 1800

Optische Industrie.

Der deutſche Staatsgedanke

Von Otto Petras

Unter den inneren Folgen des Krieges wird, wenn nicht die wichtigſte, ſo doch eine der wichtigſten ſein: die erhöhte Bedeutung, die der Staatsgedanke in unſerem Volke gewonnen hat. Nicht der Glaube an eine beſtimmte geſchichtliche Ausprägung der Idee des Staates, ſondern das grundſätzliche Intereſſe an dieſer Idee. Wenn der Staat es wert iſt, daß ſeinen Anſprüchen die nationalen Sonderwünſche däniſcher, polniſcher, tſchechiſcher, rumäniſcher — und auch deutſcher Staatsbürger ſich unterordnen und daß Millionen für ihn ihr Leben in die Schanze ſchlagen, ſo muß der Staat doch etwas ungeheuer wichtiges ſein: dieſe Wahrheit muß allmählich auch dem politiſch Allergleichgültigſten aufdämmern. Wenn wir imſtande ſind, dieſen mehr noch in einer Frage als in einer Antwort beſtehenden, durch den Krieg lebendig gewordenen Staatsgedanken in der rechten Weiſe dem Volke zu deuten, dürfen wir hoffen, daß der Krieg uns politiſch — dies Wort im höchſten Sinne verſtanden — ein gutes Stück vorwärts bringen und alle politiſche Stumpfheit unter uns, die im Staate etwas Fertiges, Totes und deshalb im Grunde Gleichgültiges ſieht, ein Ende machen wird. Wenn uns durch den Krieg der politiſche Gedanke zum dauernden Gegenſtand „der ſtillen Tätigkeit des Nachdenkens“ wird, dann hat uns der Krieg einen Segen gebracht, der eine unabſehbare Zukunft haben muß.

Allerdings droht gleichzeitig von hier aus eine Gefahr, die leicht allen erhofften Segen in ſein Gegenteil verkehren kann. Denn auch der politiſche Menſch darf nicht vergeſſen, daß es höhere Güter gibt als den Staat, daß der Staatsgedanke unter der Bedingung jener höheren Ziele ſteht, und daß er zum Götzen wird, wenn ſich die Staatsgeſinnung zu dem Gedanken verdichtet: „Recht oder Unrecht, es iſt mein Staat.“ Je größere und ſchmerzlichere Opfer uns das Leben unſeres Staates jetzt koſtet, um ſo ehrlicher müſſen wir uns

prüfen, ob wir nur aus dem natürlichen Instinkt völkischer Zusammengehörigkeit heraus diesen unseren Staat um jeden Preis erhalten wollen. Für Naturvölker und werdende Nationen mag solcher natürlicher Trieb zur Arterhaltung als Grund für einen Kampf auf Leben und Tod genügen. Ein reifes Volk muß wissen, daß der Staatsgedanke jenseits der Grenze des — wenn auch noch so erweiterten — Egoismus steht. Kein Staat hat ein Daseinsrecht bloß aus dem Grunde, weil er mein Staat ist. Es muß ein durchaus unpersönlicher, unnationaler, sachlicher Grund den Staatsgedanken bilden, wenn wir ihn als berechtigt, als Kulturgedanken anerkennen wollen.

„Und haben wir kein Vaterland,
Wir haben Kraft im Arm;
Und haben wir kein Vaterland,
Uns schlägt das Herz so warm.
Wills Gott, ist das im rechten Stand,
Das schafft sich noch ein Vaterland."

So sangen wir als Studenten, und die in diesen Worten gärenden Vorstellungen waren gewiß noch dunkel und unklar; denn ein neues Vaterland kann sich niemand schaffen, wohl aber einen neuen Staat. Aber das eben meinten wir auch: daß der Mensch den Staat schafft oder vernichtet, je nachdem er das Recht dieses Staates anerkennt oder nicht, und daß nicht umgekehrt der Staat durch sein bloßes Dasein und Sosein treue Staatsbürger zu erzeugen fähig ist.

Jeder Staat steht unter einer Bedingung: daß er eine Idee in sich berge, die ewigen Wert hat. Wo ein Staat diese Bedingung nicht achtet und sich damit begnügt, sein Recht bloß historisch zu erweisen, wird er schließlich seine besten Glieder sich entfremden, und sein Leben wird, sei es auch noch so lang und glanzvoll gewesen, ablaufen, ohne daß es der Menschheit und der Ewigkeit irgendetwas Bleibendes hinterließ. Deshalb war Bonapartes Machtbereich kein Staat, weil er keiner sittlichen Idee entsprungen war noch einer solchen diente, sondern auf einem ganz individuellen Machtwillen beruhte. Anderseits erscheint uns die Geschichte der kleinen griechischen Staatswesen des klassischen Altertums trotz ihrer Kleinheit als ein unvergängliches, reiches Erbe der Menschheit. Nicht wegen der Lebendigkeit dieser Geschichte und des menschlichen Interesses an einzelnen politischen Charakterköpfen, sondern wegen der Kraft des in diesem geschichtlichen Auf und Ab spürbaren antiken Staatsgedankens, der seinen klaren Ausdruck schließlich in den politischen Werken Plato fand. Nur ein Staat mit solchem inneren Leben ist ein wirklicher Staat. Einem Staat, der nur ein individuell-zufälliges, rein historisches Gebilde ist, wohnt kein unbedingter Wert inne. Ihm zu dienen, und wäre er der Staat des eigenen Vaterlandes, ist keine sittliche Tat, und es wäre selbst die Erhebung gegen diesen Staat der notwendige Appell an das göttliche Recht gegen menschliches Unrecht. Man erinnere sich hierbei an die Gründe, die Fichte

anführte, um zu beweisen, daß ein Volk, selbst in einer sogenannten Revolution, sich nicht empören könne. Der Staat bekommt damit den Charakter einer Person, insofern sein Leben nicht mehr der Güter höchstes ist, wenn es sich nicht einen des Lebens würdigen Inhalt gegeben hat.

Unter dieser Bedingung steht auch unsere Staatsgesinnung. Ja, nur um die sittliche Staatsidee, an die wir glauben, gegen eine zwar mächtige, aber grundsätzlich minderwertige, die uns in den sogenannten Demokratien Frankreichs und Englands gegenübersteht, zu retten, führen wir diesen Krieg und dürfen wir ihn führen. Wer in Deutschland diese unsere innere Lage so mißverstehen kann, daß er, den Sinn dieses Krieges für uns Deutsche zusammenfassend, meint, wir wollten das in der Welt zur Entwicklung bringen, was an wirtschaftlichen Kräften in uns liegt, der hat die Bedeutung dieser Zeitenwende nicht im entferntesten begriffen. Denn er will dann nichts, als ein neues England (mit deutscher Sprache) an die Stelle des alten setzen, oder, da auch hier dafür gesorgt ist, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen: er will als höchstes weltpolitisches Ziel das längst bekannte des Kampfes um „den Platz an der Sonne", nur solle Deutschland von nun an etwas günstigere Bedingungen in diesem Kampfe haben. Also dafür kämpften wir: daß das deutsche Kapital und damit der Kapitalismus überhaupt gestärkt werde. Und für diesen Kampf sollen wir Schiller, Fichte, Stein und all die anderen großen Präger des deutschen Gedankens als Zeugen und Helfer anrufen?

Nein, wir kämpfen letzten Endes doch für etwas anderes: für das, was wir den deutschen Staatsgedanken nennen. Wir kämpfen zunächst für uns selbst, dann aber auch — ein freilich noch weites Ziel — für eine Neuorientierung der gesamten Weltpolitik nach dieser in uns lebenden Staatsidee.

Diesen deutschen Staatsgedanken finden wir nicht an der Oberfläche der deutschen Geschichte, wir kennen auch längst noch nicht des Deutschen Staat, wenn wir Deutschlands Technik, Kunst, Handel und Wissen kennen. Am besten gewinnen wir über diesen Gedanken Klarheit, wenn wir die Männer danach fragen, die diesen Staat geschaffen haben. Sie müssen den Gedanken in sich geboren haben, der dem deutschen Staat sein Recht gibt — oder er hat kein Recht, da zu sein.

Das neuere Deutschland hat drei schöpferische und eigentlich so zu nennende Staatsmänner gesehen: Friedrich den Zweiten, den Freiherrn vom Stein und Bismarck. Fragen wir, welcher Staatsgedanke sie trieb, so werden wir dem Verständnis dessen, was der Deutsche unter Staat versteht, näher kommen.

Die Staatsgesinnung des großen Friedrich ist bekannt. Sie ist gekennzeichnet durch das Wort: „Der erste Diener des Staates." Wir, denen die damit bezeugte Gesinnung als etwas Selbstverständliches erscheint, wissen doch trotzdem, daß sie ein Wunder in jener Zeit war, die eben das andere Wort gehört hatte: „Der Staat, das bin ich." Wir wissen nun zum mindesten über eine Seite des preußischen Staatsgedankens, der später zum deutschen wurde, Bescheid.

Wir wissen, was im preußischen Sinne ein Staat bedeutet: es ist ein Staat, in dem die Regierenden und Leitenden — und diese Begriffe wären aus dem rein politischen auf das geistige Leben ganz allgemein zu übertragen — nicht die Genießenden, sondern die Verantwortlichen und Dienenden sind. Ein Lehrer, irgendein Gebildeter mag danach erst der tausendste Diener des Staates sein, ein Diener ist er gewiß.

Mit diesem Gedanken begründete Preußen sein Daseinsrecht vor der Ewigkeit sicherer als durch die schlesischen Kriege. Oder richtiger gesprochen: dieser Gedanke als Leben und Tat machte die unerhörten Anstrengungen jener Kämpfe überhaupt erst möglich. Hier war eine Idee lebendig, die den Staat wahrhaft zum Staat macht.

Aber so groß diese Idee war, so ärmlich und unzulänglich war ihre Durchführung. Die Seele, die Friedrich der Große seinem Staate gab, lebte nicht in allen Gliedern des Staatskörpers, sondern nur in seinem Haupt. Der König stand mit seiner Idee allein, turmhoch über dem politischen Denken seiner Untertanen, die nichts anderes kannten und von denen er nichts anderes verlangte und wünschte als die erste Bürgerpflicht der Ruhe. „Seine Untertanen waren zu tief unter ihm", das war nicht nur Herders Urteil. Das Wort Ludwigs des Vierzehnten galt, wenn auch in einem unendlich edlerem Sinne, auch für Friedrich: der Staat, das war und blieb er selber. Die überpersönliche Person des Staates blieb zugleich individuelle Person. Der Abstand zwischen Idee und Wirklichkeit führte zur Katastrophe: 1806. Damals unterlag nicht nur das „morsche, auf den Lorbeeren Friedrichs ausruhende" Preußen, sondern es unterlag ein gutes Stück des allerechtesten Friderizianischen Staatsgedankens. Es konnte nur eins aus dem Zusammenbruch retten: daß man den alten Staatsgedanken zu Ende oder richtiger, über sein Ende hinaus dachte. Stein war es, der es unternahm, die Staatsidee Friedrichs zum Gesamtbesitze des ganzen Volkes zu machen. Der Untertan wurde Staatsbürger. So wie durch Friedrich die oberen Schichten grundsätzlich aufgehört hatten, auf Herrschen und Vorrechte Anspruch zu haben, so hörte durch Stein die große Masse grundsätzlich auf, nur Geleitete und Bevormundete zu sein. Jedermann ward zum Staatsmann erklärt, und damit hatte der Staat einen großen Schritt vorwärts getan auf sein Ideal zu, das nichts anderes bedeutet, als den zur Einheitlichkeit erzogenen Gesamtwillen des Volkes. Was dieser neue Staatsgedanke bedeutete, wird am deutlichsten, wenn wir an die beiden großen Ideen denken, die er in jener Zeit hervorgebracht hat: die allgemeine Wehrpflicht und das allgemeine Bildungsrecht. Ward doch in jener Zeit Pestalozzis Geist in Preußen heimisch und widmete sich doch Stein selbst den Gedanken der allgemeinen Volksbildung. Die Monumenta Germaniae sind sein Werk.

Dieser Staatsgedanke steht im denkbar schärfsten Gegensatz zu dem, der zu derselben Zeit in den angelsächsischen Ländern immer mehr erstarkte: der Gedanke

der größtmöglichen formalen Freiheit für den einzelnen und des „freien Spiels der Kräfte". Was hier Freiheit genannt wird, erscheint vom Steinschen Standpunkt aus als Willkür beziehungsweise in seiner notwendigen Folge als Unfreiheit. An diesem Punkte scheidet sich Stein deutlich von seinem Lehrer Adam Smith.

Gewiß erinnern wir uns mit Dank daran, welche Förderung der Steinsche Gedanke durch die Männer und Gedanken der französischen Revolution erfahren hat, von denen auch Steins Denken befruchtet worden ist. Aber daneben war er doch ebenso durch seine deutschen Erfahrungen in Westfalen angeregt; und was das wichtigste ist: während Frankreich diese Idee entdeckte, um sie sofort durch die Art ihrer Verwirklichung für viele zu diskreditieren, machte der deutsche Staatsmann, der wahrlich kein lauer Kompromißler war, von ihnen sachlichen und fruchtbaren Gebrauch zur Rettung und zugleich zur Veredlung des Staates, dem er diente. Dies war zwar Preußen und nicht Deutschland. Er selbst aber hat keinen Zweifel darüber gelassen, daß Preußen ihm nur Mittel zum Zweck sei; er konnte mit gutem Grunde von sich sagen: „Ich habe nur ein Vaterland, das ist Deutschland." Er meinte damit aber nicht irgendein geographisches oder sprachliches Deutschland, sondern das, welchem er die Bedingung stellte: „Wo die Freiheit ist und die Ehre, da ist das Vaterland." Wie überhaupt jener erste Grundsatz seinen Gegensatz nicht in irgendeiner Internationale, sondern im Partikularismus derer hatte, die ihm zuriefen: „Wir sind zu allererst Preußen." Man denke auch hier an Fichte. „Deutsches" und „ausländisches" Wesen waren ihm keine Gegensätze der Abstammung oder der Sprache, sondern des Wertes. „Was an Geistigkeit und Freiheit dieser Geistigkeit glaubt und die ewige Fortbildung dieser Geistigkeit durch Freiheit will, das, wo es auch geboren sei und in welcher Sprache es rede, ist unseres Geschlechts, es gehört uns an und wird sich zu uns tun. . . . Was an Stillstand, Rückgang und Zirkeltanz glaubt oder gar eine tote Natur an das Ruder der Weltregierung setzt, dieses, wo es auch geboren sei und welche Sprache es rede, ist undeutsch und fremd für uns."

Der Versuch, die deutschen „Untertanen" zu Staatsbürgern in diesem hohen Sinne zu erklären, war gewiß ein Wagnis; ein Unternehmen, zu dem der große Friedrich selbst vielleicht in überlegener Ironie gesagt hätte: „Vous ne connaissez pas assez cette maudite race à laquelle nous appartenons." Der Schüler hatte größeren Glauben als der Meister. Er vertraute, daß ein hoher Gedanke, zum Allgemeingut gemacht, auch eine allgemein erhebende Kraft haben werde und auch kleine Seelen groß machen könne. Den Beweis für die Wahrheit dieses Glaubens konnte nur die Zukunft bringen. Diese brachte zunächst allerdings eine überraschende Wendung des preußisch-deutschen Staatslebens. Preußen stellte sich zunächst als der einzige Staat heraus, der die staatliche Neuordnung Deutschlands in die Hand zu nehmen vermochte. Die neu erwachte Staatsseele formte sich, noch ehe sie selbst sich entwickelt hatte,

einen Riesenkörper. (Aber ist es in der Entwicklung des Einzelmenschen nicht ähnlich?)

Der staatsmännische Ausdruck dieser Zeit ist: Bismarck. Aber hier erhebt sich die Frage: war Bismarck überhaupt ein Staatsmann in dem hier gemeinten Sinne? Lebte er einem Staatsgedanken, der dem Friedrichs, Steins, Fichtes ebenbürtig war? Gewiß haben wir angesichts des Lebens Bismarcks den wundervollsten Eindruck davon, wie sehr hier Person und Werk ganz *eins* waren, wie hier ein Mann ganz und gar erschaffen zu sein scheint für seine Arbeit und seine Arbeit nur dieses Mannes wartend. Nie hat Deutschland einen Mann gehabt, dem das Leben im Staat und für den Staat so zum Leben überhaupt geworden war. Die Einheitlichkeit, Überlegenheit und Selbstsicherheit Bismarcks ist in diesem seinen gänzlichen Erfülltsein vom Staatsgedanken begründet. Jeder Mensch findet sich selbst nur auf dem Umweg über eine sein Leben erfüllende Arbeit. Für ihn war diese Arbeit, die sein Ich fest verankerte, die Arbeit des Staatsmanns. Dadurch, daß er sich in dieser Arbeit restlos verlor — und fand, steht er als ein Mensch von ganz seltener Ganzheit vor uns, der eben deshalb jedes Menschen Seele ohne Unterschied der Nation und der Partei stärken und aufbauen kann; genau so, wie der Anblick des zu ähnlicher und doch ganz anderer innerer Vollendung gelangten Goetheschen Lebens.

Aber der Staatsgedanke ist nicht nur dazu da, um einem Individuum, und sei es auch einem noch so hervorragenden, Lebensfüllung zu sein. Man kann freilich fast den Eindruck bekommen, als habe man bei den deutschen Jahrhundertfeiern zu Ehren Bismarcks sehr wenig daran gedacht, daß auch der Bismarcksche Staat unter jener Bedingung steht und nicht an sich eine Sache ist, die von ihren Erben um jeden Preis erhalten werden muß. Je größer das Werk des Kanzlers, und was seither aus ihm geworden ist, vor uns steht, desto ernster wird die Frage: wie steht es bei diesem wunderbaren Staatsbau mit seiner inneren Berechtigung? Hat er überhaupt eine sittliche Grundlage oder ist er tatsächlich nur ein Gewaltwerk, das ein Virtuose der Gewalt mit Blut und Eisen zusammengeschweißt hat? Eine der besonneneren französischen Zeitungen schrieb zur Zeit der Bismarckfeiern das Wort der Kritik und Selbstkritik: das Lebenswerk Bismarcks sei nur die Fortsetzung und Folge der Staatskunst Bonapartes — bloße Eroberungspolitik. Hat vielleicht nur der Erfolg unser Urteil über den ersten Kanzler getrübt, so daß wir das nicht mehr sehen? Würden wir, wenn Bismarck 1866 nach verlorenem Krieg den Tod in der Schlacht gefunden hätte, ähnlich über ihn urteilen, wie Treitschke in jener Zeit? Der schrieb damals über Bismarck: „Er besitzt bei aller Kühnheit und Beweglichkeit seines Geistes ein sehr geringes Verständnis für die sittlichen Kräfte des Völkerlebens. Diese Mißachtung der Ideen ist ihm gekräftigt worden durch die Verirrungen der öffentlichen Meinung in den letzten Jahren, da der Idealismus der Nation sich in Phrasen verflüchtigte." Heute

hallt uns, indem wir vor aller Welt und gegen alle Welt uns als Bismarcks Erben erklären, von allen Seiten dieselbe Anklage in neuer Form entgegen: „Eure Kanonen sind gut, eure Gründe sind schlecht."

Mehrere unter uns finden es überflüssig, ja lächerlich, sich mit derlei Bedenken zu befassen. Ein Leben wie das Bismarcks deute und verteidige sich selbst und brauche keine wohlmeinenden Advokaten. Und ebensowenig brauche eines Volkes gesunder Lebenswille eine Verteidigung. Alles Lebendige lache der Kritik, die schulmeisterlich meint: du solltest nicht lebendig sein.

Nur daß eben Leben und Leben zweierlei ist. In dem Drange, sein Leben hinzugeben, offenbart sich uns doch jetzt gerade die allergrößeste Lebenskraft. „Das Lebendige will ich preisen, das nach Flammentod sich sehnet." Man braucht die natürliche Lebenskraft und Lebensfreude nicht zu mißachten und kann doch dabei an etwas noch höheres glauben. Man kann sehr wohl die innere Notwendigkeit und Größe an Philipp dem Zweiten bewundern und ihm gegenüber sehr andere Gefühle haben als ein Posa. So „realpolitisch" aber sind wir doch wohl nicht, daß wir einen Reiz zum Lachen verspüren bei den Worten: „Sie haben Recht, Sie müssen. Doch daß Sie können, was Sie zu müssen eingesehen, hat mich mit schaudernder Bewunderung ergriffen." Und eben diese schaudernde Bewunderung ist die Form der Kritik, die wir jetzt von Menschen erfahren, deren Anteilnahme an den inneren Geschicken Deutschlands echt und erprobt ist. Wie steht es um das Recht dieser Kritik?

Stellen wir damit die Frage nach der ethischen Begründung unseres Staates und Reiches, so ist es schwer und gefährlich, eine kurze und glatte Antwort darauf zu geben. Schon aus dem Grunde, weil uns der Bismarcksche Staat selbst noch viel mehr Frage und Aufgabe bedeutet als Antwort und Lösung. Wenn wir trotzdem die Frage getrost und froh bejahend beantworten, so geschieht es zugleich im Bewußtsein, daß wir damit auch eine Aufgabe übernehmen. Es geschieht zugleich in der Überzeugung, daß der Bismarcksche Staat — in seinen tiefsten Grundlagen — nicht Bismarcks Schöpfung, sondern zugleich und voraus der Friderizianisch-Steinsche Staat war, von seiner weiteren inneren Vorgeschichte und ihren Grundlagen zu schweigen.

Wesen und Wert des neuen Deutschland hängt nicht allein von seinem Begründer ab, denn seine Aufgabe ging nach einer ganz bestimmten, aber eben nur nach einer Seite. Man verlangt von Friedrich dem Großen nicht, daß er seinen Gedanken zum Gemeingut der Masse machte. Man verlangt von Stein nicht, daß er den Wiener Kongreß mit eisernem Besen auseinanderkehrte. Man verlangt vernünftigerweise überhaupt nicht mehr von der Geschichte als sie geleistet hat. Alles andere kann man nur von sich selber verlangen. Man verlange auch von Bismarck nicht, was tatsächlich nicht seine Lebensarbeit war — und was, grundsätzlich jedenfalls, schon da war. Genug, wenn er diese schon gegebene Grundlage nicht bekämpfte, wenn der Bismarcksche Staatskörper jenen seelischen Gehalt nicht überhaupt ausschließt. Und das war schon

im Sinne Bismarcks selber nicht der Fall, nur daß er, der Forderung des Tages sich unterwerfend, seinen Blick viel mehr auf die Machtfragen der äußeren Politik gerichtet hielt als auf die ethischen der inneren. Er abstrahierte dabei von jener inneren Begründung des Staatswillens, unter der auch er lebte, er schloß sie keineswegs aus. Ein Jahr nach dem angeführten Ausspruch Treitschkes gab er selbst darauf eine Art Antwort. „Meine Interessen an den auswärtigen Angelegenheiten sind nicht nur stärker, sondern zurzeit allein maßgebende und fortreißende, so daß ich, soviel ich kann, jedes Hindernis durchbreche, welches nur im Wege steht, um zu dem Ziele zu gelangen, welches, wie ich glaube, zum Wohl des Vaterlandes erreicht werden muß. Das schließt nicht aus, daß auch ich die Überzeugung teile, daß den höchsten Grad von Freiheit des Volkes, des Individuums, der mit der Sicherheit und gemeinsamen Wohlfahrt des Volkes erträglich ist, jederzeit zu erstreben, die Pflicht jeder ehrlichen Regierung ist." Zweifellos spricht sich hierin ja ein Staatsgedanke aus, der dem Friderizianischen mehr als dem Steinschen verwandt ist: hohe Anforderung des Führenden an sich selbst und seinen Dienst für das Ganze, bei geringerer Einschätzung der großen Masse; eine Tatsache, für die Treitschke einen wohl nicht ganz unrichtigen Grund angeführt hat. Zweifellos lag demgemäß auch einzelnes aus seiner inneren Politik, was dem Staatsgedanken im Sinne Steins sich zu nähern scheint, für Bismarck selbst, soweit es nicht überhaupt statt dem Ethos nur der staatlichen Klugheit entsprang, mehr in der Richtung der patriarchalisch-gerecht denkenden Staatsgesinnung Friedrichs des Zweiten. Unter diesem Gesichtspunkt ist zum Beispiel die Tatsache zu betrachten, daß die Reichsverfassung mehr auf die gleichmäßige und allgemein politische Betätigung aller Staatsbürger eingerichtet ist als die preußische Staatsverfassung. Ähnliches gilt von der sozialen Gesetzgebung.

Auch die schonende Behandlung Österreichs 1866 und die damit eingeleitete Bündnispolitik ist gewiß nicht in der „ideologischen" Überlegung begründet gewesen, daß die äußere Politik sicherer auf Vertrauen und Gerechtigkeit als auf bloßer Macht aufgebaut wird. Aber es ist doch für diesen deutschen Staatsmann bezeichnend, daß ihn sein realpolitischer Instinkt hier wie in den eben berührten Problemen der inneren Politik denselben Weg wies, den Steins Staatsethik gewiesen hätte. Sind alle diese Ansätze bei Bismarck nicht idealistisch gedacht, so steckt jedenfalls in der Realpolitik, die er trieb, etwas, was oft sowohl seine Nachbeter wie seine Gegner nicht in Rechnung setzen: ein starkes Wirklichkeitsgefühl auch für die ewigen ethischen Gesetze und Grundlagen des Völkerlebens, Gesetze, die noch nie ungestraft von einer vermeintlichen Realpolitik ignoriert worden sind.

Was ergibt sich aus dem allen für uns? Das Geschick hat uns bestimmt, zu dem Bismarckschen Staat, das heißt zu der äußeren Gestaltung, die er dem einstigen preußischen Staat gegeben hat, ein letztes, entscheidendes Ja zu sprechen. Wir bejahen in diesem Kriege die Ausweitung des alten Preußen zum Deutschen

Reich und darüber hinaus zu einem geeinten Mitteleuropa. Das gibt uns aber auch zugleich die Pflicht, den Gedanken zu bejahen, der das alte Preußen trug. Es hat seit den Steinschen Reformen keine bewußte und lebendige Weiterentwicklung erlebt. Sie hervorzurufen ist die Aufgabe der deutschen Zukunft. Und hier werden wir uns an das Friderizianische Programm erinnern müssen: für diese Zukunft sind die materiell oder geistig Bevorzugten verantwortlich. Die Bismarcksche politische Kraft muß sich im neuen Deutschland mit Steinschen Ethos auf das innigste vermählen, wenn die Kraft nicht zur rohen Gewalt werden soll. Und jeder nachdenkliche Deutsche muß in diesem Kriege das wahre Verhältnis zwischen äußerer Macht und innerer Stärke eines Staates begriffen haben: daß nämlich auch im Staatsleben der Geist den Körper baut und nicht umgekehrt. Hüten wir uns davor, unsere Lage so zu betrachten, als sei das Leben des deutschen Geistes abhängig oder etwa gar hervorgebracht von seinem eigenen Kinde, dem deutschen Militärsystem.

Damit stecken wir die Ziele unserer Politik über uns selbst, über die deutschen Fragen und Bedürfnisse hinaus. Auch über die von „Mitteleuropa" hinaus. Die ethischen Grundlagen des Staates, von dem wir sprechen, sind ja offenbar an keiner besonderen Nationalität orientiert oder an eine solche gebunden, sie sind allgemein menschlich gedacht und müssen anerkannt werden, wo immer ein Volk vor allem menschheitliche Forderungen an sich stellt. Das Volk, welches den sittlichen Staatsgedanken innerhalb seines eigenen Staatsgebiets zur Vollendung bringt, leistet gleichzeitig der Menschheit einen Dienst. Die Arbeit an der eigenen Vervollkommnung ist der beste Dienst, den man anderen — Menschen oder Nationen — leisten kann. Nicht das ist damit gemeint, daß wir uns von der Arbeit der Ethisierung der äußeren Politik zurückziehen sollen, bis es in unserer eigenen Volksstube sauber geworden ist, ganz und gar nicht. Im Gegenteil, je mehr wir die Nöte der heimischen Politik kennen lernen, desto klarer werden uns die tiefsten Gründe der Fragen der äußeren Politik werden. Aber das werden wir dabei auch immer deutlicher erkennen, daß die Heilung auch hier nur von innen nach außen vor sich gehen kann. Der Glaube an die Begründung eines europäischen Staatenbundes und darüber hinaus eines Weltfriedensreiches ist auch unser Glaube. Aber man schelte und klage nicht darüber, daß dieser Glaube noch nicht wahr geworden ist, solange es diesseits und jenseits aller Staatsgrenzen noch Standesegoismus, Klassenhaß, soziales Elend und geistige Dumpfheit gibt. Hier heißt es für jeden: du Heuchler, ziehe zuerst den Balken aus deinem Auge. Die Verinnerlichung des Völkerverkehrs kann, das sagt uns dieser Glaube, nur in dem Maße wachsen, als unser Volksleben verinnerlicht worden ist. Mit der blanken Parole: „kein Krieg mehr" wäre, selbst wenn sie sich auf der Stelle durchsetzte, noch gar nichts wirkliches erreicht. Genau so wenig, wie durch ein überlegenes Heer und unüberrennbare Grenzsicherungen etwas wirkliches erreicht wäre.

Es ist bekannt, wie Bismarck über die Unerzogenheit der deutschen politischen Manieren geklagt hat. „Jeder, der heutiger Zeit in politischen Kämpfen gestanden hat, wird die Wahrnehmung gemacht haben, daß Parteimänner, über deren Wohlerzogenheit und Rechtlichkeit im Privatleben nie Zweifel aufgekommen sind, sobald sie in politische Kreise hineingeraten, sich von den Regeln des Ehrgefühls und der Schicklichkeit, deren Autorität sie sonst anerkennen, für entbunden halten und aus einer karikierenden Übertreibung des Satzes: ‚das öffentliche Wohl ist das höchste Gesetz' die Rechtfertigung für Gemeinheiten und Roheiten in Sprache und Handlungen ableiten, durch die sie sich außerhalb der politischen und religiösen Streitigkeiten selbst angewidert fühlen würden. Diese Lossagung von allem, was schicklich und ehrlich ist, hängt undeutlich mit dem Gefühl zusammen, daß man im Interesse der Partei, das man dem des Vaterlandes unterschiebt, mit anderem Maß zu messen habe, als im Privatleben, und daß die Gebote der Ehre und Erziehung in Parteikämpfen anders und loser auszulegen seien als selbst im Kriegsgebrauch gegen ausländische Feinde." Hier berührt Bismarck die Grundlage des politischen Lebens überhaupt, ohne freilich sich bewußt zu sein, daß die hier von ihm ausgesprochene Forderung sehr weitreichende Folgerungen nach sich zieht. Denn man kann ebensogut darüber klagen, daß man im Interesse des eigenen Staates, das man dem der Menschheit unterschiebt, sich noch weit größerer Roheiten schuldig macht, nach eben jenem Grundsatz: „das öffentliche Wohl ist das höchste Gesetz." Kann man aber eigentlich davon sprechen, daß dieser Schaden auf internationalem Gebiete größer ist, als jener unseres innerpolitischen Lebens? Sie sind doch wohl beide derselben Wurzel entsprossen. Es ist deshalb nicht halbherzige Anpassungspolitik noch verkappter nationaler Egoismus, wenn man sich den Glauben an den Staat durch den Glauben an die Menschheit nicht nehmen läßt, sondern es ist der Ausdruck unseres Glaubens, der überzeugt ist, daß alle wahren Lebenswege von innen nach außen gehen. Es hat uns Mühe gekostet einzusehen, daß man ein guter, braver Familienvater und prächtiger Charakter — und doch ethisch wertlos sein kann, wenn man kein soziales Gewissen für seine Volksgenossen hat. Wirklich gelernt haben wir das noch lange nicht. Dürfen wir uns wundern, wenn wir auf der höheren Stufe noch schlechtere Schüler sind, wo wir lernen sollen, daß Korpsgeist eines Standes (neuerdings behaupten einige, die es besser wissen sollten, das und nichts anderes sei Sozialismus), oder eines Volkes, daß aller Patriotismus wertlos sein kann, wenn er nicht unter der Bedingung der Menschheitlichkeit überhaupt steht! Man kann ein staatssozialistischer Professor sein und braucht doch von der höchsten Spitze des Gedankens, dem man selber dient, noch nichts geahnt zu haben. Es gibt keinen sozialen, keinen patriotischen Gedanken, er stünde denn unter der Bedingung der Humanität. Aber das ist erst Ahnung, Verheißung, Menschheitshoffnung.

Ob wir Deutsche dazu berufen sind, solchen letzten Endes die Menschheit meinenden Staatsgedanken heraufzuführen? Ein Angelsachse soll im Verlauf

des Krieges das deutsche Volk für diejenige Nation erklärt haben, die den vollkommenen Staat suche. Das ist gewiß nicht in dem Sinne richtig und auch nicht gemeint, daß wir Deutschen eine besondere politische Veranlagung von Natur hätten. Unsere Geschichte beweist das Gegenteil. Aber eins hat dieses Volk: die Fähigkeit, etwas, was es als wahr und notwendig erkannt hat, auch gegen seine eigene widerstrebende Natur sich anzueignen, und zwar so, daß es sich selbst darüber vergessen kann. Das nennen wir in unserer Sprache: Sachlichkeit. Wir haben etwas davon erlebt an der Art, wie das deutsche Volk den Staatsgedanken behandelt hat. Kein Staat und Volk ist wohl von Natur weniger geeignet gewesen, die politischen Ideen der großen Revolution in sich aufzunehmen als Preußen. Daß diese Ideen wider seine eigene Natur gingen, lehrt jede Seite seiner Geschichte bis zum heutigen Tage. Ebenso aber auch, daß der ethische Staatsgedanke hier eine, wenn auch nicht fertige, sondern noch sehr problematische, aber doch sichere Heimstätte gefunden hat. Die Spannung, in der sich hier die höhere Staatsidee mit den natürlichen politischen Instinkten weiter Kreise befindet, bedeutet zugleich das Leben dieser Idee. Der Glaube an die politische Sendung Deutschlands bedeutet den Glauben an die Zukunft, nicht an etwas gegenwärtig Fertiges. Wenn man uns daher entgegenhält, die Verwendung hoher sozialethischer Ideen zu bloß nationaler Organisation sei ein Mißbrauch dieser Ideen, so antworten wir: ganz recht, nur glauben wir, daß es für das erste immer noch besser ist, sich im kleineren Kreise zu organisieren, als, da sich augenblicklich im großen nichts endgültiges machen läßt, die Hände in den Schoß zu legen. Dafür wollen wir schon sorgen, daß auf die Dauer über den tiefsten Gedanken dieser Organisation kein Zweifel bleibt. Das Bessere ist der Feind des Guten, eben deshalb ist es nicht weise, dem Guten nicht die Ehre lassen zu wollen, daß es doch immerhin gut ist. —

Worauf richtet sich nun unserer Glaube und Wille? Auf den deutschen Staat? Auf den Zukunftsstaat? Auf etwas was beides in einem ist: Civitas Dei.

Die Ostfront des Weltkrieges

Von Hauptmann Ernst Liljedahl, Mitglied des schwedischen Reichstages

Die nachfolgende Darstellung des osteuropäischen Problems dürfte unseren Leserkreis besonders interessieren, weil sie die Auffassung eines „Neutralen" widerspiegelt. Die Schriftleitung

Einerlei, wer „angefangen hat", die Tatsache, daß die russische Eroberungspolitik die Haupturſache des Weltkrieges ist, dürfte sich nicht bestreiten lassen. Der Minister des Auswärtigen Sasonoff hat vor der russischen Duma offiziell zugegeben, daß der Zweck des Krieges ein Fortsetzen der russischen Mittelmeerpolitik sei. Der russische Oberbefehlshaber Großfürst Nikolai Nikolajewitsch hat in seinem bekannten Aufruf an das polnische Volk erklärt, daß der Krieg gegen Deutschland und Österreich außerdem noch die Eroberung der mit diesen Reichen vereinigten Teile des ehemaligen Königreiches Polen bezwecke, also den Deutschen Reiche Posen, Westpreußen und Ostpreußen bis zur Weichsel und seinen Verbündeten Galizien entrissen werden solle. Rußlands Kriegszweck ist daher völlig klar. Seine alles verschlingende Liebe zu seinen Nachbarn ist der „Idealismus" seiner Politik. Das Zarenreich will neue Länder haben, um sie durch Mißwirtschaft zu ruinieren.

In einem Vortrage, den der österreichische Regierungsrat Professor Carl Brockhausen am 23. Januar 1915 in Wien gehalten hat — und über welchen die Zeitschrift Polen ausführlich berichtet —, ist die Lage unter österreichischem Gesichtspunkte durch einige beleuchtende Sätze klargelegt. Es wurde gezeigt, wie jeder, der sich mit der Politik Rußlands in den letzten Jahren gründlich beschäftigt hat, erkennen kann, daß die Kriegspolitik des Zarenreiches im Südwesten Österreichs Zerfallen, Aufteilung in seine Atome, das Ende des Habsburgerreiches und — hinsichtlich der Kriegsaufgabe gegen Deutschland — das Zermalmen Mitteleuropas ist. Daher ist, nach Brockhausen, „Selbstverteidigung und Kampf um die Existenz" das Feldgeschrei der Zentralmächte.

Sieht man von den antinationalen Übergriffen ab, von welchen wohl keine Großmacht chemisch rein ist, so ist Österreich, im großen gesehen, in älteren Zeiten ein kräftiger Kulturschutz gegen Hunnen, Tataren und Türken gewesen, und heute steht es als Grenzwacht gegen das halbasiatische Rußland da. Das Zarenreich hat seine Mission darin gesehen, die slawischen Völker, welche zur österreichischen Monarchie gehören, zu „befreien" und durch Verwirklichung des

panslawistischen Gedankens einen Rassenkrieg zwischen Germanen und Slawen zu proklamieren. Österreich-Ungarn enthält verschiedene slawische Volkselemente und hat sich trotz seiner bunten Zusammensetzung und seines Sprachengemisches als ein starker Staat erwiesen. Auf der Karpathenseite der Ostfront herrscht also kein Rassenkampf zwischen Germanen und Slawen, sondern es handelt sich in diesem Kriege um einen Kampf zwischen dem Nationalitätsprinzip, das Österreich-Ungarn, im großen betrachtet, vertritt, und der Volksunterdrückung, die Rußlands herkömmliche Politik ist. Durch ihre langwierige Beschäftigung mit einem verwickelten Staatsprobleme, das verschiedene Nationen und Rassen umfaßt, hat sich die Donaumonarchie zu einer freilich noch nicht abgeschlossenen, aber doch haltbaren Lösung des Problems hinexperimentiert. Der Krieg hat durch seinen Ansporn zur Sammlung den Reichsgedanken gestärkt, aber auch anderseits durch die Treue der verschiedenen Volkselemente gegen diesen Gedanken ihr nationales Recht ebenfalls verstärkt und dadurch mit den weitgehenden Zentralisationsbestrebungen aufgeräumt, deren Zweck eine Verschmelzung der verschiedenen Nationen innerhalb der Doppelmonarchie war. So sagte Professor Brockhausen in seinem Vortrage mit Recht, daß das österreichische Staatsproblem nichts anderes sei als das konzentrierte europäische Friedensproblem, daß alle Versuche, selbst die kleinste Nation aufzusaugen, mißlungen seien und daß also, weil keine die andere ganz verschlingen könne, jede mit den anderen zusammenleben müsse.

Um als starker Staat existieren zu können, muß also Österreich-Ungarn die Nationen, welche es umfaßt, ihr eigenes Leben leben lassen, ohne daß sie darum ihre Gemeinsamkeit mit dem Reiche aufgeben, denn geschähe dies, so würden sie sicherlich binnen kurzer Frist sowohl durch den Krieg aller gegen alle wie durch die russische Gefahr ihrem Untergange entgegengehen. Der Weltkrieg ist nicht, wie Rußland gehofft hat, ein Sprengkeil in der angegriffenen Monarchie geworden, sondern umgekehrt ein Eisenring der Einigkeit, der die vorher in Hader lebenden Völker näher miteinander verbunden hat. Auch ein Teil der eigenen slawischen Völker Rußlands, wie die Polen und die Ukrainer, ziehen ohne Zweifel den Anschluß an die Zentralmächte dem russischen Joche vor.

Im nördlichen Teile der Ostfront, wo die deutschen Heere unter Hindenburgs Führung im russischen Polen vorrücken, bedeutet der Krieg auch nicht ganz einen Rassenkampf, denn die Polen stehen mit ihren Sympathien nicht auf seiten Rußlands, sondern auf der Seite Deutschlands, weil dieses Land Österreichs Bundesgenosse ist. Aber im großen gesehen bedeutet die russisch-deutsche Kampfstellung dennoch eine Abrechnung zwischen Germanen und Slawen.

Während Frankreichs Einwohnerzahl seit 1871 von 36,2 Millionen auf 39,8 Millionen gestiegen ist, hat sich die des Deutschen Reiches in derselben Zeit von 41 Millionen auf 68 Millionen gehoben, und zwar besonders durch den schnellen Aufschwung der Industrie und der Landwirtschaft, dem es zuzuschreiben ist, daß dort nur ganz unbedeutende Auswanderung stattgefunden hat.

Das starke Deutsche Reich ist eine wirklich organische Einheit, ein Staat voll reicher, vielversprechender Harmonie. Der religiöse Gegensatz zwischen den süddeutschen Katholiken und den norddeutschen Lutheranern kann wohl Dissonanzen hervorbringen, aber der Reichsgedanke beherrscht sie doch ohne Schwierigkeit und läßt beinahe alle Deutschen sich als innerhalb der Sphäre des großen deutschen Sprachgebietes vereinigte Deutsche fühlen. Die wirklich schrillen Dissonanzen innerhalb des Deutschen Reiches sind, nach skandinavischer Auffassung, die Kränkungen, die dem Rechte der dänischen und polnischen Volkselemente auf nationales Leben innerhalb des Rahmens des deutschen Reichsgedankens widerfahren sind. Es muß der deutschen Staatskunst nach dem Kriege Ehrensache sein, dies zu ändern. In den skandinavischen Ländern, wo das Nationalitätsprinzip zu den Heiligtümern, die jedes Kulturvolk ehren sollte, gehört, ist die deutsche Politik gegen Dänen und Polen absolut unverständlich gewesen, da ja die Deutschen gleich den Skandinaviern zu den ethisch am besten gebildeten Völkern zu rechnen sind.

Gegen das einheitlich miteinander verwachsene, starke, auf den verschiedenen Kulturgebieten reichbegabte, männlich offene, einfache, arbeitsame und gottesfürchtige deutsche Volk steht nun Rußland mit einem Chaos verschiedener, durch halbbarbarische Staatskunst regierter Völker im Felde. Kein Land ist außer Finnland und Polen so bemitleidenswert wie das große Rußland, dessen leidende Bevölkerung den Eindruck einer gewaltigen Herde ohne Hirten macht. Das russische Staatsproblem ist so, wie russische Staatskunst es bisher formuliert hat, unlöslich oder nur durch Auflösung lösbar. Rußland ist eine Welt im Werden, eine politische Nebulose, die ihren Kern noch nicht kennt und noch keine Ringe hat absondern können, welche ihrerseits, wenn der Mutterkörper sie abgestoßen hat, sich je zu einer neuen Welt zusammenziehen werden. Man kann, wenn von Rußlands Zukunft die Rede ist, wirklich nicht umhin, die Kant-Laplacesche Theorie der Weltschöpfung anzuwenden. Ein politisches Sonnensystem, das mehreren Welten Leben gibt und sie zusammenhält, kann sich nicht bilden, wenn die Welten selbst sich nicht bilden dürfen. Ein Zusammenschließen zwischen verschiedenen Völkern wird solange unorganisch und naturwidrig sein, wie es ihnen nicht gelungen ist, zunächst sich selbst zu gestalten. Erst dann, wenn ein Volk, gleich Ibsens Brand, „ganz es selbst" geworden ist, gilt es, nicht „sich selbst genug" zu sein wie Peer Gynt. Doch das Umkehren der Reihenfolge und das Bekämpfen der Karrikatur, bevor man das richtige Bild fixiert hat, ist verkehrte Staatskunst. Und daß sie dies nicht einsieht, ist einer der Beweise der verhängnisvollen Halbbildung der russischen Politik. Dazu gehört auch, daß diese Politik die Grenzen des künftigen russischen „Sonnensystems" nicht kennt und nicht kennen will.

Nichtrussische Völker wohnen an den Meeren, wohin die großrussische Expansionspolitik in Europa gelangt ist. Der wirkliche Russe bedarf ebensowenig eines Hafens am Atlantischen Ozeane oder am Mittelmeere wie der Lappe einer

Erdhöhle im Lande der Hottentotten bedarf. Denn der Russe ist ein Flußmann, kein Seemann. Die russische Staatspolitik ist darauf ausgegangen, die Moskowiter (die Großrussen) zu Herren über die anderen Völker in Rußland zu machen und so eine gewaltige homogene Staatsbildung, ein Weltreich ohnegleichen, zustandezubringen. Aber das Resultat ist ein Chaos ohnegleichen geworden. Die gesetzliche Autonomie der verschiedenen Völker ist in brutaler Weise unterdrückt worden, und an die Stelle nationaler Verwaltung ist eine gegen die nationalen Züge ganz gefühllose und gegen die nationale Entwicklung blinde Reichsverwaltung getreten. Diese großrussische Expansion, welche der moskowitische Staatsgedanke mit herbeigeführt hat, ruht auf einer völkerpsychologischen Unnatur, die das Zarenreich zu einem ständigen Revolutionsherde macht. Die Mine unter dem dereinst zum Einsturz bereiten großen Bau wächst an Sprengladung mit jedem Tage des jetzt herrschenden Krieges, der ohne Zweifel für Rußland zur Katastrophe werden wird. Damit erhält das russische Volk ein durchaus anschauliches Bild der Politik der großfürstlichen Kriegspartei und wird wohl danach handeln.

Der Begriff „Russen" umfaßt die vielleicht 70 Millionen zählenden Moskowiter (Großrussen), 30 Millionen Ukrainern (Kleinrussen) und die Weißrussen, welche ungefähr sechs Millionen stark an den Flüssen Pripet, Dniepr, Düna und Njemen wohnen. Unter den russischen Stämmen stehen die durch Hungersnot und Trunksucht sehr verheerten Weißrussen am niedrigsten. Wenn auch die Ukrainer, die von den Moskowitern verächtlich „Kleinrussen" genannt werden, trotzdem sie körperlich größer und geistig bedeutender sind als diese, zu den Russen gerechnet werden, so haben sie doch ihre eigene Geschichte, ihre eigene Sprache und ihr eigenes nationales Aussehen mit feineren Gesichtszügen und dunklerer Hautfarbe, als man sie bei den Moskowitern findet. Der Unterschied zwischen diesen beiden slawischen Völkern dürfte noch größer sein als der zwischen den skandinavischen. Dagegen ist die Verschiedenheit zwischen Großrussen und Weißrussen unbedeutend. Außer den Polen, Deutschen, Finnen, Juden, Letten, Litauern und Esten hat Rußland unter seinen Bewohnern noch viele andere nichtrussische Völker, wie 15 Millionen Turkotataren im europäischen Rußland sowohl wie im asiatischen, vier Millionen Kirgisen, eine Million Sarten, anderthalb Millionen Tschugatschen und Jakuten, ferner Turkmenen, Kalmücken, Tunguſen, Eskimos, Samojeden und allein in den Kaukasusländern einige dreißig verschiedene Nationalitäten. Es gehört zur Kulturaufgabe Rußlands, diese vielen zum großen Teile noch im Naturzustande lebenden Völker zu erziehen und auszubilden, und hier muß der russische Staatsgedanke vielleicht in einem gewissen Maße mit einem notwendigen, natürlichen Verschmelzungsprozesse rechnen. Doch einer solchen Kulturaufgabe hat das Zarenreich die Barbarenaufgabe einer Vernichtung der höheren, bereits ausgestalteten Kulturvölker, die innerhalb der Grenzen Rußlands wohnen, zugesellt. Dieser Gefahr kann der Weltkrieg an der Ostfront Deutschlands und Österreichs abhelfen.

Das eigentliche russische Volk bilden die Moskowiter, die bei der letzten Volkszählung im Jahre 1897 ganze 55,6 Millionen ausmachten und jetzt wohl ungefähr 70 Millionen betragen dürften. Bei diesem an Moskau als Mittelpunkt geschichtlich geknüpften Flußvolke innerhalb des gewaltigen Stromgebietes der Wolga gibt es kein naturbestimmtes Verlangen nach dem Atlantischen Ozeane oder nach dem Mittelmeere, sondern die russische Meerespolitik wird durch den von Welterobererträumen beseelten russischen Imperialismus vorgeschoben. Das offizielle Rußland hat dabei eingesehen, daß es niemals an das Mittelmeer, da heißt an den Bosporus und die Dardanellen, gelangen kann, ohne das deutsche Schwert zu beseitigen, das nicht nur zum direkten Schutze Deutschlands geschliffen ist, sondern auch zu seinem indirekten im Abwehren des Hiebes, welchen Rußland gegen Österreich, den nächsten hinabgelassenen Schlagbaum, der die russische Mittelmeerpolitik hindert, richten will. Deutschland bedarf Österreichs als handelspolitischer Abrundung nach dem Balkan und dem Mittelmeere hin. In seiner beim Kriegsausbruch herausgegebenen Broschüre „Sein oder Nichtsein" sagt der Geschichtsprofessor der Berliner Universität Dr. Dietrich Schäfer: „Heute darf nur eine Erwägung, eine Überzeugung wirksam sein: unseres Reiches Bestand hängt an dem der österreichisch-ungarischen Monarchie". Dieses Faktum bindet Rußland an Frankreich, dessen Verlangen nach Rache für die 1870/71 erlittene Niederlage die einzig begreifliche Ursache des Bündnisses zwischen der roten Republik um Paris herum und dem sibirischdunklen Zarenreiche gewesen ist.

Seit 1898 hat im russischen Reiche keine Volkszählung stattgefunden, aber vermittelst Berechnung des Prozentzuwachses der verschiedenen Völker in Rußland ist es Dr. Szerer gelungen, im ersten Jahrgange (1915) der Zeitschrift Polen aus verschiedenen Quellen einen interessanten Bericht darüber vorzulegen. Rußland hat im Kriege seine größte Kraft eingesetzt, um Österreich-Ungarn durch Eroberung Galizien zu nehmen und dadurch näher an das Mittelmeer heranzukommen. Doch welche Völker bewohnen nun Galizien? Dort wohnen mehr als vier Millionen Polen, mehr als drei Millionen Ruthenen (Ukrainer) und 90 000 Deutsche, also hauptsächlich Polen (meistens in Westgalizien) und Ruthenen (besonders in Ostgalizien), aber so gut wie gar keine Russen. Der Krieg ist demnach ein neuer Ausbruch der russischen Gewaltpolitik: vorwärts über die Leichen anderer Völker.

Nach Szerers genauer Untersuchung wohnen im russischen Polen

	(im Jahre 1907)		(im Jahre 1910)	
Polen	73,4	Prozent	8 908 900	Einwohner
Juden	13,7	„	1 660 490	„
Deutsche	5,1	„	618 590	„
Rutenen	3,5	„	426 950	„
Litauer	2,8	„	337 190	„
Russen	1,1	„	134 630	„
Weißrussen	0,25	„	30 320	„

In Polen bilden also die Russen eine außerordentlich geringe Anzahl der Bevölkerung, nur ein Prozent nach mehr als hundertjährigem Besitze des Landes. Jetzt tobt der Krieg in seiner vielleicht verheerendsten Gestalt in dem armen Polen und Galizien. Dort haben die freiwilligen Legionen, die aus der Blüte der polnischen Jugend bestehen, sich vor dem Zeitpunkte, da sie sich als Wehrpflichtige zu den verschiedenen russischen Regimentern begeben mußten, schnell der österreichischen Armee angeschlossen, überzeugt, daß in der Bedeutung des Weltkrieges auch, und vor allem, Polens nationale Freiheit im Anschlusse an die Zentralmächte enthalten sein muß. Also ein Staatsverband, denn sonst könnte Polen für Deutschland und Österreich ein neues Serbien werden.

Das russische Polen, offiziell Weichselgouvernement genannt, wird im Osten von den Flüssen Njemen, Bobr und Bug begrenzt. Dort müßte also das eigentliche Rußland beginnen, aber die Bevölkerungsstatistik gibt andere Aufklärungen. Längs der Ostgrenze Polens schließen sich im Norden und Osten jener Flüsse die russischen Gouvernements Kowno, Wilna, Grodno und Wolhynien an. Dort wohnen unter Polen, Ruthenen, Deutschen und anderen nur wenige Russen; nach Prozenten der ganzen Bevölkerung berechnet folgende Anzahl:

Kowno . .	4,7 Prozent	Grodno . .	4,6 Prozent
Wilna . .	4,9 Prozent	Wolhynien .	3,5 Prozent

Gehen wir nun mit Hilfe der Bevölkerungsstatistik, wie sie in Szerers interessanter Studie vorliegt, weiter ostwärts und südostwärts. Zu Litauen und Weißrußland rechnet man die sechs Gouvernements Kowno, Wilna, Grodno, Minsk, Witebsk und Mohylew, das heißt das russische Reich bis an die Dwina und den Soz, einen Nebenfluß des Dniestr. In diesen Gouvernements wohnen zusammen nur 700000 Russen, während die Weißrussen gegen sieben Millionen, die Ukrainer 460000 und die Polen beinahe anderthalb Million ausmachen. Zu Kleinrußland werden die Gouvernements Wolhynien, Podolien und Kiew gezählt, wo die Anzahl der Russen nur 532 000 beträgt, während die Ukrainer, die ja — wie wiederholt werden muß — ein ganz anderes, wenn auch den Russen der Rasse nach verwandtes Volk sind und trotz des bis 1905 bestehenden russischen Verbotes ukrainischer Druckschriften noch immer eine eigene Sprache sprechen, neuneinhalb Millionen und die Polen 817000 ausmachen. Nun sind wir an den Dniepr gelangt und damit in die ukrainische Frage hineingekommen.

In Galizien leben der polnische Volksstamm und der ukrainische (die Ruthenen) zusammen unter der humanen Herrschaft Österreich-Ungarns. Von dort aus breiten sich die Polen nach Norden hin im russischen Polen aus und die Ruthenen ostwärts, nordostwärts und südostwärts in Weißrußland und Kleinrußland (der Ukraina). Unter dem Deckmantel des Panslawismus trachtet nun Rußland danach, durch seinen Angriff auf Österreich-Ungarn die Ruthenen in Galizien zu „befreien", eine freundliche Absicht, welche diese damit beantwortet haben, daß sofort „der Bund zur Befreiung der Ukraina" gegen Rußland

organisiert worden ist, der von Wien aus vier- bis sechsmal monatlich die wertvolle Zeitschrift Ukrainische Nachrichten erscheinen läßt.

Das in Galizien Ruthenen und im eigenen Lande Ukrainer genannte Volk der Ukraina bildet nächst den moskowitischen Russen mit seinen 35 Millionen Menschen das größte slawische Volk auf einem über 850000 Quadratkilometer umfassenden Gebiete, das also bedeutend größer ist als das ganze Deutsche Reich. Im Besitze dieses Gebietes sind nur zwei Staaten: Rußland und Österreich, und das erstere Reich herrscht über nicht weniger als elf Zwölftel des ukrainischen Landes. Die Jahresproduktion der Ukraina an Weizen, Roggen und Gerste beträgt bis zu einem Drittel der Produktion Rußlands, die Zuckerrübenproduktion beläuft sich dort sogar auf fünf Sechstel und die Viehmenge auf ein Drittel der des europäischen Rußlands. Die Eisenproduktion der Ukraina macht 69 Prozent und die Steinkohlenproduktion 79 Prozent der Gesamtproduktion des europäischen und asiatischen Rußlands aus.

Wie hat die russische Regierungsmacht dem Volke der Ukraina, das dem Zarenreiche jene großen Kraft- und Reichtumzuschüsse liefert, gedankt? Darüber schreibt eines der Mitglieder der ukrainischen Freiheitspartei in der schwedischen Zeitung Aftonbladet (vom 17. Januar 1915) unter anderem folgendes, das nach dem großen Siege der Zentralmächte in Galizien besonderes Interesse hat:

„Die größte Bedeutung der Ukraina liegt darin, daß Rußland nur durch ihr Gebiet hindurch Zutritt zu den Häfen des Schwarzen Meeres hat, durch welche 70 Prozent des Gewichtes und 65 Prozent des Wertes der ganzen russischen Ausfuhr gehen.

Daraus ersieht man, daß für Rußland kein Gebiet fremder Nationalität, nicht einmal das polnische, von so großer Bedeutung ist, wie das ukrainische. Rußland könnte jedes andere Nationalgebiet verlieren und sich nach kurzer Zeit davon erholen, nur nicht nach dem Verluste des ukrainischen Gebietes. Das haben die russischen Regierungen stets eingesehen, und diese auf wirtschaftlichem und staatspolitischem Grunde ruhende Erkenntnis ist die Ursache ihrer Stellung zu der ukrainischen Nationalitätsfrage. Sogar die Sprache dieses zweitgrößten slawischen Volkes wurde aus Schule und Kirche verbannt, und nachdem Rußland das ukrainische Gebiet in Österreich (Ostgalizien und die nördliche Bukowina) besetzt hat, ist die Benutzung der ukrainischen Sprache auch in der Privatkorrespondenz offiziell verboten, und alle ukrainischen Zeitungen sind eingezogen worden. Mit einem Worte: sogar die in Rußland schwer unterdrückten Juden genießen dort größere nationale Freiheiten als die slawischen Ukrainer. Rußlands einflußreiche Kreise stehen auf dem Standpunkte, daß das ukrainische Volk vollständig russifiziert werden müsse, ja daß es eigentlich schon ein Teil des russischen Volkes sei, obwohl dies sich in Wirklichkeit nicht so verhält.

Von der Zerstörung Kiews, der Hauptstadt der Ukraina, durch den russischen Fürsten Andreas Bogolubskyj an bis zur Schlacht bei Poltawa hat das ukrainische Volk eine Menge Kämpfe und Bündnisse gegen Rußland aufzuweisen. Der gegenseitige Widerwille zwischen dem ukrainischen Volke und dem russischen geht so weit, daß an der ethnographischen Grenze seit Jahrhunderten beinahe gar keine gemischte Ehen vorgekommen sind. Und was den sprachlichen und anthropologischen Unterschied zwischen den beiden Völkern anbetrifft, so hat sogar die russische Akademie der Wissenschaften in Petrograd in ihren offiziellen Mitteilungen festgestellt, daß das ukrainische Volk eine selbständige, ganz von der russischen verschiedene Eigenart gezeigt habe.

Eine der wichtigsten latenten Kriegsursachen war die, daß Rußland das ukrainische Gebiet, welches sich unter österreichischer Herrschaft befindet, erlangen wollte, damit dieses Piemont der Ukrainer keinen Einfluß auf das übrige Gebiet gewinne. Nach seiner Besetzung durch die russische Armee wurden die Früchte der hundertjährigen Kulturarbeit der österreichischen Ukrainer sogleich vernichtet. Tausende ukrainischer Vereine in Galizien und in der Bukowina wurden verboten, ebenso das Herausgeben aller ukrainischen Zeitungen ohne Ausnahme, das Nationalmuseum in Lemberg und die Bibliothek der Schewtschenko-Wissenschaftsgesellschaft wurden geplündert. Kurz: der slawische Bruder hat uns deutlich gezeigt, was er unter ‚Befreiung' vom germanischen ‚Joche' versteht.

In den Jahren 1708 und 1709 haben die Ukrainer zum letzten Male mit den Waffen in der Hand gegen eine derartige Befreiung gekämpft. Der ukrainische Hetman Iwan Mazepa, der sich mit Karl dem Zwölften verbündet hatte, und Hordijeno, der Generalissimus der ‚Setsch' der ukrainischen Saporogen standen an der Spitze der Revolte. Die Schlacht bei Poltawa nahm einen für Rußland günstigen Ausgang. Im Jahre 1788 hob Rußland die ganze ukrainische Heeresorganisation auf. Das ist also kaum 130 Jahre her, und jetzt stehen an der Westgrenze des ukrainischen Gebietes wieder die ukrainischen Freischützen unter dem alten Namen ‚Setsch' im Kampfe gegen das russische Heer, und die politischen Organisationen der Ukraina wenden sich in ihrer gerechten Sache an die Presse und die öffentliche Meinung aller europäischen Völker. Gegenwärtig existieren zwei allgemeine ukrainische Organisationen ohne Ansehen der Partei: eine, der Ukrainische Nationalrat, umfaßt die österreichischen Ukrainer, und die andere, der Bund zur Befreiung der Ukraina, umfaßt die Ukrainer, welche russische Untertanen sind. Beide Organisationen bekämpfen den Panslawismus aus reinem Selbsterhaltungstriebe. Beiden schwebt als höchstes Ziel die Errichtung einer selbständigen ukrainischen Monarchie mit konstitutioneller Verfassung vor.

Die Ukraina schloß im Jahre 1654 mit Rußland den Vertrag zu Perejaslaw, demzufolge sie ‚für ewige Zeiten' vollständige Autonomie mit eigener staatlicher und militärischer Verfassung und mit selbständiger Politik behalten sollte. (In der Geschichte Finnlands dürfte man ähnliche Verträge finden, die gleichfalls gebrochen worden sind.) Rußland hat das ukrainische Gebiet also nicht mit Waffen erobert, sondern langsam und heimtückisch das Bündnis gebrochen. Indessen gelang es Rußland, trotz aller Verfolgung, nicht, den Gedanken an die Selbständigkeit der ukrainischen Nation auszurotten. Jetzt naht die Abrechnung, und es ist nicht unmöglich, daß der sogenannte panslawistische Gedanke an dem Staatsgedanken des nächstgrößten slawischen Volkes zerschellen wird."

So ist der „Befreier" nach derselben Methode vorgegangen, die er auch in Finnland und in Polen angewandt hat. Endlich beginnt Europas Gewissen, das jetzt hauptsächlich in den Zentralmächten und in Skandinavien existiert, sich hiervon zu überzeugen.

Ukraina bedeutet „Grenzland" und ihre Kultur ist hauptsächlich auf den fruchtbaren Landstrich um den mittleren Dniepr herum beschränkt gewesen. Diese Gegend war lange ein Zankapfel zwischen Polen und Rußland, bis es dem Zaren Peter den Ersten gelang, das Land der Ukrainer in seinem Besitz zu behalten. Noch heute erscheint die Ukraina dem Forscher wie ein unbestimmtes Grenzland zwischen Österreich-Ungarn, Polen und Rußland. Tieferes Eindringen in die ukrainische, sowie auch in die polnische Frage dürfte jedoch an die Hand geben, daß der Schlagbaum, dessen Vorlegen quer durch Europa hindurch die größte Aufgabe des Weltkrieges ist, naturgemäß längs der Grenze vorgeschoben werden muß, wo das eigentliche Rußland beginnt. Diese Grenze liegt unmittelbar

im Osten des Dnepr. Der Schlagbaum müßte aus vier selbständigen Staaten vom Eismeere bis an das Schwarze Meer bestehen, nämlich aus Finnland, den Ostseeprovinzen, Polen und der Ukraina im Anschlusse an einen mitteleuropäischen Staatenbund. Damit wäre Rußland wieder zu sich selbst mit Moskau als Mittelpunkt zurückgeführt, den Welteroberertendenzen ein Ende gemacht und die unterdrückten Völker, auf deren Kosten das Zarenreich seinen unnatürlichen Vormarsch in Mitteleuropa hat machen können, befreit.

Das Seensystem des Peipus und die vielen kleinen Seen um Dünaburg herum markieren die Volks-, Sprach- und Naturgrenze zwischen Rußland und den drei Ostseeprovinzen Estland, Livland und Kurland. Bei der Volkszählung 1897 hatte Estland 412000 Einwohner, unter denen es nur 20000 Russen gab, während 22000 Deutsche und 6000 Schweden waren. Die Volksmehrheit besteht aus Esten, einem Zweige des finnischen Volksstammes. Die Hauptsprache ist das Estnische, während die gebildete Klasse Deutsch spricht und in einigen Gegenden der Westküste sowie auf den meisten Inseln Schwedisch gesprochen wird. Die Russifizierungsarbeit mit Einführung der russischen Sprache in den Schulen und Einsetzung russischer Beamten allerorten ist mit rücksichtsloser Strenge betrieben worden, und nach dem Aufruhr der Esten im Jahre 1905 hat die Regierung Strafexpeditionen unter dem Befehl adliger Offiziere dorthingesandt, welche die Bauern knuten und auch erschießen ließen. Die Aufruhrbewegung war auch gegen die deutschen Gutsherren gerichtet, weil es zur Russifikation gehört, die Esten gegen die Deutschen aufzuhetzen, aber die Nemesis wollte, daß der russische Autokratismus 1905 selber einen blutigen Kopf davontrug.

Livland wird hauptsächlich von Esten und Letten, einem der Sprache nach indoeuropäischen Volksstamme, bewohnt, während die Russen bei der letzten Volkszählung im Jahre 1897 nur fünf Prozent der 1295000 Köpfe zählenden Bevölkerung betrugen, und die Deutschen sieben Prozent. Kurland besaß 1910, nach Dr. Szerers schon erwähnter Studie in der Zeitschrift Polen, 741000 Einwohner, darunter 75 Prozent Letten und nur fünf Prozent Russen, während die Deutschen auch hier sieben Prozent ausmachten.

Praktisch gesehen, existiert das russische Volk also in den Ostseeprovinzen, in Polen und in der Ukraina nicht. Die von der Natur gegebene Grenze zwischen Rußland und Mitteleuropa liegt im Osten dieser Länder. Aber die russische Gewaltpolitik hat sich nicht um die Ordnung der Natur gekümmert, sondern durch brutale Machtentwicklung seine Grenzvölker niedergetreten, um die Ufer der Meere, welche die Natur nie für die Russen bestimmt hatte, zu erreichen. Die Folge davon ist eine Mißregierung ohnegleichen innerhalb ihres Anteiles in Europa gewesen, wo der russische Koloß ohne andere Aufgabe als die, eine höhere Kultur zu beseitigen, vorgerückt ist.

Diesem Heereszuge der Unkultur in das Zentrum Europas hinein haben nun Deutschland und Österreich-Ungarn ihre Armeen entgegengestellt. Es kann uns nicht anders als ein Abfall von den Verpflichtungen der Zivilisation

erscheinen, daß England und Frankreich mit der Gefahr von Osten her gemeinsame Sache gemacht haben. Nicht länger leitet die Staatskunst des edlen Gladstone die Weltmission Englands.

Hinter dem Weltkriege stehen viele Faktoren, doch betrachtet man das blutige Drama mit der Geschichte im Gedächtnisse und seinem Freiheitsgefühle im Sinne, dann ist Rußland mit seiner unersättlichen Expansionspolitik und der brutalen Unterjochung seiner Grenzvölker die Macht, welche die schwere Krisis in Europa hervorgerufen hat. Im tiefsten Inneren gesehen ist der Weltkrieg ein Wahnsinn, aber wenn russische Staatskunst aus einem solchen Unglücke Vorteil ziehen will, so kann der Geist der Geschichte nicht umhin, sich der entstandenen Lage zu bedienen und ihr einen Sinn zu geben.

Was ist denn der Hauptsinn des Weltkrieges? Europa zu einer neuen Kulturepoche zu sammeln, in welcher das Zusammenwirken der nationalfreien Staaten stärker betont wird als der Gegensatz zwischen ihnen. Organisatorisch ausgedrückt bedeutet dies, daß ein europäischer Staatenverband mit ethnologisch bestimmter Grenze zwischen Europa und Asien zustandekomme. Dies bedeutet seinerseits, daß Rußland dem europäischen Staatenverband die Länder, die es von Europa erobert hat, also Finnland, die Ostseeprovinzen, Polen und die Ukraina zurückgebe, um sich selbst in seiner moskowitischen Einheit und seiner asiatischen Mission wiederzufinden. Petersburg muß wieder nach Moskau verlegt werden. Das „europäische" Rußland ist ein Chaos, in das erst Ordnung kommen kann, wenn die fremden Länder abgetrennt worden sind.

Jeder Kenner der russischen Politik muß mit Professor Rudolf Eucken, dessen weitblickende Kulturphilosophie in den Ukrainischen Nachrichten zum Ausdruck gekommen ist, vollständig einig sein, wenn er konstatiert, daß selbst nach einem siegreichen Kriege der Zentralmächte „das russische Riesenreich mit seiner halbasiatischen, alles nivellierenden Art und seinen ungeheueren Massen eine große Gefahr für Zentraleuropa bleiben wird, wenn es nicht gelingt, die von Rußland nach Westen zu unterworfenen Völker von ihm abzulösen, selbständig zu machen und in irgendwelchem Zusammenhang mit Zentraleuropa zu bringen", und hinzufügt: „insofern entscheidet das Schicksal dieser Völker auch über das Schicksal Europas".

Die Notwendigkeit einer deutschen Pflichtjugendwehr

Von Amtsrichter Dr. Max Philipp

Immer vernehmlicher, immer dringlicher tönt aus den verschiedensten Lagern der Ruf nach Einführung der deutschen Zwangsjugendwehr an unser Ohr. Nicht lange mehr kann Volksvertretung und Regierung sich diesem aus der Volksmitte selbst hervorgehenden Wunsch nach Ausgestaltung unserer Rüstung verschließen. In der Tat steht nach der Auffassung maßgebender Kreise eine gesetzliche Regelung vor der Tür, nach welcher die deutschen Jugendkompagnien eine pflichtmäßige Einrichtung werden. Wir wissen nicht, welche Absichten im einzelnen die Regierung hat. Die Ansichten derjenigen von uns, die seit Jahren in der praktischen Jugendpflege stehen und jetzt als Leiter der militärischen Jugendkompagnien ein Jahr lang neue Erfahrungen gesammelt haben, dürfen aber nicht ungehört bleiben. Der Aufsatz von Dr. Warstat in Nummer 23 dieser Zeitschrift mit seinen vortrefflichen Anregungen war deshalb mit besonderer Freude zu begrüßen. Die folgenden Ausführungen sollen einen Versuch bedeuten, jene Anregungen vom Standpunkt der in der praktischen Arbeit militärischer Jugendvorbereitung gesammelten Erfahrung zu ergänzen und weiterzuführen.

Man ist sich heute darüber einig, daß der Grundsatz von der Freiwilligkeit der Jugendwehr völlig versagt hat. Der Gedanke der Regierung, daß aus der Kriegsbegeisternng der freie Entschluß, sich an den Übungen zu beteiligen, geboren werden sollte, war ein schöner, echt deutschidealer, so gar nicht „militaristischer" Gedanke, aber eine brauchbare Einrichtung hat er nicht geschaffen. Wer mit der Jugend umgeht, weiß, daß sie für Widersprüche feinfühlig ist. Schnell genug fühlte sie den Widerspruch heraus, daß man einerseits amtlich verkündete, die militärische Jugenderziehung sei ein unbedingtes Erfordernis unserer Rüstung in schwerster Zeit, anderseits in das freie Belieben jedes einzelnen die Teilnahme an den militärischen Vorbereitungsübungen stellte. Wie oft ist uns der Satz entgegengetreten: „Wenn die Sache wirklich so wichtig wäre, würde man schon einen Druck auf uns auszuüben wissen". Die Beteiligungsziffer war denn auch von vornherein so verschwindend klein, daß von einer allgemeinen Vorschule für den Militärdienst, wie geplant war, keine Rede sein konnte. Im wesentlichen

kamen nur die, die früher schon in Sportvereinen, Turnvereinen oder anderen Vereinigungen sich körperlich ausbildeten. Alle die Schlappen, die Faulen, die Mutterſöhnchen, alle diejenigen, die sie besonders nötig hatten, erfaßte die Einrichtung nicht. Im Laufe des Jahres ist dann überall sogar eine rückläufige Bewegung eingetreten. Es begannen die Austritte — man denke: Austrittsmöglichkeit aus einer rein militärischen Einrichtung. — Bei denen, die nicht austraten, war zum Teil eine geringe Beteiligung an den Einzelübungen festzustellen. Dem Führer steht ja ein Zwangsmittel nicht zu Gebote. Die so notwendige Arbeitsfreude des Führers, ohne die er in seiner freiwillig übernommenen Aufgabe naturgemäß nichts leisten kann, erleidet jedesmal einen harten Stoß, wenn er auf das kleine Häuflein der Erschienenen blicken muß. Kann man von der Jugend wirklich verlangen, daß sie die Notwendigkeit der Übungen erkennt, daß sie die Unbequemlichkeit des Dienstes auf sich nimmt, auch wenn der Reiz der Neuheit schwindet? Staatszwang ist nötig, sonst ist es bald um unsere Jugendkompagnien geschehen. Es wäre töricht, sich darüber der geringsten Täuschung hingeben zu wollen. Es kommt hinzu, daß ohne solchen Zwang sich die stark auseinandergehenden Strömungen der deutschen männlichen Jugendpflege nicht in dem Punkt „einheitliche militärische Jugendvorbildung" vereinigen lassen. Wir stehen im Zeitalter der Notwehr. Es gilt im Kampf um Sein oder Nichtsein allen deutschen Wesens mit eisernem Willen das durchzuführen, was notwendig ist, uns den Sieg zu verbürgen. Das gilt auch für die Jugendpflege. Ist die militärische Jugendpflege notwendig, so treten alle anderen Richtungen deutscher Jugendpflege jetzt ganz zurück hinter die Aufgabe der Wehrhaftmachung im rein militärischen Sinn. Und in der Tat ist das Fehlen einheitlicher militärischer Jugendvorbereitung seit Jahrzehnten eine klaffende Lücke in unserer Rüstung. Längst haben unsere Feinde das erkannt, hier einen Hebel eingesetzt und uns einen starken Vorsprung abgewonnen. In England, Frankreich, Rußland, Italien und Japan arbeitet seit langen Jahren eine planmäßige und großzügige militärische Jugendvorbereitung mit allen Mitteln staatlicher Förderung, unter denen auch Zwangsmaßregeln nicht fehlen *). Sicherlich wäre es ein nicht zu unterschätzender Gewinn, wenn auch bei uns alle diejenigen, die wir heute nach verhältnismäßig kurzer Ausbildungszeit in das Feld hinausſenden, durch solche Schule einer mehrjährigen militärischen Jugendvorbereitung hindurchgegangen wären.

Die Forderung auf Einführung staatlicher Zwangsjugendwehr in Deutschland stammt nicht erst von heute. Vor mehr als hundert Jahren haben keine Geringeren als Scharnhorst und Gneisenau nach der Unglückszeit 1806/07 die Aufnahme einer soldatischen Erziehung in das deutsche Schulwesen gefordert. Gneisenau machte den Vorschlag: kein deutscher Jüngling dürfe die Braut eher

*) Näheres darüber in meinem jetzt auch als Sonderdruck im Buchhandel erschienenen Aufsatz: „Die deutsche Jugendwehr als Notwehr deutschen Volkstums", Verlag Quelle und Meyer, Leipzig, in der Zeitschrift für Pädagogische Psychologie, Jahrgang 16, 5./6. Heft.

zum Altar führen, als bis er auch fähig und vorbereitet sei, sein Vaterland zu verteidigen. Freiherr vom Stein fügt diesem Vorschlag die Bemerkung hinzu: „Man wird in allen Stadtschulen Anstalt treffen können, um Kenntnisse im Gebrauch der Waffen und der Bewegung größerer Menschenmassen zu bewirken."

Diese Mahnungen unserer großen Führer aus eiserner Zeit sind ungehört verhallt. Wie ein Hohn auf sie mutet die Einjährig-Freiwilligen-Prüfung an, die für den Erwerb militärischer Befähigung nur den Nachweis geistiger Fähigkeiten verlangt.

Seltsam genug! Die Forderung jener Helden der Befreiungskriege schallt auch aus ganz anderem Lager zu uns. Schon 1865 forderte der Sozialdemokrat Friedrich Engels, daß das Schwergewicht militärischer Ausbildung in die Jugenderziehung gelegt werde. In zahlreichen Aufsätzen hat er später diese Forderung wiederholt. So damals, so heute! Rechts und links in Deutschland der Ruf nach einer pflichtmäßigen Jugendwehr. Wird er endlich in diesen Tagen Erfüllung finden?

Die verbreitete Ansicht, die Regierung bewahre in dieser Sache um deswillen ihre auffällige Zurückhaltung, weil sie vor den organisatorischen Schwierigkeiten zurückschrecke, greift sicher fehl. Gewiß mag der Ausbau der Organisation im einzelnen Schwierigkeiten begegnen, aber sie sind gering gegenüber den gewaltigen organisatorischen Aufgaben, die wir Deutsche in diesem Kriege schon haben leisten müssen. Wo es unsere Wehr gilt, gibt es jetzt keine Schwierigkeiten mehr.

Warstat schlägt vor, die Schulen (Volks-, Fortbildungs-, Mittel- und höhere Schulen) zu den eigentlichen Trägern der Organisation zu machen und den Jugendkompagnien innerhalb dieser Organisation „eine gewisse Selbständigkeit" zu gewähren. Eine solche Regelung wäre recht bedenklich. Die Jugendkompagnien sind als rein militärische Einrichtung gedacht und ausgebaut. Entkleidet man sie dieses militärischen Charakters, so entsteht ein Gebilde ohne Fleisch und Blut. Sie müssen eine Einrichtung des Heeres, ein rein militärisches Organ, bleiben, den militärischen Kommandostellen unterstellt sein und lediglich militärischer Führung und Aufsicht unterworfen sein. Führer müssen im wesentlichen nur tatkräftige, junge Offiziere und Unteroffiziere sein. Denn es kommt vor allem auf das rein militärische Können an. Ohne dies ist der beste Pädagoge kein guter Führer für die Jugendwehr. Jetzt, wo die militärischen Führer meist im Felde stehen, mögen andere Führer ausreichen. Später wird das rein Soldatische im Zeichen der gewonnenen Kriegserfahrung für die Führung der Jugendwehr entscheidendes Gewicht haben.

Jede Jugendkompagnie muß einem bestimmten Truppenteil angegliedert werden, durch den ihm alle militärischen Einrichtungen zur Verfügung gestellt werden. Zu größeren Truppenübungen und Paraden sind die Jugendkompagnien hinzuzuziehen, sei es als Zuschauer oder als mitwirkende Verbände. Die Einrichtung der Oberleitung für den Korpsbereich und mehrerer Bezirksleitungen für die Einzelbezirke dürfte beibehalten werden können. Aber man nehme nicht

ältere, verabschiedete und verbrauchte Offiziere für diese Stellen. Frische, junge Kräfte, die mitten im Leben stehen und jung mit der Jugend sein können, gehören in diese Stellen hinein. Aktive Offiziere, sofern sie anderweit entlastet werden, werden vielfach für diese Posten recht brauchbar sein. Auch die Führerfrage wird mit der Zeit aus der Zeitspanne der Freiwilligkeit herauswachsen. Besoldete militärische Führer wird man bestellen müssen. Bei ihrer Auswahl ist größte Sorgfalt am Platz. Der gute Wille, ein tüchtiger Jugendwehrführer zu sein, tut es allein nicht. In der Hauptsache kommt es auf großes militärisches Können an, dem nach dem Kriege ausgedehnte Kriegserfahrung zur Seite stehen muß. Ein guter Leiter der militärischen Jugenderziehung muß aber sich selbst die Jugendfrische bewahrt haben, ohne die er nicht ein Führer der Jugend sein kann, er muß eine aufrechte, starkentschlossene Persönlichkeit sein. Hartzufahrendes Wesen ist unangebracht aber immer noch besser als weiche Unentschlossenheit. Vor allem verlangt die Jugend starke Persönlichkeiten, denen sie sich willig unterordnet. Beileibe niemanden gegen seinen Willen zum Führer abordnen, den nicht aus sich selbst heraus die Liebe zur deutschen Jugend dieser Arbeit an unserer Zukunft zutreibt! Wie bei jeder Jugendpflege liegt ja auch bei der militärischen Jugendvorbildung der Erfolg unserer Arbeit wesentlich im verständnisvollen Zusammenarbeiten zwischen Führer und Jungleuten begründet. Wer nicht die heiße Liebe zur deutschen Jugend in sich trägt, wird niemals dies gegenseitige Verstehen erreichen.

Aus alledem geht hervor, daß die militärischen Jugendkompagnien unmöglich sich einfach in die Schulorganisation eingliedern lassen. Sie müssen weiterhin eine selbständige militärische Einrichtung des Armeekorps bleiben. Immerhin wird ein verständnisvolles Zusammenarbeiten mit der Schule, eine Anlehnung an die bestehenden Schulorganisationen dringend geboten sein. Alle Staatseinrichtungen müssen der großen Aufgabe, unsere Rüstung auszubauen, dienstbar gemacht werden. An einzelnen Orten wird sehr darüber geklagt, daß besonders an den höheren Schulen die Lehrkräfte der militärischen Jugendvorbildung durchaus ablehnend gegenüberstehen und ihr Hindernisse in den Weg legen. Einem solchen, im Gegensatz zur vortrefflichen Mitarbeit zahlreicher Oberlehrer in den Jugendkompagnien stehenden Verhalten muß von der Staatsverwaltung ein schnelles Ende gemacht werden. Längst hätte schon der Schulzwang für die militärische Jugenderziehung dienstbar gemacht werden müssen. Das preußische Handelsministerium hat bereits einen Versuch in dieser Richtung unternommen. Es hat den Vorständen der Fortbildungsschulen freigestellt, für Kriegsdauer den Unterricht bis auf wöchentlich zwei Stunden für Schüler über sechzehn Jahren zu beschränken und lehrplanmäßig an die Stelle der freigewordenen Stunden die Übungen zur militärischen Jugendvorbereitung zu setzen.

Leider ist von dieser Befugnis nur selten Gebrauch gemacht worden.

Ein Zusammenwirken zwischen Schule und militärischer Jugendkompagnie ist auch um deswillen nötig, weil in dem vorhandenen Rahmen der Schulorgani-

sation sowohl das Musterungsgeschäft wie die ständige Militärkontrolle sich unschwer bewerkstelligen läßt. Eine Erweiterung der Fortbildungsschule dahin, daß ihr Rahmen, soweit militärische Vorbereitung in Frage kommt, alle schulentlassene männliche Jugend umfaßt, wird freilich nötig sein. Das Kultusministerium und die Schulverwaltungen werden der neuen Regelung dadurch Rechnung tragen müssen, daß einerseits der Turnunterricht nach militärischen Gesichtspunkten ausgestaltet wird, anderseits die Zeit für die Übungen der Jugendkompagnien durch Verkürzen des übrigen Lehrplans gewonnen wird. Seit vielen Jahren ist in Frankreich schon eine solche Regelung festgelegt. Warum sollte das in Deutschland nicht möglich sein? Nach dem Vorbild Italiens wird man auch bei uns eine dem Kriegsministerium angegliederte besondere Zentralbehörde für militärische Jugenderziehung schaffen müssen. Vorbildlich ist auch die in Italien getroffene Gesetzmaßnahme, nach welcher der Erwerb des Einjährig-Freiwilligen-Zeugnisses abhängig ist von der erfolgreichen Teilnahme an der militärischen Jugendvorbereitung. Für die Einkleidung und Ausrüstung der Jungleute sind staatliche Mittel bereit zu stellen. Es ist sehr zu überlegen, ob der Standpunkt beizubehalten ist, nach welchem jede Ausbildung mit der Waffe ausgeschlossen sein soll. Alle übrigen Staaten, die sich mit militärischer Jugendvorbildung befassen, haben Schießübungen mit der Schußwaffe in den Lehrplan aufgenommen. Die überwiegende Meinung geht auch bei uns in den beteiligten Kreisen dahin, daß Auge und Hand des Jünglings nicht früh genug an die Schußwaffe gewöhnt werden können. Um ein ruhiges, sicheres Schießen auf bewegliche Ziele zu erreichen, ist eine große Selbstzucht nötig, die nur durch langjährige Gewöhnung erreicht werden kann. Die Zeit der militärischen Jugendvorbildung kann solche durch Jahre fortgesetzte Gewöhnung bieten. Schwächliche Bedenken können bei dem Ernst und der Gefahr der Stunde wahrlich nicht mehr Platz greifen.

Für alle Jugendkompagnien wäre ein einheitlicher Lehrplan aufzustellen. In diesem Sinne ist auch eine Nachahmung der französischen Einrichtung des brevet d'aptitude dringend zu empfehlen. In Frankreich tritt bezirksweise alljährlich in der Zeit vom 1. bis 31. Juli eine aus Offizieren, staatlichen Abgeordneten und Vertretern der Vorbereitungsgesellschaften bestehende Körperschaft zusammen und prüft einzeln alle ihr vorgestellten Jungleute. Wer die Prüfung besteht, erwirbt mit dem brevet d'aptitude folgende Berechtigungen: Wahl der Waffe und des Truppenteils, Eigenschaft als Unteroffizieranwärter, Bevorzugung bei Beförderung, Verwendung zu besonderem Dienst.

Die Prüfung würde eine Auslese solcher Jungleute schaffen, die zur Ergänzung des Unteroffizierkorps geeignet sind. Im übrigen würde alljährlich eine Vorstellung jeder Kompagnie vor der Militärkommission stattfinden müssen.

Es fragt sich, ob man den Sonntagnachmittag als Übungszeit beibehalten soll. Zwei Einwände werden geltend gemacht. Man sagt, der Sonntag müsse der im Aufblühen begriffenen freien Jugendpflege vorbehalten bleiben. Von anderer Seite wird entgegengehalten, am Sonntag gehöre der Jüngling ent-

weder seiner Familie oder der freien Erholung und dem Vergnügen. Gegenüber der rein praktischen Frage, ob die Wahl des Sonntags als Übungstag notwendig ist, können derartige Einwände keine Beachtung verdienen. Wenn die männliche Jugend in der Arbeitszeit der Woche zum überwiegenden Teil im Wirtschaftsleben nicht zu entbehren ist — was möglicherweise für die Kriegszeit zutrifft — muß eben der Sonntag gewählt werden. Für solche Jugendliche, die auch für wenige Übungsstunden nicht aus der Arbeit herausgenommen werden können, wären behördliche Unabkömmlichkeitszeugnisse auszustellen, die von der Teilnahmepflicht befreien. Eine weitere Frage praktischer Erwägung ist diejenige, welche Altersklassen für die militärische Pflichtjugendvorbildung heranzuziehen sind. Sicher müssen die Siebzehnjährigen bis hinauf zu den Zwanzigjährigen von der Pflichtjugendwehr erfaßt werden. Manche wollen dagegen die Sechzehnjährigen, die in die heutigen Jugendkompagnien einbegriffen sind, außen vorlassen. Sie würden dann der freien Jugendpflege unterliegen. Die Gesamtzahl der vier Jahrgänge der Siebzehnjährigen bis Zwanzigjährigen beläuft sich nach angestellten Berechnungen in Deutschland auf anderthalb Millionen, diejenigen abgerechnet, die bereits unter der Fahne stehen*). Das gewaltige deutsche Jungheer der deutschen Wehrkraft dienstbar zu machen, fordert gebieterisch die ernste Stunde der Not: es gilt, eine Lücke an unserem Rüstungskleid zu schließen und alle in deutschen Landen vorhandene Wehrkraft der Verteidigung deutscher Art zu erschließen. Wird die große Stunde auch hier ein deutsches Geschlecht finden, das sie nutzt?

*) Professor Hildebrandt in Nr. 165, Jahrgang 21 der „Kieler Neuesten Nachrichten".

Kriegsliteratur

Von Dr. jur. Kurt Ed. Imberg

III. Indien und Ägypten.

Als England uns im August des vergangenen Jahres den Krieg erklärte, da richteten sich vieler Augen nach dem Orient, nach den großen britischen Besitzungen in Afrika und Asien. In Ägypten und Indien, glaubte man, werde die Flamme des Aufruhrs gegen die „verhaßte" Britenherrschaft auflodern, Mohammedaner und Hindus würden die günstige Gelegenheit benutzen, das schwere Joch der englischen Herrschaft abzuschütteln. So manchen wird es tief enttäuscht haben, — als abgesehen von einigen mehr oder weniger ernsten örtlichen Unruhen, die in diesen Ländern stets an der Tagesordnung sind — weder Ägypten noch Indien Anstalten trafen, die auf sie gesetzten Hoffnungen zu verwirklichen.

Diesem Glauben, als stehe die englische Herrschaft in Indien auf schwachen Füßen, tritt Professor Sten Konow in seiner ausgezeichneten Studie: „Indien unter der englischen Herrschaft" (Verlag von J. C. B. Mohr, Tübingen) entgegen. Nach einem kurzen Überblick über Land und Leute gibt der Verfasser einen klaren, höchst interessanten Abriß von der Geschichte der Eroberung Indiens durch die Engländer. Alsdann geht Konow dazu über, die heutigen Verhältnisse in Indien zu schildern, die Verwaltung, das Finanz- und Verkehrswesen des Landes, Landwirtschaft, Handel und Industrie dieses überaus fruchtbaren und reichen Gebiets. Unleugbar haben die Engländer, wie der Verfasser unumwunden zugibt, in Indien außerordentlich viel geleistet. „Die Verwaltung des Landes ist ausgezeichnet, und das ökonomische Leben hat so gewaltige Fortschritte gemacht, daß Indien jetzt im Weltverkehr eine überaus wichtige Rolle spielt." Alles dies hat England getan, nicht etwa weil es den Indern Kultur und Wohlstand bringen wollte, sondern weil man einsah, daß gute Verwaltung und planmäßige Arbeit, die auf das Emporkommen Indiens abzielt, auch vom englischen Standpunkte aus die einzige verständige Politik ist, und daß es „einfach selbstmörderisch" wäre, wenn die Engländer in Indien eine Mißwirtschaft zulassen würden.

Daß für eine allgemeine Volkserhebung in Indien kein Boden vorhanden ist, weist Konow in einem am 13. November 1914 in Hamburg gehaltenen Vortrage: „Die indische Frage" nach, der bei L. Friederichsen u. Co. in

Hamburg im Druck erschienen ist. Der Grund hierfür liegt hauptsächlich darin, daß es vorläufig keine indische Nation mit einheitlichem Charakter und einheitlichen Zielen gibt, trotz der mannigfachen, aber schwachen Versuche, die in den großen Städten von einzelnen unruhigen Elementen gemacht worden sind und gemacht werden. Es fehlt an einer gemeinsamen Sprache, die im ganzen Lande verstanden wird, und an einer gemeinsamen Religion. Die religiösen Gegensätze zwischen Mohammedaner und Buddhisten sind so tiefgreifend, und Religion und religiöse Rücksichten spielen in Indien eine so große Rolle, daß es den Engländern voraussichtlich auch ferner gelingen wird, mit Erfolg die einen gegen die anderen auszuspielen. Wenigstens noch für einige Zeit. Wie lange dies möglich sein wird, läßt sich natürlich nicht voraussehen. Mancherlei Gefahren drohen der englischen Herrschaft in Indien, wenn diese auch vielleicht noch entfernt sind.

Vor allem darf ein Moment auch bei der Beurteilung der indischen Frage nicht unberücksichtigt gelassen werden, das tief in die asiatischen Verhältnisse eingegriffen hat: der politische und wirtschaftliche Aufschwung Japans. Mag Japan auch vorerst in China genug zu tun haben, so läßt sich doch kaum leugnen, daß die Japaner ihre „Schlitzaugen" auch auf Indien mit seinen reichen Schätzen geworfen haben. Diese Gefahr scheint man auch in England allmählich zu begreifen; denn das freundschaftliche Verhältnis zwischen Japan und England ist stark abgekühlt und die Begeisterung für den gelben Bundesbruder hat bei John Bull bedeutend abgenommen, seitdem man erkannt hat, daß die japanische Politik nicht uneigennützig genug ist, für England die Kastanien aus dem Feuer zu holen, sondern bereits von seinem englischen Lehrmeister in der Politik gelernt hat, den „tertius gaudens" zu spielen.

* * *

Auch in Ägypten ist es — soviel man wenigstens hier gehört hat — abgesehen von ein paar kleinen nationalistischen Kundgebungen zugunsten der Türkei ruhig geblieben, und die, die gehofft hatten, ganz Ägypten werde sich erheben, um dem Rufe des Khalifen zum heiligen Kriege Folge zu leisten, sehen sich auch hier bitter enttäuscht. Ganz ungeniert setzten die Engländer den rechtmäßigen Khediven ab, als er sich ihren Weisungen nicht fügte, und fanden ein gefügiges Werkzeug in dem Prinzen Hussein Kamel, der seinem Namen wohl alle Ehre machen wird.

Ägypten bildet eins jener zahlreichen Beispiele von Selbstlosigkeit in der englischen Politik, die alles nur anderen zuliebe macht, ohne — wie wir ja jetzt so oft aus englischem Munde in den Zeitungen erfahren — auch nur im geringsten auf den eigenen Vorteil bedacht zu sein. Die Besetzung des reichen Nillandes durch England im Jahre 1882 und die aus diesem Akt entspringenden politischen Folgen bilden den Hauptgegenstand einer wissenschaftlich sehr brauchbaren, lesenswerten Schrift, die Dr. Maximilian von Hagen

unter dem Titel: „England und Ägypten. Mit besonderer Rücksicht auf Bismarcks Ägyptenpolitik" in der Sammlung „Deutsche Kriegsschriften" (A. Marcus und E. Webers Verlag, Bonn) veröffentlicht. An der Hand einer sorgfältigen Literaturkenntnis gibt der Verfasser ein sehr interessantes Bild von der Politik Bismarcks in der ägyptischen Frage. Er zeigt, wie Bismarck es meisterhaft verstanden hat, die beiden damaligen Rivalen im Niltale — Großbritannien und Frankreich — gegeneinander auszuspielen, indem er bald dem einen, bald dem anderen seine Unterstützung lieh, während er gleichzeitig der jungen deutschen Kolonialpolitik eben durch dieses Manövrieren auf die Beine half. Von besonderem Interesse dürfte die wenig bekannte Tatsache sein, daß Bismarck damals als Äquivalent für eine tatkräftige deutsche Unterstützung in der ägyptischen Frage wiederholt, wenn auch vergeblich, von England die Abtretung der Insel Helgoland an Deutschland gefordert hat.

Am Schluß seiner Untersuchung führt von Hagen aus, „daß seit Bismarcks Sturz eine Beeinträchtigung der englischen Stellung in Ägypten immer schwieriger wurde, da Deutschland seitdem die Mittel fehlten, mit denen es andere Mächte in Ägypten wie in der Epoche Ferrys gegen England hätte unterstützen können. Denn der ‚neue Kurs' gab die Rückversicherung mit Rußland preis, um die englische Freundschaft zu gewinnen und opferte damit eine Waffe, die Bismarck zur Sicherung gegen England geschmiedet hatte." Die Folge davon war, daß nach einigen vorübergehenden Verschärfungen im Jahre 1896 schließlich doch 1904 eine Einigung zwischen England und Frankreich zustande kam, die Ägypten völlig England auslieferte.

Durch diesen englisch-französischen Vertrag hatte die politische Stellung Englands in Ägypten eine deutlich bemerkbare Kräftigung erfahren, deren Folge auf der anderen Seite die Lockerung des Verhältnisses Ägyptens zur Türkei war. Wie Erich Meyer in seiner in der Sammlung „Der deutsche Krieg" erschienenen Broschüre: „Deutschland und Ägypten" ausführt, tritt von jetzt ab ein Umschwung in der durch französische Blätter gemachten „öffentlichen Preßmeinung" Ägyptens ein, die allmählich einen immer deutschfeindlicheren Ton anschlägt. — An dem ägyptischen Handel hat Deutschland in den letzten Jahren einen stetig wachsenden Anteil gehabt, wozu die Ausfuhr von Baumwolle nach Deutschland besonders beigetragen hat. Mit der raschen wirtschaftlichen Entwicklung des Landes hat weder die finanzielle — schon seit jeher der schwache Punkt des Nillandes — noch die kulturelle Schritt gehalten, und in hygienischer und sozialer Gesetzgebung ist bis in die letzte Zeit von seiten der englisch-ägyptischen Verwaltung nichts durchgreifendes geschehen.

Leider ist es, wie der Verfasser mit Recht beklagt, den in Ägypten bestehenden deutschen Schulen noch nicht gelungen, diejenige Stelle einzunehmen, die das Deutsche Reich seiner wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit und politischen Bedeutung nach beanspruchen und bei der nötigen Unterstützung durch die in Betracht kommenden Stellen in der Heimat auch erreichen könnte. Auf diesem,

besonders im Orient äußerst wichtigen Gebiete muß daher nach dem Frieden sehr viel geschehen, damit es uns gelingt, den bisher noch vorherrschenden französischen und englisch-amerikanischen Einfluß auf dem Gebiete des Schulwesens in Ägypten und im Orient überhaupt zu brechen.

Als Ziel des jetzigen Krieges für die ägyptische Frage fordert Meyer, „Deutschland und seinen Bundesgenossen wie in der gesamten Levante so auch in Ägypten die Bahn für einen starken wirtschaftlichen und kulturellen Einfluß freizumachen".

In derselben Sammlung wie die Meyersche Schrift erschien auch eine Arbeit von Dr. Richard Hennig: „Der Kampf um den Suezkanal." Der Verfasser gibt einen kurzen Überblick über die Geschichte und die völkerrechtliche Stellung des Suezkanals; er zeigt, wie England nach anfänglicher schroffer Abneigung gegen den Kanalbau in den siebziger Jahren unter dem Ministerium Disraeli plötzlich daran ging, den größten Teil der Suezkanalaktien aufzukaufen, und wie die englische Regierung es bei Abschluß der Suezkanalakten vom 29. Oktober 1888 verstanden hat, durch einen Vorbehalt die Bestimmungen dieses Vertrages derartig zu drehen, „daß England am Suezkanal jederzeit schalten und walten kann, wie es ihm beliebt, während alle anderen Staaten nach englischen Wünschen ohne Einschränkung an die Kanalakte von 1888 gebunden sein sollen". — Nach einer kurzen Darlegung der wirtschaftlichen Bedeutung des Kanals bespricht dann Hennig den Vormarsch der Türken gegen Ägypten und die Operationen auf der Sinaihalbinsel, wobei es die Türken bisher vermieden haben, das wichtige Kulturwerk zu zerstören, obwohl dieses sicherlich im militärischen Interesse gelegen hätte, um den englischen Truppentransporten aus Indien und Australien den Weg zu verlegen.

Am Schluß seiner Schrift tritt der Verfasser dafür ein, daß der Kanal nach dem Kriege das werden muß, was er auf dem Papier schon längst ist: ein internationales und neutrales Gewässer, dessen Verwaltung und Beaufsichtigung niemals mehr einer einzigen Nation anvertraut wird, nachdem sich der bisherige Vertrauensmann Europas, England, grobe Unredlichkeit in der Verwaltung hat zuschulden kommen lassen.

Das Schicksal des Kanals und Ägyptens wird aber nicht am Suezkanal oder im Niltale, sondern an den Dardanellen entschieden werden, um deren Bezwingung sich England und Frankreich nun schon seit Monaten trotz der größten Opfer vergeblich bemühen und — „in-schah-allah" — bemühen werden.

Fabeln

Der Kuckuck

Die Vögel hielten eine Beratung, wie sie ihre Jungen gegen die vielen Gefahren schützen und sicher aufziehen könnten. Der Kuckuck hörte gelangweilt zu und sagte endlich: „Ich verstehe nicht, warum euch diese unbedeutende Frage so angelegentlich beschäftigt.“ Sprachs und flog von dannen.

Die Löwen und der Kater

Der Löwe und die Löwin hatten sich am Rande eines Waldes gelagert und freuten sich des Sonnenscheins. Neugierig liefen vom nahen Felde Mäuse herbei, betrachteten erstaunt den ihnen unbekannten König der Tiere und seine Gemahlin und tummelten sich bald in dreistem Spiel über den Rücken der Löwin und die Pranken des Löwen hinweg. Auf einmal ergriffen sie erschreckt die Flucht und fuhren in ihre Löcher. „Was jagt ihnen plötzlich solche Angst ein?“ fragte die Löwin. Der Löwe schaute sich um, erblickte auf dem Rain einen schwarzen Kater und sagte auf ihn weisend mit Lachen: „Unser Büttel ist ihnen so furchtbar!“

Der Fuchs und der Hase

Ein alter Fuchs hatte sich in einem Eisen gefangen. Ein Hase, der in seine Nähe kam, sagte: „Dir geschieht recht! Aber was hilft uns der Tod des einen? Mit Hunden sollte man euch insgesamt aus dem Lande hetzen!“ „Wie viel gerechter sind wir!“ versetzte der Fuchs. „Wir würden euch Hasen in unserem Revier dulden und wenn eure Zahl noch zehnmal größer wäre!“

Otto Buchwald †

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber Georg Cleinow in Berlin-Lichterfelde West. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Lichterfelde West, Sternstraße 56.
Fernsprecher des Herausgebers: Amt Lichterfelde 498, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a.
Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.

Warum bekämpft uns Rußland?

Von Cato Videns

Ein in Rußland ansässiger Deutscher schreibt uns:

Die meisten Deutschen, die seit Jahren das Verhalten Rußlands gegen Deutschland und das Deutschtum aus nächster Nähe zu beobachten Gelegenheit hatten, fragten immer wieder erstaunt: „Was will Rußland eigentlich von uns?“ Warum dieser steigende Haß in vielen Kreisen? Verbinden uns nicht die Traditionen von anderthalb Jahrhunderten, verbinden uns nicht dynastische Beziehungen, verbinden uns schließlich nicht viele persönliche Freundschaften, Verwandtschaften und geschäftliche Fäden seit Generationen? Und nun seit etwa dreißig Jahren eine wachsende Hetze gegen alles Deutsche — warum dies alles?

Viel wurde über dies Thema gestritten, alle möglichen Gründe, richtige und falsche wurden angeführt, aber klar sind sich heute nur wenige über die eigentlichen Ursachen der veränderten Haltung Rußlands.

Am augenscheinlichsten trat diese nach dem russisch-japanischen Kriege in Erscheinung. Wir alle in Rußland lebenden Deutschen glaubten damals bestimmt, daß dieser Krieg mit einem deutsch-russischen Bündnis seinen Abschluß finden würde und die Zeit der Mißverständnisse endgültig vorüber wäre; viele Gründe stützten diese Hoffnungen. Ging nicht allgemein die Erzählung von Mund zu Mund, gleich nach Ausbruch des Krieges hätte Kaiser Wilhelm der Zweite dem Zaren mitteilen lassen, er könne wegen seiner Westgrenze vollkommen ruhig sein? Die Ereignisse schienen dies zu bestätigen; nie war Rußland so schwach wie 1906/07, nie hätte Deutschland eine günstigere Gelegenheit gehabt, um die schwarzen Pläne zur Ausführung zu bringen, welche ihm seit Jahren von der russischen Presse systematisch angedichtet wurden. Wie sah es denn damals in Rußland aus? Vollkommene Auflösung des ganzen, riesigen Reiches; kein Gericht, keine Polizei, keine Behörde funktionierte, die Armee zum Teil vernichtet, zum Teil revolutioniert, die Flotte meuterte — ein deutsches Armeekorps hätte genügt, um mit klingendem

Spiel in Kurland einzumarschieren und soviel davon zu besetzen, wie es gewollt hätte. Unser tüchtiger Generalstab wird alles dies wohl ebensogut gewußt haben, wie wir alle, die drüben wohnten und in dem Chaos um unser Leben sorgen mußten. Trotz alledem geschah nichts. Konnte Rußland einen schlagenderen Beweis für die Aufrichtigkeit seines großen Nachbarn verlangen? war nun nicht der Moment gekommen, das Kriegsbeil endlich zu begraben und die alten freundschaftlichen Beziehungen wieder herzustellen? gäbe es eine stärkere Macht als ein Bündnis Deutschland-Rußland? So dachten viele — und was kam? Rußland verbindet sich mit England gegen Deutschland. Seinem gestrigen Feinde, der ihm die ganze japanische Suppe eingebrockt hatte, wirft es sich in die Arme, um dem erprobten Freunde zu schaden. Fürwahr eine Wendung der Dinge, die tiefe Gründe haben muß; Erklärungen wie der Haß einzelner Personen des Hofes usw. genügen nicht; versuchen wir festzustellen, welches die wahren Gründe sind.

Ehe wir uns dem eigentlichen Thema zuwenden, soll eine Betrachtung eingeschoben werden, die für die Beurteilung der Frage von größter Wichtigkeit ist.

Was bedeuten Bosporus und Dardanellen für Rußland?

Rußland ist in erster Linie Agrarstaat; von der Lage der Landwirtschaft hängt sein gesamtes Wirtschaftsleben ab; der Industrielle jeder Branche hält sich stetig über den Saatenstand seiner Verkaufsrayons im laufenden, er weiß, daß die Kreditfähigkeit seiner Kunden in engster Verbindung mit den Ernteaussichten zu beurteilen ist; schon ein rechtzeitig eingetretener Regen bringt Aufträge und verkleinert die Zahl der protestierten Wechsel, ein fehlender Regen wirkt im umgekehrten Sinne. In viel stärkerem Maße wirkt dann naturgemäß der Ausfall der Ernte selbst; sie ist die Grundlage jedes wirtschaftlichen Aufschwunges und kann durch nichts ersetzt werden, wie etwa in Deutschland durch glänzende Industriekonjunkturen, die unabhängig von der Ernte des Reiches eintreten können. In Rußland ist die Industrie vollkommen auf Rußland selbst angewiesen und damit auf dessen Ernte.

Ist nun die Ernte glücklich unter Dach und Fach, so kommt als zweite wichtige Frage die der Realisierung des Getreides. Die Kornkammern Rußlands liegen zum weitaus größten Teil im Süden des Reiches, dessen Export aber geht über die Häfen des Schwarzen Meeres und Konstantinopel nach den verschiedensten Bestimmungsorten. Der Außenstehende kann sich nun kaum einen Begriff machen, in welcher Weise die kleinste Hemmung in den Meerengen auf das ganze Wirtschaftsleben des Riesenreiches wirkt. Es genügt, daß mit der Sperrung der Dardanellen nur gerechnet werden kann, um den ganzen Getreidehandel unter das Signum „flau" zu bringen. Die Getreidepreise fallen, die Händler kaufen gar nicht oder unlustig, Bauer und Gutsbesitzer können daher nicht oder nur zu schlechten Preisen ihre Vorräte los werden. Dies alles wirkt dann in verstärktem Maße auf das noch viel empfindlichere Warengeschäft zurück.

Unter dem vereinten Drucke dieser beiden Grundsäulen des Wirtschaftslebens leiden dann die Banken, die Börse, der Geldmarkt und der Rubelkurs. Kommt es jedoch zu einer tatsächlichen Sperrung der Meerengen, so ist die Wirkung aller eben angeführten Faktoren naturgemäß erheblich stärker und kann schließlich katastrophal werden, wenn sie zu lange dauert — wie zum Beispiel jetzt.

Man kann daher wohl sagen, daß, solange die Meerengen in türkischem Besitz sind, Rußland jede politische Schwankung der Türkei mitempfinden und mitleiden muß. Aus solchen Schwankungen kommt aber die Türkei seit Jahrzehnten selten heraus, daher haben sich Zustände entwickelt, die vom russischen Standpunkt aus betrachtet unleidlich sind; je stärker sich nun das Wirtschaftsleben Rußlands entwickelt, je größer die in Frage kommenden Werte werden, desto brennender wird die Meerengenfrage. Gebieterisch wird an Rußland die Frage herantreten, ob es Weltmacht ersten Ranges werden kann oder ob es sich mit einem zweiten Platze begnügen muß. Um einen Bismarckschen Vergleich zu wählen, ob es ein Hauswirt ohne Hausschlüssel bleiben soll.

Die weitere Bedeutung der Meerengen liegt darin, daß sie das Eingreifen Rußland feindlicher Flotten im Schwarzen Meere ermöglichen. Eine überlegene feindliche Flotte kann auf diesem Wege den Krieg über das Schwarze Meer direkt in die Eingeweide Rußlands tragen; so geschah es im Krimkriege und derselbe Fall kann wieder eintreten, sobald die entsprechenden politischen Konstellationen vorhanden sind, er wäre bereits heute da, wenn die türkische Flotte stärker wäre. Eine weit vorausschauende russische Politik wird auch diesen Gesichtspunkt nie aus dem Auge verlieren.

Es dürfte nach dem gesagten ohne weiteres einleuchten, daß die Meerengen so wichtig für die ungestörte Entwicklung des wirtschaftlichen und politischen Lebens Rußlands sind, daß es darum kämpfen wird, solange es die geringsten Aussichten auf Erfolg hat; erst wenn diese vollständig fehlen, wird es den Kampf aufgeben.

Peter der Große hatte dies alles mit dem Blicke des Genies erfaßt, als er seinen Nachfolgern die Besitzergreifung Konstantinopels als Vermächtnis hinterließ.

Deutschland, Rußland und die Meerengen

Wer einmal von Konstantinopel zu Schiff nach den Dardanellen reiste, wird sich erinnern, bald nach dem Verlassen des Bosporus das Russendenkmal für die Gefallenen von 1877/78 am Nordufer des Marmarameeres gesehen zu haben. Wer die Geschichte Rußlands kannte, wird sich bei diesem Anblick unwillkürlich gefragt haben: wie konnten die Russen hier wieder herausgehen, nachdem sie der Erfüllung ihres Traumes von Jahrhunderten so nahe waren? Wer zwang sie dazu?

Lassen wir die Ereignisse nach dem russisch-türkischen Kriege von 1877/78 kurz an uns vorüberziehen.

Mit großer Mühe hatte Rußland diesen Krieg gewonnen, ging aber so geschwächt daraus hervor, daß es sich fügen mußte, als ihm die europäische Diplomatie in dem Augenblick in den Arm fiel, da es sich anschickte, Konstantinopel zu besetzen. Besonders waren es England und Österreich, die eine drohende Haltung einnahmen. Am wenigsten interessiert an der Frage war damals Deutschland; aus diesem Grunde einigte man sich, einen Kongreß nach Berlin zu berufen, der den zwischen Rußland und der Türkei geschlossenen Frieden von St. Stefano berichtigen sollte, er tagte vom 13. Juni bis 13. Juli 1878. Rußland hatte erwartet, daß Bismarck bei dieser Gelegenheit bedingungslos seine Interessen vertreten würde und zwar als Gegendienst für die russische Neutralität von 1866 und 1870; es war sehr enttäuscht und verstimmt, als dies nicht der Fall war. Bismarck mag wohl der Ansicht gewesen sein, daß ein zu mächtiges Rußland in Deutschland nicht mehr einen Bundesgenossen, sondern einen Vasallen gesehen hätte. Ohne Zweifel bedeutet der Ausgang des Berliner Kongresses eine schwere Demütigung Rußlands; es mußte einen großen Teil des mühsam Erkämpften aufgeben und wurde für lange Zeit von den Meerengen fern gehalten. Die Verantwortung hierfür schoben die Russen in erster Linie Deutschland zu, noch heute herrscht in Rußland allgemein die Ansicht, daß man längst im Besitze der Meerengen wäre, hätte Bismarck dies nicht verhindert; es sei dahingestellt, ob es anders gekommen wäre, wenn Bismarck die ganze Wucht seiner Persönlichkeit in die Wagschale der russischen Interessen geworfen hätte.

Seit dem Berliner Kongreß datiert denn auch die Abkühlung des deutsch-russischen Verhältnisses. Die Russen mußten sich jetzt sagen, daß der Weg zu den Meerengen, der über den Balkan führt, für sie nur betretbar würde, nachdem sie Österreich besiegt haben würden, ferner, daß sie neben Österreich nunmehr auch Deutschland als Gegner finden würden oder kürzer gesagt: keine Meerengen ohne Besiegung Deutschlands. Dieser Erkenntnis mußte notwendig eine Frontveränderung der ganzen russischen Politik folgen, sie mußte Bündnisse suchen, die ihr den kommenden Krieg gegen Deutschland-Österreich erleichterten. Mit welchem Geschick diese Aufgabe gelöst wurde, dürfte allgemein bekannt sein, braucht daher nicht weiter behandelt zu werden. Hier also liegt der Schlüssel für das russische Gebaren während der letzten sechsunddreißig Jahre; betrachtet man die Ereignisse von diesem Gesichtspunkt aus, so findet man eine konsequente Folgerichtigkeit in allen russischen Handlungen; alle etwa auftretenden Gefühlsregungen mußten zurückstehen bei Verfolgung des großen Zieles — der Meerengen.

Viele Hindernisse gab es zu überwinden sowohl im Inlande wie im Auslande, daher kommt es, daß der wahre Grund für längere Zeit zurücktritt hinter den verschiedensten Schein- und Hilfsgründen, die nötig waren, um die öffentliche Meinung des In- und Auslandes genügend vorzubereiten. Diese Gründe zweiten Ranges wurden mit soviel Erfolg in das Vordertreffen

geschoben, daß sie noch heute vielfach über Gebühr bewertet werden. Aufgabe der folgenden Kapitel soll es sein, sie möglichst vollständig aufzuzählen und auf ihre tatsächliche Bedeutung zu prüfen.

Schein- und Hilfsgründe für den deutsch-russischen Krieg

Für jeden, der mit offenen Augen durch das Leben geht, ist es höchst ergötzlich zu beobachten, wie die Menschheit sich bemüht, dort, wo sie egoistische Zwecke verfolgt, diese unter schönen Masken zu verbergen. So sehen wir manche Leute unermüdlich in Wohltätigkeit arbeiten, daß man glauben könnte, ihr Herz hätte nur für Nächstenliebe Raum; sehen wir aber etwas schärfer hin, so finden wir oft, daß es ganz andere Triebfedern sind, die ihre Seele bewegen. Ein Titel, ein Orden, eine soziale Stellung, ja rein geschäftliche Interessen sind es oft, die soviel Liebe erzeugen. Genau wie im kleinen, ist es auch im großen: die Staaten annektieren Länder, nur um heiligste Kulturmissionen zu erfüllen, ein andermal wieder verteidigen sie schwache Nationen, nur um den heiligen Begriff des Rechts nicht verletzen zu lassen usw. Solche Gründe werden dann laut in alle Welt hinausposaunt und schließlich gibt es wirklich eine große Anzahl von Menschen, die diesen ganzen Mummenschanz für bare Münze nehmen. In Wahrheit ist es fast immer staatlicher Egoismus, der bestimmend wirkt. Solchen Grund kann man aber meistens nicht aussprechen, ohne der Sache zu schaden, weil eben durch ihn in den häufigsten Fällen der Egoismus anderer Staaten berührt wird. Unverhüllt in die Erscheinung tretend, würden die wahren Gründe wie ein häßliches Gesicht wirken. Alle vorgeschützten Scheingründe sind denn auch der Schminke auf einem runzligen Gesicht vergleichbar: sie sollen rosige Farben dort hervorzaubern, wo tiefernste Falten die rauhe Wirklichkeit bilden.

Auch Rußland hat zu diesem altbewährten Mittel gegriffen und zwar mit viel Erfolg, wie zugegeben werden muß. Noch heute, im dreizehnten Kriegsmonat wissen die wenigsten, um was es sich eigentlich handelt. Neben dem wirklichen Grunde, dem Besitze der Meerengen, werden viele andere Gründe als letzte Ursache des deutsch-russischen Krieges angesehen. Es sind:

a) Der Panslawismus

Die russische Presse gewisser Richtungen betonte seit einer längeren Reihe von Jahren die Mission Rußlands, das gesamte Slawentum unter seinem Schutze zu vereinigen. Diese Agitation wurde mit einer Heftigkeit geführt, die wirklich gewisse Kreise der russischen Gesellschaft entzündete; es bildeten sich panslawistische Vereine, die in diesem Sinne arbeiteten. Alles Unrecht, welches den slawischen Brüdern irgendwo zugefügt wurde, ward sorgfältig gebucht und in zündenden Artikeln den entrüsteten Lesern mitgeteilt; auf die Wahrheit kam es dabei nicht sonderlich an, auch fragte man nicht, wie sich denn die bereits mit Rußland vereinigten Slawen in ihren Rechten verhielten, gegenüber den

so grausam tyrannisierten Brüdern unter anderer Herrschaft. Mit gutem Grund; hätte doch ein Vergleich ergeben, daß die Geknechteten viel mehr Freiheit genossen, wie die bereits mit Rußland Vereinten. So wurde erreicht, daß der Panslawismus unter den Russen selbst Anhänger gewann, die anderen Slawen aber, die befreit werden sollten, dachten anders. Die Erfahrungen der Polen und Kleinrussen genügten, um ihnen jede Lust an einer Vereinigung mit Rußland zu nehmen. Sie verstanden sehr wohl, daß den maßgebenden Kreisen Rußlands nur insofern an den übrigen Slawen etwas liegt, als sie sie zu ihren eigenen Zwecken gebrauchen können und nicht etwa ideale Gesichtspunkte bestimmend für ihr Handeln sind. Dieser Tatsache entsprechend sehen wir denn auch, daß alle slawischen Völker unter russischer Herrschaft den heftigsten Bedrückungen ausgesetzt sind. Dasselbe Rußland, welches vorgibt, seine Stammesbrüder befreien zu wollen, versucht ihnen ihre Sprache, ihre Religion und ihre Kultur zu nehmen, sobald es sie unter seiner Herrschaft hat; wenn damit fast gar kein Erfolg erzielt wurde, so liegt dies einzig daran, daß die Russen selbst die unkultiviertesten Slawen in ihrem Reiche sind. Ein Pole, mit dem Verfasser einmal auf den Panslawismus zu sprechen kam, fragte ihn: „Denken Sie sich in die Seele eines Vollblüters, worauf glauben Sie kann das Tier stolz sein — daß es ein Vollblüter oder daß es ein Pferd ist?" Als die Antwort lautete „ein Vollblüter" sagte er sehr bezeichnend: „Sehen Sie, ebenso bin ich stolz darauf, ein Pole zu sein und lege keinen Wert auf mein Slawentum, welches ich mit recht zweifelhaften Genossen teile." Dieser Ausspruch ist recht charakteristisch und kennzeichnet das Denken sehr vieler Slawen, besonders im Hinblick auf die Russen. Unter den Kleinrussen besteht eine sehr intensive Bewegung gegen Rußland, die Bulgaren wissen ganz genau, daß, wenn sie den heißen Bemühungen Rußlands nachgeben würden, sie sich in derselben Lage wiederfinden würden, wie etwa eine heißumworbene Braut, die eine unglückliche Gattin geworden ist und unter den Brutalitäten ihres Mannes seufzt. Serbien und Montenegro sind noch weit von Rußland; sie benutzen es vorläufig recht geschickt für ihre Zwecke, denken aber gar nicht an eine Vereinigung. Dasselbe dürfte für die Tschechen zutreffend sein. Wo ist also der ganze Panslawismus? Bei den Russen? Das gleicht einem Manne, der für sich allein einen Verein gründet. Selbst in Rußland ist die Zahl panslawistischer Schwärmer gering, die maßgebenden Kreise sehen in dem Panslawismus lediglich ein Mittel zum Zweck; er eignet sich vorzüglich, um unter seiner Maske dauernd auf dem Balkan zu intrigieren und damit dem eigentlichen Zwecke vorzuarbeiten. Diesen aber — Besitz der Meerengen — kann man nicht klar aussprechen, ohne seine sämtlichen Freunde vor den Kopf zu stoßen; als Sasonow sich schließlich dazu entschloß, trat denn auch prompt die nachteilige Wirkung ein — die Maske war zu früh gefallen.

Ein Grund zu einem Kriege mit Deutschland ist der Panslawismus nicht gewesen; um Serbiens willen hätte Rußland uns ebensowenig bekriegt, wie

England dies getan hätte der Neutralität Belgiens wegen. In beiden Fällen handelt es sich um Scheingründe, die als solche recht gute Dienste geleistet haben. Als Hilfsgrund kommt der Panslawismus insofern in Frage, als er die kleine Zahl aufrichtiger, allslawischer Schwärmer unter den Russen zu einem Kriege gegen Deutschland angespornt haben mag.

b) Die Ausbeutung Rußlands durch Deutschland und die Deutschen

Seit Jahren hörte und las man in Rußland oft von der wirtschaftlichen Ausbeutung des Landes durch Deutschland und die Deutschen. Die in Frage kommenden Verhältnisse lagen ungefähr wie folgt: Rußland fühlte, daß seine großen, natürlichen Schätze ohne Hilfe ausländischen Kapitals und ausländischer Intelligenz nicht zu heben waren. Schon Katharina die Zweite berief deutsche Kolonisten, die ungemein viel geleistet haben und noch heute deutsch geblieben sind. Ebenso bemühten sich ihre Nachfolger Handwerker, Weber und Bauern, meist aus Deutschland, heranzuziehen. Der Zweck wurde vollkommen erreicht. Die ganze polnische und russische Industrie geht in ihren Uranfängen auf Ausländer, meist Deutsche, zurück. Allmählich nun wurden aus den kleinen Auswanderern große Leute, sie leisteten für das Land unendlich viel und kamen dabei selbst zu Wohlstand. Ihre Nationalität behielten sie vielfach bei, besonders auf dem Lande. Hier setzt nun die russische Scheelsucht ein. Ein Russe, der in eine Industriestadt kommt, sieht, daß die größten und schönsten Fabriken Nichtrussen gehören, die als die wohlhabendsten Leute des Ortes einen gewissen Einfluß haben, mit dem man rechnen muß. Das verletzte den russischen Nationalstolz; man empfand diese Lage der Dinge als unberechtigte Aneignung russischen Vermögens, vergaß dabei aber ganz, daß es sich meist um neu geschaffene Werte handelte, welche die Russen aus eigener Kraft nie hervorgebracht hätten. Bis in die allerletzte Zeit ruft die russische Regierung ständig nach der Hilfe ausländischer Kapitalien, möchte aber am liebsten gar keine Ausländer in Rußland haben. Ist ein solcher absolut unentbehrlich in einer neu zu gründenden Industrie, so würde man ihn am liebsten auf der bekannten Pomotschnik-Stellung (Gehilfe) sehen, die ersten Stellen aber sollen Russen einnehmen, die weder das Kapital noch die Fähigkeiten haben, solche auszufüllen. Dafür sind natürlich wieder die ausländischen Kapitalien nicht zu haben. Rußland befindet sich hier in der Lage eines Menschen, der ein Bad nehmen wollte, ohne dabei naß zu werden: Industrie, Handel und Steuern sollen sein, dazu braucht man ausländische Intelligenz und Kapital, aber die Ausländer selbst möchte man nicht — ein Ding der Unmöglichkeit. Als nun aus tieferen, politischen Gründen gegen alles Deutsche mobil gemacht wurde, kam auch dieser Grund an das Tageslicht; von Franzosen, Engländern und Belgiern, die ebenfalls sehr stark in der russischen Industrie vertreten sind, sprach man nicht, obwohl man sie auch nicht gerne sieht.

Was nun die Ausbeutung durch den reichsdeutschen Handel und der Industrie anbetrifft, so seien zunächst die betreffenden Zahlen für 1912 angeführt. Sie lauten:

Nach deutscher Statistik:

Import aus Rußland . . .	Rubel	707300000,—
Export nach „ . . .	„	314700000,—

Nach russischer Statistik:

Import aus Rußland . . .	Rubel	453800000,—
Export nach „ . . .	„	532300000,—

Der außerordentlich hohe Unterschied dieser Zahlen spricht an und für sich schon eine beredte Sprache; es würde zu weit führen, ihn hier eingehend zu erklären; wem an einer genauen Erklärung liegt, seien die „Grenzboten" von 1914 Nummer 26 empfohlen, er findet darin das nötige. Für den vorliegenden Zweck sei es genügend, darauf aufmerksam zu machen, daß schon in dieser Statistik eine Agitation von Staats wegen zu suchen ist. Die Zahlen wurden solange gedreht und gewendet, bis schließlich ein Ergebnis vorlag, welches bewies, daß Deutschland in dem Handelsverkehr mit Rußland im Vorteil sei; daß dieses Resultat trotzdem ein recht kümmerliches ist, beweist nur, daß die deutschen Zahlen die richtigen sein müssen; es ließ sich eben beim besten Willen nicht mehr wie eine Differenz von Rubel 80000000,— zugunsten Deutschlands herausrechnen. Diese aber ist nicht groß im Vergleich zu den Gesamtsummen. Eine lebhafte Presseagitation hatte auch auf diesem Gebiete eingesetzt, sie versuchte zu beweisen, daß Rußland in empfindlichster Weise von Deutschland ausgebeutet würde. Daß dem nicht so ist, beweist der rapide Aufschwung der russischen Industrie seit den letzten zehn Jahren, der nicht möglich gewesen wäre, wenn die deutsche Industrie so günstige Verhältnisse auf dem russischen Markte vorgefunden hätte, wie man glauben machen wollte. Ferner widerspricht dem die Tatsache, daß, als 1914 das russische Finanzministerium seine Vorarbeiten für einen neuen Handelsvertrag mit Deutschland begann — der jetzige läuft 1917 ab —, die Industriellen aller Branchen befragt wurden, ob sie eine Erhöhung der Zölle für ratsam hielten; hierbei stellte sich heraus, daß die meisten Industrien eine solche ablehnten und zwar mit der Begründung, daß man unter dem jetzigen Zollschutz sehr wohl mit Deutschland konkurrieren könne, eine weitere Erhöhung jedoch nur neue deutsche Konkurrenz nach Rußland bringen würde, alle die Fabrikanten nämlich, die heute in Rußland einen größeren Absatz haben und diesen durch Zollerhöhungen verlieren würden.

Als ferner Deutschland auf Grund seiner Ausfuhrprämien anfing, Getreide nach Rußland zu exportieren, legte die russische Regierung kurzerhand einen entsprechenden Einfuhrzoll auf das Getreide und verhinderte damit weitere Importe.

Man ersieht aus allem gesagten, daß der jetzige Handelsvertrag durchaus nicht das ist, was russische Agitation daraus machen will. Im übrigen ist jeder Handelsvertrag ein kaufmännisches Geschäft und es steht jedem der Teil-

nehmer frei, sich nach einigen Jahren davon zurück zu ziehen, wenn es ihm nicht lohnend erscheint. Für Rußland wäre diese Möglichkeit bereits 1917 eingetreten, Beweis genug, daß der Handelsvertrag kein ernster Kriegsgrund sein konnte.

Trotzdem muß zugegeben werden, daß die ganze Agitation gegen die wirtschaftliche Stellung Deutschlands und der Deutschen mit viel Erfolg geführt wurde; sie mag manchem Russen einen Krieg gegen Deutschland schmackhaft gemacht haben, kommt daher als Schein- und Hilfsgrund wohl in Betracht.

c) „Gegen das Deutschtum"

Ferner hörten und hören wir noch heute, daß Rußland nicht allein gegen Deutschland, sondern auch gegen das Deutschtum Krieg führt, genauer gesagt, es möchte alles, was deutsch ist, aus Rußland ausrotten und in der Welt politisch zurückdrängen. Wie steht es nun mit dieser Frage?

Blicken wir zurück in der russischen Geschichte, so finden wir, daß schon seit Peter dem Großen Deutsche als Lehrer nach Rußland berufen wurden, um die westliche Kultur nach dem Zarenreiche zu bringen. Seit Katharina der Zweiten, deren Tätigkeit bereits erwähnt wurde, war das Herrscherhaus eigentlich ein deutsches; der Faden, der durch Peter den Dritten mit dem Hause Romanoff geknüpft wurde, ist ein recht lockerer. Eheliche Verbindungen der Nachfolger Katharinas mit deutschen Prinzessinnen gaben dem Hofe immer einen deutschen Einschlag, die deutsche Sprache war bis zu der Regierung Alexanders des Dritten die gebräuchliche. Es war unter solchen Umständen zu natürlich, daß lange Zeit hindurch baltische und deutsche Edelleute die höchsten Hofchargen einnahmen und dann, auf dem Wege der in Rußland so gebräuchlichen Protektion wiederum ihre Verwandtschaft in hohen Staatsämtern unterbrachten. Wir sehen denn auch bis zur Regierung Alexanders des Dritten zahllose Beamten- und Offizierstellen von Deutschen besetzt. Es kann wohl gesagt werden, daß die Deutschen das ihnen entgegengebrachte Vertrauen voll rechtfertigten, sie fühlten durchaus russisch und waren treue Diener ihres Zaren. Sie haben viel dazu beigetragen, das Land vorwärts zu bringen. Nun kam aber der Moment, wo aus dem geknechteten Russenvolk allmählich eine national empfindende Intelligenzschicht herauswuchs; diese Errungenschaft ist nicht zum geringsten Teil das Verdienst der deutschen Lehrmeister. Mit dem steigenden Nationalgefühl sehen wir dann auch hier die alte Wahrheit in Erscheinung treten, daß Dankbarkeit nicht die Eigenschaft befreiter Völker ist, vielleicht auch nicht sein kann. Der Russe, der irgendeine Staatslaufbahn ergreifen wollte, sah die besten Stellen des Landes durch Deutsche besetzt und es ist wohl verständlich, daß sich infolgedessen ein gewisser Ingrimm gegen alles Deutsche in ihm festsetzte. Alexander der Dritte war es dann, der anfing, die Beamtenschaft und das Militär zu nationalisieren. War es früher ein Vorteil Lutheraner — die Russen klassifizieren nach der Religion — zu sein, so begann jetzt eine Epoche, in der orthodox Trumpf war. Immer weniger Lutheraner sehen wir in

leitenden Stellungen, immer heftiger wird der Kampf gegen alles, was nicht russisch ist. Dieser letzte Satz muß ganz besonders betont werden, also nicht nur Lutheraner, sondern alle Nichtrussen wurden möglichst von Staatsämtern ausgeschlossen oder zum mindesten den Russen gegenüber benachteiligt. Rußland hat damit eine schlechte Politik getrieben, denn, abgesehen von dem Haß, der dadurch unter allen Fremdvölkern gesät wurde, schwächte es sein eigenes Volk. Dieses, nur etwa fünfzig Prozent der Gesamtbevölkerung ausmachend — genaue Zahlen darüber gibt es nicht, die russische amtliche Statistik ist falsch — sollte nun womöglich den Beamten- und Offizierapparat für das ganze Reich liefern. Dadurch wurde der Gutsbesitzerstand landflüchtig und befindet sich als solcher in trostlosem Zustande; auch aus den anderen Ständen fand jeder Russe ein warmes Pöstchen an der Krippe des Staates, welches ihn schlecht und recht ernährte. Dadurch wurde das russische Volk faul und immer weniger fähig, den Kampf mit den anderen Völkern Rußlands auf wirtschaftlichem Gebiete zu führen, die ihrerseits, gerade durch den Druck, immer stärker wurden. Wir sehen heute den rein russischen Handel und die Industrie in Rußland immer mehr zurückgedrängt durch andere Völker: Deutsche, Polen, Juden, Engländer, Franzosen, Belgier usw. Die Folge davon ist dann wieder ein Haß, der zwar gegen alle Nichtrussen gerichtet ist, von der Regierung und den herrschenden Strömungen aber immer dahin dirigiert wird, wo er ihnen gerade wünschenswert erscheint; jetzt ist es das Deutschtum, welches seine Zielscheibe bildet. Verfasser ist der Meinung, daß die ganze Wut gegen das Deutschtum in Rußland künstlich entfacht und vergrößert wurde, unter geschickter Benutzung der wirklich vorhandenen Angriffshebel, um eben die öffentliche Meinung auf den kommenden Krieg mit Deutschland um die Meerengen vorzubereiten. Das russische Volk hätte ebensogut zu einem tiefen Freundschaftsgefühl geleitet werden können, wenn es seine Machthaber gewollt hätten. Im Grunde ist sein Gefühl den Deutschen gegenüber kein feindliches, im Gegenteil, freundschaftlicher wie zu den andern Fremdvölkern und Ausländern. Zahllose Mischehen zwischen Deutschen und Russen beweisen dies, jeder, der lange in Rußland gelebt hat, fühlte es; die Russen waren uns ebensowenig feindlich gesinnt wie wir ihnen. Nur in der allerletzten Zeit vor dem Kriege ging die Verhetzung so weit, daß sie anfing, auch im privaten Leben fühlbar zu werden.

Trotzdem muß auch dieser Grund als Hilfsgrund zum Kriege anerkannt werden. Es ist durchaus zutreffend, daß der nationalrussische Beamte und Offizier einem Kriege gegen Deutschland sympathisch gegenüberstand, hatte er doch dadurch Aussichten, die lästigen deutschen Konkurrenten in seiner Laufbahn in noch stärkerem Maße los zu werden, wie es bereits geschehen war.

d) Zwei weitere Hilfsgründe

Es bleiben, der Vollständigkeit halber, noch zwei wichtige Hilfsgründe zu erwähnen, die mit dem Deutschtum nichts mehr zu tun haben.

1. Seit Errichtung der russischen Duma war der Zar eigentlich nicht mehr Selbstherrscher. Dies paßte der Hofpartei ebensowenig wie gewissen Kreisen des Volkes. Ihnen sind die sogenannten „echt russischen Leute“ und die Geistlichkeit in erster Linie beizuzählen. Ihre Motive liegen klar auf der Hand, es sind dieselben, die wir in der Weltgeschichte überall da wiederfinden, wo ein geknechtetes Volk den Kampf gegen seine Machthaber aufnimmt. Mit einer freien Regierung schwinden für die bisher herrschenden Klassen die guten, alten Zeiten dahin, in denen sie, auf Kosten des geknechteten, verdummten Volkes sorglos in den Tag hinein leben konnten. Sowie die Revolution in den Jahren 1906 bis 1907 sich einigermaßen beruhigt hatte, begann ein langsamer, zäher Kampf gegen jedwede Freiheit des Volkes. Das Wahlrecht wurde verschiedentlich geändert, Rechte, die man einigen Fremdvölkern eingeräumt hatte, wurden beseitigt, die Presse wurde immer kürzer gehalten und so fort auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens. Man fühlte ordentlich den Druck der Regierungsgewalt immer stärker werden. Zu einem entscheidenden Schritte, wie etwa Abschaffung der Duma, oder Entziehung ihrer letzten Rechte, hatte man sich noch nicht entschließen können, es ist aber durchaus wahrscheinlich, daß die erwähnten, sehr mächtigen Kreise sich von einem siegreichen Feldzuge in dieser Hinsicht vieles versprachen. Verfasser ist der Ansicht, daß ein siegreicher Krieg das größte Unglück für die Völker Rußlands geworden wäre, ihre letzten Freiheiten wären dahingeschmolzen vor dem Glanze der siegreich zurückkehrenden Feldherren. Die französischen Tiraden über den gemeinsam mit Rußland geführten Kampf um die hohen Ideale menschlicher Freiheit und Gleichheit sind das albernste Geschwätz, welches man im Laufe des Krieges zu hören bekam. Gerade das Gegenteil dieser Ziele mag vielleicht eine größere Rolle bei der Entscheidung über Krieg und Frieden gespielt haben, wie man ahnen kann. Dieser, so sorglich verheimlichte Grund ist wahrscheinlich viel wichtiger, wie manch anderer, von dem unendlich viel geredet und geschrieben wurde. Fast möchte Verfasser annehmen, daß, nächst dem Hauptgrund — Meerengenfrage — dieser Grund die wichtigste Rolle spielt.

2. Die russische Waffenehre war durch den Ausgang des russisch-japanischen Krieges aufs tiefste verletzt; es gab Kreise, besonders unter den Militärs, die dies nicht verwinden konnten und sehnsüchtig auf eine Gelegenheit warteten, um diesen Flecken auf Rußlands Ehre durch neue Siege zu tilgen. Man dachte allerdings in erster Linie in diesen Kreisen an einen Krieg mit Österreich und hoffte, daß Deutschland im letzten Augenblick seinen Bundesgenossen doch im Stiche lassen würde. Schon einmal, während der Balkankrise von 1909, mußte der „Ritter in schimmernder Rüstung“ auf dem Plane erscheinen, um einen russischen Überfall auf Österreich zu verhindern. Als jedoch Rußland die Sicherheit hatte, daß auch England aktiv in einen Krieg gegen seinen wirtschaftlichen Nebenbuhler eingreifen würde, schwand die Furcht vor Deutschland, man glaubte nunmehr die Stunde gekommen, um Mukden und Tsuschima

durch einen siegreichen Einzug in Berlin und Wien vergessen zu machen. Auch von diesem Grunde wurde nicht viel gesprochen, eine Rolle aber hat er entschieden gespielt, welche, werden spätere Zeiten einmal klar erkennen lassen.

Gedanken über die Zukunft

Es darf wohl gesagt werden, daß den meisten Deutschen ein Krieg mit Rußland nicht recht nach dem Herzen war. Auch in Rußland gab es immer Kreise, welche das ganze gegen Deutschland und die Deutschen gerichtete politische Programm mißbilligten. Auf beiden Seiten konnte man eben nicht ohne weiteres vergessen, daß man anderthalb Jahrhunderte in einer Freundschaft gelebt hatte, die keinem der Freunde Schaden gebracht hatte. Wie es heute in Rußland in dieser Hinsicht aussieht, kann man nicht wissen; in Deutschland aber gibt es noch immer viele Kreise, die hoffen und wünschen, daß das alte Verhältnis mit dem Zarenreiche wiederhergestellt werden möge: sie kommen von den bewährten Überlieferungen nicht los. Unwillkürlich erscheint ihnen das verehrte Bild des alten Kaisers und seines Freundes Alexanders des Zweiten. Der herzliche Verkehr dieser Herrscher brachte viele freundliche, lichte Züge auch in deren Umgebung, sie leuchten noch heute als Erinnerung wie milder Sternenglanz über den blutigen Schlachtfeldern Rußlands. Es entspricht ganz dem zähen Empfinden des Deutschen, daß er das alles nicht ohne weiteres als lästigen Kram über Bord werfen kann; selbst in dem Depeschenwechsel kurz vor Ausbruch des Krieges finden wir Töne wieder, die aus diesem Empfinden heraus geboren sind. Aber betrachten wir einmal die Verhältnisse unter der Annahme, daß der wahre Kriegsgrund im vorliegenden richtig erkannt ist und fragen wir uns, ob unter solchen Umständen eine Möglichkeit besteht, das alte Verhältnis wiederherzustellen.

Man kann wohl heute mit einiger Bestimmtheit annehmen, daß Rußland den Zweck seines Krieges nicht erreichen wird, im Gegenteil, die Meerengen werden fester in den Besitz der Türken kommen, als sie es je waren. Damit bleibt der eigentliche Kriegsgrund bestehen, er wird sogar stetig gewichtiger werden mit dem steigenden Handel Rußlands. Es kann sich daher nur um eine Frage der Zeit handeln, genau wie nach dem japanischen Kriege, und wieder werden wir Rußland in dem politischen Schachspiel als starke Figur auf der uns feindlichen Seite wiederfinden. Dies ist um so wahrscheinlicher, als das gedemütigte Rußland nach Revanche dürsten wird. Wir werden nunmehr außer dem westlichen auch einen östlichen Nachbar haben, der Rache gegen uns brütet. Auch das Herrscherhaus würde daran nichts ändern können, selbst wenn es wollte; man möge sich vollkommen klar darüber sein, daß ein verlorener Krieg Rußland seine innere, politische Freiheit bringen wird, es können dabei Umwälzungen stattfinden, die sich heute noch gar nicht übersehen lassen, jedenfalls aber dürfte es mit der zarischen Selbstherrlichkeit endgültig vorüber sein. Erst dann wird Rußland ein wirklich gefährlicher Gegner sein, vorausgesetzt, daß es ungefähr in seiner jetzigen Ausdehnung aus dem bevorstehenden Zu-

sammenbruch herauskommt. Seine heutigen 150 Millionen meistens ungebildete Einwohner werden in zwanzig Jahren als 200 bis 250 Millionen erheblich höher stehender auf dem Kampfplatz wieder erscheinen und Vergeltung fordern; der russische Schlendrian wird unter einer anderen Regierung erheblich zurückgehen und es werden uns Armeen gegenüberstehen, die besser verpflegt, besser ausgerüstet, besser geführt und von einem besseren Geiste beseelt sein werden wie die heutigen. Welche Gefahr sich da für unsere nationale Zukunft vorbereitet, ist leicht zu ermessen. Möge uns genügend politischer Fernblick gegeben sein, um unter den rauchenden Trümmern von heute die aufkeimende Drachensaat von morgen zu sehen!

Nun kann noch eingeworfen werden, daß Rußland vielleicht doch seinen Dardanellentraum aufgeben wird, wenn es den Krieg verliert und damit die Basis geschaffen wäre, um nach einiger Zeit zu den alten Beziehungen zurück zu kommen, die um so herzlicher sein könnten, als man sich auf den Schlachtfeldern die nötige, gegenseitige Achtung erworben hat, welche solch ein Verhältnis nur begünstigen kann. Verfasser ist der Ansicht, daß dieser Fall nur eintreten würde, wenn Rußland vollständig und dauernd geschwächt aus dem Kriege hervorginge. Unmöglich ist dies nicht, denn es ist an sich unnatürlich, daß ein Volk ein Reich beherrscht, in dem es nur etwa fünfzig Prozent der Gesamtbevölkerung ausmacht, von der ein großer Teil kulturell höher steht als das herrschende Volk. Gelingt es, die Russen auf sich selbst zurück zu führen, das heißt einen Staat zu konstruieren, der nur aus Russen besteht, so wäre wohl der Grad der Schwäche erreicht, der sie zum Aufgeben so mancher anmaßender Hoffnungen bringen könnte, unter anderen der Dardanellen. Haß genügend hat Rußland unter seinen Fremdvölkern gesät, um dies zu erleichtern: ein abgetrenntes Polen, Finnland, Ostseeprovinzen, Bessarabien, ein selbständiges Kleinrußland, ein an die Türkei angeschlossenes, mohammedanisches Transkaspien würden diesen Zweck erfüllen. Können solche oder ähnliche Umwälzungen herbeigeführt werden, so könnte Deutschland ruhig der Zukunft entgegensehen, gelingt dies nicht, so wäre der erste Friedenstag gleichzeitig der erste Tag angestrengtester Rüstung für den kommenden Krieg mit Rußland um die Meerengen.

Innenkämpfe Großbritanniens

Studienversuch von W. Schubart

Unser gefährlichster Feind macht gegenwärtig schwere, wirtschaftliche Krisen durch — teilweise sind dieselben plötzliche, durch den Krieg verursachte Erscheinungen teilweise bedeuten sie Folgen schon lange treibender, organisch-wachsender Umänderungsbestrebungen. Im übrigen bezeichnet das Adjektiv „organisch-wachsend" in diesem Falle kein ohne weiteres gesundes Wachstum: auch krankhafte Wucherungen pflegen ja bei einem lebenden Gebilde „organisch zu wachsen"; in diesem Sinne wächst vieles in Großbritannien.

Zwei große Umänderungstriebe durchziehen Großbritanniens moderne, politische Existenz: beide suchen trotz aller krankhaften Ursachen ihres Treibens, trotz aller wirren Abschweifungen ihrer Wege — Harmonie, Ausgleich gefährlich-widerstreitender Kräfte — eine gesunde Synthesis, Kraftverbindung von Nationalwerten anstatt bisheriger Kraftverwirrung dieser Werte.

Das erste britische Harmoniesuchen, das der große Dichter Rudyard Kipling gerade als „Harmoniesehnsucht" bewertet hat, ist der wirtschaftliche Imperialismus zur Bildung Greater Britains.

Das zweite britische Umgestaltungsstreben, mit dem wir uns hier beschäftigen wollen, ist nur insular, insofern als es bloß die Insel England-Schottland, allenfalls Irland, direkt zu verbessern bemüht ist. Es sucht soziale, innenpolitische Harmonie für das United kingdom, nicht für das Empire. Seine Leitsätze entlehnt es von internationalen, sozialen, sozialistischen Verbesserungsideen. Sein Hauptführer ist Lloyd Georges, ein impulsiver Schüler des internationalen „Reformsozialismus". Lloyd Georges ist als Temperament eine Persönlichkeit; er ist ein willensstarker Einführer des ihm von fremden Geistern dargereichten Gehalts sozialer Ideen in britische Lebensprozesse. Ein origineller Denker ist Lloyd Georges nicht, aber — wie nicht oft genug betont werden kann — einer der robustesten, gewandtesten Zurichter fremder Gedanken.

Sein großes, soziales Programm bedeutet den Beginn insularer Ausführung alter Mindestforderungen des internationalen Sozialismus. Im an sich konservativen England wirken freilich schon diese Mindestforderungsversuche ganz besonders revolutionierend. Die Einführung doktrinär-sozialer Mindest-

forderungen wirkt ja im Raum, im Leben überhaupt überall bereits in einer Weise umgestaltend, und zwar vorzugsweise negativ-verändernd, daß dieses Zerstören schon an sich die noch mangelnde Reife, den groben Absolutismus jener Ideenwelt offenbaren muß.

Das Programm von Lloyd Georges heißt kurz: erstes Einführen gewisser Nebenforderungen des internationalen Reformsozialismus in England unter vorläufigem Schonen der altinsularen, kapitalistischen Aufbaues des britischen Wirtschaftslebens!

Diesen historisch gegründeten Aufbau will Lloyd Georges in den tiefsten Tiefen seiner insular-ehrgeizigen Seele noch nicht lockern — trotz seiner Worte, die vielfach nur eine brutale Abart vom alten, lieben „cant" sind.

Daß er diesen Aufbau in Wahrheit jedoch lockert, liegt in der brutaleren Einseitigkeit des Programms eines internationalen Reformsozialismus. Des letzteren Programm bedeutet im Kern ja eigentlich nur die Anbahnung eines mechanischen Prinzips: tunlichste Umsetzung der individuellen Arbeit und des individuellen Arbeitserfolges in Kollektivarbeit und vor allem Kollektivarbeitserfolg.

Wer nun die Seitenzweige dieser Doktrin in sein Land führt, der nimmt, ohne dieses vielleicht zu wollen, in Wahrheit die einfache, grobe Wurzel dieser Lehre in seine Hände und pflanzt sie, gibt ihr, wenigstens potentiell, geheime Kraft, während er nur das Zweiglein, höchstens einen Steckling, einzubringen scheinen mag.

Das hat Lloyd Georges bislang schon getan. Der Beginn seiner großen, „sozialen" Karriere war ein überspanntes Nachbilden unserer deutschen, sozialen Fürsorgetätigkeit. Die Alters- und Krankenversicherungen, die das liberale Kabinett mit dem spiritus rector Lloyd Georges durch das house trieb, waren eine für uns seltsame Mischung von Verneigen vor dem echt britischen, dem privaten Korporationsindividualismus der trade unions und von Unterliegen unter mechanische Lehren internationaler „Revisionssozialisten". Mit ihrer mangelhaften, finanziellen Grundlage wurden sie schlecht gebaute, soziale Kleinstützen. Dabei sind Alters- und Krankenversicherungen an sich gewiß notwendige, soziale Hilfen, beileibe keine revolutionierenden Mittel. Bei uns, in dem „Beamten- und Junkerstaat", sind sie auf friedlichem Wege, im Sinn edlen, historisch gegründeten Reformwillens eingeführt worden. Bei dem Stand der britischen Nationalpsyche wirkten sie „als Revolutionsversuche": Englands kapitalistischer Instinkt schlug wütend gegen einen nur mechanisch verstandenen Helferwillen. Englischer „Utilitarismus" fand auch bei dieser Gelegenheit nicht die Lebenslinie zwischen Egoismus und altruistischer, staatlicher Harmonie. Baco, Hobbes, Hume, Bentham, Smith, J. St. Mill und H. Spencer — sie alle haben mit ihrer utilitaristisch-ethischen Philosophie keine reine, organisch gewachsene, soziale Güte auf ihrer Insel hervorrufen können.

Die neuen englischen Alters- und Krankenversicherungen haben bislang weder die Beschützten, noch die Reformer selbst befriedigt. Durch sie werden

alle Beteiligten an den unrechten Stellen zu stark belastet: Unternehmer, Arbeiter und Staat. Infolge des Versagens der britischen Beamtenschaft sind Kosten, Aufwendungen und Ertrag jener Versicherungen in stetem Mißverhältnis. In Irland wirkt die Alterspension direkt als charitatives Zerrbild.

Traurige Mißverhältnisse herrschen auch bei den von Lloyd Georges vor allem beeinflußten agrarischen Reform-Acts sowie bei den eigentlichen Schutzgesetzen für die Arbeitsentlohnung gewisser Industriearbeiter. Die neueren „Allotment Acts", der „Improvement Act" usw., alle die modernsten agrarischen Gesetze Englands haben kleine, arg kleine Erfolge mit starker, finanzieller Staatsbelastung ergeben. Diese Acts klammern sich, ebenso wie die housing of the workmen-Acts und andere hygienisch gerichtete Gesetze des Kabinetts Asquith-Lloyd Georges — trotz aller Triebe nach Staatsübergewalt — zu sehr an den guten Willen des einzelnen, an einen „guten Willen", der nicht da ist. So werden die Kleinwirtschaften, die unter Staatszwang von counties und anderen Lokalverbänden wirklich abgesteckt werden, im besten Falle Sport-Kleinwirtschaften ohne viel Ertragswert; oder sie dienen — „auch hinten herum" — dem Vergnügungsbedürfnis kleinerer Sportsleute mit Raum-, Freilandsehnsucht und ohne Wunsch nach irgendeinem pflanzlichen Bodenertrag.

Die englischen Kleinwirtschaften-Acts hatten von jeher — auch unter den Kabinetten Gladstone und Salisbury — etwas spielerisches. Die tote Landwirtschaft Großbritanniens würde übrigens auch bei großzügiger Innenkolonisation, die anders wie Mr. David Lloyd Georges die Ertragszwecke des Bodens und nicht nur das Vorhandensein des Raumes für Freiland bewerten würde, ohne weiteres nicht wieder lebendig werden. Die agrarische Innenkolonisation an sich würde relativ bald wieder einschlafen zu Zeiten, in denen England an seine maritime Übermacht und an den gesegneten Boden seiner großen Überseekolonien nach glauben könnte. Möglicherweise helfen unsere Unterseeboote dem Wiedererwecken der englischen Landwirtschaft besser als alle Small holding Acts usw. Die eigentlichen, vor dem Kriege gegebenen Arbeits-Acts des liberalen Kabinetts haben soziale Umorientierungen in „Nebenpunkten" mit wahrer Überspanntheit versucht. Man denke zum Beispiel an die Einführung von Mindestlöhnen für gewisse schlecht entlohnte Industriearbeiter. Leider hat es sich bei derartigen mechanischen Änderungsversuchen auch wiederum ähnlich wie in der „Tochter-Kolonie", dem Commonwealth von Australien, gezeigt, daß einfache Zwangsmittel die Produktionsprozesse eines Landes kaum gerechter machen. Wenn kein organischer Gerechtigkeitswille die Arbeitsprozesse einer Nation belebt, so helfen formulierte Regeln, reglementierte Palliativ- und Heilmittelchen herzlich wenig. Gesetzeskraft hängt von dem Gewissen ab, nicht das Nationalgewissen von Formeln.

Die alte Arbeitsstruktur Großbritanniens war auch nicht gerecht gegen die Schwachen: es genügt das Zurückrufen des Philantropennamen Owen, um zu zeigen, als wie ungerecht sie wenigstens von einem englischen Outsider

empfunden wurde. Aber die alte, britische Arbeitsstruktur war stolz, gewissermaßen doch würdig mit ihren schlichten, herben Linien der Tuck Acts, der Labour and Manufacture Acts aus der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts. Der stärkeren Arbeitskraft schenkte der Wille, der Impuls der Nation Freiheit und staatliche Berücksichtigung zugleich. Auch der stärkere Handarbeiter war im Sinne dieser Acts der Geehrte, der Notwendige, also der Geschützte in seiner Arbeit und in „fairer" Arbeitsentlohnung. Die älteren Labour Acts verwarfen in vielen ihrer Hauptzüge sogar den Sinn von Manchester, weil sie das Wesen, den Kern einer starken, organisierten Einheits-, einer nationalen Kollektivarbeit fassen wollten. Allmählich hat England ein gut Teil des einfachen Nationalarbeitswillens verloren: der Cobdenismus hat Jahrzehnte nach Richard Cobdens Tode erst richtig gesiegt. England hat die Natur seiner industriellen Produktion erschreckend verändert: die alte, von ihm empirisch gefundene Präzisions-Industrie ist zur insularen, einseitigen Massenproduktion geworden. Der Stand der ungelernten Arbeiter hat so natürlich rapide steigen müssen. Diese ungelernten Arbeiter und andere kleine, schwache „hands" will die modernste Arbeitsgesetzgebung Englands vor allem behüten, schleppen und tragen, ohne die Nationalarbeit an sich heben, bewußt tüchtiger machen zu wollen und zu können. D. Lloyd Georges und Genossen greifen das englische Arbeitsproblem höchst oberflächlich an. Sie wollen „Kranke" pflegen. Sie sollten statt dessen versuchen, nicht die kranken „hands" zu verbinden, sondern die nationale Produktion selbst zur Stärkung, zur Harmonie zu führen. Mit dem Kriege haben sie diese Produktion jedenfalls zu einem groben Mißklang geleitet: Englands Handelsbilanz ist in den zehn ersten Kriegsmonaten um über sieben Milliarden Mark passiv geworden; seine Zahlungsbilanz besitzt — dank der grandiosen Pumpwirtschaft zugunsten der Verbündeten — ein Minus von fünf Milliarden Mark, Plus drei Milliarden Mark für Lebensmittel und andere Einkäufe aus „fremden Händen".

Das von Lloyd Georges so geliebte soziale Heilproblem wird allgemach für das Vereinigte Königreich unlösbar werden: eine Möglichkeit von „fairen" Minimallöhnen, das Recht auf Arbeit für „alle fleißigen Hände" usw. — alle diese guten, edlen Dinge sind nämlich wirklich nur da erreichbar, wo starke, tüchtige Arbeitsnachfrage, wo wahre, organisatorische Produktionsgesundheit besteht. Englands Handesbilanz ist aber schon lange vor dem Kriege in den wichtigsten, veredelten Waren dauernd und als Ganzes auch meistens logisch-fortschreitend geglitten — geglitten — geglitten. Das Aktivsaldo von etwa 3000 bis 3600 Millionen Mark p. a. ballte sich in den Händen einer dünnen Schicht. Die Arbeitsharmonie Englands war dahin — schon vor dem Kriege, als Lloyd Georges die Harmonie der Arbeitsentlohnung, in Nebensachen wenigstens, einzuführen bestrebt war.

Mit den allein noch stärkeren hands unter den Industriearbeitern, mit den Trade Unions, ist das System von Lloyd Georges vor dem Kriege und zur ersten Kriegszeit recht schwer fertig geworden. Jetzt scheint es anders, weil

England im Notkriege den bewußten Zwang gewisser internationaler, sozialistischer und quasisozialistischer Ideen unter dem Schutz von Militärgesetzen anwendet. Jetzt ist der Glaube an den „good will" der „high-souled, pureminded nation" recht tüchtig ausgeschaltet. Jetzt überspannt das englische Kabinett die Autokratie des Staates, weil England seit längerer Zeit schon eine Disharmonie zwischen Staats- und Individualwillen hat emporwachsen lassen. Jawohl, das hat die Insel „der idealen Konstitution" fertig gebracht. Bei uns in Deutschland ist aus der festen Staatsgewalt die tüchtige Bürgerfreiheit als Blüte erwachsen. In England entsteht jetzt ein furchtbarer Staatszwang als Gegengewicht gegen das Überwuchern eines lässigen Individualismus. Und interessant ist es zu beobachten, wie viel einschneidender, eingreifender dieser mechanische, modern-bewußte, von dem internationalen Sozialismus berührte Staatszwang im Verhältnis zu unserer historisch-wohlgepflegten Staatsgewalt ist. England überspannt jetzt den compulsory service der Arbeit, weil es keinen festen Kollektivwillen weder der Arbeit, noch der Arbeitsverteidigung besitzt.

Man lese die letzten englischen Bills: zuerst den Paragraphen, der das obligatorische, von der Regierung kontrollierte Schiedsgericht bei Lohnstreitigkeiten vorschreibt. Man lese weiter den Paragraphen, der den Paßzwang für Industriearbeiter vorschreibt, der einer Kategorie dieser Leute die Freizügigkeit tatsächlich verbietet. Weiter kann man im Lande der Trade Unions wohl kaum gehen. Aber die Trade Unions haben freilich derartiges selbst hervorgerufen — mit ihrem mangelnden Verständnis für die Erfordernisse des Krieges. Doch sie mußten ähnliches hervorrufen bei der sozialen Ungerechtigkeit, bei der immer unproduktiveren Struktur des Insular-Kapitalismus. Dieser Kapitalismus, Englands schärfster Individualismus, hat der Insel die jetzige sozialistisch-berührte, soziale Überspannung, hat das Wesen des David Lloyd Georges selbst verschuldet. Diese soziale Überspannung ist ja — wie schon angedeutet — Reaktion gegen den Auswuchs des englischen Egoismus, gegen diesen ausgesprochen insularen Individualismus, der im zuerst großzügig industrialisierten England des beginnenden neunzehnten Jahrhunderts und noch in dessen Mitte die starke, produktive Arbeit an sich stählte, der aber nun pathologisch, faul, Snobismus und Substanz einer spielerischen, höchstens banker gains mit Freuden einstreichenden Plutokratie geworden ist. Auf der einen Seite dehnt sich und gähnt dieser Gentlemen — Kapitalismus, ohne vollgültigen Wert — ohne Fortschritt zu schaffen oder zu unterstützen, und auf der anderen Seite verschuldet gerade er zum größten Teil das furchtbare, englische Elend der falschen Geldverteilung, der unregelmäßigen Arbeitsentlohnung mit den törichten Wochenverdienst-Kurven, er verschuldet endlich so die Schwächung der Arbeitsgelegenheit für viele willige Hände der Nation. Dieser Individualismus hat verursacht, daß der englische Handarbeiter in nationalen Spannungszeiten, also auch jetzt im Kriege, die Disharmonie zwischen seinem armen Leben, seinem ungeregelten Lohnarbeitserfolg und zwischen dem Daseinstriumph des oberen und fetten Mittelstandes ganz besonders bitter erkennen

muß. Der britische Handarbeiter „erpreßt" in politischen Notzeiten, weil die „silver-boxes" der Reichen keine Folgen echter, nationaler Arbeitskraft mehr sind.

Das Palliativmittelchen der Beschränkung des „Kriegsverdienstes" der Unternehmer zugunsten der Fabrikarbeiter wird der englischen Nationalpsyche wenig helfen, dauernd gewiß nicht helfen. Auf brutal-mechanischem Wege bringt es vielleicht zwar eine Augenblicksvermehrung der Leistungsfähigkeit der „hands", aber das ist alles. Diese Bill läutet aber außerdem auch grob die neue schlechtere Zeit für England ein — die Zeit, in der die Lohnarbeiter immer mehr heischen werden, und in der die produktive Arbeit der Insel immer weniger bedeuten wird. Ein mechanischer Antrieb des internationalen Sozialismus rüttelt an Englands bereits müde gewordener Arbeit, doch stärkt und vermehrt er sie nicht. Er wird höchstens eine gerechtere Verteilung immer kleiner werdender Verdienstposten bedeuten. Lloyd Georges Arbeitsprogramm ist kein Helferprogramm: es gibt unzufriedenen Kleinen die Kräfte zum Zertrümmern, zum Zerstören; zum Aufbauen gibt es keine: der englische Lohnarbeiter wird mehr und mehr suchen, den Anteil seines Arbeitserfolges, die Quote seines Verdienstes zu erhöhen. Die Summe des Arbeitsverdienstes, das eigentliche Rückgrat einer vorwärtsschreitenden industriellen Produktion, der einheitliche Unternehmergewinn, der jede große Produktionsausdehnung trägt, wird den englischen Lohnarbeiter dauernd recht kalt lassen; oder er wird wenigstens mit seinem mechanischen „Willigkeits"- und Egoismusgefühl diese Ausdehnungsmöglichkeit nicht positiv unterstützen können. Massengier ersetzt keinen starken Arbeitswillen leitender Persönlichkeiten. Viele kleine, heischende Hände, die faulen Reichtum verachten gelernt haben, und die so den Zweck des Reichtums verkennen müssen, schaffen keine kranke Nationalarbeit in gesunde um.

Die Registrierungsbill, der Paßzwang der Arbeiter, diese faktische Aufhebung der Freizügigkeit für gewisse Industriearbeiter — alle diese Zwangsfragmente bedeuten ein verzerrtes Beginnen von Zwang zur Arbeit.

Und wahrscheinlich ist es sogar, daß das Koalitionsministerium auf halben Wege umkehrt, daß es compulsory service weiterhin mehr androht als ausführt. Die Form der Anwendung der „Munitionsbill" in der Bergarbeiterangelegenheit hat hier schon viel gezeigt. Im Bergarbeiterstreik hat die Masse der Arbeiter den Minister des volltönenden Mundes besiegt. Kehrt das „Kabinett aller Talente" vor der Masse weiter um, so hat, fürchte ich, weniger die kluge, wenn auch zu vorsichtige Erwägung gewirkt, als der Snobismus, das geistige Dandytum der modernen britischen Plutokratie. Ist es anders — was ich für unwahrscheinlich halte — so geht England der schärfsten sozialen Umwälzung, die ein moderner Staat erlebt hat, mit schwankenden Schritten entgegen. Die moderne Weltwirtschaft wird dann nach den Gesetzen der logischen „fair competition", nämlich nach dem Gesetz der Auslese von Arbeitsbenutzung gemäß Arbeitswert über die von grober, „sozialer Mechanik" mehr oder minder beherrschte Insel hinwegschreiten. Soziale Gerechtigkeit

verlangt ja nicht elende Gleichheit der Arbeitsbewertung natürlich unterschiedener Volksglieder.

Der Harmoniesucher Lloyd Georges mag in Wahrheit die dümmste Disharmonie von Englands Arbeitstrieben erzielen. Seiner Oberflächlichkeit wäre dieser Ausgang zu gönnen: Lloyd Georges sucht ja nur das Dasein der kleinen Leute zu verbessern, sie zum besseren Leben mechanisch zu zwingen, ohne diesen kleinen Leuten die organische Verbesserungsnotwendigkeit ihrer Existenzen, die Stärkung der nationalen Arbeitsproduktion, im geringsten folgerichtig, einheitlich zu vermitteln. Diesen letzten Harmonieversuch hat dagegen der beste britische Imperialismus der wirtschaftlichen, allbritischen Vereinigung tiefgründiger versucht. Aber jenseits solcher organischer Besserungsversuche herrscht nun „das Programm des Lloyd Georges".

Der Dichterheld von Przemysl

Von Sigmar Mehring

In den schrecklichen Kämpfen des Weltkrieges war der galizischen Festung Przemysl eine besonders harte Leidenszeit beschieden. Sie wurde bekanntlich zweimal im Winter 1914/15 von den Russen belagert und fiel dann durch Aushungerung in die Hände des Feindes. Die Besatzung der Festung bestand zum größten Teil aus Ungarn. Während der Belagerung in den rauhen, trüben Wintertagen hatten sie die schwierigste Soldatentugend auszuüben: Geduld! Das rasche Draufgängertum, der Wagemut einer heißen Kampflust, Eigenschaften, die im Blute der Ungarn liegen und die im Weltkrieg oft genug zu glänzender Entfaltung gelangten, mußten gerade hier unterdrückt werden, denn die Besatzung von Przemysl war viel zu klein, um gegen die ungeheuere Übermacht der sie umringenden Russen anzukämpfen. Man mußte auf Entsatz warten. Kam er? Konnte er kommen? Wann? Wie lange noch war auszuharren? Diese Fragen bewegten Tag und Nacht viele, viele Monate hindurch die Gemüter der eingeschlossenen Truppe. Es gehörte ein unvergleichlich höherer Mut dazu, solcher Erregung standzuhalten, als ohne Besinnen dem Feinde in offener Schlacht entgegenzutreten.

Der Kommandant der Festung und seine Offiziere mögen keine leichte Arbeit gehabt haben, die Soldaten, noch dazu diese feurigen Ungarn, Woche um Woche, Tag um Tag zu beschwichtigen, ihre zerrinnenden Hoffnungen wieder aufzufrischen und die Helden des todverachtenden Sturmangriffs in Helden einer toddrohenden Entsagung umzuwandeln.

Da erstand aus der Schar der zur Kampflosigkeit verurteilten Krieger ein Helfer, ein Tröster und Führer in der Person eines ungarischen Dichters. Er

war zu den Waffen geeilt, wie alle wehrfähigen Männer Deutschlands und Österreich-Ungarns. In den Friedensjahren, vor dem Überfall der feindlichen Nachbarvölker, hatte er nur mit der Feder gekämpft, im Streite der Parteien, zur Ehre und zur geistigen und wirtschaftlichen Förderung seiner engeren ungarischen Heimat. Er hat aber die Feder, als er sie mit dem Degen vertauschte, nicht außer Dienst gestellt. Wenn das Schwert ruhte, griff er zu seiner alten Waffe und schrieb dröhnende Verse für die Marschlieder seiner Kampfgenossen.

Jetzt, in der eingeschlossenen Festung, fiel ihm eine andere Aufgabe zu: den Kameraden Geduld zu predigen. Wie das dem Dichter gelang, kündet die nachfolgende Zwiesprache zwischen einem halb schon entmutigten Soldaten und dem unverzagt hoffnungsfrohen Kameraden:

Im Festungslager

— Ewiger Nebel ballt sich!
Wann erst zeigt ein Spalt sich,
Kowatsch, o mein Kamerad?
— Das Gewölk durchschlitzen
Unsre Feldhaubitzen!
Schau' der Bomben Feuerpfad!

— Tage, Wochen sinken
Ohne Sonnenblinken!
Weißt du noch von Sonnenglut?
— Freund, sie wird sich zeigen,
Frührotschimmernd steigen
Aus dem Meer von Russenblut!

— Wie in Lehm gebacken
Starren unsre Jacken,
Nichts von Farben ist zu seh'n!
— Wenn wir ihn verbrennen,
Wird kein Feind erkennen,
Wo wir steh'n und vorwärts geh'n!

— Horch! Des Friedenszaren
Raubmordtrunk'ne Scharen
Trommeln an der Festung Tor!
— Laß sie nur beizetten
Pochen! Wir bereiten
Lustige Willkommgrüße vor.

— Wie so frech sie fragten,
Ob wir Hungers klagten
Und uns nicht ergäben bald
— Mögen sie verhungern,
Die da draußen lungern!
Uns gefällt's hier drinnen halt!

— Feldschrei der Tartaren!
Sturmlauf! — Den Husaren
Unsrer Honveds tun sie's nach!
— Äffen's nach! Die Tröpfe,
Holen blutige Köpfe,
Ihrem Wahn folgt Tod und Schmach!

— Jetzt ist Satan Pate!
Teufel! Die Granate
Höhlt in unserm Zelt ein Loch!
— Wenn ich bei mir hätte
Eine Zigarette,
Gäb's zum Rauchen Feuer doch!

— Eine, will's dir schmecken,
Wird im Rucksack stecken,
Wenn sie nicht schon fraß die Maus.
— Bist du einst zur Jause
Gast in meinem Hause,
Such' dir 'ne Havanna aus!

— Kalt ist's hier und eisig!
He, Rekrut, hol' Reisig.
Die Granate sei gelobt!
Warm hier unterkrauchen
Wollen wir und rauchen,
Bis der Ruff' hat ausgetobt.

Dieser Galgenhumor verfehlte seine Wirkung nicht. Die Verse und viele andere vor- und nachher gingen in Abschrift von Hand zu Hand. In Ungarn war der Name des Dichters schon bekannt, nun wurde er auch den Besatzungs-

truppen von Przemysl und allen Einwohnern geläufig. Man las die Unterschrift auf den Blättern: Gyoni Geza; von den Ungarn hörte man, wie er sich aussprach: Djooni Geesa. Geza ist der Vorname, der im Ungarischen nachgesetzt wird, Gyoni der Dichtername, die Familie heißt Achim. Die Heimat ist Sorbodko (früher Theresienstadt) in der fruchtbaren Ebene zwischen Donau und Theiß.

Die erste Belagerung von Przemysl, im Herbst 1914, endete mit der Zurückdrängung des russischen Einschließungsheeres. Die so befreiten österreichisch-ungarischen Truppen erweiterten sofort ihr Besetzungsgebiet. Man kann ihren Weg nach der Ortsangabe verfolgen, die Gyoni jedem seiner Gedichte beigefügt hat. Eines ist in Zuravina niedergeschrieben, nördlich von Przemysl, das nächste in Siedliska, einem nach Osten vorgeschobenen Fort, ein drittes in Pikulice, das südlich an einem kleinen Nebenflusse des San gelegen ist. Aus Siedliska stammt ein tragisches Gedicht mit dem feierlichen Titel:

Gebet auf dem Polenhügel

Auf des Hügels Schnee ein Tuch voll Blut —
Und ein toter Held, der drunter ruht.
Auf dem Polenhügel: Seelenamt!
Spätherbstblumen, Trauerblumen,
Holzkreuz, das vom Pulverkasten stammt . . .
Und die Kanonade dröhnt und flammt.

Ich entfalte stumm das Tuch voll Blut,
Schau den Helden an, der drunter ruht —
Muß so edle Kraft vernichtet werden?
Bruder, eben noch voll Siegesmut,
Ausgekämpft hast du den Kampf auf Erden.

Wasser hol' ich aus dem Quell herbei,
Wasche deiner Schläfe Todeswunde,
Und dein Kinn, das zarte, leg ich frei,
Deine Hände falt ich zum Gebet,
Bruder, der du hingemäht,
Todes Vorgeschmack im wehen Munde.

Und des Polenhügels Herbstesglanz,
Schneefrostweißer Margeriten Kranz,
Weih' ich dir, daß er dein Lager schmückt.
Diese Blumen, die ich seufzend wand,
Bruder, nimm, als hab' nicht fremde Hand,
Sondern deine Frau sie dir gepflückt. . . .

Deine treue Frau, die für und für
Deiner harrt an schmaler Gartentür,
Deiner harrt wie stets zur Dämmerstunde
Und nicht weiß, was sie so trüb berühr',
Und — vom Polenhügel ohne Kunde —
Ach, nicht weiß, vor wem der Fremde steht
Und statt ihrer sagt das Grabgebet:

Heißer Fluch fahr' in des Mörders Brust,
Fluch der Mutter um des Sohn's Verlust,
Fluch der Liebsten um des Mann's Verlust!
Dorren soll sein Satansleib,
Dorren, daß kein Saft drin bleib!

Auf sein Auge senke Schlaf sich nicht,
Fiebernd fürcht' er Krötengiftgezücht,
Fäulnis brenn' die Haut ihm wund,
Und vor seines Atems ellem Hauch
Flieh' sein eigner Hund.

Schaudernd weich' vor ihm die Liebste auch,
Honig werde bitter ihm im Mund —
Ihm, durch den du frühen Tod erfahren,
Ihm und die ihm meuchelnd Helfer waren
In dem Höllenreich des weißen Zaren!

Lodre, lodre, du mein heißer Fluch!
Amen! Amen!
— Und nun drauf und dran!

Drauf! Dem Feind zu trutzigem Besuch!
Drauf! Stürmt kühn und blutig an,
Wo dem Sieger volle Ernte lacht!

Nur noch einmal deine Hand gib mir,
Bruder, teurer, der du hier
Mit dem Tod mich hast vertraut gemacht!

Das Gebet ist ein Fluch, ein Fluch voll Wildheit und zügelloser Rachsucht. Man soll nicht vorschnell urteilen, daß solche Empfindungen Kennzeichen des maßlosen Überschäumens der ungarischen Seele sind, denn man muß sich vor Augen halten, daß hier ein durch die Greuel des Schlachtfeldes überhitztes Gemüt den ungeheueren Schmerz über die dem Vaterland zugefügte Schmach austobt. Das Gedicht trägt die Widmung: „Frau Alice Ibranyi, der Oberin des Roten Kreuzes". Daraus darf man schließen, daß die letzte Absicht des Dichters nicht blutige Rachgier gewesen ist, ein Gefühl, das doch gerade einer Oberin des Roten Kreuzes fremd sein muß, sondern der Trieb strafender Gerechtigkeit, der freilich, der kriegerischen Zeit angepaßt, in der schärfsten Form lebendig wird.

Ein späteres Gedicht läßt erkennen, wie meisterlich es Gyoni versteht, kriegerischen Ernst mit neckischer Satire, Wirklichkeit und Märchenstimmung zu einem künstlerischen Bilde zu vereinigen. Den Aufzeichnungen nach entstanden die Verse zur Zeit des grimmigen Nahkampfes zwischen Ungarn und Russen. Der Titel lautet:

Wachtfeuer

(Bei den Namen ist zu beachten, daß sie alle auf der ersten Silbe betont werden. Sie sind, wie auch an anderen Stellen, in Abweichung von der ungarischen Schreibform der ungarischen Aussprache angepaßt worden.)

Die Truppe ruht. Die Wache halte ich,
Mit mir die Sterne, die da droben hangen.
Im Glutschein röten die Gesichter sich —
Heut ist's uns wieder einmal gut ergangen.

Ich zähl' . . . eins, zwei . . . ja! Sie sind alle da!
Wie Blasebälge heben sich die Brüste.
Jungens, wie lang' war euch kein Liebchen nah,
Weich angeschmiegt, daß euer Mund sie küßte!

Traumengelein, entschwebt dem Himmelstor.
Für ein, zwei Stunden gibt es Ruhepause —
Im Sternland rasch den Großen Wagen vor:
Für ein, zwei Stunden bringet uns nach Hause.

Die heut wie Drachen stürmten durch den Raum,
Jetzt schlafen sie hier friedlich wie die Lämmer.
He, Leutnant Tschaaszahr lacht verliebt im Traum,
Der Schelm pürscht wohl nach fremdem Wild im Dämmer.

Sie, Schwager Bogdan, war'n heut wieder frech!
Leicht kam es, daß Sie auf der Nase lagen.
Gegen vier Russen! — — Haben Sie mal Pech,
Was würd' in Szobodko das Dirndl sagen?

Hier, Kamrad Szaboh war gewiß nicht dumm,
Er holte sich zwei russische Steppensöhne.
In Doboschi feilscht er jetzt am Jahrmarkt um
Ein Pfefferkuchenherz für seine Schöne.

Weinlese hält Freund Kowatsch, wie mich dünkt.
Die Zunge schnalzt, was guten Most bedeutet.
Vom Wirtshausschild in Buda baumelnd winkt
Der Russenschädel, den er jüngst erbeutet.

Noch aus dem Schlaf schreit Michael: „Zum Sturm!"
Geduld — Man wird sehr bald uns dazu laden —
Schon donnert es aus unserm Mörserturm . . .
Haho! Es tagt! . . . Gut'n Morgen, Kameraden!

Das Gedicht gehört zu den anmutigsten, die der Krieg gezeitigt hat. Mit geringstem Wortaufwand ist das Lager der ermüdeten Truppe gezeichnet, ihre Tapferkeit geschildert und bürgerlicher Beruf und Charakter des einzelnen scharf ausgeprägt. Und siegeszuversichtlich klingt es aus.

Aber die zweite Belagerung von Przemysl durch die Russen drückte die Stimmung der Soldaten recht bedenklich herab. Es bedurfte kräftiger Aufmunterung der Verzagenden, um ihre Niedergeschlagenheit zu bannen. Die Bemühungen des Dichterhelden geben sich in dem folgenden Gedichte kund:

„Balint, laß dein Stöhnen . . ."

(Balint ist die ungarische Wandlung des Vornamens Valentin. Tarogato — gesprochen: Tarrogatoh, mit dem Ton auf der ersten Silbe — ist ein flötenartiges Blasinstrument, das um die Wende vom siebzehnten zum achtzehnten Jahrhundert in Gebrauch kam.)

Balint, laß dein Stöhnen!
Fasching ist ja wieder!
Horch! Vom Polenhügel tönen
Tarogato-Lieder.
Balint, Freund, bedenke,
Daß hier uns Madjaren
Strahlend hell ein Leitstern lenke
Seit vielen hundert Jahren.

Balint, und bedenke:
Hier im sumpfigen Tale
Riefen gegen Feindesränke
Rakoczi's Signale.
Damals wie jetzt eben
Zogen wir zum Streite,
Damals auch um Tod und Leben
Stand uns Gott zur Seite.

Balint, sag' doch, war es
Damals nicht wie heute?
Fiel nicht auch ein Recht, ein klares,
Irrem Wahn zur Beute?!
Damals, grimm und blutig
Drohten Räuberscharen,
Doch auch damals klang es mutig:
Vorwärts! Auf! Madjaren!

Balint, zum Kreuzhimmel . . . !
Damals ward gerungen!
Schmach traf jeden feigen Lümmel,
Der kein Schwert geschwungen.
Krakau sah uns reiten,
Warschau sah uns rasten,
Die wir wie der Blitz im Gleiten
Die Verräter faßten.

Balint, o du Greiner,
Hat's dich sonst verdrossen,
Weil das Glück des Großwardeiner
Bischofs dir verschlossen?
Nähm' er dich zum Erben —
Bliebst du fern dem Heere,
Das mit siegen oder sterben
Kämpft um Ungarns Ehre?

Balint, nur nicht grämlich!
Und mit Gott nicht rechten!
Selber, wenn es not tät nämlich,
Ging' er mit uns fechten.
Gott verleiht uns Stärke,
Daß uns Siege reifen.
Engel Gabriel ist am Werke,
Gottes Schwert zu schleifen.

Balint, forsch! Kopf oben!
Sieh mein Auge brennen —
Hundertjährigen Zornes Toben
Kannst du drin erkennnen.
Und ich will dich lehren
Auf Kurutzen bauen:
Trug als Schreiber einst in Ehren
Rakoczis Vertrauen.

Rakoczi, Franz Rakoczi der Zweite, war der Führer der Kurutzen, die im vorigen Jahrhundert als Freiheitskämpfer für die ungarische und protestantische Sache wirkten.

Der eigenen, aus Freiheit- und Vaterlandsliebe erglommenen Kampfbegeisterung stellt Gyoni die Verzweiflung des zum Sklaven herabgewürdigten Feindes entgegen. So dichtet er den „Brief aus dem Russenlager“:

Alexis an Alexandra

Winternacht! Im Lager schnarcht die Mannschaft.
Fern ein Sternlein flackert durch die Landschaft.
Ist's ein Stern? Ist's Licht vom Stadtpalaste?
Drüben geh'n sie nicht so früh zu Raste!
Überm Kreuz am Hügel steigt das runde
Mondgesicht glutrot aus nächtigem Grunde,
Rot — wie die Gesichter glühn der frechen
Herrschaften, die auf dem Schlosse zechen.

Rotes Licht auch flutet auf die Gäste
Wie beim Petersburger Königsfeste.
. . . Nackte Weiber, Frankreichs Weiber,
Geben preis beim Kankan ihre Leiber.
Glühend heiß im Saal ist's — — — fort die Hüllen!
Das nennt Frankreich: Bundespflicht erfüllen!
Gräber schaufeln wir, der Frost ist bitter, —
Drüben glühn in Brunst die Knutenritter.

Alexandra, du mein Weib in Tränen,
Wie nach meinem Kuß magst du dich sehnen,
Seit mich Zaren-Ukas dir entrissen!
Alexandra, präg's dir ins Gewissen:
Küssen sollst du unsern lieben Jungen,
Halt' ihn du für mich im Kuß umschlungen!

Heißern Kuß sollst du ihm morgen geben —
Morgen wird kein Vater mehr ihm leben.
Dann mußt du den Vater ihm ersetzen,
Weil sie in die Todesschlacht uns hetzen.
Gräber schaufeln wir — — — weint, Frau'n und Mütter!
Morgen hetzen uns die Knutenritter.

Alexandra, Weib voll Leid und Wehe,
Die ich erst im Himmel wiedersehe,
Bis zum Morgen muß ich graben, graben,
Daß ein Bett die toten Brüder haben.
Drüben reizt Musik und Wein die Laffen,
Doch der Morgen, Weib, ruft zu den Waffen —
Wild ins mörderische Schlachtgewitter
Hetzt uns dann der trunkne Knutenritter.

Alexandra, Weib voll Weh und Jammer,
Such' im Himmel unsere Ehekammer.
Unsrer Erdenliebe Pfand, den Kleinen,
Hüll' ins letzte Lumpenstück von Leinen,
Das Zar-Väterchen uns noch gelassen:
Geh zu frohem Ziel dann deine Gassen.

Geh du zum Dnjestr, leise, leise —
Schlag' ein Loch dort aus dem harten Eise.
Todeswellen werden sanft euch grüßen . . .
Drück' ans Herz den Lieben, Kleinen, Süßen!

Drück' ans Herz ihn und gedenke meiner,
— Soll auch er so leiden? Wieder einer,
Dem die Erde wird zur Sklavenhölle?
Tauchet unter in des Stromes Welle!

Wär's die Hölle — uns erscheint's ein Eden!
Denn kein Satan knutet all und jeden.
Und uns strahlt des Wiedersehens Gnade.

. . . Morgen bin ich auch schon auf dem Pfade . . .

* * *

Gyonis Gedichte wurden noch während der Belagerung in Przemysl gedruckt und fanden so stürmische Aufnahme, daß schon im Februar 1915 die zehnte Auflage erscheinen konnte. Der Dichter bestimmte einen Teil des Honorars für die ersten zehntausend Exemplare, 5000 Kronen, zu wohltätigen Zwecken für die leidenden Kameraden und Armen der Stadt. Vereinzelte Exemplare wurden im Fliegerverkehr aus der Festung geschmuggelt. Budapester Zeitungen brachten die ersten Gedichte daraus zur allgemeinen Kenntnis.

Die hier abgedruckten Übersetzungen sind auf Grund der wörtlichen Verdeutschungen durch Professer Kohlbach-Budapest den ungarischen Originalen von dem Verfasser dieses Aufsatzes nachgeformt. Der Anklang an den Urtext ist mit größter Sorgfalt angestrebt worden, so weit es die Verschiedenheit des Sprachcharakters zwischen Deutsch und Ungarisch zuließ. Die ungarische Sprache, der ural-altaischen Sprachengruppe zugehörig, hat in Bau und Klang mit den indogermanischen Sprachen nichts gemein, sie zeigt nur Verwandtschaft mit dem Finnischen und einige Beziehungen zum Türkischen durch Aufnahme von Lehnwörtern aus dieser Sprache. Für die Metrik von wesentlichem Einfluß ist, daß im Ungarischen alle Wörter stark auf der ersten Silbe betont werden. So ist es für den ungarischen Dichter schwierig, andere als trochäische Verse zu bauen, wenn auch Formkünstler fertig gebracht haben, selbst antike Versmaße ungarisch nachzubilden. Der Fluß des Verses wird außerdem noch behindert, weil der grammatikalische Bau das Zeitwort mit sehr viel Anhängesilben belastet und so die wichtigsten Satzteile zu wahren Wortschlangen ausdehnt. Hier hat der deutsche Übersetzer, sofern er nur die Kunstform beherrscht, einen Vorsprung vor dem ungarischen Dichter. Anders steht es mit dem Klang. Zu den grammatikalischen Eigenheiten der ungarischen Sprache gehört ihre sogenannte Vokalharmonie. Durch sie werden die vielfältigen Ableitungssilben vokalisch mit dem Vokal der Stammsilbe in Gleichklang gebracht, eine Lautverschiebung, die stark den Wohlklang der ungarischen Sprache fördert. Dagegen ist die Reimmöglichkeit am Ende des Verses gerade dadurch eingeengt, mehr noch durch die silbenreichen Wortschlangen mit ihrer gegen den Schluß immer schwächer werdenden Tonkraft. Der ungarische Dichter behilft sich deshalb häufig mit Assonanzen (Halbreimen) und verzichtet selbst darauf manchmal. Was der Vers aber im ungarischen Gedicht durch ungenaue Reime einbüßt, gewinnt er innerhalb des Laufes an Klangschönheit durch die Vokalharmonie und ferner durch das Vorherrschen langgedehnter Vokale, die, in weiche Konsonanten eingebettet, der ungarischen Lyrik zu musikalischem Wohllaut verhelfen. In der deutschen Übertragung muß das durch volltönige Reime ersetzt werden.

Und das Schicksal des Dichters? Während man in Ungarn seine Verse liebgewinnt, ihn als einen zweiten Petöfi preist und nun auch über Ungarns Grenzen hinaus diese Kriegslieder voll Kraft und Schönheit weitertönen läßt, schmachtet der Dichterheld in russischer Gefangenschaft, in Alatyr, einer kleinen Kreisstadt südöstlich von Nischni—Nowgorod, an der Sura, einem Nebenfluß der Wolga. Möge er bald befreit werden und neue, Frieden und Freude kündende Lieder anstimmen.

Kriegstagebuch

6. August 1915. Die Belgier bei Heerniſſe ſüdlich Dixmuiden über die Yſer gedrängt. Franzöſiſche Angriffe bei Souchez und ſüdlich bei Leintry, öſtlich Lunéville abgewieſen.

6. August 1915. An der Weſtfront Kownos 500 Ruſſen gefangen, zwei Maſchinengewehre erbeutet. Zwiſchen Lomza und Bugmündung vom 4. bis 6. Auguſt 85 Offiziere und mehr als 14200 Mann gefangen, ſechs Geſchütze, acht Minenwerfer und 69 Maſchinengewehre erbeutet. Fort Dembe bei Nowo-Georgiewſk genommen. Die Bahnhöfe von Nowo-Minſk und Siedlce mit Bomben belegt. — Feindliche Stellungen bei Ruſtowola und nordöſtlich von Lenczna geſtürmt.

6. August 1915. Für die Türken erfolgreiche Kämpfe bei Ari Burnu und Sedd ul Bahr.

7. August 1915. Serock und Zegrze vor Nowo-Georgiewſk, bei Warſchau das öſtliche Weichſelufer genommen. Lubartow genommen, die Ruſſen über den Wieprz geworfen. Bei Miechow und Lubartow über 8000 Mann gefangen.

7. August 1915. Neue Truppenlandungen der Alliierten auf der Gallipoli-Halbinſel bei Karatſchali und nördlich Ari Burnu erfolgreich von den Türken abgewehrt. Das türkiſche Linienſchiff „Barbaroß Haireddin“ durch ein engliſches Unterſeeboot verſenkt.

8. August 1915. Die offene Stadt Saarbrücken durch franzöſiſche Flugzeuge bombardiert, zwei der Flieger wurden abgeſchoſſen.

8. August 1915. Bei Kowno und bei Lomza näher an die Feſtungen herangearbeitet, 1800 Ruſſen gefangen, 15 Maſchinengewehre erbeutet. Die Straße Oſtrow—Wyszkow überſchritten, Praga beſetzt, Nowo-Georgiewſk völlig eingeſchloſſen. — Armee von Woyrſch überſchreitet die Straße Garwolin—Ryki. Am Dnjeſtr bei Uszieczko 1600 Mann gefangen, fünf Maſchinengewehre erbeutet.

8. August 1915. Der engliſche Hilfskreuzer „India“ (7900 Tonnen) durch ein deutſches Unterſeeboot bei Bodoe (Loſoten) verſenkt.

9. August 1915. Der Weſtteil von Hooge, öſtlich Ypern, von den Engländern beſetzt.

9. August 1915. Fortſchritte bei Kowno, vier Geſchütze erobert, Lomza geſtürmt. In drei Tagen ſüdlich Lomza 10100 Gefangene gemacht,

östlich Warschau die Straße Stanislawow—Nowo-Minsk erreicht. Bei Czernelica am Dnjestr die Russen über den Fluß geworfen, 2800 Mann gefangen, sechs Maschinengewehre erbeutet.

9. August 1915. Ein feindliches Unterseeboot durch ein türkisches Flugzeug bei Bulair versenkt.

9. August 1915. Die Docks von London, Harwich, Anlagen am Humber und britische Kriegsschiffe auf der Themse durch deutsche Marineluftschiffe bombardiert.

10. August 1915. Russische Angriffe aus Kowno abgewiesen, in drei Tagen 2116 Gefangene gemacht, 16 Maschinengewehre erbeutet. Südlich Lomza den Czerwony-Bor überschritten, der Bahnknotenpunkt bei Ostrow genommen, Fort Benjaminow bei Nowo-Georgiewsk besetzt, letzteres selbst und Brest-Litowsk durch Luftschiffe bombardiert. Westlich Lukow die russischen Stellungen beiderseits Jedlanka gestürmt.

10. August 1915. Leichte Plänkeleien in der Ostsee am Eingang zum Rigaischen Meerbusen, die russischen Schiffe zurückgetrieben.

10. August 1915. Der englische Zerstörer „Lynx" in der Nordsee auf eine Mine gelaufen und gesunken.

10. August 1915. Der deutsche Hilfskreuzer und Minenleger „Meteor" vernichtet den britischen Hilfskreuzer „Ramsey" bei den Orkney-Inseln und wird vom Kommandanten selbst versenkt, um ihn nicht in die Hände der Feinde fallen zu lassen.

10. August 1915. In Warschau erscheint zum ersten Male eine „Deutsche Warschauer Zeitung".

11. August 1915. In den Argonnen das Martinswerk nördlich Vienne-le-Château erobert, 74 unverwundete Gefangene, zwei Maschinengewehre, 7 Minenwerfer erbeutet.

11. August 1915. Südlich des Njemen starke russische Angriffe am Dawina-Abschnitt abgewiesen, 700 Gefangene gemacht; Armee von Scholtz nimmt den Brückenkopf von Wizna und wirft den Feind über den Gacfluß. Seit dem 8. August hier 4950 Gefangene, 12 Maschinengewehre erbeutet. Zambrowo gestürmt, Lukow besetzt.

11. August 1915. Erfolgreicher österreichischer Flottenangriff auf die italienische Küste von Molfetta bis Seno san Georgio.

12. August 1915. Französische Angriffe auf das Martinswerk in den Argonnen abgeschlagen.

12. August 1915. Armee von Scholtz macht 900 Gefangene und erbeutet drei Geschütze und zwei Maschinengewehre. Armee von Gallwitz nimmt in zwei Tagen 6550 Russen gefangen und erbeutet neun Maschinengewehre und ein Pionierdepot. Siedlce genommen, die Gegend von Sokolow und den Liwiec-Abschnitt erreicht.

12. August 1915. Harwich durch Marineluftschiffe bombardiert.

12. August 1915. Italienische Annäherungsversuche an der küstenländischen Front und an der Tiroler Grenze abgewiesen. — Das österreichische Unterseeboot „12" in der Nordadria versenkt, ein italienisches Unterseeboot im Golf von Triest gesunken.

13. August 1915. Vor Kowno den befestigten Wald von Dominikanka genommen. Im Norden von Nowo-Georgiewsk eine starke Vorstellung erstürmt, 1800 Mann gefangen, vier Maschinengewehre erbeutet.

14. August 1915. Ein deutsches Unterseeboot versenkt im Ägäischen Meer einen 10000 Tonnen großen englischen Truppentransportdampfer.

14. August 1915. Armee von Below wirft die Russen bei Kupischky. 2350 Gefangene. Russischer Ausfall aus Kowno zurückgeschlagen, 1000 Gefangene. Der Narzec-Übergang erzwungen. Armee von Scholtz macht über 1000, Armee von Gallwitz 3550 Gefangene, letztere erbeutet zehn Maschinengewehre. Feindliche Stellungen bei Losice durchbrochen. Armee von Woyrsch macht in sechs Tagen 4000 Gefangene und erbeutet neun Maschinengewehre.

15. August 1915. Vor Kowno 1780 Russen gefangen, zwischen Narew und Bug 5000 Gefangene gemacht, den Übergang über den Bug westlich von Drohiszyn erzwungen, Losice, Miendrzyrzec, Biala und Slawatysze durchschritten.

15. August 1915. Die Stadt Wan am Kaukasus von den Türken zurückerobert.

15. August 1915. Die Forts von Venedig mit Bomben belegt. — Das österreichische Unterseeboot „8" in der südlichen Adria versenkt.

16. August 1915. Die Südwest-Forts von Kowno durch Truppen der Armee von Eichhorn erstürmt, 4500 Russen gefangen, 240 Geschütze erbeutet. Die Armeen von Scholtz und von Gallwitz nehmen 1800 Russen gefangen, erbeuten ein Geschütz und zehn Maschinengewehre, ein großes Fort an der Nordostfront von Nowo-Georgiewsk im Sturm genommen, 2400 Gefangene gemacht, 19 Geschütze erbeutet.

16. August 1915. Ein deutsches Unterseeboot zerstört durch Geschützfeuer die an der englischen Westküste bei Harrington belegene große Benzolfabrik.

17. August 1915. Französische Angriffe in den Vogesen am Schratzmännle abgewiesen.

17. August 1915. Die Festung Kowno mit allen Forts und unzähligem Material, darunter über 600 Geschütze durch Sturm genommen, 20000 Gefangene. Vor Nowo-Georgiewsk zwei weitere Forts der Nordostfront erstürmt, 20 Geschütze erobert, 600 Gefangene gemacht. Die Russen über den Bug in die Vorstellungen von Brest-Litowsk geworfen.

17. August 1915. An der jütischen Westküste einen englischen Kreuzer und einen Torpedobootszerstörer durch deutsche Torpedoboote zum Sinken gebracht. — Die City von London und wichtige Anlagen an der Themse, sowie Fabrikanlagen und Hochofenwerke bei Woodbridge und Ipswich ausgiebig und erfolgreich mit Bomben belegt.

17. August 1915. Italienische Angriffe an allen Punkten der Tiroler, Kärntner und küstenländischen Front erfolgreich abgewiesen.

18. August 1915. Zurückgewiesene französische Angriffe zwischen Angreß und Souchez und am Lingekopf und Schratzmännle.

18. August 1915. Bei Tykocin den Narew-Übergang erzwungen, 800 Russen gefangen. Nördlich Bielsk die Bahn Bialystok—Brest-Litowsk erreicht. Bei Nowo-Georgiewsk zwei Forts der Nordfront erstürmt, über 1000 Gefangene, 125 Geschütze erbeutet. Vor Brest-Litowsk bei Rokitno in die Vorstellungen der Festung gedrungen.

19. August 1915. Das englische Unterseebot E 13 durch ein deutsches Torpedoboot am Südeingang des Sundes vernichtet. — Der White-Star-Dampfer „Arabic", 15800 Tonnen, auf der Ausreise nach Amerika versenkt.

19. August 1915. Armee von Gallwitz nimmt 2650 Russen gefangen und erbeutet zwölf Maschinengewehre. Die Festung Nowo-Georgiewsk gestürmt, über 85000 Mann gefangen, über 700 Geschütze und zahlreiches sonstiges Material erbeutet.

20. August 1915. Der deutsche Reichstag bewilligt einstimmig einen weiteren Kriegskredit von 10 Milliarden Mark.

20. August 1915. Östlich Kowno 450 Gefangene gemacht, fünf Geschütze erbeutet, westlich Tykocin 1100 Gefangene, vier Maschinengewehre erbeutet. Armee Prinz Leopold von Bayern macht über 1000 Gefangene.

20. August 1915. In der Rigaer Bucht Vorpostengefechte, wobei zwei russische Kanonenboote und ein Torpedoboot zum Sinken gebracht werden, mehrere andere schwer beschädigt; ein deutsches Torpedoboot gesunken.

20. August 1915. Schwere Niederlage der Engländer in Jemen, die Türken erbeuten vier Geschütze und fünf Maschinengewehre und schließen den Feind in Aden ein.

20. August 1915. Kriegserklärung Italiens an die Türkei unter nichtigem Vorwand.

20. August 1915. Italienische Angriffe an der ganzen Tiroler, Kärntner und Küstenländischen Front abgewiesen.

21. August 1915. Bei Erstürmung einer Stellung nördlich des Zuwintysees 750 Russen gefangen. Armee von Gallwitz macht in zwei Tagen über 3550 Gefangene. Die Eisenbahn Klesczele—Wysoko-Litowsk überschritten, über 3000 Gefangene gemacht.

22. August 1915. Starke französische Angriffe nördlich Münster am Lingekopf, Schratzmännle und Barrenkopf abgewiesen.

22. August 1915. Die Russen räumen Offowiec, Tykocin genommen, 1200 Gefangene, sieben Maschinengewehre erbeutet. Die Linie Klesczele—Razna überschritten, 3050 Gefangene, 16 Maschinengewehre erbeutet, den Übergang über den Pulwa-Abschnitt erzwungen.

22. August 1915. Ministerwechsel in Griechenland, Venizelos übernimmt die Neubildung des Kabinetts.

23. August 1915. Bei den Kämpfen östlich und südlich von Kowno 2600 Russen gefangen, acht Maschinengewehre erbeutet. Armee Prinz Leopold von Bayern nähert sich dem Bialowiesla-Forst, sie macht 4500 Mann Gefangene, erbeutet neun Maschinengewehre. — Die Höhen von Kopytow bei Brest-Litowsk erstürmt. Kowel besetzt.

23. August 1915. Die offene, außerhalb des Operationsgebietes belegene Stadt Offenburg durch feindliche Flieger bombardiert.

23. August 1915. An den Dardanellen für die Alliierten äußerst verlustreiche Gefechte.

24. August 1915. Nördlich des Njemen bei Birshi 750 Russen gefangen. Armee von Eichhorn macht 1850 Gefangene, Armee von Scholtz nahm Knyszyn und überschreitet den Narew, 4700 Gefangene, neun Maschinengewehre erbeutet. Armee Prinz Leopold von Bayern wirft die Russen in den Bialowiesla-Forst, 1700 Gefangene. Die Vorstellungen von Brest-Litowsk durchbrochen.

25. August 1915. Fliegerkämpfe bei Nancy und im Saartal, vier feindliche Flugzeuge werden abgeschossen.

25. August 1915. Bialystok erreicht. — Die Festung Brest-Litowsk durch Armee von Mackensen gestürmt.

25. August 1915. Russische Signalstationen auf der Insel Dagoe durch einen unserer kleinen Kreuzer zerstört.

26. August 1915. In Gefechten bei Bauske, Schönberg (südöstlich von Mitau) und östlich Kowno 2450 Russen gefangen, vier Geschütze, drei Maschinengewehre erbeutet. Olita von den Russen geräumt. Der Übergang über den Berezowka-Abschnitt (östlich von Ossowiec) erkämpft. In zwei Tagen von der Armee von Gallwitz 3500 Gefangene und fünf Maschinengewehre eingebracht. Südöstlich von Brest-Litowsk wird der Feind über den Ryha-Abschnit zurückgeworfen.

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber Georg Cleinow in Berlin-Lichterfelde West. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Lichterfelde West, Sternstraße 56.
Fernsprecher des Herausgebers: Amt Lichterfelde 496, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.

Wir bitten die Freunde der :: :: :: ::

Grenzboten

das Abonnement zum IV. Quartal 1915 erneuern zu wollen. — Bestellungen nimmt jede Buchhandlung und jede Postanstalt entgegen. Preis 6 M.

Verlag der
Grenzboten
G. m. b. H.
Berlin SW 11.

Zeichnet die dritte Kriegsanleihe!

Abermals ergeht an das gesamte deutsche Volk die Aufforderung:

Schafft die Mittel herbei, deren das Vaterland zur weiteren Kriegführung notwendig bedarf!

Seit mehr als Jahresfrist steht Deutschland einer Welt von Feinden gegenüber, die ihm an Zahl weit überlegen sind und sich seine Vernichtung zum Ziel gesetzt haben. Gewaltige Waffentaten unseres Heeres und unserer Flotte, großartige wirtschaftliche Leistungen kennzeichnen das abgelaufene Kriegsjahr und geben Gewähr für einen günstigen Ausgang des Weltkrieges, den in Deutschland niemand gewünscht hat, auf dessen Entfesselung aber die Politik unserer heutigen Gegner seit Jahren zielbewußt hingearbeitet hat. Aber noch liegt Schweres vor uns, noch gilt es, alles einzusetzen, weil alles auf dem Spiele steht. Täglich und stündlich wagen unsere Brüder und Söhne draußen im Felde ihr Leben im Kampfe für das Vaterland. Jetzt sollen die Daheimgebliebenen neue Geldmittel herbeischaffen, damit unsere Helden draußen mit den zum Leben und Kämpfen notwendigen Dingen ausgestattet werden können. Ehrensache ist es für jeden, dem Vaterlande in dieser großen, über die Zukunft des deutschen Volkes entscheidenden Zeit mit allen Kräften zu dienen und zu helfen. Und wer dem Rufe Folge leistet und die Kriegsanleihe zeichnet, bringt nicht einmal ein Opfer, sondern wahrt zugleich sein eigenes Interesse, indem er Wertpapiere von hervorragender Sicherheit und glänzender Verzinsung erwirbt.

Darum zeichnet die Kriegsanleihe! Zeichnet selbst und helft die Gleichgültigen aufrütteln! Auf jede, auch die kleinste Zeichnung kommt es an. Jeder muß nach seinem besten Können und Vermögen dazu beitragen, daß das große Werk gelingt. Von den beiden ersten Kriegsanleihen hat man mit Recht gesagt, daß sie gewonnene Schlachten bedeuten. Auch das Ergebnis der laut heutiger Bekanntmachung des Reichsbank-Direktoriums zur Zeichnung aufgelegten dritten Kriegsanleihe muß sich wieder zu einem großen entscheidenden Siege gestalten!

Skandinavien und der Krieg

Von Ernst Liljedahl, Hauptmann und Mitglied des schwedischen Reichstages

Die politische Anschauung, welche die Großmachtpolitik trägt und die zum Weltkriege geführt hat, ist der Imperialismus. Als man zuerst anfing, sich dieses Wortes mit Hinweisung auf das altrömische Kaiserreich (das Imperium Romanum) zu bedienen, bedeutete es eine willkürliche „Soldatenkaiserherrschaft". Wenn jetzt der Begriff auch in kulturellem merkantilem Sinne gefaßt wird, so ist sein Träger doch derselbe Grundgedanke: der einer auf militärischer Kraft fußenden Weltmacht. Der Staatstypus des heutigen Imperialismus ist ein Zentralland als Mutterland und um dieses herum teils oft eine Gruppe unterjochter Grenzvölker, teils in der Ferne liegende Kolonien, teils schließlich ein mehr oder weniger mittelbarer Einfluß innerhalb der übrigen „Interessensphären" der Großmacht in verschiedenen Weltteilen. Eine lebenskräftige Großmacht trachtet danach, sich auf diese Weise in erwerbspolitischer Hinsicht von anderen Staaten unabhängig zu machen und den Glanz ihrer Macht zu vergrößern. Rußlands jahrhundertelange Wanderung durch Asien, Polen, die Ostseeprovinzen, Finnland und nach dem Balkan hinunter, die Spanien entrissenen Eroberungen der Vereinigten Staaten und ihre panamerikanischen Bestrebungen, Japans Vormarsch auf dem Festlande Asiens, Englands ungeheueres Weltreich, Deutschlands Auftreten als Konkurrent dieser Macht in verschiedenen Weltteilen, Italiens Tripolisstreich — sind bekannte Äußerungen der imperialistischen Politik.

Es ist klar, daß der Imperialismus seine Bahn durchlaufen muß, bis er seine Mission erfüllt hat, soweit diese ein Ausdruck des eigenen Bedürfnisses des Lebens ist und also ihre Berechtigung hat. Diese Riesenpolitik bringt die verschiedenen Teile der Erde in fruchttragende Verbindung miteinander, wie einstmals die Heerzüge der alten Völkerwanderungen. Sie bereitet auf ihre Art das Verschmelzen der Menschheit in eine künftige Einheit vor. Den ganzen Imperialismus verabscheuen, weil er eine Menge Rechtsverletzungen erzeugt, wäre ebenso unvernünftig, wie wenn man den Regen verabscheuen wollte, weil er oft die Saaten des Bodens durch brutale Überschwemmungen verdirbt. Der Imperialismus repräsentiert eine wirksame Arbeitsmethode, ein von gigantischen

Plänen beseeltes Bahnen der Wege zu friedlichem Gewerbefleiß in Gegenden, wo vorher Unfähigkeit und Faulheit geherrscht haben. Welch zivilisatorische Riesenarbeit hat England in Indien ausgeführt, und was hat Rußland mit der sibirischen Eisenbahn ausgerichtet, von der großartigen Ackerbaukolonisation, welche die Staatsmänner des russischen Zaren, nach Nansens kürzlich erschienenem Buche „Sibirien", im Osten des Ural zu betreiben im Begriffe sind, gar nicht zu reden!

Doch die Wohltaten des Imperialismus sind kein Opiat, das unser Gewissen vor dem Sündenfalle der Anschauung einschläfern kann. Es gibt etwas, das diese Weltpolitik, besonders in ihrer russischen Form, vergißt: jene moralische Urkraft in jeder kleinen Nation, jenen ewig gesunden Punkt auch bei dem kränksten Volke — das Nationalgefühl. Dieses Gefühl läßt sich irreführen, es kann heute preisen, was es morgen verschweigt oder dessen es sich schämt. Doch wie sehr sich ein erregtes, selbstgerechtes Nationalgefühl auch verirren kann, es trägt doch unter all seiner Wellenbewegung zwischen hoch und niedrig das unsterbliche Ich eines Volkes in das Wellental hinab und auf den Wellenkamm hinauf. Denn auch in dem Hasse gegen ein anderes Volk wohnt etwas reineres als bloße persönliche Selbstsucht. Man liebt und man haßt mit seinem Lande, obwohl die Herzensbildung und das Licht des Denkens uns sagen müßten, daß der Chauvinismus des Hasses nur eine sehr trübe Nebulose ist, die kein Recht hat, sich noch als strahlende Sonne der Vaterlandsliebe anzusehen. „Nicht mit Haß, sondern mit Zorn, mit heiligem Zorn" kämpft Deutschland, wie sein Reichskanzler gesagt hat. Das ist gerade das richtige Wort. Eine Menge Aussprüche, welche eine schwedische Zeitung von bedeutenden Männern der kriegführenden Staaten wiedergegeben hat, bestätigen in jeder Weise das Zeugnis des Reichskanzlers. Der deutsche Geist sieht den Krieg mit reinerem Blicke an als die Gegner.

Eins ist also gewiß: wir können nicht ohne Vaterland leben, wir würden eine qualvolle Hölle im eigenen Lande einem Himmel ohne unser Land vorziehen. Gebt uns den Schlüssel zum Himmelreich und sagt uns, daß wir hinter seiner Tür unser Vaterland nicht finden werden, so werfen wir den Schlüssel in das Meer, wo es am tiefsten ist! Ist es wahr, daß „die Liebe nimmer aufhört", wie Paulus sagt, so gilt dies auch von der Vaterlandsliebe.

Eine unterdrückte Nation besitzt unsterbliche Urkraft, die tiefe Urgewißheit ihres Rechtes auf ewiges Leben, die klar aus dem Auge des moralischen Rechtes und des patriotischen Auflebens leuchtet, wofür aber der Imperialismus keinen Blick hat. Dieser mangelhaften Scharfsichtigkeit zeigt sich das Licht der wirklichen Geschichte nie. Das Zeitgetümmel mit errichteten und wiederumgestürzten Thronen, die ganze theatralische Szenerie der Weltgeschichte — es sind wohl Geschichten, aber keine Geschichte. Die Geschichte ist das Damaskuslicht der hohen, ewigen Ideen auf dem nach einem fernen Ziele hinführenden Wege des Friedens und des Krieges, jenes Licht, von welchem man nur sagen kann, daß

seine Idealität trotz alledem Macht über die Wirklichkeit besitzt und den Fortschritt verbürgt. Zu diesen ewigen Ideen gehört der Nationalitätsgedanke. Rühret daran, und ihr rührt an etwas Heiligem. Vergreift euch daran, und ihr versündigt euch an dem heiligen Geiste der Menschheit, was die Nemesis der Geschichte nie verzeiht. Die Weltreiche, die auf Verletzung der Rechte unterdrückter Völker errichtet worden sind, werden dereinst, vom himmlischen Blitze getroffen, zusammenstürzen. Alle formalen Staatsverbände ohne realen Sammlungstrieb tragen den Keim der Auflösung in sich. So weit, wie die Großmächte ganz und gar sie selbst sind, haben sie die Zukunft für sich, aber auf den Gebieten, wo ihre Reiche durch die Freiheitssehnsucht unterdrückter Völker untergraben werden, muß früher oder später eine nationalbestimmte Aufteilung von Staat und Boden stattfinden, damit dem Wesen des Lebens sein Recht werde. Der Krankheiten der Menschheit sind viele, und die Geschichte ist der Arzt, der manchmal ohne Zaudern ganze Völker wegoperiert, wenn ihnen das lebendige Nationalgefühl — die einzige Daseinsberechtigung eines Volkes — fehlt; ist dieses aber vorhanden, dann ist es auf die Dauer unwiderstehlich. Bei jeder Rechtsverletzung durch das russische Zarenreich denkt der schweigende Finne sein ewiges „Noch wird es wieder Tag, noch ist nicht alles aus", und dann mag sein Leiden Jahrhunderte hindurch währen — einst wird die Stunde der Befreiung schlagen. Die Wahrheitshoffnung dieses Traumes ist dem finnischen Volke die realste aller Wirklichkeiten.

Doch die Geschichte ist nicht nur Traumdeuter, sondern auch ein strenger Volkserzieher. Es ist eine wohlfeile Weisheit, wenn man ohne weiteres zu wissen glaubt, daß alles, was durch die strenge Herrschaft einer Großmacht einem unterdrücktem Volke wehtut, ungerecht ist. Wir jammern nicht mit den sentimentalen Tanten eines stöhnenden jungen Strolches, wenn der Direktor der Besserungsanstalt den Burschen kraft höherer Autorität streng hält, weil er böse Streiche gemacht hat. Ein Volk, das erwiesenermaßen als eigener Staat nicht hat bestehen können, muß sich darein finden, unter die Zuchtrute anderer zu kommen. Wenn die Heiligkeit der Staatsmacht einen Strahl ihres Hoheitsheiligenscheins nach dem anderen verliert und ein Reichstag, gleich den alten polnischen Reichstagen, mit der Oberhoheit persönlicher Selbstsucht innerhalb des Staatslebens endet, dann ist es an der Zeit, daß ein großpolitischer Korrektionshausdirektor die Zügel der Regierung des Landes in seine Hände nimmt. So weit geben wir dem Imperialismus recht. Aber weiter nicht. Denn, wenn der Zuchtmeister seine Aufgabe darin sieht, anstatt eines Erziehers ein Unterdrücker zu sein, dann gehen unsere Sympathien auf den Unterdrückten über, was er auch getan haben möge. So sind wir Skandinavier in unseren Gefühlen. Wenn wir uns nun darin von den meisten anderen Völkern, größeren sowohl wie kleineren, unterscheiden, so sehen wir darin wahrhaftig keine Veranlassung, an uns selber irre zu werden, sondern erblicken darin, umgekehrt, einen der Wege, den unsere skandinavische Mission in der Welt zu gehen hat.

Wir fragen also das große Rußland: ist in der Art, wie Finnland, die Ukraina und Polen behandelt werden, das Nationalitätsprinzip anerkannt? Nein. Wir fragen zugleich das starke Deutschland, wie es in dieser Beziehung mit dem dänischen Schleswig und der Ostmark stehe. Auch hier heißt die Antwort: nein. Das polnische Volk konnte seinen Staat nicht aufrecht erhalten und mußte daher untergehen, aber es konnte seine Sprache, seinen Boden und seine Erinnerungen lieben, und daher wird es sicherlich dereinst wieder auferstehen. Das Judenvolk wurde aus seinem Lande verjagt, denn es kreuzigte seine größte Mission auf Golgatha, aber es liebte die nie erloschenen Feuerbrände seines heimatlichen Herdes und nahm sie wärmend mit in die fernste Diaspora, und daher kann das Volk mit seiner starken Familiensolidarität nie sterben. Die russischen Judenverfolgungen sind einer der größten Schandflecke der Menschheit, und die Nemesis der Weltgeschichte wird sie nicht vergessen.

Ein seiner Nationalität sich bewußtes Volk ist ebensowenig durch Imperialismus von der Erde auszulöschen wie der Fixstern am Himmelsgewölbe durch die dunkelste Wolke. Das Volk kann wohl bis zu äußerer Unkenntlichkeit niedergetreten, gequält und in das Gewand fremder Kultur gekleidet werden, aber sein Geist lebt unter dieser Hülle unverwandelt weiter. Der Schreiber dieser Zeilen traf einmal mit einem deutschen Akademiker zusammen, der sich bitter über den Undank der Polen gegen die deutsche Kulturarbeit in der Ostmark beklagte. Als Ausländer konnte ich seine Worte nicht bestreiten, aber ich konnte doch antworten, daß Vaterlandsliebe schließlich nicht nach Geld und Gut frage, sondern nur nach ihrer eigenen Ewigkeit in dem nationalen Götterbilde, das ebenso unsterblich ist wie das individuelle. Nicht für sein Hab und Gut kämpfte Runebergs Soldat Stolt Nummer 12, nicht einmal für Haus und Hof, denn — wie es in dem schönen Gedichte heißt — „er wies auf den Weg am Hügelrand: mein Heim auf diesem ich hab'". Er stritt aus dunkelm Instinkte für die bodenlose nationale Tiefe in seinem einfachen, tapferen Gemüte.

In seiner Unterdrückung anderer Nationalitäten ist der Imperialismus ein Versuch, das Unsterbliche zu töten. So empfindet es das skandinavische Rechtsgefühl. Ein Volk ist ein Unendlichkeitswesen, das durch die Größe seines Geistes zu allen möglichen Welteroberungen berechtigt ist, aber Geist ist Geist und darf nicht auf Kosten eines schwächeren Staates zu roher physischer Kraft materialisiert werden. Die Maxime des Rechtes eines Volkes auf Welteroberung ist die Ibsens: „so weit, wie meine Dichtung den Sinn setzt in Brand, so weit liegt die Grenze für mein Vaterland". Die Eroberung soll auf dem Wege freien, edlen Schaffens vor sich gehen, und keine Krämerweisheit wird die Völker des Nordens davon überzeugen können, daß der brutale Kupferfuß des Imperialismus ihr moralisches Recht auf eigenes freies und reiches Leben prinzipiell zertreten darf. Die skandinavischen Völker haben auch ihre Welterobererträume und denken nicht an ein Einstellen ihrer nationalen Entwicklung, sei es auf dem materiellen Weltmarkte, sei es auf dem geistigen,

aber sie glauben nicht an das Dogma, daß sich durch Raffsuchtpolitik auf die Dauer nationaler Wohlstand erreichen läßt. Daher ist ihre Neutralitätspolitik anderer Art als die der Balkanvölker.

Die skandinavischen Völker glauben an ein Gesetz gemeinsamen Lebens, das friedlicher Gewerbefleiß und alles, was an herrlichem Kampfe für Wahrheit und Recht dazu gehört, heißt. Daher beseelt die moralische Auslandspolitik des Friedens die Regierungen der drei Völker, hinter denen die verantwortlichen Männer der Volksvertreter stehen. Aber wir wissen nicht, wie lange uns der Frieden erhalten bleiben wird. Darüber bestimmt ein außerskandinavischer Beschluß. Kommt der Krieg über uns, so haben wir unsere gemeinsame Kultur mit all unserem Blei und all unserem Blute zu verteidigen. Wir können nur unter der Voraussetzung, daß wir eine gemeinsame Neutralitätspolitik führen, zusammenstehen. Sowohl unsere Klugheit wie unser Rechtsgefühl sagen uns, daß wir uns mit dem Imperialismus nicht einlassen dürfen, sondern treu an unserer Neutralität festhalten müssen. Aber eine passive Neutralität, bei der jeder Staat in seinem kleinen Winkel die Hände in den Schoß legt, macht uns schwach. Nur eine aktive Neutralität, die uns Völker des Nordens zu gemeinsamen Beratungen über die Verstärkung unserer Wehrkräfte durch gegenseitige Unterstützung vereinigt, kann uns eine ruhigere Zukunft verbürgen.

Der jetzt vor sich gehende Krieg hat fast ganz Europa in zwei verschiedene Lager geteilt. Unter den neutralen Staaten besitzt Dänemark geschichtliche und Norwegen geographische Voraussetzungen eines Sympathieverhältnisses zur Entente, während Schwedens geschichtliche Erinnerungen und geographische Lage es nach der entgegengesetzten Seite hinziehen, obwohl die Volksmeinung in allen diesen drei Ländern geteilt ist. Doch dürfte die Hauptmeinung die angegebene sein.

In dieser Divergenz der verschiedenen Sympathien innerhalb Skandinaviens liegt eine Gefahr, welcher die drei Regierungen bisher durch aktives Zusammenwirken haben Herr bleiben können. Jeder, der auf ein Aufgeben der Neutralität Schwedens dringt, hämmert an einem Sprengkeile zwischen den Völkern des Nordens und ahnt nicht, wie verhängnisvoll uns Schweden und auch unseren skandinavischen Nachbarn eine derartige Abenteurerpolitik werden würde. Sollte unsere und ihre Politik nach verschiedenen Großmachtsgruppen hin gravitieren — und das tut sie leicht, sowie wir Nordbewohner einander nicht mehr an der Hand halten —, dann sind wir nicht mehr wir selbst. Halten wir aber zum Schutze unserer skandinavischen Gemeinsamkeit zusammen, so können wir etwas bedeuten. Zuerst gilt es, einzusehen, daß die Gefahr, die den nordischen Völkern von außen her drohen kann, ihnen gemeinsam droht, denn ohne solche Einsicht lohnt es sich gegebenerweise überhaupt nicht, irgendwelche Formen skandinavischen Zusammenwirkens zur Verteidigung der drei Reiche zu besprechen. Es ist nötig, daß die Völker des Nordens rechtzeitig den Scharfblick erlangen, der nicht wartet, bis er die Geißel des Krieges auf seinem eigenen Rücken spürt, sondern die Vernunft schon in Friedenszeiten

nordische Staatskunst bestimmen läßt. Der Schatten, den der Weltkrieg nordwärts wirft, weist mahnend auf näheres Zusammenschließen zwischen Schweden, Dänemark und Norwegen hin.

Schlägt man die sich über zwei Weltteile hinziehende Karte Rußlands auf, so erscheint die skandinavische Halbinsel wie ein kleines aus dem Riesenreiche heraustretende Vorgebirge. Solange, wie der imperialistische Gedanke die Herrschaft über Rußland behält, werden die russischen Staatsmänner es ganz natürlich finden, daß der Sund, der Endpunkt des kleinen Vorgebirges und der Schlüssel zur Ostsee, für ihre atlantische Politik dasselbe bedeutet wie der Bosporus für ihre Mittelmeerpolitik. Die Politik eines imperialistisch regierten Rußlands hat im Nordwesten ohne Zweifel zwei Ziele, ein näheres, das ein Hafen an der Küste Norwegens heißt, und ein ferneres, das der Besitz des Sundes ist. An diesem Ziele angelangt, hätte Rußland einen erdrosselnden Arm gegen Deutschlands Ostseeküste ausgestreckt. Doch ein solcher Plan bedeutet, daß dieses letztere Reich zum Wettlaufe nach dem Sunde aufgefordert wird. Rußland und Deutschland werden dann zu zwei schwerbeladenen Eisenbahnwagen, die einander entgegenrollen, und zwar nach dem Punkte der Bahnstrecke entgegenrollen, wo Schweden und Dänemark zwischen den Puffern zerquetscht werden müssen. Dies hat der große schwedische Politiker Adolf Hedin — ein Verwandter Sven Hedins — vorausgesehen, als er im Herbste 1899 die Worte schrieb: „Hier braucht nicht an Stammverwandtschaft und Blutsbrüderschaft appelliert zu werden; die zwingenden praktischen Gründe sprechen überlaut. Wir müssen uns nämlich mit dem Gedanken vertraut machen, daß, falls Rußland, wenn es seinen Vormarsch nach Konstantinopel nicht weiter fortsetzen kann, sich, wie es einst in der Krim geschah, am Nordmeere militärisch zu befestigen versucht und von einem derartigen Arsenale in der Nordwestecke Europas mächtige Flotten ausschickt, Deutschland diese Störung des Gleichgewichts — ein Wort und ein Motiv, die alles bedeuten können, was man will — damit beantworten wird, daß es die Übermacht an den Meerengen, die aus der Ostsee in das Weltmeer führen, zu erlangen sucht. Jeden Übergriff von seiten des einen Rivalen wird der andere seiner Meinung nach berechtigterweise auch mit einem Übergriffe beantworten — beides auf Kosten des Dritten, der sich dazwischen befindet. Wenn wir uns einer solchen Lage nähern, kann es sich um das Sein oder Nichtsein der skandinavischen Länder handeln. Wir müssen dafür sorgen, daß der eine der beiden Nebenbuhler keine Veranlassung hat, darauf zu rechnen, daß die Skandinavier vereint oder getrennt aus einer vollständig unparteiischen, also auch wohlgewappneten und verteidigten Neutralität heraustreten werden, und daß der andere keinen Grund hat, dies zu fürchten."

Soweit Adolf Hedin. In gewisser Hinsicht hat jedoch der Weltkrieg durch das Bündnis zwischen England und Rußland den Schwerpunkt der Gefahr für Skandinavien verschoben. Jetzt droht ihm in nächster Zeit ein Eingeklemmtwerden zwischen diesen Großmächten.

Durch Preußens Sieg im Jahre 1864 erhielt Deutschland geographischen Flankenschutz für den eben vollendeten Nordostseekanal, da Holstein und Schleswig Dänemark genommen wurden. Richtig und klug, nach skandinavischer Auffassung, hätte der Sieger gehandelt, wenn die Grenze weiter südwärts gezogen worden wäre, so daß sie mit der scharf markierten Sprachgrenze zusammenfiel und das dänische Element in Schleswig — 150000 Menschen — unter der Krone Dänemarks verblieben wäre, was ohne strategisches Risiko für den Nordostseekanal hätte geschehen können. Indessen ist jetzt Dänemarks Lage bedeutend erleichtert worden, da der für Deutschland unschätzbare Kanal so erweitert worden ist, daß die größten Kriegsschiffe aus der Nordsee in die Ostsee und umgekehrt fahren können. Die deutsche Flotte braucht jetzt nicht mehr um Skagen herumzufahren, um die Verbindung zwischen Kiel und Wilhelmshaven herzustellen. Hierdurch wird ein eventuelles Trachten nach dem Besitze Jütlands zurückgehalten. Auch liegt es — wie der Weltkrieg schon gezeigt hat — nicht in Deutschlands absolutem Interesse, die Belte zu besitzen, wenn Dänemark sich nur verpflichtet, sie englischen Kriegsschiffen zu sperren. Fordert England seinerseits, durchgelassen zu werden, so muß Dänemark zwischen diese entgegengesetzten Forderungen auf vermittelnden Verpflichtungen als Ventil bestehen, was ihm während des jetzigen Krieges bisher geglückt zu sein scheint. Sollte dagegen Rußland das nördliche Schweden forcieren und festen Fuß am Bottnischen Meerbusen fassen, so hat es damit eine große Strecke des Weges nach dem Sunde in einem Sprunge zurückgelegt, und damit ist Dänemarks Ruhe gestört, denn dann entsteht wieder ein neues, strategisch-politisches Moment in dem Verhältnisse Deutschlands zu Dänemark, nämlich die russische Gefahr via Schweden. Hier hängt also Dänemarks Interesse eng mit dem Schwedens zusammen. Und umgekehrt ist es ebenso; denn wenn Deutschland wider alles Erwarten, vor Rußland einen Offensivschritt in der Richtung des Sundes täte, so würde dadurch gegebenerweise ein ähnlicher Schritt russischerseits gegen Schweden beschleunigt werden.

Deutschland würde ein Verteidigungsbündnis zwischen Schweden und Dänemark ohne Zweifel willkommen sein, denn es verschaffte ihm Ruhe an seiner Nordgrenze, weil es vielleicht Rußland von Skandinavien zurückhielte. Und der durchaus nicht kleine Teil des russischen Volkes, der Frieden und soziale Reformen will, würde sicherlich ebenfalls ein skandinavisches Bündnis zwischen Schweden, Dänemark und Norwegen, wodurch die russische Kriegspartei eine Versuchung weniger hätte, gern willkommen heißen. Wir können also folgende Sätze als wahrscheinlich feststellen:

1. Deutschland will nicht seinetwegen an den Sund gelangen, aber schlägt sich Rußland dorthin durch oder rückt es eine Strecke auf dem Wege dorthin vor, dann muß Deutschland darauf mit Gegenmaßregeln in der Richtung auf dasselbe Ziel antworten.

2. Ein Verteidigungsbündnis zwischen Schweden und Dänemark würde nicht nur ihre Wehrkräfte bedeutend vergrößern und den Frieden zwischen ihnen

verbürgen, sondern vielleicht auch aus dem Verhältnisse der beiden Länder zu den beiden angrenzenden Großmächten, Rußland und Deutschland, den Krieg wegorganisieren, was ebenfalls einen Friktionspunkt weniger zwischen diesen Mächten bedeuten würde.

Wenden wir uns nun zu Norwegen, so ist seine militärische Verknüpfung mit Dänemark, unter dem Bedürfnisgesichtspunkte betrachtet, gering, und ebenso steht es damit auf dänischer Seite, aber desto mehr bedarf Norwegen Schwedens unter allen Verhältnissen, wenn es sich um Rußlands atlantische Politik handelt. Anderseits bedarf Schweden Norwegens, sobald ein russisches Vordringen im Süden der Nordgrenze Schwedens droht. Dagegen liegt ja bloß Norwegen Rußland im Wege, wenn das Vordringen nach dem Atlantischen Ozean im Norden jener Grenze geschieht. Da wäre es denn unter streng schwedischem Interessengesichtspunkte vielleicht nur angebracht, daß Schweden und Norwegen ihre Verteidigungskräfte in dem Falle vereinigten, daß eine fremde Macht auf der Südseite der schwedischen Nordgrenze vordränge. Doch ein solches nur geographisch fixiertes Übereinkommen, das sich Schweden nützlicher erwiese als Norwegen, würde den Schwerpunkt der nordischen Zusammengehörigkeit, der das Gefühl skandinavischer Gemeinsamkeit ist, verrücken. Sollte ein großes nordisches Bündnis, worin Schweden, Dänemark und Norwegen ungefähr gleiche Wehrkräfte im Verhältnis zur Volksmenge einsetzten, zustandekommen — und der Krieg kann uns jeden Augenblick dazu zwingen — so muß gegebenerweise auch das Finnmarkenproblem in den Rahmen des Bündnisses eingefügt werden. Es muß übrigens selbst dann Schweden entgegen sein, daß Rußland bis an den norwegischen Lyngenfjord am Atlantischen Ozean vorrückt, wenn wir dadurch auch zunächst noch keinen Fußbreit eigenen Bodens einbüßen. Denn vom Lyngenfjord, der ja nicht nur ein Ausfuhrhafen, sondern auch eine russische Flottenstation würde, wäre Narvik bedroht, und damit würde die schwedische Erzausfuhr unter neuen Bedingungen stattfinden, bis Rußland meint, daß auch der Erzgrubenbetrieb nicht länger schwedischen Händen überlassen bleiben dürfe.

Mit gutem Willen kann Schweden eine halbe Million Soldaten mobilisieren. Dänemark und Norwegen müssen zusammen ebensoviel aufstellen können, so daß ein einiges Skandinavien durch eine Millionenarmee geschützt werden kann. Die langen Küsten der drei Länder verlangen auch drei starke Flotten, und durch den Reichstagsbeschluß des Jahres 1914 sind sowohl die schwedische Armee wie die Flotte bedeutend vergrößert worden.

Der Sinn des Weltkrieges muß in dem Erschaffen eines neuen Europas liegen, wo die rivalisierende, besonders von englischer Staatskunst gepflegte Gleichgewichtspolitik durch eine vermittelst des Sieges Deutschlands ermöglichte Solidaritätspolitik ersetzt wird. Kraft seiner meisterhaften Organisationsfähigkeit und seiner hohen Bildung ist das Deutsche Reich am besten imstande, Mitteleuropa zur Sicherung eines dauernden Friedens zu vereinigen. Bevor dies geschehen kann, muß quer durch Europa ein starker Schlagbaum als Schutz

gegen Rußlands mechanischen Druck gelegt werden. Dies kann nur dadurch geschehen, daß die Länder, die bis zum Schwarzen Meere hinunter die Vorposten des russischen Reiches gegen Europa bilden, losgerissen und zu eigenen, an einen europäischen Staatenbund angeschlossenen Reichen gemacht werden. Wenn die beinahe fünfzig Millionen nichtrussischer Einwohner Finnlands, der Ostseeprovinzen, Polens und der Ukraina vom Zarismus befreit sind, dann läßt sich der Begriff Europa gegen Asien, wozu das moskowitische Rußland eigentlich gehört, fixieren. Für eine solche Umgestaltung der Karte Europas muß sich Schweden in hohem Grade interessieren, denn es liegt in seinem eigenen Interesse, daß Rußlands Zentrum wieder von Petersburg nach Moskau zurückverlegt werde. Ein Zusammenwirken Schwedens mit Deutschland beim Friedensschlusse ist daher ein europäisches Kulturinteresse, und man darf hoffen, daß auch Norwegen und Dänemark einsehen werden, daß Rußlands Zurückgehen in sein wirkliches Gebiet ein skandinavisches Lebensinteresse fördert.

Gewiß wird einst der Tag kommen, da auch die auswärtige Politik, nachdem sie alle ihre wirklich langen Lektionen gelernt hat, endlich die Wahrheit begriffen hat, daß die Völker der Erde Glieder ein und desselben Leibes sind. Leider ist oft die harte Schule des Krieges nötig gewesen, um das Lernen in Gang zu bringen. In Schweden glauben wir an das Verständnis des deutschen Geistes für verschiedenartige Kulturen, trotz der konservativen Politik Preußens gegen seine Dänen und Polen, in welcher Politik wir eine Parteisache sehen, nicht eine Reichsforderung innerhalb Deutschlands. Aus dem blutigen Getümmel, das jetzt Europa in Erregung hält, kann nur Goethes Volk der Menschheit das retten, was Gustav Adolfs Volk ihr im siebzehnten Jahrhundert gerettet hat: den Geist der Humanität. Durch den Sieg Deutschlands wird Europa dereinst leichter als bisher das ewige Gesetz verstehen, das die Geschichte anerkannt wissen will und das Goethe mit jenen schönen Worten ausgedrückt hat:

Gottes ist der Orient,
Gottes ist der Occident,
Nord- und südliches Gelände
Ruht im Frieden seiner Hände.

Er, der einzige Gerechte,
Will für jedermann das Rechte.
Sei von seinen hundert Namen
Dieser hochgelobet! Amen.

Die künftige Stellung des Markwechsels auf dem Weltmarkte

Von Dr. Ernst Oberfohren

Bis in die letzte Zeit vor dem Weltkriege galt es infolge der Vormachtstellung Englands im internationalen Zahlungsverkehr als selbstverständlich, daß außer den englischen Kaufleuten auch die am internationalen Warenhandel teilnehmenden Interessenten aller anderen Länder sich zum Ausgleich der gegenseitigen Forderungen zum größten Teil der Londoner Einrichtungen bedienten. Daß London von allen Weltmarktsmittelpunkten zum bevorzugten Abwicklungsplatz aller Zahlungsverbindlichkeiten wurde, lag zunächst darin begründet, daß England seit langer Zeit im internationalen Warengeschäft eine Vorherrschaft inne hatte, die einen Ausfluß der zahlreichen Handelsbeziehungen des Vereinigten Königreichs nach allen Ländern der Welt darstellte. Hinzu kam als Grund das absolute Vertrauen in die Kreditwürdigkeit der englischen Banken und Bankiers sowie der Umstand, daß jede Forderung auf England nicht nur auf Gold lautete, sondern auch sicher und auf alle Fälle in Gold eingelöst wurde. Jedenfalls machte die außerordentliche, für Jahrzehnte fast monopolartige Stellung des englischen Welthandels das Pfund Sterling zum verbreitetsten internationalen Zahlungsmittel. Und nicht nur das, die Firmen der Londoner Banken und Bankiers wurden auch an allen Welthandelsplätzen so bekannt, daß Wechsel auf andere Länder und in anderer Währung nur mit Schwierigkeit unterzubringen waren. Es liegt auf der Hand, daß England aus diesen Vermittlerdiensten ganz enorme Gewinne zog, und ebenso selbstverständlich ist es, daß demgegenüber der Wunsch immer dringender wurde, solche Zahlungen, die ganz ohne Gegenwert blieben, zu vermeiden und die erheblichen Gebühren dem Inlande zuzuführen.

Vor dem Kriege wollte es indessen trotz lebhafter Bemühungen nicht gelingen, in die durch jahrzehntelange Gewöhnung selbstverständlich gewordene Überlegenheit der englischen Währung eine Bresche zu legen. Jetzt ist aber der Zeitpunkt gekommen, wo man sagen darf, daß das englische Pfund Sterling in seiner Eigenschaft als international beherrschende Valuta entthront werden wird.

Den Ausgangspunkt für diese in sicherer Aussicht stehende Entwicklung bildet die schon bald nach Ausbruch des Krieges von der internationalen Geschäfts-

welt mit Schrecken wahrgenommene Tatsache, daß die bisher als selbstverständlich in Zahlung genommenen Wechsel nicht mehr bezahlt wurden. Die nackte Tatsache, daß seit dem 5. August der Wechsel auf London nicht mehr eingelöst wurde, offenbarte mit einem Schlage die Rechtlosigkeit fremder Kaufleute in der Geschäftsvermittlung durch England; eine Selbstverständlichkeit war plötzlich nicht mehr selbstverständlich, ein „stets nutzbares Zahlungsmittel" nicht mehr in Gold umzuwandeln. Dadurch, daß London, die Abrechnungsstelle der Welt, seine Tore dem internationalen Handel schloß, mußte der Wechsel auf London seinen Nimbus einbüßen, mußte seine Alleinherrschaft im internationalen Geldverkehr erschüttert werden.

Führten die angedeuteten Zahlungsverbote im Verein mit anderen Maßnahmen der englischen Regierung schon an sich zu einer schweren Erschütterung der Stellung Englands im internationalen Zahlungsverkehr, insbesondere bei Vermittlung des überseeischen Handels, so ist in der letzten Zeit eine konkrete Tatsache in die Erscheinung getreten, die mit schlagender Deutlichkeit zeigt, daß London in diesem Augenblick nicht mehr Mittelpunkt des Geldverkehrs ist: an der Börse von New York befindet sich der Sterlingwechsel in dauerndem Sinken. Die Engländer, die gleich bei Beginn der Steigerung der ausländischen Wechselkurse in Deutschland triumphierend das Märchen von der Erschütterung der deutschen Valuta verbreiteten, müssen jetzt mit ansehen, daß die englischen Wechselkurse einen Tiefstand in Amerika erreicht haben, wie er noch nie erreicht wurde. In normalen Zeiten kann in New York der Sterlingwechselkurs nicht mehr als zwei oder drei Cents sinken, sonst würde es für die Londoner Bankwelt vorteilhafter werden, Gold über den Ozean zu schicken, um die Wechsel aufzukaufen, die so billig zu haben sind. Schon ein geringer Unterschied reicht aus, um das Geschäft gewinnreich zu machen. Wenn dies jetzt nicht geschieht, so ist damit bewiesen, daß es nicht geschehen kann. Die Entwertung des Sterlingpreises auf dem amerikanischen Geldmarkt bedeutet nicht mehr und nicht weniger, als daß die Alleinherrschaft des Sterlingwechsels aufgehört hat. War bisher Kredit in Sterlingwährung oberstes Bedürfnis des Weltverkehrs, so wird sich dieses Bedürfnis nunmehr zunächst New York und der Dollarwährung zuwenden. Es dürfte also eine Verschiebung am internationalen Geldmarkt in dem Sinne eintreten, daß bei Begleichung der Welthandelsbilanz für die nächste Zukunft in wachsendem Maße der Dollarwechsel gegenüber dem Sterlingwechsel zur Verwendung kommt.

Hiernach möchte es scheinen, daß die Hoffnungen und Wünsche, die man bei uns in bezug auf die Ersetzung der englischen Institutionen durch neue, mehr Sicherheit und Vorteil für den deutschen Handel bietende Einrichtungen hegen zu dürfen glaubt, nicht realisierbar seien. In Wirklichkeit liegt indessen gar kein Grund vor, die Frage, ob der Markwechsel nach dem Kriege die ihm gebührende Stellung bei der Finanzierung des internationalen Geschäfts erlangen werde, pessimistisch zu beurteilen. Zunächst darf man sich nicht durch den Hinweis

irreführen zu lassen, daß die deutsche Valuta erschüttert sei. Wenn namentlich von englischer Seite dauernd wiederholt wird, die deutschen Finanzen hätten ihr Ansehen in der Welt verloren, man habe kein Vertrauen mehr zur deutschen Geldverfassung, so ist doch für jeden, der sehen will, ohne weiteres klar, daß durchaus kein Anlaß vorliegt, aus dem Sinken des Markkurses ungünstige Folgerungen hinsichtlich der deutschen Währung überhaupt zu ziehen. Wenn uns infolge der Unterbindung unseres Außenhandels die Exportmöglichkeiten abgeschnitten sind, wenn wir über See keine neuen Forderungen erwerben können, mit denen wir Schulden begleichen, so muß bei uns natürlich ein Drängen um Zahlungsmittel an das Ausland stattfinden, während umgekehrt im Auslande Zahlungsmittel an Deutschland wenig gefragt sind. Diese müssen sich infolgedessen wie eine Ware, für die im Augenblick keine rechte Verwendung da ist, einen Abschlag gefallen lassen.

Aus der Tatsache, daß auch der Wert der Markwährung gegenwärtig im Auslande gesunken ist, kann also keineswegs geschlossen werden, das Ansehen der deutschen Finanzen werde eine so starke Erschütterung davontragen, daß die Möglichkeit einer Einbürgerung der deutschen Valuta auf dem Weltmarkte fraglich erscheint. Ebensowenig brauchen wir die gegenwärtige Erhöhung der Kaufkraft des amerikanischen Dollars gegenüber allen europäischen Währungen zu fürchten. Die grundlegenden Vorbedingungen zur Errichtung eines stabilen Weltgeldzentrums fehlen einstweilen der Union, und zwar hauptsächlich aus dem Grunde, weil sie selbst heute noch ein ausgesprochenes Schuldenland ist, das für mindestens sechs Milliarden Effekten im Auslande untergebracht hat. Hierzu kommt noch die Tatsache, daß die bisherigen Handels- und noch mehr die Bankverbindungen der Union mit den großen internationalen Geldmärkten noch zu unzureichend sind, um ohne weiteres den Ansprüchen eines Weltclearinghauses, wie es London bisher war, gerecht werden zu können. Die heutige Stellung der Union ist also lediglich durch die Kriegslage bedingt. Wenn die Amerikaner glauben, aus dem ganz naturgemäßen Umschwung auf dem internationalen Geldmarkt schließen zu dürfen, daß sie als die einzigen dazu Berufenen auch in Zukunft den Besitz des Weltgeldmarktes beanspruchen können, so wird sich bald zeigen, daß sie ihre Erwartungen viel zu hoch spannen.

Es liegt also auch kein Anlaß vor, aus der Tatsache, daß der große Krieg den Brennpunkt des internationalen Zahlungsverkehrs einstweilen nach New York geschoben hat, die Befürchtung abzuleiten, Deutschland werde in Zukunft die englische Abhängigkeit gegen eine amerikanische eintauschen. Das Ziel, nach dem Kriege den deutschen Handel durch Einbürgerung des Markwechsels mit deutschem Kredit zu versorgen, darf vielmehr als durchaus erreichbar bezeichnet werden. Vor allem bedarf es dazu allerdings des einmütigen Zusammengehens sämtlicher am deutschen Überseehandel beteiligten Kreise. Ein besonders starkes Interesse an der Ausbreitung des Markwechsels im internationalen Zahlungsverkehr haben bisher die Hamburger Kaufleute gezeigt, die allerdings auch besonders stark durch das Versagen der Londoner Einrichtungen geschädigt

worden sind. Zur Erreichung irgendwelcher praktischer Ergebnisse reicht aber natürlich das Interesse der Hamburger allein nicht aus; alle in Betracht kommenden deutschen Kaufleute müssen sich vielmehr bemühen, die junge Bewegung zu fördern, die letzten Endes darauf hinausläuft, den deutschen Handel auf eigene Füße zu stellen.

Die Agitation für den Markwechsel muß begleitet sein von den notwendigen Vorarbeiten zur Schaffung geeigneter Institute, die bestimmt sind, nach dem Wiedereintritt Deutschlands in den Weltverkehr die Stellung der Londoner Akzeptgeschäfte zu übernehmen. Schon jetzt muß ein Verständnis für die Notwendigkeit eines zukünftigen Hand in Hand Arbeitens der deutschen Importeure und Exporteure, der deutschen Banken und insbesondere der im überseeischen Auslande lebenden Landsleute Platz greifen. Der deutsche Importeur wird es in Zukunft als eine Selbstverständlichkeit ansehen müssen, dem überseeischen Geschäftsfreund Remburs in Mark bei deutschen Banken anzuweisen, wie der Exporteur durchzusetzen versuchen muß, die gelieferten Waren in Markwährung bezahlt zu erhalten. Die deutschen Banken werden im eigenen Interesse den hier in Betracht kommenden, bisher von ihnen vernachlässigten Geschäftszweigen eine besondere Pflege angedeihen lassen müssen. Die Schaffung einer Organisation zur Erreichung einer stärkeren Verwendung des Markwechsels im internationalen Handel wird im übrigen dadurch erleichtert werden, daß das Ausland auf Grund der gemachten Erfahrungen die Sicherheit des Pfundwechsels nicht mehr für unantastbar hält, abgesehen davon, daß die früheren Verbindungen zwischen den deutschen Überseekaufleuten und den englischen Banken zerschnitten sind, Anknüpfungsversuche aber nach dem Kriege infolge gegenseitigen Mißtrauens auf Schwierigkeiten stoßen dürften.

Wenn in dieser Weise alle in Betracht kommenden Kräfte rege gemacht werden, wird es auf Grund der vorhandenen Möglichkeiten zweifellos gelingen, nach dem Kriege den deutschen Handel frei zu machen von Fesseln, die weder den tatsächlichen Verhältnissen Rechnung trugen, noch mit der Stellung der deutschen Volkswirtschaft als eines bedeutsamen Gliedes der Weltwirtschaft vereinbar waren.

Italieniſche Stimmungen vor der Kriegserklärung an die Türkei

Von Werner Weisbach

Nachdem die große Offenſive gegen Oeſterreich, die in dem Hochgefühl der erſten Kriegsbegeiſterung die unerlöſten Kinder in die Arme der Mutter zurückreißen ſollte, geſcheitert iſt und demnach der Beginn des Kampfes anders verlief, als man es gehofft und erwartet hatte, rückte für Italien die Frage in drohende Nähe, was geſchehen ſollte, wenn die Hemmniſſe nicht zu überwinden ſein würden. Die offiziellen Schlachtberichte und die ſich daran anſchließenden Kommentare der Preſſe lauten zwar nach wie vor günſtig und laſſen darüber im Unklaren, daß die Offenſivkraft der Front erſchöpft, der geplante energiſche Vorſtoß ins Stocken geraten iſt. Man kann ſich auch nicht Genüge tun, immer wieder Stimmen des Auslandes heranzuziehen, um die eigene Leiſtungsfähigkeit in ein möglichſt günſtiges Größenverhältnis einzuſtellen. Sogar ein Bericht des Berliner Lokalanzeigers machte die Runde durch die Zeitungen und ſollte dazu dienen, der italieniſchen Armee ihre heroiſchen Leiſtungen zu atteſtieren. Der Corriere della Sera bemerkte dazu, daß dort geſagt würde, die Durchbruchsſchlacht Tarnow-Gorlice ließe ſich an Wucht garnicht mit der am Iſonzo vergleichen, und fügt hinzu: Die Wucht iſt natürlich auf unſerer Seite. Allmählich aber machten ſich Anzeichen bemerkbar, daß die Lage kritiſcher und peſſimiſtiſcher angeſehen wird. Zum erſten Mal ließ ſich das aus einem Leitartikel des Generals Mazziotti im Giornale d'Italia vom 2. Auguſt herausleſen, wo es heißt: „Es iſt klar, daß angeſichts der furchtbaren Verteidigungswerke des Gegners die Schwierigkeit einer vollſtändigen Beſetzung der italieniſchen Gebiete Öſterreichs ſehr groß iſt.“ Und weiter wird angedeutet, daß man ſich vielleicht auf einen langwierigen und mühevollen Stellungskrieg werde vorbereiten müſſen, wie er ſich an der deutſch-franzöſiſchen Grenze abſpiele. Dieſe Auffaſſung gewinnt immer mehr an Boden. Der Juſtizminiſter Orlando, der die Iſonzofront beſucht und über ſeine Eindrücke dem Corriere della Sera einen Bericht geſandt hat, ſtellt den Befeſtigungen, in deren Anlegung die Oeſterreicher wahre Künſtler ſeien, das glänzendſte Zeugnis aus und ſchließt aus deren Beſchaffenheit gleichfalls, daß der Sieg nur an Geduld und Durchhalten geknüpft ſein würde.

Seitdem treten nach und nach immer mehr Stimmen hervor, die die öffentliche Meinung auf eine längere Kriegsdauer vorbereiten.

Ebenso erfolglos wie im Norden gegen Österreich ist man in Libyen den Aufständen der Eingeborenen gegenüber. Alles, bis auf das Küstengebiet, hat sich der italienischen Einflußsphäre entzogen. In den Spalten des Giornale d'Italia ist dargelegt worden, wie es zu einer solchen Verschlimmerung der Lage gekommen ist. Es gäbe nur ein Mittel, wenn man nicht alles verlieren wolle: mit den Männern und mit den Methoden zu wechseln, vor allem aber mit den Männern.

Ein Gefühl der Unsicherheit verrät sich seit den ersten Augusttagen auch der Flotte gegenüber. Es zeigte sich darin, daß im Messaggero ein Offizier sie in langen Ausführungen gegen die von Seiten gewisser politisierender Kreise wegen bisheriger Mißerfolge ausgestreuten Verdächtigungen glaubte in Schutz nehmen zu müssen. Um den dadurch hervorgerufenen peinlichen Eindruck zu beschwichtigen, stellte das Blatt gleich in seiner nächsten Nummer einen anderen Aufsatz entgegen, der solche Erwägungen als unangebracht verurteilte, mit dem ausdrücklichen Hinweis, daß man sich dadurch dem Ausland gegenüber nur eine Blöße gäbe.

Je aussichtsloser sich das Hauptunternehmen gegen Österreich in seinem ganzen Verlauf zu Land und zu Wasser erwies, um so mehr sah man sich genötigt, die Gedanken auf ein neues Kriegstheater zu richten. Die Bezwingung der Dardanellen gewann mit jedem weiteren Zurückweichen der russischen Heere eine erhöhte Bedeutung innerhalb des Gesamtplans der Entente, und da England und Frankreich kaum vorwärts kamen, so erhob sich gebieterisch der Wunsch nach einer Verstärkung der dortigen Kräfte.

Die inneren Verhältnisse sind aber gewiß nicht dazu angetan, die breiten Massen zu neuem Tatendrang aufzurufen. Daß die Kriegsanleihe, die öffentlich als eine große Leistung veranschlagt wurde, eine herbe Enttäuschung bedeutete, darüber wußte man in den eingeweihten Kreisen Bescheid. Kaum wurde aber begonnen, dem in der Presse Ausdruck zu geben, als die Diskussion plötzlich abbrach — wohl auf einen Wink von oben hin. In ein römisches Blatt ist indessen eine Zuschrift des Deputierten Giulio Alessio gelangt, die mit den Worten beginnt: „Es ist nicht zu verkennen, daß die Kriegsanleihe kein günstiges Resultat ergeben hat."

Dazu kommt, daß die Stimmung im Lande durchaus keine einheitliche ist. Die anfangs zu den Kriegsgegnern gehörenden Anhänger der offiziellen sozialistischen Partei, die durch den Avanti vertreten werden, lassen auch weiter nicht von einer geheimen Opposition ab. Das zeigt sich darin, daß an verschiedenen Orten die sozialistischen Mitglieder des Gemeinderats ihr Amt niedergelegt haben. Auch Verhaftungen von sozialistischen Munizipalbeamten sind vorgekommen. Viel Beachtung findet, daß bei den Neuwahlen der Parteigruppe in Turin die Anhänger des intransigenten Prinzips den Sieg errungen haben;

die Folge davon ist, daß die sozialistischen Mitglieder der Ausschüsse für öffentliche Hilfstätigkeit ihre Entlassung nehmen, wie das vorher schon in Venedig geschehen ist. Durch diese Austritte protestieren die Sozialdemokraten gegen die Komitees für Kriegsfürsorge und bürgerliche Mobilisierung und gegen die Art ihrer Arbeit. Der Avanti hat in einem Aufsatz ihre mangelhafte Organisation und ihren dilettantischen Betrieb bloßgestellt; er fordert, daß der Staat alle für den Krieg notwendigen Maßnahmen treffen solle, die er nicht privater Initiative überlassen dürfe. Man staunt allerdings auch, wenn man verfolgt, wie sich allenthalben Vereinigungen nicht nur zur Unterstützung der im Felde Stehenden und Daheimgebliebenen, sondern auch für militärische Zwecke, für Munitionsversorgung und Kriegserfindungen, gebildet haben. Und wenn man erfährt, daß sich in Bologna ein Komitee für Munitionsversorgung mit einem Kapital von 250 000 Lire begründet hat, so dürfte das außerhalb Italiens wohl in das Kapitel des Kriegshumors gerechnet werden. Ermutigend auf das Durchhalten wirkt gewiß auch nicht die Summe, die durch öffentliche Sammeltätigkeit bisher aufgebracht worden ist. Es ist interessant zu sehen, wie sich die Ziffern auf einige der größeren Städte verteilen:

Mailand	5 300 993	Lire
Rom	1 557 522	„
Genua	1 555 305	„
Turin	1 365 110	„
Venedig	783 415	„
Florenz	552 452	„
Palermo	323 075	„
Brescia	257 861	„
Neapel	250 401	„
Perugia	51 696	„

Zugleich gibt sich in der Aufstellung kund — was man schon vor dem Eingreifen Italiens in den Weltkrieg wußte — daß das Unternehmen je weiter nach dem Süden hin umso unpopulärer wird. Wenn Neapel, eine Stadt von 750 000 Einwohnern, mag auch ein großer Prozentsatz der ärmeren Bevölkerung angehören, nur 250 000 Lire beigesteuert hat, so ist das doch ein Ergebnis, das zu denken gibt. Es ist auch nicht nur die oppositionelle, sondern ebenso die bürgerliche Presse, die bittere Klagen erhebt, daß der Gemeinsinn der großen patriotischen Sache gegenüber gänzlich versage. Mit heftigen Vorwürfen ist von dem Geiz der Römer gesprochen worden, der sich dessen, was auf dem Spiel stände, gar nicht bewußt zu sein schiene.

Daß ein allgemeiner Burgfriede nicht durchzuführen ist, geht aus der Haltung der Presse deutlich hervor. Einzelne bürgerliche Blätter toben sich aus gegen die offiziellen Sozialdemokraten und gegen den Avanti wegen seiner Stellungnahme. Sie rächen sich damit, daß sie von Bestechungen mit deutschem

Gelde sprechen und Verrat am Vaterlande vorwerfen. Man nennt den Avanti „Schlangengezücht"; es hieße: „einen Kultus des inneren Feindes" treiben, wenn man den Sozialdemokraten soviel Beachtung schenkte, wie das bisher geschähe. Je unzufriedener die bürgerlichen Organe mit den eigenen regierungsfeindlichen „vaterlandslosen" Sozialisten sind, um so mehr ereifern sie sich auch gegen die den Kriegswillen des deutschen Volkes unterstützende Majorität der sozialdemokratischen Partei des Reichstags — eine seltsame Inkonsequenz, von einem objektiven Standpunkt betrachtet. Man hält dieser vor, daß sie in das imperialistische Lager übergegangen sei und sucht sie damit in den Augen der Internationale zu verdächtigen. „Südekumismus" ist das Schlagwort, mit dem man allgemein den Vorgang kennzeichnet, hinter dem sich zugleich eine immer nervöser werdende Angst vor dem starken deutschen Einheitsstreben verbirgt. Die Grenzen einer überaus scharfen Zensur bieten noch genügend Spielraum, daß alle die hitzigen Schmähungen und leidenschaftlichen Ausfälle, die man von politischen Parteikämpfen gewohnt ist, hinüber und herüber gehen. Wie tief allenthalben die Leidenschaften aufgewühlt sind, mag man auch daran ermessen, daß die Idea nazionale, das Hauptorgan der nationalistischen Partei, Giolitti an den Pranger gestellt hat, weil er keinen Centime für die Kriegsanleihe gezeichnet hätte, weder er noch seine Söhne und Schwiegersöhne, die alle, während er am Ruder war, in gute Stellungen untergeschlüpft seien. Von anderer Seite hört man dann wieder lebhafte Proteste gegen solche Schnüffeleien in dem Privatleben und schamlosen Denunziationen.

Auf den unteren Klassen lastet der Alpdruck des Steigens der Preise für alle Lebensmittel und Rohstoffe. Die Ernte hat weder in Qualität noch Quantität den Erwartungen entsprochen. Wie weit das geht, kann man aus einem Aufsatz der Tribuna (1. August) über die Teuerung entnehmen, wo gesagt wird: „Die Nahrungskrisis, die uns bedroht, ist so, wie wir seit Menschengedenken keine erlebt haben: Der Weizen 42 bis 44 Lire der Doppelzentner, während wir mitten in der Ernte stehen, das Fleisch von schlechter Qualität und zu Wucherpreisen, die Weinernte fast in ganz Italien verdorben." Ein anderes Blatt spricht von dem „angstvollen Problem, das uns alle quält", und mahnt in erster Linie zur Sparsamkeit, um dadurch auf das Sinken der Preise zu wirken. Die Weinkrisis ist nicht nur dadurch hervorgerufen, daß man nicht rechtzeitig die Ausfuhr beschränkt hat, sondern weil seit diesem Frühjahr die Peronospera die Pflanzungen heimsucht wie niemals zuvor. Besonders schwer wird von der Bevölkerung auch das Steigen der Preise für Medizinalwaren empfunden, das mit der unterbundenen Einfuhr aus Deutschland, wie offen zugegeben wird, in Zusammenhang steht. Kostete früher ein Kilogramm doppelkohlensaures Natron etwa 20 Centimes, so wird jetzt mindestens dasselbe für zehn Gramm verlangt. Man sagt, daß die Apothekerpreise im allgemeinen um das drei- bis zehnfache hinaufgeschraubt worden sind. Ähnlich ist die Lage auf dem Wollmarkt. Nach Angabe des Corriere della Sera sind die Preise hier um 20 bis 40 Prozent

erhöht, so daß für das Kilogramm gesponnene Wolle heute 15 bis 16 Lire zu zahlen seien, gegen 12 bis 13 Lire oder weniger vor dem Kriege. Nach alledem hat man berechnet, daß sich die Kosten für den Lebensunterhalt in den breiten Volksschichten verdoppelt und verdreifacht haben. Wie der Not abzuhelfen sei, das bildet den Gegenstand von Erwägungen, Untersuchungen und Vorschlägen in allen Kreisen. Auf dem römischen Kapitol sind die Bürgermeister einer Anzahl Städte zusammengetreten; in Florenz hat die sozialdemokratische Parteigruppe der Kammer eine Versammlung abgehalten; beide Körperschaften haben der Regierung die Ergebnisse ihrer Beratungen unterbreitet und in Aussicht zu nehmende Maßregeln vorgebracht. Die Regierung hatte selbst schon beschlossen, Getreide und Fleisch aus dem Ausland zu beziehen, um damit das Heer vollständig und noch einen Teil der Zivilbevölkerung zu versehen. Ob die Preistreibung, wie von mancher Seite behauptet wird, nur eine künstliche ist, oder aber ihren Grund in tatsächlichen Verhältnissen hat, wird sich in der nächsten Zeit, wenn energische Vorkehrungen getroffen werden sollten, wohl aufklären müssen. Wünsche nach Einberufung des Parlaments lassen sich immer lauter vernehmen.

Innerhalb solcher Bedrängnisse gibt es einen Pol, der das politische Denken mit magischer Kraft an sich hinzieht, der die Sicherheit aller Schwingungen für die Zukunft zu verbürgen scheint: das britische Reich. Wie das Königreich Piemont unter der Leitung Cavours, als es sich zum Vollstrecker der Einigungsbestrebungen der Italiener machte, durch eine kunstvolle Diplomatie das Ausland zu benutzen suchte, um seine Zwecke zu fördern, so glaubte die heutige Diplomatie des Königreichs Italien mit Hilfe der Entente und unter trügerischer Berufung auf die gemeinsame durch sie ausgegebene Parole die eigene Sache führen zu können. Was damals Frankreich bedeutete, ist heute England. Man ist sich bewußt, daß England der wesentliche Faktor und die treibende Kraft im Vierverband ist, daß man mit ihm über die Kriegführung und die Kriegsziele einig sein muß, daß es von ihm abhängt, was nach einem eventuellen Siege als Lohn für die ungeheuren Opfer eingebracht werden wird. Deshalb ist es auch von allerhöchstem Wert, daß der Glaube an die Leistungsfähigkeit und Glorie Englands bei dem Volke keinerlei Schwankungen ausgesetzt wird. Aufgabe der Presse ist es, in diesem Sinn immer und immer wieder zu wirken. Wohl hatte sich schon hier und da eine Stimme erhoben, die leise und versteckt Englands siegesgewisser Überlegenheit ein Fragezeichen entgegenzuhalten wagte. Das bolognesische Blatt Resto del Carlino schrieb anläßlich der Jährung des Kriegsbeginns in einem etwas schwermütig gestimmten Überblick: „England beherrscht die Meere, aber zahlt täglich einen Tribut für seine Herrschaft. Seine Kontinentalheere werden ausgeschifft, aber sie sind dezimiert, ehe sie sich gesammelt haben und gefährlich werden.“ Daß solche Äußerungen, die in die Presse nur vereinzelt und durch eine Hintertür gelangten, das Gewicht einer im Lande verbreiteten Meinung hinter sich haben mußten, erfuhr man aus jenem bei uns gebührend

beachteten Artikel des Secolo vom 4. August, dessen Überschrift die Frage stellte: „Was tun die Engländer?“ Hier wird jede übelwollende Kritik an den englischen Leistungen als oberflächlich und gegenstandslos verdammt und in langatmigen Ausführungen nachzuweisen gesucht, daß doch England es sei, das im ganzen Vierverband die größten Erfolge aufzuweisen habe. Seine geringere Leistungsfähigkeit im Vergleich mit Deutschland wird mit dem in solchen Debatten immer wiederkehrenden Argument begründet, daß Deutschland sich seit Jahren auf den Krieg vorbereitete, während das friedliche Albion mit seinen Rüstungen erst zu Beginn der Feindseligkeiten eingesetzt habe; daß es anderseits nur selbstverständlich sei, wenn ein individualistisch demokratisch angelegtes Staatswesen von liberaler Färbung nicht in demselben Maße wie ein ganz auf staatliche Organisation eingestelltes und die Freiheit des Individuums unterdrückendes Reich funktioniere. An dem endgültigen Gelingen sei aber nach den bisherigen Ergebnissen nicht zu zweifeln. Daß die Zuversicht in Englands Hilfe weniger Widerstandskraft haben muß, als es nach außen hin erscheint, läßt sich daraus schließen, daß wie auf Verabredung das Thema von der übrigen Presse weitergesponnen wird. Immer wieder füllen sich die Spalten mit Schilderungen und Preisungen von England. Ein römisches Blatt breitet an der Hand von statistischen Angaben die maßlosen Reichtümer des britischen Imperiums aus, die seine Hilfsquellen als unerschöpflich erscheinen lassen. An einer anderen Stelle wird geschildert, in welcher Weise Indien zu der Kriegsarbeit beiträgt, seine Bodenschätze und seine Machtmittel in den Dienst der gemeinsamen Sache stellt. Es ist, als wollte man die Phantasie der Italiener wie im Märchen mit der Vorstellung von einem Wunderland erfüllen, das über alle Schätze gebietet, und zugleich eine Verkörperung des guten Prinzips bedeutet, an das man sich nur zu halten und ihm sich anzuvertrauen brauche, um das Glück auf Erden zu finden. Im italienischen Volk gibt es Gemüter, die solchem Katechismus zugänglich sind; an sie wendet sich diese Pressetaktik. Wie ängstlich man darauf bedacht ist, einen derartigen Glauben nicht ins Wanken zu bringen, und nicht den geringsten Zweifel an der unerschütterlichen Kraft Englands aufkommen zu lassen, geht daraus hervor, daß der Avanti verrät, Bemerkungen, in denen er sich offen über England aussprechen wollte, habe ihm die Zensur gestrichen.

Von englischer Seite setzt man alles daran, Italien entsprechend zu behandeln und in guter Stimmung zu erhalten. So ist verfügt worden, daß in Malta das Italienische als einzige Amtssprache eingeführt werden soll. 20 Sanitätsautomobile hat man Italien als Geschenk dargebracht. Als eine Gunstbezeigung ging auch die Begrüßungsadresse, die zahlreiche Unterschriften hervorragender Persönlichkeiten aus Kreisen des Parlaments, der Aristokratie, des Handels und der Wissenschaft trug, an die befreundete Nation. In höchst geschickter Weise ist dieses Schriftstück angelegt und mit diplomatischem Raffinement der italienischen Psyche angepaßt. Auf die liberalen Instinkte der Bevölkerung sucht es einzuwirken, indem es die Art der deutschen Kriegführung bloßstellt

und verleumdet. „Wir bekämpfen gemeinsam", heißt es darin, „einen Feind, der systematisch Methoden der Grausamkeit gegen Nichtkämpfer anwendet mit Prozeduren, die bis dahin in der modernen Geschichte unbekannt waren". Man hat es auch verstanden, den Italienern in diesem unverfänglichen Schriftstück mit harmloser Anerkennung ihr ideales Kriegsziel vorzuhalten, indem man sagt: „Das italienische Volk steht im Kriege, um seine Brüder von einer alten Unterdrückung zu befreien und um von ganz Europa die Drohung einer neuen Militärherrschaft zu nehmen".

In gewissen Kreisen des italienischen Volkes ist man aber schon längst nicht mehr mit diesem begrenzten Kriegsziel zufrieden; und ebenso weiß man in England, daß deren Begehrlichkeit durch andere Aussichten gereizt und in Atem gehalten werden müsse, um dem Lande die höchste Anspannung auferlegen zu können. Der italienische Imperialismus, der ja zweifellos eine der Haupttriebfedern für das Kriegsunternehmen war, strebt weiter und höher hinauf. Ein großes Kolonialgebiet nach der Zertrümmerung des türkischen Reiches ist das, was den Patrioten als beglückender Preis für alle jetzigen Entbehrungen vor Augen gezaubert wird. Während Tripolis noch nicht einmal pazifiziert, viel weniger kolonisiert ist und beträchtlich auf den Staatssäckel drückt, drängen schon wieder neue Kolonialträume nach Verwirklichung. In einem Aufsatz mit dem Titel „Die Eroberung der Märkte" nimmt das Giornale d'Italia (31. Juli) zu den Aussichten für die Zukunft Stellung: Das Kriegsziel dürfe nicht nur die Befreiung der Irredenta und die Oberherrschaft in der Adria sein. Kann es im Interesse Italiens liegen, daß, während es früher in Abhängigkeit von den Zentralmächten stand, sich nun England und Frankreich an die Stelle Deutschlands setzen? Ein versteckter Hinweis auf das, was für diese beiden Länder bei einem Glücken der von ihnen gegen die deutsche Einflußsphäre, die Türkei, unternommenen Aktion zu erwarten steht. Italien braucht als Absatzgebiet ein Kolonialland, dazu muß ihm die Entente verhelfen. Beileibe keine wirklichen Eroberungen, nur Interessenzonen, die seiner Wirtschaft und seinen Finanzen eine Stütze gewähren sollen. Das legt aber die Verpflichtung auf, an der Niederwerfung der Türkei mitzuwirken. Auf jeden Fall müsse Italien vermeiden, am Ende des Krieges ganz in Abhängigkeit von fremdem Kapital zu stehen.

Das fremde Kapital, an das gedacht wird, kann natürlich nur das englische sein. Nachdem sich die innere Anleihe als gänzlich unzureichendes Mittel erwiesen hat, wird man sich genötigt sehen, den Krieg durch das Ausland finanzieren zu lassen. Darauf suchte die Idea nazionale schon in einem Leitartikel vom 29. Juli die Aufmerksamkeit zu lenken. Sie machte dafür auch geltend, Italien dürfe nicht alle seine im Innern verfügbaren Kapitalien erschöpfen, damit es nach dem Friedensschluß Mittel genug übrig hätte, um seinen Wirtschaftsbetrieb in vollem Umfang aufnehmen zu können. Die verbündeten Nationen seien verpflichtet, Italien darin zu unterstützen, da sein Ein-

greifen alle insgesamt dem Sieg um einen Schritt nähergebracht habe. Besonders England, das vom Kriege die wenigsten Übelstände verspüre und über die größte Kapitalkraft gebiete, möge seinem Bundesgenossen zur Seite stehen.

Man windet sich also in folgendem Dilemma. Von Englands Schlagkraft und Finanzmacht ist es abhängig, daß der Weltkrieg zu einem für die Entente günstigen Ausgang geführt wird. Da das eigene Schicksal damit verknüpft ist, so zittert man dafür, daß die militärische Ausdauer Englands nicht leidet, und mahnt unaufhörlich, das alte, nicht mehr zeitgemäße liberale Prinzip aufzugeben und die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht durchzusetzen. Auf die englische finanzielle Unterstützung sieht man sich durchaus angewiesen. Es soll dabei aber vermieden werden, während man durch den Krieg glaubt, das Joch der Zentralmächte von sich abschütteln zu können, ein neues Joch auf sich zu laden. Durch dieses Labyrinth soll die Diplomatie ihren Faden ziehen. Dafür muß sie auch noch das Glücksspiel eines türkischen Feldzuges auf sich nehmen. Eine aktive Beteiligung daran erschien als das sicherste und einzige Mittel, sich bei der endgültigen Abrechnung gegen eine Übervorteilung durch England und Frankreich zu wahren.

Nicht nur große politische, sondern auch neue wirtschaftliche Probleme ergeben sich für das italienische Volk nach seiner Eingliederung in den Vierverband, und vielfache Diskussionen zeigen, daß man damit ins Reine zu kommen wünscht. Die Frage, wie man sich zu verhalten habe, wenn der von den Zentralmächten beabsichtigte mitteleuropäische Wirtschaftsverband zustande käme, wird von verschiedenen Seiten aufgeworfen. Der alte Maggiorino Ferraris, der bekannte Wirtschaftspolitiker, wünscht, daß eine Gegenaktion ins Leben trete, durch die eine in sich geschlossene wirtschaftliche und finanzielle Organisation der Entente-Staaten mit gemeinsamer Zollpolitik geschaffen werden solle; wie sehr würde diese dann ihrer Ausdehnung und ihren finanziellen Hilfskräften nach Mitteleuropa überlegen sein! Dieser utopistische Zukunftstraum und diese Verknechtung Italiens an das Ausland wird von anderer Seite schroff bekämpft. In der Sehnsucht nach einem gänzlich unabhängigen „größeren Italien" wollen die echten Patrioten nichts von irgendeiner Einbuße wirtschaftlicher und finanzieller Selbständigkeit wissen; nur auf der Grundlage völliger Autonomie ließe sich an ein Zusammengehen mit anderen Staaten denken. Die Stärkung und Befreiung der nationalen Wirtschaft von jeder Einschränkung und Hemmung müsse als ein wesentliches Kriegsziel im Auge behalten werden. Der Avanti hat einmal geradezu gesagt, dieser Krieg bezwecke weiter nichts als eine Loslösung des italienischen Kapitalismus von fremder Bevormundung.

Seit Ende Juli trat die internationale Lage in eine Phase, die Italien zwang, sich über sein weiteres Verhalten schlüssig zu machen, deren Entwicklung im Lande mit höchster Spannung und mit geteilten Empfindungen verfolgt wurde. Von den Kollektivnoten, die der Vierverband an die Regierungen der

neutralen Balkanstaaten gerichtet hat, erwartete man, daß ihre Wirkung eine den Verbündeten günstige Klärung herbeiführen würde. In der Zeit aufgeregten Harrens hat die römische Presse den bulgarischen und den serbischen Gesandten interpelliert, um sich von ihnen das Horoskop stellen zu lassen. Jedes Gerücht wurde gierig aufgegriffen. Es war ein Treiben zwischen Hoffnung und Furcht, das die Gefühle aufwärts und abwärts jagte. Man sagte offen, die diplomatischen Verhandlungen seien in dem gegenwärtigen Stadium von derselben Bedeutung, wie die militärischen Ereignisse. Die Frage der Beteiligung an der Dardanellenaktion und das Verhältnis zur Türkei verlangte von verschiedenen Seiten gleichzeitig eine Lösung und beunruhigte die in sich gespaltene öffentliche Meinung. Frankreich und England suchten einen starken Druck auszuüben, um die Hilfe für die Dardanellen zu erzwingen. Viel beachtet und zitiert wurde ein Aufsatz von Herbette im Figaro (25. Juli), der Italien zum Kampf gegen die Meerengen aufrief, damit es sich dadurch sein Erbrecht für eine spätere Teilung der Türkei sicherte. Dieses Argument wurde von den Imperialisten lebhaft aufgegriffen und zu der Befürwortung eines Eingreifens in die Dardanellenoperationen ausgebeutet. In schäferem Ton forderte der Manchester Guardian Italiens Entschließung. Ganz abgesehen von einem Erfolg oder Mißerfolg in dem Kampfe gegen Österreich habe der neue Bundesgenosse dem Gesamtunternehmen der Entente bisher noch keinerlei Entlastung gebracht. Nach der Einsicht, daß der österreichische Feldzug von längerer Dauer sein werde, müsse deshalb gefordert werden, daß Italien sich schleunigst dahin wende, wo seine Unterstützung beitragen könne, eine Entscheidung herbeizuführen: nach den Dardanellen. Eine solche Sprache wird wohl als Reflex von Vorstellungen angesehen werden dürfen, wie sie durch die englische Regierung in Rom erhoben wurden. Im Lande selbst standen sich die Ansichten schroff gegenüber. Die einen setzten sich dafür ein, daß nur durch eine solche Mitwirkung ein den großen Aufwendungen entsprechender Gewinn zu erzielen sein würde. Die anderen wollten die Betätigung Italiens auf den „heiligen" Zweikampf mit Österreich beschränkt wissen. Seine eigenen Interessen seien nicht mit denen aller Mächte des Vierverbandes in Einklang zu bringen. Auf dieser Seite verspürte man keine Neigung, sich durch ein neues Abenteuer ins Ungewisse reißen und die Kräfte noch mehr zerplittern zu lassen. Schließlich spitzten sich die Beziehungen zur Türkei so zu, daß eine Auseinandersetzung in der einen oder anderen Richtung nicht zu umgehen war. Über den Verhandlungen wegen der Entlassung der italienischen Staatsangehörigen aus dem türkischen Gebiet ist es zum offenen Bruch gekommen. Die italienische Diplomatie, die seit dem Beginn des Weltkrieges eine Politik des Schwankens und der Winkelzüge bevorzugte, hat sich auch in diese Tat hineindrängen lassen. Man bekommt es jetzt zu spüren, wie man in einen Krater geraten ist, in dessen wirbelnden Feuerschlünden man erbarmungslos mit herumgetrieben wird, ohne Aussicht auf Entkommen. Mit dem Versteckspielen, als man Österreich den Krieg

erklärte, vor Deutschland und der Türkei die Augen zu verschließen, konnte es nicht sein Bewenden haben. Nachdem die Diplomaten einmal die Geschicke ihres Landes mit denen der Entente verkuppelt hatten, mußten sie darauf gefaßt sein, daß diese Italien nicht nur für seinen heiligen Krieg die Wege ebnen, sondern es dahin beordern würde, wo die Gesamtlage es gerade erforderte. England wollte sein letztes Netz auswerfen, um die noch unschlüssigen Balkanneutralen zu sich herüberzuziehen. Eins aber wird Italien wohl bald zu spüren bekommen, daß sich seine innere Lage nach der Kriegserklärung an die Türkei außerordentlich verschärfen wird. Viele von denen, die für den Kampf gegen Österreich mit Rücksicht auf alte eingewurzelte Gefühle und ideale Losungen zu gewinnen waren, werden der Diplomatie — denn das was jetzt betrieben wird, ist Kabinettspolitik — keine Gefolgschaft mehr leisten wollen. An Zeichen der Gärung fehlt es, wie vorher gezeigt wurde, nicht. Italien hat sich durch sein Zerwürfnis mit der Türkei noch enger an das Schicksal der Entente gekettet; aber die Entente hat sich auch mit einem Element belastet, daß in seinem Kern einen solchen Explosivstoff birgt, daß er eine heute noch nicht absehbare Katastrophe herbeiführen kann.

Künstlerische Probleme des Krieges

Von Dr. Roland Schacht

Auf fast allen Gebieten des öffentlichen Lebens ist der Ausbruch des seit Jahren drohenden Weltkrieges, nachdem das Gefühl des ersten Schreckens überwunden war, als eine wohltätige Entspannung, als Befreiung von einem Alpdruck, ja als Belebung stagnierender Zustände empfunden worden, nicht zum wenigsten auf einem Kulturkomplex, dessen Pflege vorzüglich ein Werk des Friedens zu sein scheint: auf dem der Kunst. Jedermann hatte vor dem Kriege das Empfinden, daß unser künstlerisches Leben einem Auflösungsprozeß nahe war, und jeder, dem die Kunst ernstlich am Herzen lag, hoffte auf Besserung.

Freilich erhoben sich auch sogleich Skeptiker, die, auf die geringen künstlerischen Erträgnisse des 1870er Krieges weisend, eine Regeneration der Kunst in Frage stellten. Und schon haben sich üble Folgeerscheinungen eingestellt: leere Rhetorik, Schwulst, Überspanntheit und Effekthascherei machen sich in Gedichten breit, üppig emporschießendes Dilettantentum erhebt lauter als sonst den Anspruch, daß treffliche Gesinnung, guter Wille und warme Nachempfindung

als künstlerische Taten bewertet werden, ja bedeutende Künstler werfen, um nur im Augenblick nicht zu schweigen, um „mit dabei zu sein", unausgereifte, schwach empfundene Arbeiten auf den Markt, während geringere, jetzt meist mittellos gewordene, skrupellos die Kriegsstimmung benutzen, und ihr allzu unbedeutendes, aber jetzt um des aktuellen Gegenstandes häufig ganz kritiklos aufgenommenes Können in den Dienst der Sensation stellen. Schon jetzt droht die Masse des auf solche Weise entstandenen Wertlosen, ja für eine wahre künstlerische Kultur Schädlichen, die wertvollen Ansätze, die der kritische Blick hier und da freudig gewahrt, zu überwuchern und was erst werden soll, wenn die Kriegsdramen, -romane, kolossalgemälde, -denkmäler und -memoirenwerke anrücken werden, ist nicht abzusehen. Schon jetzt dürfte es daher, um zu sicherer Wertung zu gelangen, an der Zeit sein, sich über die künstlerischen Probleme, die der Krieg und die Kriegsstimmung stellen, klar zu werden.

Tatsächlich liegt die Situation heute günstiger wie 1870/71. Die Kunst, so nachhaltig auch äußere Einflüsse auf sie einwirken können, hat ja ihr starkes Eigenleben und läßt sich, wenn sie gedeihen soll, nicht ohne weiteres Art und Entwicklung vorschreiben. So kam es, daß die Kunst der siebziger Jahre, hauptsächlich mit der Ausbildung formaler Probleme beschäftigt, von den neuen durch den Krieg und die Reichsgründung gestellten Problemen wenig Notiz nahm. Was aber dem aufmerksamen Beobachter gerade an der modernen Kunst auffiel, das war das überall deutlich hervortretende Suchen nach einem neuen Inhalt und es ist hochbedeutsam, daß die modernsten Ausläufer der neuen Kunstbewegung: die Futuristen, schon vor dem Kriege, neben phantastischen Revolutionen vielfach auch Schlachtendarstellungen gaben. Wohin sollte auch schließlich das beständige Experimentieren mit imaginären Dekorationsproblemen, das Jagen nach neuen Formen führen als zu steriler Virtuosität und zur Zersplitterung der edelsten Kräfte? Wir brauchten also wirklich einen neuen Inhalt und da stellt sich das neue, ungeheure, tiefeindringende Erlebnis des Krieges als höchst willkommen ein.

Wir haben uns nun zu fragen, ob die Kunst diesen Inhalt bewältigen kann, ob sie es jetzt, und mit welchen Mitteln sie es kann. Jede gesunde Kunstentwicklung geht aus von dem starken Bedürfnis eines fest umgrenzten Kulturkreises. Dieser Kulturkreis ist da: er wird gebildet durch das deutsche Volk, das ein neues Selbstbewußtsein zu gewinnen im Begriff steht. Die Bedürfnisse aber sind im wesentlichen von dreierlei Art: einmal, das der Daheimgebliebenen von jenem Großen, Schrecklichen, Unfaßbaren etwas Bestimmtes, Greifbares zu wissen, teil zu haben an Leid und Schmerz, an Freude und Jubel der Kämpfenden, die mannigfach beschwerte Seele in der Katharsis des Kunstwerks zu entladen; sodann der Soldaten: neue Lieder zu bekommen; endlich das aller Deutschen, das, was sie innerlich bewegt, von Sprachgewaltigen ausgesprochen zu besitzen.

Wie können diese Bedürfnisse befriedigt werden? Zur Befriedigung der ersten stellt sich ganz ungezwungen jener neue Stil ein, der bereits in den

Erzählungen und Berichten der Kämpfenden hier und da aufhorchen läßt: ein neuer Stil der beobachtungsgesättigten Sachlichkeit, ohne Pose, ohne Sentimentalität, notgedrungen knapp, aber reich in seiner aufrichtigen Schmucklosigkeit. Der Krieg ist eine viel zu ernste, viel zu heilige Sache, um sein Tatsächliches gleich in einem Brei von aufdringlichen Gefühlen zu begraben. Die Schilderung wird kurz, ja lakonisch, gewinnt aber an Anschaulichkeit und epischer Eindringlichkeit und dadurch an dokumentarischem Wert, wobei die alles durchzitternde Empfindung ganz von selber fühlbar wird. Was nun die Kunstformen betrifft, so treten an erste Stelle die Novelle und die Skizze des Malers. Die Novelle, die ihrer Natur nach äußerste Konzentration und stilistische Festigkeit, Klarheit des Inhalts, und das außerordentliche Ereignis erfordert, wird, wenn nicht alle Anzeichen täuschen, eine neue Blüte erleben. Aber nicht alle werden durch sie vollbefriedigt werden: wo das eigene Gefühlsleben zu stark ist, um durch das künstlerisch bewältigte Einzelgeschehnis befriedigt zu werden und der Anknüpfung an sichtbares bedarf, wird die Skizze des Malers den Vorzug erhalten. Leider haben viele Maler mit episodischen Greuelszenen zu wirken gesucht; sehr mit Unrecht, da das bloß Schreckliche dem Daheimgebliebenen kaum mehr als blasses Gruseln, dem aber, der es in Wirklichkeit miterleben mußte, eine peinliche Erinnerung verursacht. Ruhigere Darstellungen dagegen können ungeheuer viel geben: ein des Abends durch ein Dorf marschierender Trupp Soldaten, ein zerstörtes Haus bei Regenwetter oder ein Generalstabszimmer bei Lampenlicht, wie man sie von Ludw. Dettmann sehen konnte, vermitteln nicht nur Einzelheiten des Krieges, sondern teilen auch viel und sehr wertvolles von der Gesamtstimmung mit, während bombenwerfende Zeppeline oder Kreuzer versenkende Unterseeboote über den bloßen Kuriositätenwert nicht hinauskommen.

Den Krieg in seiner Totalität zu geben, wird dagegen der bildenden Kunst nicht möglich sein. Die Zeiten sind vorbei, in denen man von einem Hügel herab das malerische Schauspiel der Schlacht betrachten konnte, und zudem ist für uns heute die Schlacht nur eines der vielen Symptome des Krieges. Die vielen anderen aber: Zerstörung von Ortschaften, Verwüstung der Fluren, Not und Herzeleid der Daheimgebliebenen, Angst, Schrecken und Wut der heimgesuchten Bevölkerung, die Arbeit hinter der Front, die Lazarette usw. in eins zu fassen, dürfte höchstens der Allegorie möglich sein. Für solche aber ist, wie man leicht an dem schwachen Eindruck, den Böcklins oder Stucks hierhergehörige Bilder der wirklichkeitsnahen Gegenwart machen, merken kann, die Zeit noch lange nicht gekommen.

Anders steht es in der Literatur. Dabei ist die Eigentümlichkeit zu berücksichtigen, daß der Krieg, wenigstens von deutscher Seite aus, als Volkskrieg empfunden wird. Für das Drama, das trotz Grabbe, einen überragenden Helden und deutlich erfaßbare Gegenspieler nicht entbehren kann, dürfte sich also keine Gelegenheit bieten, höchstens mag der Krieg Milieu oder Motive hergeben, abgesehen natürlich von Festspielen, von denen jedoch, nach den Proben, die

das Jubiläumsjahr 1913 gezeitigt hat, nicht viel Gutes zu erwarten steht. Wohl aber könnte der Roman sehr wertvolle Bereicherung erfahren. Er bietet Raum, sowohl für das bedeutende Einzelschicksal, wie für Episoden, für Schilderung, sowohl wie für Stimmungen, und wenn man an Grimmelshausens Simplicius denkt, so möchte man ähnliches auch für diesen Krieg herbeiwünschen.

Von Soldatenliedern sodann, volkstümlichen wie künstlerisch individualisierenden, haben wir bereits sehr beachtungswerte Proben erhalten und vieles wird gerade im Entstehen begriffen sein, für die Ballade dürfen wir gutes erhoffen und von den lyrischen Gedichten, als seelische Aussprache, findet man in den bereits entstandenen, leider selten streng genug wählenden Anthologien sehr wertvolle Stücke.

Einen deutlich hervortretenden Vorteil hat der Krieg der Kunst schon jetzt gebracht, von dem aufs innigste zu wünschen ist, daß er ihr auch nach dem Friedensschluß erhalten bleibe. Indem nämlich bei der anfänglichen Zurückhaltung des Publikums der Bücher- und Bilderkauf zurückging, der Konsumentenkreis sich ständig verringerte, die Künstler aber leben mußten, sahen Verleger wie Künstler sich gezwungen, die Preise hinabzusetzen. Das hat für den Büchermarkt nur geringe Bedeutung, denn billige Bücher hatten wir bereits vor dem Kriege. Was uns aber fehlte, war das Flugblatt, etwas, was dem volkstümlichen Holzschnitt, dem bildlich geschmückten Einzelgedicht früherer Zeiten gleichkam. Dazu sind nun endlich die Ansätze vorhanden. Allerdings handelt es sich dabei um die nicht immer deutliche, nicht überall verwendbare Lithographie, aber auch diese hat ja noch reiche Entwicklungsmöglichkeiten und wenn erst der Wert dieser Kunstgattung für die Volksbildung in seiner ganzen Tragweite erkannt werden wird, wird unserer künstlerischen Gesamtkultur aus diesen unscheinbaren Blättern ein bedeutender Zuwachs entstehen können. Nur möge man das Eisen schmieden, so lange die allgemeine Teilnahme noch rege ist, und sich die Arbeit „für das Volk" — im Grunde die edelste die es gibt — nicht verdrießen lassen.

Kriegskarten

Von Albrecht Dühr

Als ich den in Heft 13 veröffentlichten Bericht über Kriegskarten schrieb, waren mir die österreichischen Kriegskarten, auf die im folgenden hingewiesen wird, völlig unbekannt. Die Gerechtigkeit und der Wert der Karten verlangen ihre Berücksichtigung. Außerdem ist Italien unser Feind geworden und schließlich muß noch auf einige andere wichtige Neuerscheinungen hingewiesen werden.

Zu I. Westlicher Kriegsschauplatz

a) Übersichtskarten (rund 1 : 1000000 [so!] und kleiner). Viel Freude wird auch der Kenner an der stattlichen Karte 1 : 750 000 von Freytag und Berndt in Wien (1 M.) haben. Sie ist nicht so reichhaltig wie die Velhagensche; auch ist das Gelände durch „Schummerung" gegeben, nicht durch die sorgfältigere Schraffung. Wie viel mehr die Schummerung zum Generalisieren verleitet, merkt man sehr deutlich bei der Côte Lorraine: zum Beispiel der Oberlauf des Longeau (Epargestal) fehlt hier vollständig (wie übrigens merkwürdigerweise auch in der amtlich-österreichischen Karte 1 : 750000!) Im übrigen aber ergibt die Karte ein klares Bild der französischen Landschaften. — Die Karte 1 : 800000 des Wiener Verlages Artaria und Ko. zeigt ebenfalls Geländedarstellung (in Schraffen). Diese ist aber nicht entfernt so plastisch und vollständig, die Karte überhaupt weniger zeitgemäß, aber erheblich teurer (2 M.). — Die Freytagschen Karten von Frankreich und England (je 1 : 2000000, 70 Pf.) sind schlichte Verkehrskarten ohne Gelände. Die letztere kann man mehr empfehlen als die erstere.

Zu c) Topographische Karten: Da ist zunächst mitzuteilen, daß der Domina-Verlag in München seine Wiedergabe der französischen Generalstabskarte 1 : 80000 (photographische Reduktion auf 1 : 100000!) soweit vervollständigt hat, daß das ganze Kriegsgebiet vorliegt. Die einzelnen Blätter können bei der Art des Verfahrens nicht gleichwertig sein; sie sind aber sonst höchst empfehlenswert und werden im Felde stark benutzt. Man beschaffe sich Übersichtskärtchen und den Zeichenschlüssel, den in sehr geschickter Weise Professor E. Uhlig in Tübingen verfaßt hat (je 60, für Soldaten und Schulen 40 Pf.).

Die praktischen Zusammendrucke besonderer „Kampfgebiete“ (1 : 125 000), die derselbe Verlag neuerdings herausgibt (1. Verdun), werden vielen sehr willkommen sein (je 1,50 M.). Die Blätter der russischen Karte 1 : 126000 kann der Verlag, wie ich hörte, nicht weiter ergänzen wegen Überlastung. Eine sehr brauchbare Bereicherung unseres Kartenschatzes stellen die Karten der Argonnen-, des Maas-Mosel-Gebiets und der Vogesen (1 : 50000!, 1 : 100000, 1 : 125000 — je 1 M.) von Hubert Köhler in München dar. Die erstere fand auch den Beifall von Argonnenkämpfern, zeigt aber schlimme sprachliche Fehler (kaum „Druckfehler“); die zweite ist eine plastische, vielfarbige Wiedergabe der Generalstabskarte, die dritte leider nur eine Reliefkarte, die sich wohl nur als Anschauungsmittel bewähren kann (in der Ausführung gut).

Zu II. Östlicher Kriegsschauplatz

a) Übersichtskarten: Recht plastische Bilder geben wieder die guten, in Schummerung ausgeführten Karten von Freytag 1 : 2000000 und 1 : 1000000 (je 1 M.); doch muß man bedauern, daß so viele Ortschaften, zum Beispiel in den Karpathen, fehlen, daß die Schrift zum Teil mangelhaft und das Gewässernetz in letzterer Karte nicht blau ist: das beeinträchtigt Plastik und Klarheit sehr. — Nicht eigentlich dem Kriege, sondern der Kriegspolitik allenfalls können dienen Flemmings Kriegskarte 17 (1 : 2000000): Rußland zwischen Ostsee und Schwarzem Meer und die Eisenbahnkarte und die politische Karte (je 1 : 6000000, 1,50 M.) des Verlages Artaria in Wien. Erstere ist besonders wertvoll durch die genaue politische Einteilung, durch die Grenzlinien früherer Jahrhunderte und die große Reichhaltigkeit. Letztere sind trotz alter Platten (mit Gelände) doch durch statistische Hilfsmittel und Angaben nützlich. Desselben Verlages „Generalkarte von West-Rußland“ und „West- und Inner-Rußland“ („Große Ausgabe“) je 1 : 1500000 benutzen zwar auch alte Kartenentwürfe (von G. Freytag), sind aber auch als Kriegskarten noch recht brauchbar. Ihre saubere und vielfarbige Ausführung rechtfertigt aber den hohen Preis 1,50 und 4,— M. (!) nicht, zumal etwa im Vergleich mit den „Lechnerschen“ Karten. An manchen Stellen sollten auch sie ergiebiger sein, auch hat man bei der Abgrenzung der Karte nicht mit Hindenburgs neuestem Stoß nach NO gerechnet. — Kein Gelände tragen zwei weitere österreichische Karten: Freytags Übersichtskarte 1 : 2000000 (70 Pf.), eine ganz schlichte Verkehrskarte. Lediglich als „Eisenbahnkarte von Österreich-Ungarn 1915“ ist geschaffen die große Karte 1 : 1400000 des Verlages Artaria: wertvoll als Nachschlagewerk (Stationsverzeichnis 43 Seiten!) und Anschauungsmittel (2 M.).

b) Als Generalkarte kommt zunächst hinzu ein anschauliches, wertvolles Freytagsches Kärtchen der Bukowina 1 : 400000 (25 Pf.!) mit eindrucksvoller Schummerung und Waldkolorit. Als Ergänzung aller Karpathenkarten ist sie höchst willkommen. Ferner hat die preußische Landesaufnahme vier weitere Zusammendrucke ihrer Übersichtskarte von Mitteleuropa 1 : 300000 heraus-

gebracht, die die bisherigen Blätter erheblich nach O und NO hin ergänzen bis zum Meridian und Parallelkreis von Pskow. Angesichts dieser prächtigen Blätter wird es schwer, die Kriegsziele — nicht zu erörtern.

III. Der Balkan und — Italien

Es ist begreiflich, daß aus Österreich mehr Karten dieser Gebiete vorliegen, als aus Deutschland, besonders in größeren Maßstäben.

a) Übersichtskarten: Eine Karte von Südosteuropa 1:2000000 hat Artaria geliefert (1,50 M.). In der Technik (violetter, verdeckender Eisenbahnaufdruck, zu zartes Gerippe usw.) nicht einwandfrei, ist diese Karte doch als großes Übersichtsblatt in politischer Hinsicht brauchbar. Plastischer als ihr Schraffengelände ist die Schummerung der Freytagschen Karte der Balkanhalbinsel 1:1250000 (1 M.). Ebenso trefflich ist das Ergänzungskärtchen der serbischen Grenzgebiete im gleichen Maßstabe (25 Pf.).

b) Generalkarten: Von Karten dieser Größe (rund 1:800000 bis 1:300000) liegen eine ganze Reihe Ergänzungen unserer deutschen Kartenschätze vor. Die Karten von Freytag und Artaria stellen Gegensätze dar: jene erreichen durch Schlichtheit, Großzügigkeit der Geländedarstellung (Schummerung) und Farbenwahl mehr als diese mit ihrer fast verwirrenden Reichhaltigkeit und Genauigkeit. Das Drastische, was den Freytagschen Karten eignet und ihnen einen besonderen Bildungswert verleiht, fehlt hier. Jene sind ferner neu, diese alt (nach der einst berühmten „Schedakarte" hergestellt). Da die Artariakarten jedoch weitere Gebiete umfassen und sehr reichhaltig sind, so kann man sie doch mit Nutzen gebrauchen. Es sind die Karten: 1. Serbien nebst Grenzländern und 2. Balkanländer je 1:864000 (1 M. und 2,50 M.). — Aus dem Verlage von Freytag und Berndt liegen vor: Serbien (1,30 M.), Albanien (1 M.), Montenegro (50 Pf.) im Maßstabe 1:600000.

Für Italien liegen bisher folgende Karten vor: 1. Das Velhagen- und Klasingsche Kartenheft mit einer Übersichtskarte 1:3000000 und vier Sonderkarten (1:1000000 und 1:750000, Südtirol und Venetien) nebst Namenverzeichnis — wiederum ganz ausgezeichnet (1,40 M.). 2. Die gute, wie alle Langhansschen Karten sehr lehrreiche, mehr politische Karte 1:1500000 von Perthes in Gotha mit Gelände; sie umfaßt ganz Italien nebst Adriameer, enthält Sprachgrenzen und Interessensphären. 3. G. Freytags Handkarte von Italien 1:1500000 — Freytag und Berndt — (1 M.), als Verkehrskarte ohne Gelände brauchbar, doch nicht so gut und reichhaltig wie die vorige. 4. Flemmings Namentreue Länderkarte 4: Österreich-Ungarn (s. o. in Heft 13!). 5. Flemmings Kriegskarten Nr. 21 und 22 des italienisch-österreichischen Kriegsschauplatzes und der Adria 1:1500000 nebst Alpengrenzgebieten 1:600000 — reichhaltige, saubere Karten; Gelände in grauen Schraffen (je 1 M.). 6. „Die österreichisch-italienischen Grenzgebiete 1:850000" — Bibliographisches Institut, 70 Pf. — eine sehr schöne, klare und inhalt-

reiche Geländekarte. 7. G. Freytags Karten des österreichisch-italienischen Grenzgebietes und der Küstenländer 1:600000 (je 1 M.) erfüllen den Sinn und Zweck der Kriegskarten durch ihre eindrucksvolle Plastik (braune, künstlerische Schummerung), Vielfarbigkeit und Reichhaltigkeit (Wegenetz!) in hohem Maße. 8. Ravensteins Kriegskarte Nr. 15: Oberitalien — „Faksimiledruck" nach der italienischen Generalstabskarte (1:500000). Die Karte ist sehr sauber ausgeführt, Gewässer blau; sie ist kürzlich mit leidlicher Geländezeichnung versehen worden; die italienischen Benennungen erschweren oft die Benutzung (1 M.). 9. Für die Gebirgskämpfe sind besonders empfehlenswert die herrlichen neuen Alpenblätter zu Vogels Karte des Deutschen Reiches 1:500000 (Perthes in Gotha); sie sind unübertrefflich. — (Gesamtpreis des Atlas 50 M., Lieferungen zu je 3 M., Einzelblätter je 2 M.) 10. Für die Alpenländer bis zum Plöckenpaß kann man kaum etwas Eindrucksvolleres empfehlen als Freytags Karte von Tirol 1:350000. Durch Schummerung nebst schiefer Beleuchtung und sonstige Vielfarbigkeit ist das Höchste an Plastik erreicht. Doch vermißt man ein sichtbares Grenzband. Der Preis (1 M.) ist sehr niedrig. — Lehrern und Schülern sei sie besonders empfohlen. 11. Zuguterletzt sind noch zwei Karten erschienen, die allen Anforderungen genügen: Ludwig Ravenstein hat von seiner Höhenschichtenkarte der Ostalpen (1:250000) zwei Zusammendrucke als Kriegskarten 16 und 17 herausgegeben, die das ganze österreichisch-italienische Grenzgebiet umfassen. Wir besitzen darin endlich Karten, die uns fast nie im Stiche lassen und an deren überaus sauberer und klarer Ausführung jeder seine Freude haben wird (je 2 M.). 12. Eine herrliche Karte 1:750000 ist noch nachträglich in meine Hände gelangt: die des österreichischen militärgeographischen Instituts. Es ist ein Meisterwerk der Kartographie, das den höchsten Anforderungen an einer Karte dieses Maßstabes entspricht, zumal sie auf einem Blatt das ganze fragliche Gebiet umfaßt.

IV. Der türkische Schauplatz

Ein sehr wirkungsvolles und brauchbares Blatt hat wiederum Freytag geliefert im Maßstabe 1:3000000 (1 M.). Der Lückenhaftigkeit der Vorlagen vermag die Schummerungsdarstellung des Geländes gut zu entsprechen, die die nötige Generalisierung eher erlaubt, als die Schraffung. Aber mir sind im Vergleichen mit deutschen Darstellungen doch Zweifel gekommen, ob diese Schummerung wirklich überall das bietet, was geboten werden kann und muß. Doch ist es klar, daß Reimers Kiepertkarte demgegenüber veraltet ist — trotz des Schraffengeländes (siehe Kaukasus!). — Vortrefflich und sehr preiswert sind die Freytagschen Karten von Ägypten—Palästina—Arabien (70 Pf.) und von Persien—Afghanistan (50 Pf.) im Maßstab 1:5000000. Ein ganz anders geartetes Seitenstück zur Freytagschen Karte ist die „Übersichtskarte von Vorderasien" 1:5000000, die für W. Lechner im militärgeographischen

Institut in Wien ausgeführt wurde — eine sehr sorgfältige Höhenschichtenkarte, die als Übersichtskarte ihren Zweck trefflich erfüllt.

Als Generalkarte liegt nur vor: Flemmings Karte Nr. 20: „Dardanellen"-Südost-Balkan 1 : 600000. Wenn sie auch alte Plattenbestände benutzt, manches verzeichnet darstellt oder vermissen läßt, so wird man sie doch zu Rate ziehen können (1 M.). — Schade, daß nicht die amtlichen preußischen und österreichischen Generalkarten dieser Gebiete herausgegeben wurden! — Sehr willkommen ist die neue Beikarte der Dardanellen 1 : 600000 des Velhagenschen Orientheftes.

V. Allerlei

Die schönste und beste Übersichtskarte von Europa, die als Kriegskarte erschien, ist wohl die Karte 1 : 7500000 von Freytag und Berndt (2 M.), ein in jeder Beziehung musterhaftes Blatt. — Während der sonst guten Freytagschen Verkehrskarte 1 : 5000000 von Mitteleuropa (1 M.) — mit lehrreichen graphischen Darstellungen — Gelände fehlt, trägt die treffliche Mittelmeerkarte 1 : 5000000 desselben Verlages wiederum die eindrucksvolle Schummerung (1 M.). Sie liegt jetzt auch in einer „Ausgabe mit farbiger Geländedarstellung" vor, die ein Meisterwerk an Plastik genannt und auch trefflich als Wandkarte dienen kann.

Für den See- und Kolonialkrieg kommen noch folgende Blätter in Betracht: die gute Freytagsche Karte von Südafrika 1 : 5000000 (Maßstab unseres Kolonialatlas für Afrika); Freytags Kiautschaukarte 1 : 4000000 mit wertvollen Nebenkarten und neun Seiten Text — ein unerwartetes und feines Dokument deutsch-österreichischer Zweckgemeinschaft. Ich empfehle sie sehr (85 Pf.). — Sehr brauchbar und billig (1,40 M.) ist die große plastische Karte von Ostasien 1 : 5000000 (mit 14 wertvollen Beikarten) des Verlages Artaria. Ebenso Flemmings Kriegskarte 18: China und Japan (1 : 10000000, 1 M.). — Wer sich für Mexiko und das amerikanisch-japanische Problem erwärmt, greife zu der höchst reichhaltigen Flemmingschen Karte 19. Sie ist in Anbetracht des Gebotenen sehr billig (1 M.).

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber Georg Cleinow in Berlin-Lichterfelde West — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Lichterfelde West, Sternstraße 36.
Fernsprecher des Herausgebers: Amt Lichterfelde 498, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Lützow 4516.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.

Engliſche Weltpolitik und Weltverkehrsfragen vor dem Kriege

Von Dr. Wütſchke

Zielbewußt ſteuert ſeit dem letzten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts der engliſche Imperialismus, deſſen Parole 1868 mit dem Schlagwort des „Greater Britain“ ausgegeben wurde, ſeinem Hauptziele zu: der Errichtung eines die Welt umſpannenden Britiſh Empire. Chamberlains Politik ſah in dieſem neu zu entſtehenden Reich die glückverheißenden Geſchicke der Welt ſich erfüllen. Dadurch, daß man den allmählich erſtandenen Großkolonien mit überwiegend engliſcher Bevölkerung, Kanada, Südafrika und Auſtralien, größere Selbſtändigkeit zubilligte, ihnen Rechte verlieh, die ihre Bewohner das Gefühl von Bürgern zweiter Ordnung im Reiche vergeſſen ließ, und ihnen eine annähernd gleiche politiſche Stellung im Empire einräumte wie denen des Mutterlandes, hoffte man dem Britiſh Empire den feſten Boden des Zuſammengehörigkeitsgefühls, des gemeinſamen politiſchen Vertrauens zwiſchen Mutterland und Kolonien geben zu können.

Man muß dieſer engliſchen Politik das Lob zugeſtehen, daß ſie mit Zielbewußtheit und Weitblick die Erreichung ihres Endzieles durchzuſetzen wußte. Deutlich kann man drei Entwicklungsabſchnitte dieſer imperialiſtiſchen Politik unterſcheiden.

Aus den Kämpfen um die Wende des achtzehnten zum neunzehnten Jahrhundert ging das Inſelreich als die einzige wirkliche Großmacht hervor. Der erſte Gedanke eines engſten Zuſammenſchluſſes der Kolonien mit dem Mutterland aber tauchte bereits zu Napoleons Zeiten mit dem Plan der Durchſtechung

des Suezkanals auf. Mit der Geschichte des Kanals hängt aufs engste die Erwerbung Adens, der Insel Perim, Zyperns und Ägyptens, das heißt die Sicherung des Seewegs nach Indien zusammen. Mit der Kanaleröffnung 1869, die nahezu mit dem Geburtsjahr des Schlagwortes vom „Greater Britain" zusammenfällt, kann der erste Zeitabschnitt, der vorbereitende, als abgeschlossen gelten. Bis dahin ist die **Suezkanalpolitik das politische Programm** der englischen Weltpolitik.

Von diesem Augenblick an mußte England das unter dem dritten Napoleon ehrgeizig aufstrebende Frankreich als seinen Hauptgegner ansehen. Der deutsch-französische Krieg befreite England von diesem Bann; der allmähliche Ankauf der Suezkanalaktien, der 1875 abgeschlossen ist, klärt die Suezkanalfrage zunächst völlig. England kann sich im zweiten Abschnitt der Entwicklung des Reichsgedankens ganz dem Ausbau seiner Kolonien widmen und erwirbt in dieser Zeit zu seinen Hauptbesitzungen eine große Anzahl von kleineren Kolonien, Kohlenstationen und Inselchen*), die ihm die Wege zu den Hauptpfeilern des Weltreichs sichern sollen. Der **Ausbau des Kolonialreichs** ist das Kennzeichen dieses Zeitabschnittes.

Auch als um 1885 mit dem Beginn der Bismarckschen Kolonialpolitik das Deutsche Reich in die Reihe der Kolonialmächte eintritt, sieht England noch keine Gefährdung seiner Weltherrschaft in diesem Ausdehnungsgelüst der neuerstandenen Kontinentalmacht, die einer Flotte so gut wie ganz entbehrte. Erst als etwa mit der Mitte der neunziger Jahre unter Kaiser Wilhelm dem Zweiten der „neue Kurs" einsetzte, als auch im Deutschen Reich eine zielbewußte imperialistische Politik mit einer bis dahin noch nicht hervorgetretenen Betonung des Deutschtums in der Welt zu keimen begann, da trat die Machtverschiebung innerhalb der Großmächte Europas deutlich hervor, rief vor allem England auf den Plan und weckte dort starkes Mißtrauen. Der Helgoland-Sansibar-Tausch war der letzte vom englischen Standpunkt unbegreifliche Fehler der englischen Weltpolitik. Kaiser Wilhelms Schlagwort von „Deutschlands Zukunft auf dem Wasser" läßt als ein Warnungsruf das weltpolitische Programm Englands in diesem dritten Zeitabschnitt deutlich werden: **Niederhaltung des neuen Gegners mit dem Mittel der Einkreisungspolitik** Eduards des Siebenten.

Daneben sah das britische Reich in dem bedrohlichen Anwachsen der russischen Macht in Asien, in der Aufrichtung des französisch-afrikanischen Kolonialreiches und in dem Erstarken der Vereinigten Staaten als einer Vormacht auf der Westerde neue Gegner erscheinen, die seiner imperialistischen Politik neue Schwierigkeiten bereiteten. Die asiatische und pazifische Frage wird, nachdem die französisch-afrikanische durch den Fall Faschoda (1898) als

*) In der Tat wird der Erwerb oder die Festigung dieser kleineren Besitzungen in erster Linie in den Jahren 1865 bis Mitte der neunziger Jahre vollzogen.

erledigt anzusehen ist, um die Wende des neunzehnten zum zwanzigsten Jahrhundert für England genau so brennend wie die Frage des wirtschaftlichen Erstarkens des Deutschen Reiches.

Die letzten Ursachen des gegenwärtigen Krieges führen mehr oder minder auf alle diese Probleme zurück, die in dem seebeherrschenden England nicht geringe Widerstände auslösen mußten. Die Hoffnung Englands, das langersehnte Ziel der Aufrichtung des Britisch Empire erreicht zu haben, ward durch den Verlauf des Krieges grausam zerschlagen.

Vergegenwärtigen wir uns die Stellung des Britisch Empire vor Kriegsausbruch! In der Tat hat es niemals ein größeres Weltreich gegeben alsdieses nahezu vor seiner Vollendung stehende britische. Das römische Imperium stand ihm weit an Größe nach. Nur das haben sie gemeinsam, daß beider Macht auf die Beherrschung des Weltmeeres sich gründete. Das ist die größtmöglichste Ausdehnung eines Weltreiches; seinen Zusammenhalt zu wahren, ist die Hauptaufgabe jeglicher Weltpolitik.

England hat es verstanden, über die Erde ein Netz von Stützpunkten auszubreiten, das in seiner Gesamtheit das ganze Erdenrund umspannt und umschließt. Keine Bewegung innerhalb dieses Netzes kann von England vermöge seiner wettentwickelten Kabelverbindungen unbeobachtet bleiben. Überall vermag es entscheidend einzugreifen. Man hat oft gespottet über den Unwert einzelner Felseninseln, die in britische Hände übergingen und die nichts als Namen waren. Als Knoten- und Haltepunkte dieses Netzes aber erhalten sie eine erhöhte Bedeutung; an sich sind sie nichts, als Bindeglieder in der englischen Weltmacht sind sie von erheblicher Wichtigkeit. Wo auch immer politische oder strategische Schwierigkeiten sich ergeben, da ist ein Stützpunkt, dessen Ausbau nötigenfalls keine Schwierigkeiten bereitet. Wichtig bleibt immer, daß er, wenn sich in dieser oder jener Weltferne politische Wolken zusammenballen, nicht erst gesucht und erworben werden muß — ganz abgesehen davon, daß das in diesem Augenblick schwierig sein würde —, sondern daß man ihn nur zu dem erheben muß, was die jeweilige politische Lage erfordert*).

Wir brauchen von diesem Gesichtspunkte aus nur die einzelnen Weltmeere zu betrachten, um die Wichtigkeit dieser Tatsache in ihrer weltpolitischen Schwere zu erkennen. Und es ist bewundernswürdig, wenn auch für uns als aufstrebendes Welthandelsvolk bedauerlich, daß die britische Politik gerade dort ein engmaschiges Netz zu schaffen vermochte, wo hohe wirtschaftliche Werte zu erlangen und zu verteidigen sind.

Atlantischer Ozean. Zwei Linien englischer Stützpunkte gehen vom Mutterlande aus, die eine nach Süden, die andere nach Westen; die erste als Ziel

*) Besonders deutlich tritt das bei den Bermudainseln und bei Jamaika hervor.

die afrikanischen, orientalischen und australischen Besitzungen erstrebend, die andere vor allem die nord- und mittelamerikanischen.

In der südlichen Linie bildet Gibraltar den ersten hervorragenden Stützpunkt. Nehmen wir den Ausgang des „Englischen Kanals" als Anfangspunkt, so ergibt sich bis hierher eine Entfernung von nur 910 Seemeilen = 1685 Kilometer*). Hier gabelt sich die Linie in die westafrikanische und mittelmeerische. Die westafrikanische Richtung findet ihren nächsten Stützpunkt in Bathurst in Senegambien, ein Besitz ohne hervorragende wirtschaftliche Werte, aber doch wichtig als ein Bindeglied auf dem Wege zu den westafrikanischen Kolonien. Im Ostgebiet des Atlantischen Ozeans auf dem Wege zum Kap als Hauptzielpunkt dieser britischen Weltstraße liegen die Kolonien in einer fast absichtlich gleichmäßig berechnet erscheinenden Entfernung zueinander, eine die andere stützend: Sierra Leone (Freetown) — Goldküste (C. Coast Castle) — Nigeria — Ascension — St. Helena — Walfischbai. Die weithin im südatlantischen Ozean vorgeschobene einsame Felseninsel Tristan da Cunha ist wirtschaftlich gewiß wertlos, aber politisch und strategisch bildet sie ebenfalls ein Bindeglied in der Linie Kapstadt—Falklandsinseln—Magellanstraße. Damit ist auch die immerhin nicht unbedeutende Verkehrslinie Kapstadt—Stiller Ozean nicht ohne britische Beobachtung, wenn es die Verhältnisse erfordern. Diente die Inselgruppe doch erst in dem jetzigen Kriege mit ihrer großen Kohlenstation Port Stanley der englischen Kriegsflotte als Stützpunkt, als sie unserem ostasiatischen Kreuzergeschwader auf seiner Fahrt vom Stillen zum Atlantischen Ozean auflauerte. Hier erwies sich die Lage der Inselgruppe als Wachtposten vor der Magellanstraße als strategisch bedeutungsvoll. Für den Handelsverkehr der Linie Europa—Stiller Ozean ist ihr Wert immer gering gewesen und wird durch den Bau des Panamakanals noch mehr eingeschränkt.

Wichtiger ist die vom Mutterland ausgehende Westlinie der Stützpunkte, weil sie als Ziel einen bereits wirtschaftlich hochentwickelten Erdteil hat mit den Einzelzielen Kanada, dem britischen Weltmachtpfeiler in der neuen Welt, mit den Vereinigten Staaten und Mittelamerika. Neufundland, Neuschottland und die südlich gelegene, klimatisch bevorzugte Ostküste Amerikas waren ja frühzeitig die gegebenen Angriffspunkte einer englischen Überseeausdehnung nach Westen. Gingen auch die südlichen Kolonien verloren, so bildet Kanada doch heute den zukunftreichsten und festesten Haltepunkt in der Reihe der Stützen des britischen westhemisphärischen Weltreiches. Nirgends deutlicher aber als hier tritt — mit Ausnahme des Mittelmeeres — die hervorragend günstige Verteilung englischen Besitzes hervor, wenn man sich die gleichmäßig abgesteckte Lage der britischen Besitzungen längs der nordamerikanischen Ostküste vergegen-

*) Zur rechten Beurteilung der Entfernung vergegenwärtige man sich, daß ein Kriegsschiff mit einer durchschnittlichen Geschwindigkeit von 20 Knoten für Zurücklegung dieser Strecke nur 45 bis 46 Stunden braucht. Da an den wichtigeren Plätzen des Netzes überall moderne Schiffe stationiert sind, ist ein vorzüglicher und schneller Sicherheitsdienst möglich.

wärtigt, die heute alle dem einen Ziel zu dienen vermögen, den östlichen Weg zum Panamakanal politisch und strategisch zu sichern, wenn auch nicht zu beherrschen, durch die Linie Kanada—Bermudas—Bahamainseln—Jamaika-Britisch-Honduras—Kleine Antillen (Trinidad, Barbados usw.)—Britisch-Guyana. Wenn man die sich gegenseitig am nächsten liegenden Endpunkte dieser Gebiete berücksichtigt, so ist der Unterschied der Entfernung nur gering — eine beherrschende Verteilung, wie sie nicht besser gewünscht werden kann. Zieht man dazu die Entfernung des Nordeinganges des Panamakanals von Honduras und dem Kernpunkt des britischen Weltreichs in Westindien, Jamaika, in Betracht, so kann allerdings die Lage des britischen nordatlantischen und mittelamerikanischen Besitzes als eine Bedrohung des Panamakanals oder der Macht der Vereinigten Staaten gelten. Wie eine gleichmäßige Vorpostenkette sind die britischen Stützpunkte der nordamerikanischen Ostküste vorgelagert.

Wie weit die Eröffnung des Panamakanals Englands Haltung in den amerikanischen Gewässern weiterhin beeinflussen wird, ist noch keineswegs vorauszusehen. Britische und nordamerikanische imperialistische Machtbestrebungen müssen hier einmal früher oder später zusammenstoßen. Daß die englische Politik ihr besonderes Augenmerk dem mittelamerikanisch-atlantischen Gebiet zuwendet, beweist eine Reihe von Tatsachen, die den Weg Englands deutlich kennzeichnen. Im Jahre 1913 zog England in Erwägung, auf den Bermudas neben der bereits bestehenden Kohlenstation ersten Ranges eine große Flottenbasis zu errichten, wodurch deutlich die Absicht hervortritt, die Schiffahrtslinie nach dem Panamakanal sicherzustellen; dann aber muß dieses Vorgehen auch als eine frühzeitig angelegte Sicherung gegen etwaige nordamerikanische Übergriffe angesehen werden. Daß der Union dieser Wachtposten vor ihrem Haupttore nicht angenehm ist, beweist „das große Interesse", das man dem Plane in offiziellen Kreisen Washingtons entgegenbrachte. Auf Jamaika ist der Bau eines großen Flottenstützpunktes bereits in Angriff genommen. Und weiter: wenn englische Zeitungen, allerdings in erster Linie solche, die sich in Hetzartikeln gegen Deutschland nicht genug tun können, kurz vor dem Kriege gelegentlich der mexikanischen Wirren glauben machen wollten, Deutschland beabsichtige den Bau des früher geplanten Konkurrenzkanals durch Nicaragua durchzuführen, so liegt dieser unsinnigen Meldung deutlich die Absicht zugrunde, nicht nur in Amerika Stimmung gegen Deutschland zu machen, sondern sie soll vielmehr das Augenmerk der Yankees in eine Richtung lenken, die das Vorgehen Englands in Mittelamerika und Westindien verschleiern soll. Unsinnig ist der Gedanke schon deshalb, weil Nicaragua finanziell und damit politisch völlig von der Union abhängig ist. Anders liegen aber die Dinge weiter südlich, wo viel eher eine Gefährdung des Panamakanals durch England eintreten könnte. Ein Kanalbau ist durch Mittelamerika außerhalb der unter dem Einfluß der Vereinigten Staaten stehenden mittelamerikanischen Republiken nur noch an einer

einzigen Stelle denkbar, nämlich am Golf von Darien im nordwestlichen Kolumbien. Nun hat England bereits 1912 mit Kolumbien einen Handelsvertrag geschlossen, der ihm für alle Zukunft nicht nur den alleinigen Bau von Verkehrsstraßen, sondern auch die alleinige wirtschaftliche Aufschließung des Landes gewährleistet. Man trat damals ganz offen mit dem Plane hervor, die Möglichkeit eines Durchstichs am Golf von Darien zu untersuchen. In der Tat dürfte ein solcher Konkurrenzkanal die stärkste Bedrohung des Panamakanals sein*), zumal man bedenken muß, daß durch den englischen Einfluß in Kolumbien dem nach Südamerika strebenden Panamerikanismus ein starker Riegel vorgeschoben würde. Müßte doch die große, mit weiten politischen Hoffnungen verknüpfte „panamerikanische Bahn" von New York nach Buenos Aires durch Kolumbien geführt werden.

Um diese an sich schon große Macht im Atlantischen Ozean zu stärken, wäre England naturgemäß eine Vervollkommnung in der Verbindung der amerikanischen Stützpunkte mit seinen europäischen und afrikanischen sehr erwünscht. Es fehlen in der Tat an der Herstellung dieser Verbindung zu einem engmaschigen Netz britischer Stützpunkte nur zwei Gebiete, um England eine Seeherrschaft im Atlantischen Ozean zu sichern. Wo diese beiden zu suchen sind, lehrt ein Blick auf die Karte: es müssen Bindeglieder sein, die in ihrer gegenseitigen Entfernung und in der von den bereits vorhandenen Stützpunkten einigermaßen dem überall befolgten Grundsatz der Regelmäßigkeit in der Verteilung entsprechen. Nach diesem Gesichtspunkt fällt die Bedeutung der portugiesischen Azoren und der brasilianischen Ostküste (nördlich und südlich von Kap Branco) in die Augen. Es bedarf keines Scharfblickes, das mehrfach hervorgetretene, sehnsüchtige Verlangen Englands nach dem Besitz jener portugiesischen Inselgruppe zu erklären. Bei der in näherer oder weiterer Zukunft zu erwartenden Auflösung des portugiesischen Kolonialbesitzes dürfte bei der ohnehin bestehenden engen Verbrüderung des Weltreichs mit der romanischen Republik die Besitzergreifung der Azoren durch England nicht zu den politischen Träumen gehören. Für uns wäre ja diese Möglichkeit nicht unbedenklich, da die Azoren als Stützpunkte der uns von England unabhängig machenden Kabel nach Amerika dienten und nach dem Kriege weiter dienen müssen. Hoffen wir, daß ein für uns glücklicher Ausgang des Krieges mindestens diese Hoffnung Englands zuschanden werden läßt. Der gewaltsame Versuch Englands, Portugal mit in den Krieg hineinzuziehen, dürfte auch nicht ganz ohne Rücksicht auf diesen zukünftigen Stützpunkt britischer Weltmacht im Atlantischen Ozean erfolgt sein.

---

*) An sich ist es natürlich unsinnig, zwei Seekanäle hier zu bauen, da der interozeanische Verkehr gerade an dieser Stelle immer nur gering sein kann. Immerhin kann bei ernsten politischen Verwicklungen schon die bloße Möglichkeit eines Konkurrenzbaues von Bedeutung sein.

Nicht wesentlich anders liegen die Verhältnisse in Brasilien, wenn auch hier zunächst die enge Verbrüderung noch nicht so offensichtlichen Ausdruck gefunden hat. Aber bereits heute ist Brasilien finanziell stark von England abhängig. Daß daher die englische Politik im gegebenen Augenblick auch hier Mittel und Wege finden wird, ihrem Ziel entgegenzustreben, bedarf bei ihrer Zähigkeit und Ausdauer keines Zweifels. Auch der gelegentlich der Erörterung der Aufteilung portugiesischen Kolonialbesitzes aufgetauchte Plan, Madeira möglichst in englische Hände zu bringen, ist angesichts der günstigen Vorpostenstellung der Insel vor der Straße von Gibraltar keineswegs in das Reich der Phantasie zu verweisen. —

Englands Stellung im Mittelmeer ist zu bekannt und zu oft erörtert worden, als daß eingehend davon gesprochen werden müßte. In Gibraltar zweigt die indisch-ostasiatisch-australische Linie ab. Auch hier waltet scheinbar das Bestreben ob, Stützpunkte in möglichst gleichmäßig beherrschender Verteilung zu erlangen. Bei der Wichtigkeit dieser Linie für die englischen Interessen scheint hier das Netz noch engmaschiger, noch umschließender gezogen zu sein als auf den atlantischen Straßen. Dort hat England nur mit wenigen Großstaaten auf weitem Raum, hier mit vielen aufstrebenden Mittelmeerstaaten auf engem Raum zu rechnen. Gibraltar, Malta, Ägypten, Zypern, vielleicht auch künftig Kreta, stehen in einem durchaus gleichmäßigen Entfernungsverhältnis zu einander und sind dauernd Flottenstationen ersten Ranges. Freilich spielen bei der überragenden strategischen Bedeutung Gibraltars und Maltas die Entfernungen keine allzu wichtige Rolle.

Keine Mittelmeermacht wird bis jetzt — ohne Rücksicht auf den Ausgang des Krieges und die damit vermutlich auch besonders im östlichen Mittelmeer eintretenden Machtverschiebungen — England den Ruhm streitig machen wollen, das Mittelmeer zu beherrschen; vor allem kann es nicht Frankreich, das freilich den westlichen Teil mit Hilfe seiner nordafrikanischen Kolonien zu beherrschen glaubt, in Wirklichkeit aber immer nur eine Mittelmeermacht von Englands Gnaden sein und selbst nach einem für die Entente glücklichen Ende immer bleiben wird. Der Verbrüderungshymnus französischer Minister vor mehr als einem Jahr auf eine englisch-französische Mittelmeerpolitik kann von England nicht ernst genommen werden, will es sich nicht in das eigene Fleisch schneiden. Es kann eine solche Mittelmeerverbrüderung so lange mitmachen, als es seine erste Stellung im Mittelmeer dabei nicht verliert. Jeder allzu kühne Vorstoß der französischen Mittelmeerpolitik muß in London notwendigerweise einen Gegenstoß auslösen. Vor allem wir brauchen heute die Worte des Herrn Chautemps im Juli 1914 (!) gelegentlich der Erörterung des französischen Marinebudgets im Senat nicht tragisch zu nehmen, wenn er meinte, daß Frankreich sich „diese Herrschaft über das Mittelmeer sichern müsse, koste es was es wolle, durch eine entscheidende Überlegenheit über die vereinten Flotten Österreichs und Italiens". Er hätte wohl besser getan, statt dessen seinen Bundesgenossen England zu

nennen! Solange England seine zielbewußte imperialistische Politik, die eine alleinige Beherrschung des Mittelmeeres in sich schließt, aufrecht erhalten kann, so lange werden alle französischen Machtgelüste nicht in Erfüllung gehen: noch viel weniger alle italienischen. Zwar würde vermutlich bei günstigem Ausgang England ein starkes Italien als Gegengewicht gegen die Mittelmeermacht Frankreich nicht ungern sehen; aber man sollte sich doch in Rom keiner Täuschung hingeben, daß diese Machtunterstützung auch nur einen einzigen Schritt weiter ginge, als es den Interessen Englands zusagt. Ein Groß-Italien im Mittelmeer mit starker Stellung im Balkan, Nordafrika oder gar Kleinasien findet genau so gut Englands kräftigsten Widerstand wie eine Mittelmeermacht Frankreich.

Indischer Ozean. Wie das Mittelmeer ist auch die Seezufahrt zum Indischen Ozean britisch. Der Suezkanal und das Rote Meer sind völlig in Englands Hand: Ägypten, Aden, die Insel Perim, Sokotra. Der Indische Ozean aber ist ein britischer Ozean wie kein zweiter. Weder Frankreich in Madagaskar und den Inseln, noch Deutschland mit Ostafrika — von Portugal, Italien und Holland ist ganz zu schweigen — vermögen auch nur im geringsten dieser Weltmachtstellung Englands im Indischen Ozean sich ebenbürtig an die Seite zu stellen. Die nichtbritischen Besitzungen an den Küsten dieses Ozeans sind nur unerhebliche, strategisch und politisch völlig belanglose Unterbrechungen englischer Küstenumgürtung.

Aber es bleibt beachtenswert, daß England jeder Gebietsänderung oder -erweiterung an den Küsten dieses britischen „Indiameerreiches" (Kjellén) und ihrer Hinterländer energisch entgegentritt. Im Indischen Ozean soll eben ein zweiter, unantastbarer Mittelpunkt des britischen Weltreiches erstehen, wie der nordatlantische Ozean mit seinen britischen Gestaden Englands und Kanadas als der erste angesehen wird.

Daher mußte folgerichtig das Ziel jeder imperialistischen Politik sein: Beherrschung der europäischen Zugänge zum indischen Machtbereich. Drei von der Natur vorgezeichnete Richtungen weisen die Wege zum indisch-britischen Orient: der Suezkanal mit dem Roten Meer, dann Syrien, Mesopotamien und der Persische Golf, endlich von Norden her die kaspisch-turanische Senke durch Persien. Jede Macht, die an einer dieser drei Zugangsstellen den Toren des britisch-indischen Reiches sich nähert, gefährdet bei der Bedeutung Indiens für Englands Volkswirtschaft England selbst auf das empfindlichste. Der Schutz der indischen Zufahrtsstraßen ist dauernd die Sorge der englischen Politik. Wenn England daher im gegenwärtigen Kriege mit immerhin starken Kräften dem türkischen Vordringen sowohl in Ägypten als auch in Mesopotamien entgegentritt, so beweist das die hohe Bedeutung, die England diesen beiden Wegen beimißt.

Der am meisten unter englischem Einfluß stehende Weg ist der über Suez, der einzige, kürzeste Seeweg; er ist zugleich für die Verbindung Englands mit Indien der wichtigste. Eine Lahmlegung des britischen Handels in Indien

durch Sperrung des Suezkanals *) würde England schwerer treffen als eine doch immerhin weit aus dem Bereich des Erfolges liegende Revolution in Indien selbst **).

Auf dem zweiten Wege durch Mesopotamien hat die deutsche Diplomatie glücklicherweise die anfänglichen englischen Hindernisse sicher zu überwinden gewußt, so daß der Bagdadbahnbau glücklich ausgeführt werden konnte ***). Aber England hat es dennoch verstanden, auf diesem Wege über die kleinasiatisch-syrische Landbrücke großen politischen Einfluß zu erlangen. In Syrien sind englische Banken und Kaufleute in den letzten Jahren vor dem Kriege mit außerordentlichem Eifer tätig gewesen, in Mesopotamien lag die Bewirtschaftung und industrielle Erschließung zum großen Teil in englischen Händen; Koweit, der künftige Endpunkt der Bagdadbahn am Persischen Golf, war laut Vertrag mit der Türkei bereits in englischen Besitz übergegangen, mit den arabischen Scheichs der persischen Golfküste sind bindende Abkommen getroffen; die Bahreininseln endlich sind englisch.

Deuteten schon vor dem Krieg alle Anzeichen darauf hin, daß sich in diesem Gebiete des Orients bedeutsame weltpolitische Vorgänge abspielen würden, so wird nach Beendigung des Krieges — mag nun die Entscheidung für das Gebiet des Persischen Golfes fallen, wie sie will — hier immer die Quelle des Streites dauernd weiterfließen. Mündet doch auch an dieser Stelle der dritte europäisch-indische Weg durch Rußland, Turan und Persien in das britische „Indiameerreich". Freilich ist gegenwärtig das Interesse Englands an diesem Wege gering. Hat doch das Inselreich die stille Hoffnung, daß sein für diesen Zugang natürlicher Gegner Rußland aus dem gegenwärtigen Ringen so geschwächt hervorgehen wird, daß er in absehbarer Zeit kaum eine Gefährdung Indiens bilden dürfte. Ging England auf den beiden ersten Wegen in seinen Einfluß- und Sicherheitsbestrebungen offensiv vor, so verhält es sich hier mehr defensiv. Zwei Gegensätze, wie sie schroffer die Ausdehnungspolitik zweier Großmächte kaum kennt, stoßen in Persien zusammen: Englands Bemühen, keine Großmacht an den Nordgestaden des Indischen Ozeans festen Fuß fassen zu lassen, Rußlands Anstrengungen, sich auch nach Süden einen Zugang zum freien Weltmeer zu schaffen. Jeder russische Schritt nach dem Süden wird wie bisher auch in

---

*) Hennig (Kampf um den Suezkanal, in Jäckhs „Der deutsche Krieg", Heft 35) weist darauf hin, wie wenig unter den heutigen Seeschiffahrtsverhältnissen der Weg um das Kap für England als Ersatz in Betracht käme.

**) Hennig berechnet die Teile der britischen Einfuhr nach Europa, die durch den Suezkanal gehen,

für Jute . . .	zu 99 Proz.	für Hanf . .	zu 75 Proz.	für Kautschuk .	zu 51 Proz.
„ Tee	„ 99 „	„ Wolle . .	„ 70 „	„ Felle, Häute	„ 48—49 „
„ Jutefabrikate	„ 97 „	„ Benzin . .	„ 65 „	„ Ölsaaten .	„ 44—48 „
„ Reis . . .	„ 75 „	„ Manganerz	„ 52 „	„ Getreide .	„ 35—38 „

***) Vergleiche Rohrbach, Die Bagdadbahn.

Zukunft gleichsam automatisch einen englischen nach dem Norden auslösen. Der erste Sieg Englands über Rußland war das 1907 geschlossene russisch-englische Abkommen, das die Unverletzlichkeit und Selbständigkeit des Persischen Reiches gewährleistet. England schuf sich damit wie bereits in Afghanistan einen „Pufferstaat", der allzu lüsterne russische Angriffe zunächst zurückhält. Freilich machte trotz alledem die russische Besetzung der nordwestlichen Provinzen Persiens sowie der russische Bahnbau nach Täbris weitere Fortschritte. England antwortete sofort mit einem Gegenstoß, indem sich bereits 1909 eine englische Gesellschaft in Südwestpersien das alleinige Ausbeuterecht der sehr bedeutenden Ölfelder sicherte und darin Anfang 1914 durch die englische Regierung mit einem Betrag von 44 Millionen Mark unterstützt wurde. Selbst in dem für England günstigsten Falle einer völligen Zertrümmerung der Türkei, die ihm auf den beiden ersten Zugangswegen unbedingt die Alleinherrschaft sichern müßte, würde die Gegnerschaft Englands seinem jetzigen Verbündeten Rußland gegenüber von neuem entflammen. Die immer noch schwebenden persischen Probleme werden weiter zu einer Entscheidung drängen.

Englands Stellung im Indischen Ozean ist somit bis jetzt unantastbar. Alle weiteren Erörterungen aber würden in das Reich der Hypothese führen, ehe nicht eine Entscheidung der türkischen Waffen in Kaukasien und Ägypten gefallen ist.

Stiller Ozean. Er allein scheint noch den englischen Weltbeherrschungsplänen zu trotzen. Zwar liegen auch hier bereits starke Stützpunkte englischer Macht in Kanada, Hongkong, Australien und zahlreichen Inseln, aber die ungeheuere Breite des Ozeans ermöglicht nur schwer eine enge Verknüpfung. Die Vereinigten Staaten von Amerika und Japan erscheinen hier als künftige Gegner einer weitumfassenden englischen Weltpolitik. Wie im Atlantischen Ozean ist der Panamakanal auch der Kernpunkt der künftigen pazifischen Verkehrspolitik. Hier laufen die Fäden der Schiffahrtslinien zusammen; seinem Schutze von pazifischer Seite haben die nächstliegenden Inseln zu dienen. Aber nur die zu Ecuador gehörigen Galapagosinseln kommen als Vorpostenstellung in Betracht, und diese stehen bereits unter amerikanischem Einfluß. Wie weit die englische Politik in die pazifischen Verhältnisse eingreifen wird, ist heute schwer zu sagen. Irgend welche Anzeichen sind bisher nirgends deutlich zu erkennen gewesen und werden möglicherweise erst mit der Eröffnung der regelmäßigen Panamaschiffahrt in Erscheinung treten; es sei denn, daß man das englisch-japanische Bündnis, das freilich angesichts der gegensätzlichen Stellung beider Mächte in Ostasien nicht überschätzt werden darf, als ein erstes Wirken englisch-pazifischer Politik ansehen will. Wenn es auch zunächst nur als Einschüchterung Rußlands in seinem Streben nach Osten anzusprechen ist — und diese Ansicht ist trotz des Tsingtauraubes aufrecht zu erhalten —, so hat es doch durch den mehr und mehr hervortretenden schroffen Gegensatz Japan—Vereinigte Staaten eine neue Bedeutung. Immerhin muß man berücksichtigen, daß bei der Breite des Stillen

Ozeans diese Gegnerschaft nur auf dessen nördlichen Teil beschränkt ist und Englands pazifische Interessen in erster Linie im südlichen Teil liegen. Aber Kanadas wachsende Bedeutung und Hongkongs hervorragende Stellung als wichtigster Handelsstützpunkt ganz Ostasiens berechtigen, ja verpflichten England, auch hier ein wachsames Auge zu haben. Ob Japan oder die Vereinigten Staaten Herren des nordpazifischen Ozeans sind: England wird in diesem Teil beide als seine Gegner ansehen müssen, sobald seine bedeutende Handelsstellung in Ostasien oder Nordamerika von einem der beiden nur im geringsten gestört wird*).

Noch überzeugender und überraschender tritt die englische Weltmachtstellung hervor, wenn wir die Hauptschiffahrtslinien vom rein verkehrspolitischen Gesichtspunkt aus zusammenzustellen versuchen.

Es gibt im Welthandel, ich möchte sagen, vier Verkehrsengpässe, zu denen notwendigerweise der Seeverkehr hindrängen muß: der „Englische Kanal", das Hauptausfalls- und Haupteingangstor des europäischen Handels, der Suezkanal (Mittelmeer), der Panamakanal und die Straße von Malakka. Durch sie flutet der Weltverkehr in seiner Hauptmasse, hier schließen sich die verschiedenen Schiffahrtslinien zusammen, um nach Durchschreiten der Engpässe wieder nach allen Seiten auseinander zu strahlen. Von geringerer Bedeutung sind die drei Seeverkehrspässe an den Spitzen der drei Südfestländer als natürliche Verbindungen zwischen den drei Hauptozeanen.

Eine Beherrschung jener sieben Engpässe des Welthandels und -verkehrs kommt einer Beherrschung dieses Welthandels gleich, falls sie sich in den Händen einer Macht befinden, die mit der notwendigen militärischen und politischen Kraft an diesen Stellen aufzutreten vermag. England ist in der Tat in der glücklichen Lage, von diesen sieben Engpässen fünf ausschließlich zu beherrschen, bei einem hat es ein gewichtiges Wort in die Wagschale zu werfen, und nur beim letzten ist es nicht von ausschlaggebender Bedeutung.

Frankreichs Küstenlage am „Englischen Kanal" ist der Beherrschung durch England bei der viel schwächeren Seegeltung nicht hinderlich, zumal die der Nordküste Frankreichs vorgelagerten englischen normannischen Inseln kleineren

*) Der Krieg, der Japan in China völlig freie Hand gab, läßt den Gegensatz zwischen England und Japan immer deutlicher hervortreten, am deutlichsten auf dem Gebiet des Handels und Verkehrs Chinas mit dem Ausland, worin England bisher die Führung hatte. Die meistbeteiligten Mächte an Chinas Außenhandel sind England und Japan; aber bereits seit 1908 läßt sich eine Verschiebung zugunsten Japans und zuungunsten Englands erkennen:

	1908	1909	1910	1911	1912	
England . . .	55,8	52,2	51,7	48,5	48,3	Prozent
Japan	13,9	15,3	16,9	17,1	18,0	„

Ohne Hongkong, Indien und Dominions:

	1908	1909	1910	1911	1912	
England . . .	12,7	11,6	10,6	12,4	10,6	Prozent
Japan	13,9	15,3	16,9	17,1	18,0	„

(China-Year-Book.) Frankfurter Zeitung vom 10. Juli 1915.

Kriegsfahrzeugen als Ausfalls- oder Schutzhäfen dienen können. Welche Bedeutung das Auftreten einer wirklich starken Großmacht an einem Ausgang des Kanals, etwa an der Straße von Dover, haben würde, läßt sich leicht ermessen, wenn man bedenkt, daß hier der gesamte Überseeverkehr Deutschlands, Skandinaviens, Dänemarks, Hollands, Belgiens, des nördlichen Rußland und des östlichen England hindurchflutet, soweit er nicht zwischen diesen Gebieten selbst sich abwickelt.

Der Suezkanal war bisher nach dem oben gesagten völlig in Englands Besitz. Die Straße von Malakka mit ihrem starken Stützpunkt Singapur wird bis jetzt keine Macht England streitig machen können. Der Panamakanal wäre das einzige jener vier Haupttore, das von England nicht beherrscht wird, aber die Reihe ausgezeichneter Stützpunkte auf der wichtigsten Seite, der atlantischen, von den Bermudas bis Jamaika und Guyana ist doch bedeutungsvoll genug.

Die Durchgangsstraßen um Südafrika und Australien stehen völlig unter englischer Aufsicht. Der Weg um Südamerika ist von allen Engpässen und Toren der einzige, an dem England nicht wirksam eingreifen könnte. Aber gerade dieser südamerikanische Weg ist auch der einzige von allen, der durch den Bau des Panamakanals erheblich von seiner Bedeutung eingebüßt hat. Für den europäisch-australischen Verkehr kam dieser Weg wenig in Betracht, für den europäisch-amerikanischen hat er erheblich an Wert verloren.

So stand Englands Weltmacht, fußend auf der Beherrschung des Seehandels, vor dem Kriege unbestritten da. Wie weit sie durch den Krieg erschüttert und bedroht wird, mag erst die Zukunft lehren; es spielen da neben dem endlichen Ausgang auf Europas Schlachtfeldern die Haltung der Neutralen, die innere Stimmung in den englischen Kolonien so bedeutsam mit, daß jedes Urteil vorschnell und falsch sein müßte. Von seiten seiner jetzigen Verbündeten droht England zunächst gewiß keine Gefahr, weder von Frankreich, dessen militärische Kraft aufs ärgste geschwächt ist, noch von Rußland oder Italien; auch kaum von Amerika, das zunächst bestrebt sein wird, seine energisch aufgegriffenen panamerikanischen Bestrebungen fortzusetzen und sein Augenmerk stark seinem westlichen Nachbar am asiatischen Gestade des Stillen Ozeans zuwenden muß. Deutschland ist niemals auf eine Eroberungspolitik ausgegangen und wird auch fernerhin immer als vornehmstes Ziel seiner Weltpolitik die Erhaltung und Sicherung der Freiheit der Meere betrachten. Gefahr droht dem englischen Weltreich vielmehr aus sich selbst heraus. Der endgültige Ausgang des Krieges, der England entgegen seiner Berechnung nicht weniger geschwächt finden wird als die anderen Mächte, ist für den Bestand des Weltreiches nicht minder bedenklich als die Sonderbestrebungen, die sich in den größeren Kolonien mehr und mehr geltend machen. Zunächst hat das Mutterland noch die Kraft des Zusammenfassens, und die Großkolonien stehen sich

gewiß am besten, wenn sie von dieser Kraft noch zehren*). Freilich hat der jetzige Krieg die Verwirklichung des politischen Traumes eines Britisch Empire wieder in weite Ferne gerückt. Wie auch der Ausgang des großen Ringens sein mag: die bisherige Vorherrschaft Englands auf dem Meere hat einen gewaltigen Stoß erhalten, nicht zum mindesten durch deutsche Tatkraft!

*) Kjellén (Die Großmächte der Gegenwart, Seite 116/17) weist darauf hin, daß „die Bereitwilligkeit der Kolonien zum Zusammenschluß in vieler Hinsicht ein Reflex von äußerem Druck sei: auf Kanada seitens der Vereinigten Staaten, auf Australien seitens Japans, auf das britische Südafrika seitens des burischen (und des deutschen)". Es ist aber immerhin möglich, daß bei der jetzigen Schwächung Englands die starken Selbständigkeitsbestrebungen der Großkolonien neue Nahrung erhalten, zumal ihre ganze Entwicklung sich mehr und mehr von Europa abwendet. Besonders in Kanada, wie die Statistik für 1911/12 (Hofkalender, Gotha, 1914) nachweist:

	In Dollar					
	Einfuhr Millionen	in Prozent	Ausfuhr Millionen	in Prozent	insgesamt Millionen	in Prozent
Gesamthandel	560	—	315	—	875	—
Es entfielen auf:						
England	117	21	152	48	269	31
Europa	134	24	165	52	299	34
Vereinigte Staaten von Nordamerika	368	66	121	38	489	56

Unabhängiger vom Einfluß eines Nachbarlandes sind die Südafrikanische Union und Australien. Keineswegs ist auf die Südafrikanische Union der Druck seitens des burischen (und des deutschen) Elementes oder der Japans auf Australien auch nur annähernd mit dem der Vereinigten Staaten auf Kanada zu vergleichen. In Südafrika ist das burische Element nach dem Eroberungskrieg so stark anglisiert, daß der Druck von Jahr zu Jahr geringer wird, Australien ist in seiner Lage so weit nach Süden gerückt, daß der Einfluß doch nur sehr gering ist und in Zukunft sich noch weniger fühlbar machen dürfte, seit Japan während des großen europäischen Krieges in China sich ein so ausgezeichnetes Expansionsland zu sichern wußte, daß es kaum noch sein besonderes Augenmerk nach Australien richten wird. Aber die Lage der beiden Großkolonien Südafrika und Australien drängt beide zu größerer Selbständigkeit und Freimachung vom englischen Zwang, zumal ihre reichen Hilfsquellen sich immer weiter entwickeln. Ihre Lage in der gemäßigten Zone, die immer in der Geschichte der Menschheit Vorbedingung für die stete Aufwärtsentwicklung eines Kulturstaates gewesen ist, das völlige Zurückdrängen des Eingeborenenelementes sind nicht minder beachtenswert wie ihre geographische Isolierung in den Südozeanen, die sie zu Trägern einer künftigen Vorherrschaft im südatlantischen, beziehungsweise im südpazifischen Ozean, gemeinsam im südindischen vorausbestimmt.

Die Freimaurer und der Weltkrieg

Von Professor Hesse in Saarbrücken

Seit Bestehen der Freimaurerei hat es keine Zeit gegeben, in der sich die deutsche Tagespresse so intensiv mit den Freimaurern beschäftigt hätte, als in der gegenwärtigen. Es lag auch kein Grund dazu vor; denn die deutschen Freimaurer lebten ihr beschauliches Dasein in der Abgeschiedenheit ihrer Logenhäuser dahin. Sie taten niemandem etwas zuleide, und wurden deshalb auch von ihren Mitmenschen kaum beachtet. Es mußte schon ein Schwindler vom Schlage jenes Franzosen, der unter dem Namen Leo Taxil sein Wesen trieb, das sensationsbedürftige Philistertum mit seinen „Enthüllungen" unterhalten, wenn auch in Deutschland die Freimaurer einmal in der Tagespresse erwähnt werden sollten. Grundsätzliche oder künstlich erregte Gegner erhoben freilich zu allen Zeiten auch in ihrer Parteipresse unbegründete Anklagen gegen die Freimaurer. Die wenigsten Menschen aber kümmerten sich darum. Das ist in der jüngsten Zeit anders geworden. Große und kleine Zeitungen aller politischen Parteien brachten ausführliche Auseinandersetzungen über angebliche politische Treibereien der Freimaurer überhaupt. Ja, man beschuldigt wenigstens einen Teil dieser Gesellschaft, daß er bei der Entzündung des gegenwärtigen Weltbrandes mit großem Eifer und Erfolge tätig mitgewirkt habe. Ob mit Recht oder Unrecht, das darzulegen soll die Aufgabe der folgenden Betrachtungen sein.

Am 24. Juni 1917 werden zweihundert Jahre vergangen sein seit dem Tage, da in England die Gründung der sogenannten „symbolischen Freimaurerei" erfolgte. Die vier letzten Bauhütten der alten Werkmaurergilden in London wandelte man am Johannistage von 1717 zu „geistigen Bauhütten" um, zu Werkstätten, wo in Zukunft der freimaurerische Gedanke in stillem, vom Weltgetriebe abgeschiedenen, Kultus gepflegt werden sollte. Zweck dieses Kultus war die Erziehung gleichgesinnter und gleichgestimmter Männer zu sittlichen Persönlichkeiten durch symbolische Schulung. Die alten Symbole und Rituale der Werkmaurer übernahm man, und legte ihnen zum neuen Zwecke neue Bedeutung und neue Werte unter. Die also erzogenen Einzelwesen sollten in gleichem Sinne auf die Mitwelt erziehend wirkende Kräfte schaffen. Noch heute sind sich die freimaurerischen Geschichtsforscher nicht darüber einig, ob die tieferen Wurzeln des freimaurerischen Gedankens nicht viel weiter reichen, als bis zu

den alten Steinmetzengenossenschaften. Das aber wissen sie aus dem Konstitutionsbuche von 1723, den „Alten Pflichten", daß die Gründer der „symbolischen Freimaurerei" einen Bund von Männern ins Leben gerufen haben, dessen Zweck es ist, seine Mitglieder zur Humanität zu erziehen. Auf dem Boden der Humanität sollten die Gegensätze ausgeglichen werden, welche die Ursache von Feindschaft, Haß und Neid von jeher unter den Menschen gewesen sind. Der Bund erstrebte also die Bildung des Menschen im Menschlichen, des Geistigen im Natürlichen in Übereinstimmung mit nationaler Lebensgesittung. Politisches Parteigetriebe und konfessionelle Gehässigkeit hatten schon deshalb keinen Platz unter den Bundesbrüdern, und selbst Erörterungen über politische oder konfessionelle Parteifragen waren von den Versammlungen der Bundesmitglieder grundsätzlich ausgeschlossen.

Von England und Schottland aus hat sich der neue Menschheitsbund rasch über Frankreich, Italien, Deutschland und die nordischen Länder verbreitet, und bald schon wurde er ein bedeutender Faktor auch im gesellschaftlichen Leben dieser Völker; denn es gab im achtzehnten Jahrhundert nur wenig Männer von Stand und Ansehen, die es verschmäht hätten, Mitglieder von Freimaurerlogen zu werden. Man drängte sich förmlich in die Logen. Boten diese doch jenen seltsam widerspruchsvollen Menschen eine sichere Stätte, wo edle Geselligkeit gepflegt wurde, an der man weilen konnte unberührt von dem Gezänke über politische oder religiöse Streitfragen, an denen das Zeitalter so reich war.

Die grundsätzliche Abneigung gegen den politischen und besonders konfessionellen Zank brachte aber der jungen Freimaurerei auch schon bald ihre geschworenen Feinde, die katholische Kirche und die protestantische Orthodoxie. Beide hielten die Freimaurerei wenigstens für grundsätzlich gleichgültig gegen die Religion; die katholische Kirche hielt sie sogar für religionsfeindlich und behauptete, die Freimaurer schmiedeten in ihren geheimen Versammlungen Pläne, die auf die Vernichtung des Christentums abzielten. Im Jahre 1738 richtete Papst Clemens der Zwölfte die erste Bannbulle gegen die Freimaurer, und seitdem hat das Papsttum nicht aufgehört, im Freimaurerbunde den ärgsten Feind der katholischen Kirche zu sehen. Acht weitere Päpste haben die Bannung ihres Vorgängers erneuert. Manche dieser päpstlichen Rundschreiben, so insbesondere die von Leo dem Dreizehnten am 20. April 1884 erlassene Enzyklika Humanum genus, zeugten von solcher Unkenntnis der wirklichen Verhältnisse, daß sie in der Freimaurerwelt nur Heiterkeit erregten. Aber durch diese Verfolgungen haben die Päpste gegen ihre Absicht mitgewirkt, der Freimaurerei immer neue Mitglieder zuzuführen. Gleichzeitig haben die katholische Kirche und die ihr ergebenen Regierungen in vielen Ländern, so insbesondere in Italien, durch ihre Verfolgungen dafür gesorgt, daß die Freimaurer schon frühzeitig in eine Kampfstellung gerieten und allmählich eine oppositionelle Richtung als Grundstimmung erhielten. Die wahren Ziele der Freimaurerei

wurden dadurch vergessen; denn, wer dauernd um Freiheit und Leben besorgt sein muß, verliert leicht ideale Aufgaben aus dem Auge und wird ein schlechter Arbeiter „am Tempel der Humanität".

Weiter zeigt die Geschichte auch hier, daß jede von Menschen geschaffene Form für eine noch so hohe Idee immer unvollkommen ist. Auch die Freimaurerei hatte dasselbe Schicksal, dem in der Welt alle großen Ideenschöpfungen ausgesetzt sind. Für sie begann eine Zeit der Verirrungen, in der Schwindler und Phantasten die herrschende Neigung für Aberglauben, Leichtgläubigkeit, Habsucht und Sensation ausnutzten, und die Logen vielfach zu Schlupfwinkeln von Hochstaplern und anderen internationalen Existenzen machten. Törichte geschichtliche Zusammenhänge wurden konstruiert und allerlei Geheimniskrämerei wurde betrieben, die alle im letzten Grunde nichts anderes bezweckten, als hierarchischer Herrschsucht einzelner zu dienen. Das waren die Kinderkrankheiten, welche die Freimaurerei durchzumachen hatte, die aber keine andere Bedeutung haben, als die, daß der besonnene Beurteiler gezwungen wird, sich mit dem Unterschiede zwischen echter und falscher Freimaurerei abzufinden.

Während dieser Sturm- und Drangperiode vollzog sich aber gleichzeitig die Entwicklung zu der endgültigen Scheidung in die beiden heute in Europa herrschenden Grundtypen, der germanischen und der romanischen Freimaurerei. Auch dem Weltbundbegriffe der Freimaurerei sind Schranken gezogen. Die freimaurerische Universalidee mußte sich dem nationalen Charakter der verschiedenen Völker anpassen. Und so hat sie sich wesentlich verschieden nach den Völkertypen entwickelt, bei denen sie heimisch wurde. Nachdem sie sich aus dem Wirrsal internationaler Schwärmerei befreit hatte, fand sie in den Ländern germanischer Völker den Weg wieder zurück zu ihrer eigentlichen Aufgabe, der Bildung des Menschen im Menschlichen in Übereinstimmung mit der nationalen Lebensgesittung. Der Volkscharakter, die religiösen und staatlichen Einrichtungen eines Volkes, die Weltanschauung seiner führenden Geister und deren Einfluß auf die Gesinnungs- und Willensbildung der Volksgenossen, bestimmen aber im wesentlichen die Richtung, in der sich bei ihm nationale Lebensgesittung entfaltet. Hier liegt denn auch der Punkt, von dem aus die Erklärungen für alle die Vorgänge zu suchen sind, die sich in den jüngsten Zeiten bei der französischen und bei der italienischen Freimaurerei abgespielt haben. Und nur von hier aus begreift man die Stellungnahme der deutschen Freimaurerei gegenüber jenen Vorgängen.

In Deutschland trug der Eintritt Friedrichs des Großen, der als Kronprinz im Jahre 1738 dem Bunde beitrat, wesentlich zu seiner Duldung und Ausbreitung bei. Die meisten führenden Männer Deutschlands im achtzehnten und beginnenden neunzehnten Jahrhundert waren Freimaurer. Unter den preußischen Königen gehörten dem Bunde mit zwei Ausnahmen alle bis auf unsere Tage an, und die deutsche Freimaurerei verdankt besonders der eifrigen Mitarbeit der beiden ersten deutschen Kaiser unvergeßliche Anregung und

Förderung. Schon dieser Umstand genügt, festzustellen, daß die deutsche Freimaurerei auf nationalem Boden steht. Ihr treu nationaler Standpunkt hat sie denn auch niemals danach streben lassen, im freimaurerischen Menschheitsbunde die durch Lebensanschauungen und Lebensgewohnheiten verschiedenen Völker der Erde zu einer wesenlosen Menschheitsmasse zu verschmelzen. Er hat auch die Logen zu allen Zeiten ferngehalten von jeglichem politischen oder konfessionellen Parteitreiben. Für den Deutschen, der nach seiner Veranlagung ernst, tiefgründig, im innersten Gemüte human ist, bedeutet die Freimaurerei mit ihrer Humanitätsidee im Sinne Herders und Fichtes tiefernste Herzenssache. Es erscheint ihm geradezu verabscheuungswürdig, sie durch Hineinziehen profaner Zwecke zu entweihen und die Logen zu Tummelplätzen politischer oder auch konfessioneller Parteitreibereien zu erniedrigen. Hier haben stets Männer verschiedener politischer und konfessioneller Richtung in Gemeinschaft miteinander gearbeitet. Das war aber nur möglich, weil beim deutschen Freimaurer der Begriff Freiheit nicht aus der Revolution geboren, und daher nicht identisch ist mit schrankenloser Ungebundenheit, persönlicher Willkür und uferlosem Subjektivismus, sondern weil er die freiwillige Unterordnung unter das als richtig erkannte Gesetz bedeutet. Und wie der deutsche Großlogenbund, so halten die nordländischen und — die Gerechtigkeit verlangt auch diese Feststellung — die englisch-schottischen Großlogen an den freimaurerischen Grundgesetzen fest. Wenn man unlängst versucht hat, auch die englischen Logen mit dem freimaurerischen politischen Treiben zu belasten, so müssen die Ankläger erst die Beweise dafür herbeischaffen. Bis jetzt hat für solche Anschuldigungen noch kein Grund vorgelegen.

Aus der germanisch-freimaurerischen Grundanschauung heraus haben die deutschen Freimaurer die frivole und gewissenlose Heraufbeschwörung des Weltkrieges in tiefster Seele verabscheut. Freudigen Herzens sind sie aber, als die Schicksalswürfel gefallen waren, für die gerechte Sache unseres Volkes dahin geeilt, wo das Vaterland ihrer bedurfte, haben sie die Waffen ergriffen in heller Begeisterung für Kaiser und Reich.

Wesentlich anders ist die Entwicklung bei der romanischen Freimaurerei verlaufen. In Frankreich konnte sie sich schon im beginnenden achtzehnten Jahrhundert unmöglich rein erhalten, weil der Franzose ihren eigentlichen Zweck von Anfang an verkannte.

Als die junge Freimaurerei auch in Frankreich um sich griff, drängte sich namentlich der Adel in die Logen. Wenn man nun die Kluft kennt, die damals den Adel vom Bürgerstande schied, so begreift man den Abscheu dieser adeligen Herrn, als mehr und mehr Bürgerliche in die Logen eindrangen. In der Loge soll nicht Rang und Stand gelten, nur Tugenden sollen dem Bruder einen Vorrang verleihen. In Frankreich fehlte aber die Vorbedingung; denn hier galt der Adel alles, der Bürgerliche nichts, und selbst des Genie eines Voltaires schützte ihn nicht vor brutalen Mißhandlungen vornehmer Herren.

Das einzige Mittel, sich eine gesellschaftliche Stellung zu sichern, war der Erwerb eines Adelstitels. Um diese Unterschiede in der Loge auszugleichen, nahmen sich aber die Franzosen nicht die Engländer zum Vorbilde, die hier ihre Titel und Vorrechte ablegten, sondern sie erteilten dem bürgerlichen Bruder den Titel „Chevalier" und gaben ihm einen besonderen „nom de guerre". Nun wurde aber im Verlauf des achtzehnten Jahrhunderts der Kampf des Bürgertums gegen den Adel immer heftiger und leidenschaftlicher. Voltaire goß die Schale seines ätzenden Witzes über den französischen Adel aus, und noch rücksichtsloser ging Rousseau vor. Die Klassenkämpfe wurden auch in den Logen ausgetragen und die adeligen Freimaurer wurden immer gehässiger gegen das „erbärmliche Gemisch der Stände". Besonders der Hofadel war durch seinen brutal zur Schau getragenen Hochmut verhaßt und es kam schließlich zu einer förmlichen Trennung in zwei Freimaurerkorporationen. Im Suprême Conseil und im Groß-Orient standen sich nun der alte Adel und die Bürgerlichen mit dem Militäradel scharf gegenüber. Daß sich unter diesen Umständen die französische Freimaurerei von Anfang an zu revolutionären Klubs auswachsen mußte, kann nicht wundernehmen, und der Vorwurf, daß sie die Revolution systematisch vorbereitet hätte, läßt sich nicht ohne weiteres aus der Welt schaffen. Tatsächlich sind die Logen Frankreichs und Italiens, zufolge des nationalen Charakters und der politischen Entwicklung dieser Völker, zu Herden politischer Treibereien und oppositioneller Stellungnahme gegen die staatliche Ordnung und die katholische Kirche geworden. Auch die Unzuverlässigkeit und Charakterlosigkeit der lateinischen Rasse fand in der französischen Freimaurerei ihr getreues Abbild. So ließ sich der Groß-Orient von Frankreich die Verherrlichung Napoleons des Ersten durch prunkvolle Feste viel Geld kosten, und entzog sofort nach dessen Sturz dem Prinzen Josef Napoleon die Großmeisterwürde, um in das Lager der Bourbonen überzugehen. Bei Napoleons Rückkehr aus Elba jubelte er diesem wieder zu, um nach den hundert Tagen mit derselben Begeisterung Ludwig dem Achtzehnten zu huldigen. Ein gleiches Spiel wiederholte sich in den Jahren 1830 und 1848, wo die Logen des Groß-Orients die Sammelpunkte der Revolutionäre waren. Die weitere Geschichte des Groß-Orientes ist ein klassisches Kompendium revolutionären Getriebes, das diesen mehr als einmal hart vor die polizeiliche Auflösung brachte, bis Napoleon der Dritte durch ein Dekret vom 11. Januar 1862 kurzerhand den Marschall Magnan zum Großmeister ernannte. Unter dessen Nachfolger machte der Groß-Orient die ersten Versuche, sogar auf die nicht romanische Freimaurerei des Auslandes Einfluß zu gewinnen. Deshalb brachen die amerikanischen Großlogen, die davon zunächst betroffen wurden, den Verkehr mit ihm ab. Seitdem sind die politischen und konfessionellen Konflikte, in die sich der Groß-Orient von Frankreich programmäßig stürzte, immer ärger geworden.

Die Enzyklika Pius des Neunten vom 25. September 1865 hatte zunächst den Erfolg, daß die Mitgliederzahl der französischen Logen ins ungemessene

wuchs. Der radikal-demokratische Zuwachs erhielt die Oberhand und veranlaßte 1871 die Abschaffung der Großmeisterwürde, so daß seitdem auch die letzte konservativ mäßigende Stütze gefallen ist.

Inzwischen hatte sich die französische Freimaurerei während des deutsch-französischen Krieges durch ein phrasenschwülstiges „Manifest", das zehn Pariser Logen am 16. September 1870 gegen den König Wilhelm und den Kronprinzen erließen, noch ein Denkmal der Lächerlichkeit und Frechheit gesetzt. Als klassisches Dokument der dekadenten romanischen Kultur, als Beweis für eine „Zivilisation" des Irrenhauses, sowie dafür, daß die Originalmuster des heutigen Phrasenschwulstes romanischer Veröffentlichungen schon vor einem Menschenalter in Blüte standen, mögen einige Kraftstellen aus dem Elaborate in deutscher Übersetzung hier Platz finden. Wir lesen dort:

„Der König Wilhelm und sein Sohn sind unsere Brüder. Der Kronprinz, Großmeister der preußischen Freimaurerei, nennt sich Protektor der gesamten Freimaurerei. Und diese sind es, welche die edlen Vorschriften unserer Stiftung vergessen und die ersten Pflichten der Menschlichkeit mit Füßen treten. Sie sind es, die das Bombardement und die Beschießung Straßburgs veranlaßt haben, welche die Abscheulichkeiten von Bazeilles und die Erschießung der Einwohner dieses Ortes befohlen haben, nachdem die Häuser angezündet waren. Sie sind es, und sie können die Schuld auf keinen General schieben, welche drohen, Paris in Brand zu stecken, diese Hauptstadt der Zivilisation; sie sind es, welche ohne Rücksicht auf die jahrhundertealten Archive der Geschichte und des Fortschrittes, repräsentiert durch ihre Denkmäler, ihre Bibliotheken und Museen, drohen, alles zu zerstören, um ihren unsinnigen und unersättlichen Ehrgeiz zu befriedigen. Diese Ehrgeizigen haben ihre Eide gebrochen, sie sind unwürdig und meineidig, sie haben ihre Ehre verwirkt. Wir schließen sie für immer aus und weisen jede Gemeinschaft mit diesen Ungeheuern in Menschengestalt zurück, da sie bis jetzt unsere Brüder in Deutschland betrogen haben. Die beiden Brüder, die wir ausstoßen, sind nicht unbekannt mit unseren Grundsätzen, mit unseren Bestrebungen, mit unserem Endziel. Sie haben die Freimaurer Deutschlands davon abgewandt und lassen sie der Erfüllung ihrer ehrgeizigen Pläne dienen. Sie haben den größten Teil unserer deutschen Brüder fanatisiert; sie behaupten, einen heiligen Krieg zu führen und wollen an die Stelle einer religiösen Sekte eine andere setzen. Der Protestantismus ist es, der für sie das Endziel ist; den wollen sie durch das Recht der Eroberung an die Stelle des Katholizismus der lateinischen Volksstämme setzen. Wir betrauern den Irrtum unserer Brüder, welche, wie wir, Opfer des Ehrgeizes ihrer Fürsten sind; sie glauben einer Religion zu dienen, und dienen nur dazu, Ehrgeizigen bei ihren Eroberungsplänen zu helfen. Eine Million Deutscher wird unnütz für diese beiden Männer geopfert werden, sie wird unnütz untergehen, denn dieses schreckliche Menschenopfer wird den Fortschritt nicht hindern, seine Bahnen zu verfolgen, wird die Wahrheit nicht hindern, zu leuchten und die Welt zu erhellen!

Deutsche Brüder! Denkt an die Ketten, welche man euch schmieden will, denkt an eure Vernunft, welche man einschränken will, denkt an eure Kinder, die ihr mit so viel Liebe und Zärtlichkeit erzieht, und welche der Raub des preußischen Minotaurus werden sollen. Denkt an die Freiheit, wie wir, strengt euch an. Seid frei! Denkt an die Zukunft, denkt an den Fortschritt; die Eisenbahnen und die Elektrizität haben die Entfernungen verschwinden lassen, sie haben die innigen Beziehungen der Menschen herbeigeführt, welche es täglich mehr lernen, sich zu verstehen; die Rassen stehen im Begriff, sich zu verschmelzen, die Sprachstämme sich zu mischen, die Bedürfnisse identisch zu werden. Lasset uns gleich sein! Die herkömmlichen Schranken, welche die Staaten trennen, sollen verschwinden. Das Bestehen der Armeen wird keinen Sinn mehr haben, und diese letzten Metzeleien — durch Fürsten befohlen — werden eine Mauer von Menschengebeinen errichten, so hoch, so dick, so breit, daß der Krieg aus unseren Sitten verschwinden muß durch die einzige Tatsache eines unsagbaren Schreckens. Lasset uns Brüder sein! Wir Pariser Freimaurer sind ohne Furcht über den Ausgang des Kampfes; wir haben ihn nicht gesucht; aber angesichts der Barbarei, welche mit dem Fortschritt Krieg führt, ist unsere Pflicht vorgezeichnet, wir werden sie zu erfüllen wissen. Was auch kommen mag, Paris wird nicht untergehen, es kann nicht untergehen, es schließt die Idee, den Fortschritt, die Zukunft der Völker in sich. Nichts davon kann untergehen, und an dem glücklichen Tage, da die Zivilisation noch einmal über die Barbarei triumphieren wird, kommt zu uns: als edelmütige Brüder werden wir euch mit Freuden aufnehmen und werden auf eure Wunden den tröstenden Balsam der Brüderlichkeit ausgießen!"

Derselbe Stil herrscht noch heute in den französischen Logen. Auch hier berauscht sich die französische Eitelkeit immer aufs neue an dem veralteten Gedanken, das erste Kulturvolk der Welt zu sein. In den französischen Freimaurerlogen ist der Revanchegedanken gepflegt worden, sogar durch rituelle Handlungen. So deutete man drei symbolische Handlungen in: „La France" — „Alsace" — „Lorraine" — um.

Der Groß-Orient selbst hat sich bei der Frechheit seiner zehn Pariser Logen im Jahre 1870 zurückgehalten und diese allein handeln lassen. Er hat die Tat geduldet und lange Zeit kein Wort der Mißbilligung dafür gefunden. Selbstverständlich brachen die deutschen Großlogen sofort alle offiziellen Beziehungen zur französischen Freimaurerei ab. Sie sind nie wieder in aller Form aufgenommen worden. Von Frankreich wurde zuerst vor wenigen Jahren eine Versöhnung wieder anzubahnen versucht, nachdem der Groß-Orient nachträglich eine Art von Entschuldigung oder Mißbilligung der alten Schuld vorgebracht hatte. Nur widerwillig haben denn auch erst in allerletzter Zeit die drei altpreußischen Großlogen dem Drängen im deutschen Großlogenbunde nachgegeben, um zunächst mit der neugebildeten „Großen Loge von Frankreich", die erst in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts von einer Anzahl besonnener

französischer Freimaurer im Gegensatz zu dem vollständig zum politischen Klub herabgesunkenen Groß-Orient gegründet war, in erträgliche Beziehungen zu kommen. Die Mitglieder dieser neuen Großloge sind auch ehrlich bemüht gewesen, in Gemeinschaft mit deutschen, namentlich elsässischen, Logen die beiderseitigen Beziehungen zu bessern. Die meisten „Friedensfreunde" gehören ihr an. Einen nennenswerten Erfolg haben sie aber nicht gehabt, weil der älteste und mächtigste Hauptteil der französischen Freimaurerei, eben jener Groß-Orient von Frankreich, dem der größte Teil der politischen und militärischen Machthaber angehört, geblieben ist, wie er war. Dieser immer radikaler werdende Groß-Orient schürte im geheimen durch seine Agenten den Volkshaß gegen Deutschland und das Papsttum. Den unerbittlichen Kampf gegen das letztere machte er besonders seit der erwähnten Enzyklika Leo's des Dreizehnten zu einer Hauptaufgabe seines Daseins.

Unter Anwendung jedes geeigneten Mittels dirigierte diese in Frankreich so mächtige Gesellschaft in den letzten Jahrzehnten ihre ergebensten Mitglieder in alle maßgebenden Behörden und setzte durch sie auch im Jahre 1905 die Trennung von Staat und Kirche durch. Zur Überwachung der politischen Gesinnung von Offizieren richtete sie gegen Beginn des Jahrhunderts das zum öffentlichen Skandal gewordene System der politischen Spionage und des Spitzeltums ein, das trotz seiner Prangerstellung vor zehn Jahren noch in jüngster Zeit funktionierte. Dadurch sollten Personen herangezogen werden, deren Ehrgeiz sie zu allem fähig machte. So wurde die politische Macht des Groß-Orients von Jahr zu Jahr größer; denn jeder ehrgeizige Streber in Frankreich, unter anderen der überwiegende Teil der Deputierten, ist Freimaurer, und es hat seit 1870 kein Ministerium bestanden, dessen Mitglieder nicht wenigstens zur Hälfte Freimaurer gewesen wären. Dem Groß-Orient gehört der Präsident Poincaré und der Generalissimus Joffre an. Und alle diese Freimaurerpolitiker haben im Verein mit anderen deutschfeindlichen Völkern seit Jahren das Netz gesponnen, in dem sich Deutschland fangen und verbluten sollte. So mußte die in den Logen gepflegte Revancheidee, auch gegen den Willen des Volkes, früher oder später zum Kriege führen.

(Schluß folgt)

Pflichtjugendwehr oder wehrhafte Erziehung?

Eine Erwiderung und eine Begründung

Von Oberlehrer Dr. W. Warstat

In seinem Aufsatz „Die Notwendigkeit einer deutschen Pflichtjugendwehr“ (Heft 34 der „Grenzboten“) erklärt Amtsrichter Dr. Philipp meinen Vorschlag, die Schulen (Volks-, Fortbildungs-, Mittel- und höheren Schulen) zu Trägern der Jugendwehrorganisation oder vielmehr zu Organen der Erziehung zur Wehrhaftigkeit zu machen*), für bedenklich, obgleich er selbst kurz vorher darauf hingewiesen hat, daß schon die großen Führer der Befreiungskriege Scharnhorst, Gneisenau, Stein, „die Aufnahme einer soldatischen Erziehung in das deutsche Schulwesen gefordert“ hätten, und obgleich er selbst sich darüber beklagt hat, daß die Mahnungen dieser Männer ungehört verhallt seien.

Philipp erklärt jenen Vorschlag trotzdem für bedenklich, weil er fürchtet, daß durch die Einbeziehung der militärischen Jugenderziehung in das Gebiet der Schulerziehung gleichzeitig ihr rein militärischer Charakter gefährdet werde. Und diese Befürchtung ist wohl begründet. Auf eine derartige Beeinträchtigung des rein Militärischen zugunsten des Allgemeinerzieherischen, oder besser gesagt: auf die Unterordnung und Einordnung der militärischen Jugenderziehung in eine allgemeine Erziehungsreform zielte mein Vorschlag tatsächlich hin. Es ist ja nun sehr verständlich, daß ein begeisterter Vertreter des Jugendwehrgedankens energisch für die Wahrung des rein militärischen Charakters der Jugendwehr eintritt, ja diesen rein militärischen Charakter noch weiter zu verstärken sucht. Philipp verlangt, daß die Jugendwehren eine Einrichtung des Heeres, ein rein militärisches Organ bleiben, den militärischen Kommandostellen unterstellt und militärischer Führung und Aufsicht unterworfen sein sollen. „Führer müssen im wesentlichen nur tatkräftige, junge Offiziere und Unteroffiziere sein. Denn es kommt vor allem auf das rein militärische Können an.“

Den Beweis für die Notwendigkeit dieser Forderung bleibt Philipp allerdings schuldig; denn die Tatsache, daß im feindlichen und neutralen Auslande eine derartige rein militärische Jugendvorbildung eingeführt ist, braucht doch nicht unbedingt auch für unsere deutschen Verhältnisse als maßgebend und beweisend angesehen zu werden. Wir müssen daher, bevor wir zu dem Vor-

*) Vgl. meinen Aufsatz „Die Zukunft der Jugendpflege“ in Heft 28 der „Grenzboten“.

schlage Philipps Stellung nehmen, die grundlegende Frage beantworten: „Ist eine streng und rein militärische Jugenderziehung erwünscht und notwendig?"

Gerade zu dieser Frage weist H. Stübenburg in einem vortrefflichen Aufsatze des „Kunstwarts"*) darauf hin, daß sowohl vom militärischen als auch dem jugenderzieherischen Standpunkte dagegen schwere Einwände erhoben werden. Männer wie Moltke und von der Goltz haben mehr eine gründliche und allgemeine körperliche Kräftigung der Jugend als Vorbereitung auf den militärischen Dienst verlangt als eine rein militärische Vorbildung, ein halb ernsthaftes, halb spielerisches Vorgreifen in die militärische Ausbildung. Und Oberrealschuldirektor Edm. Neuendorff, Vorsitzender des „Wandervogels", der, als Kriegsfreiwilliger eingetreten, jetzt als Offizier im Felde steht, fällt in der „Monatsschrift für das Turnwesen" (Seite 172) ein Urteil, das auch hier noch einmal angeführt werden muß: „Vom Militär ist uns wieder und wieder versichert worden, daß unter gewöhnlichen Verhältnissen eine militärische Fachausbildung nicht wünschenswert ist, ja daß sie schädlich sein kann. Daran werden auch die Erfahrungen dieses Krieges nichts ändern. Ein geschickter Turner, ein fleißiger Spieler, ein eifriger Wanderer wird mit Leichtigkeit das Fachmilitärische erlernen . . . Ich habe in den vergangenen Monaten Hunderte und Aberhunderte von Rekruten gesehen: die Turner unter ihnen erkannte man mit Leichtigkeit heraus. Ich habe noch keinen Turner kennen gelernt, dem die Aneignung des Fachmilitärischen irgendwelche Schwierigkeiten geboten hätte. Endlich die Einwirkung auf Erziehung und Unterricht. Sie wäre fürchterlich. Sie zerstörte, was wir mühsam aufgebaut haben: den freien, frischen, fröhlichen Betrieb, der so ganz der Jugend gemäß und erzieherisch so wirksam ist. Im Fachmilitärischen nimmt den größten Teil das Gebundene, Starre, Mechanische ein. Der Drill beherrscht den Betrieb. Kein Mensch bezweifelt, daß er notwendig und gut ist. Und der Soldat erträgt das Gebundene gern, weil er in ihm das notwendige und nützliche Mittel zum Zweck: den freien Feldübungen, den Manövern, dem richtigen Krieg sieht . . . Führte man Fachmilitärisches in den Turnunterricht richtig ein, so würde es sich auf Exerzieren in geschlossener Ordnung, auf Schwärmen links heraus, rechts heraus usw. beschränken. Das würde ein Betrieb, der für die Jugend sinn- und seelenlos wäre. Immer nur Form und Mittel, ohne zum Inhalt und Zweck zu kommen!" Wobei noch einmal zu betonen ist, daß sich Neuendorffs ablehnende Haltung in erster Reihe gegen das Fachmilitärische, den seelenlosen Drill richtet.

Nun handelt es sich ja allerdings augenblicklich für uns darum, eine Organisation zu schaffen, um die Vorteile, die nach Neuendorff der eifrige Turner, Spieler, Wanderer bei der Aneignung des Fachmilitärischen hat, der gesamten deutschen Jugend zugute kommen zu lassen, zu ihrem eigenen und des Vaterlandes Nutzen. Und es handelt sich weiter darum, diese Organisation mit einem Geiste zu füllen, der unserer Zeit und unserer Lage angepaßt ist.

*) „Militärische Jugenderziehung." Erstes Septemberheft des „Kunstwarts" 1915.

Denn in der Tat befinden wir uns während des jetzigen Krieges nicht „unter gewöhnlichen Verhältnissen", und das wird auch nach dem Kriege nicht der Fall sein. Eine allgemein körperliche, turnerische Vorbildung wird daher eben unter diesen besonderen Verhältnissen nicht genügen. Auch die Regierung hat diesem Gedanken insofern Raum gegeben, als sie während der Kriegszeit die militärische Vorbildung der älteren Jugendjahrgänge in den Jugendwehren organisierte. Sie hat dabei Fachmilitärisches berücksichtigt; aber sie hat es nur soweit berücksichtigt, als es zugleich von allgemein-erzieherischem Werte ist, als es zur Kräftigung des Körpers, der Schärfung der Sinne, zur Erzielung von Gewandtheit, Anstelligkeit und Selbstbeherrschung dient. Vor allem aber weisen die „Richtlinien für die militärische Vorbildung der älteren Jugendabteilungen" auch nachdrücklich auf den Wert der Charaktererziehung für unsere Zeit hin, auf den Wert der Erziehung zu Willenskraft und Pflichtbewußtsein, Vaterlandsliebe und Heldenverehrung. Und das ist etwas, was man bei der Erziehung zur Wehrhaftigkeit nicht außer acht lassen darf.

Ich habe mit Absicht in meinem ersten Aufsatze nicht von „militärischer Jugenderziehung" gesprochen, sondern von „Erziehung zur Wehrhaftigkeit". Zur „Wehrhaftigkeit" gehört aber nicht nur körperliche Tüchtigkeit, völlige Herrschaft über die eigene Kraft und die Fähigkeit, sie zur Verteidigung auszunutzen, sondern es gehören dazu noch eine ganze Reihe männlicher und sittlicher Tugenden wie Mut, männliches Selbst- und Pflichtbewußtsein, aber auch soziale Tugenden wie Aufopferungsfähigkeit und Hingabe, Unterordnung des eigenen Ich unter das große Ganze und den höheren Zweck, endlich volles Verständnis für diese höheren Zwecke, ihre Bedeutung für den einzelnen und das Ganze, das Vaterland, Liebe zum Vaterland. Zur Wehrhaftigkeit gehört also unbedingt hinzu ein starkes staatsbürgerliches Selbstbewußtsein.

Gerade diese Wehrhaftigkeit im höchsten Sinne ist es, die in uns augenblicklich durch die Verhältnisse während des Krieges in vollem Maße erzeugt ist und die wir uns und der Jugend auch für die Zukunft wahren wollen. Das ist aber nicht durch eine Pflichtjugendwehr rein militärischen Charakters zu erreichen, sondern nur durch eine grundlegende Erziehungsreform. In dieser Jugendwehr würde die allgemein-erzieherische Seite der Erziehung zur Wehrhaftigkeit leicht zu kurz kommen. Und gesetzt selbst den Fall, es wäre möglich, auch diese erzieherische Arbeit im Rahmen der Jugendwehr zu leisten, so müßte dann eine Zweiteilung der Erziehung zwischen Schule und Jugendwehr stattfinden, die im Interesse der Einheitlichkeit unserer geistigen Kultur zu verwerfen ist. Die Schule würde den Unterricht als einzige Aufgabe zugewiesen erhalten und allmählich vertrocknen, und die Erziehung in der Jugendwehr würde ihren allgemein staatsbürgerlichen Charakter nur mit Mühe gegen das Fachmilitärische bewahren können. Nein, die Erziehung zur Wehrhaftigkeit in unserem Sinne gehört in die Schule. Sie ist die höchste Form dessen, was die Schule unter dem Begriffe „staatsbürgerlicher Erziehung" schon längst erstrebt hat. Nur daß

uns die Jetztzeit, die besondere Lage, in der wir uns befinden, die Augen geöffnet hat über die Bedeutung eines neuen Weges zu dieser staatsbürgerlichen Erziehung.

In den Turnunterricht unserer Schulen möge dasjenige vom Fachmilitärischen aufgenommen werden, was für die Erziehung zur Wehrhaftigkeit notwendig ist. Die „Richtlinien" geben einen guten Führer dabei ab. Es ist auch nicht unbedingt nötig, nur Offiziere und Unteroffiziere mit dieser „militärischen Erziehung" zu betrauen, wie Philipp es will. An den Schulen befinden sich genug Lehrer mit militärischer Bildung, Offiziere und Unteroffiziere der Reserve, die den fachmilitärischen Zweig der Ausbildung übernehmen könnten. Wo das nicht der Fall ist, mögen aktive oder inaktive Offiziere herangezogen werden. Von diesen verlange man aber außer der militärischen auch eine gründliche pädagogische Vorbildung. Denn die Jugenderziehung verlangt eine genaue Kenntnis der körperlichen und geistigen Eigenart der Jugend. Ein guter Truppenoffizier braucht noch lange kein trefflicher Jugenderzieher zu sein.

Vor allem aber muß das gesamte Schulleben in unseren deutschen Schulen in einer derartigen Weise umgestaltet werden, daß es jener allgemein-erzieherischen Seite der Erziehung zur Wehrhaftigkeit einen günstigen Boden bietet. Dazu gehört zunächst, daß das an unseren Schulen allmählich größtenteils verloren gegangene Gemeinschaftsgefühl wieder geschaffen wird. Die Erfahrungen auf dem Gebiete der freien Jugendpflege haben gezeigt, wie wichtig für dieses Gemeinschaftsgefühl die Herstellung engerer Jugendverbände ist, die eigener Mitwirkung der Jugend freien Raum lassen. Deshalb habe ich vorgeschlagen, die Organisation der Jugendwehr als solcher an den Schulen beizubehalten, die Klassen Jugendkompagnien, die Schulen Jugendkorps bilden zu lassen und innerhalb dieser Verbände den Schülern die Möglichkeit der Mitwirkung und Selbsttätigkeit zu geben. So entsteht an unseren Schulen aufs neue ein Gefühl der Gemeinschaft, der Kameradschaft zwischen den Schülern untereinander und zwischen Schülern und Lehrern, und da die gesamte Organisation im Dienste des vaterländischen Gedankens steht, so ist damit der Grund geschaffen für jene „Erziehung zur Wehrhaftigkeit", die wir oben schilderten, die in die staatsbürgerliche Erziehung in bester Form einmündet.

So scheint mir keineswegs, daß durch die Angliederung der Jugendwehr an die Schulen „ein Gebilde ohne Fleisch und Blut" entstehe, wie Philipp meint. Vielmehr glaube ich, daß durch eine solche oder ähnliche Regelung der „militärischen Jugenderziehung" diese erst den rechten Inhalt, den rechten Geist erhält. Nicht eine Sonderregelung dieses oder jenes Einzelgebietes unserer Erziehung ist es, was wir brauchen, sondern eine Erziehungsreform im gesamten Umfange der Erziehung, und die „Erziehung zur Wehrhaftigkeit" scheint mir für diese Erziehungsreform einen Inhalt — aber auch eine Form darzubieten, die der Erwägung wert sind.

Riga in Friedenszeiten

Eine Plauderei von M. Rednas

Auf den Pfaden der Hansen durchfurchte die Alexandra das Ostmeer. Der Stadt strebte sie zu, deren Wurzeln aus der Pionierarbeit deutscher Kaufleute in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts hervorgewachsen sind, deren Christentum und Kultur auf durchaus norddeutscher Grundlage ruhen: Riga, der glänzenden Metropole des russischen Ostseehandels. Von ihren Fahrten in die westlichen Kulturländer zurückkehrende Balten waren an Bord, ein stattliches, frohes Geschlecht; scharf hebt es sich ab von den ursprünglich eingesessenen oder später eingedrungenen Liven, Letten, Esten, Russen. Eine 10000 bis 12000 Mann starke Gruppe im Deutschen Verein für Livland, wollen sie Hüter des Deutschtums gegenüber dem mächtig andringenden Slawentum sein; von der Einwohnerschaft Rigas machen sie etwas weniger als die Hälfte aus, bilden aber den qualitativ am höchsten zu wertenden Teil, im Geistes- und Wirtschaftsleben das eigentlich vorwärts treibende Element. Ein leiblich und geistig sympathisches Geschlecht, diese blonden hochgewachsenen Balten, das sich nun heimisch fühlt in diesem von der Natur nicht gerade bevorzugten Uferland an der unteren Düna. Mit soviel Stolz und Freude sprachen sie von ihrer Heimatstadt, daß die fremden Reisenden voller Spannung dem Ziel entgegensahen.

Dünamünde — der Dampfer stoppt. Der russische Lotse wird an Bord genommen. Einen Augenblick fesselt der große, starke Mann, der in seiner Leinwandjacke neben den deutschen Kapitän tritt, die allgemeine Aufmerksamkeit; aber da er nichts sagt und nur zuweilen sein Glas phlegmatisch auf irgend etwas in der Ferne richtet, so wendet sich das Interesse bald all den verwickelten Maßnahmen zu, die notwendig sind, um einem Auslandsdampfer das Einlaufen in einen russischen Hafen zu ermöglichen, zum Beispiel der Zoll- und Paßrevision. Ein gerade einfahrendes russisches Torpedoboot, die Befestigungen von Dünamünde werden neugierig angeschaut, und endlich dampfen wir weiter. Bald tritt Riga in unseren Horizont, und es wird uns von Minute zu Minute klarer, daß wir uns einer Stadt der Arbeit nähern. Flöße werden von den zünftigen Ankerneeken sorgfältig stromab geleitet; an senkrechter Granitmauer verankert liegen in langer Reihe russische, finnische, skandinavische, hansische Dampfer, ladend und löschend: Kohlen, Bretter, Eisenbahnschwellen, landwirtschaftliche Maschinen, Mühlsteine. Weiter stromauf kommen die herrlichen Türme Rigas in Sicht, in noch größerer Entfernung strebt eine Speicherstadt aus roten Backsteinbauten empor; Sägemühlen, ein Elevator sind in Tätigkeit; kurz: das Fauchen, Stampfen, Dröhnen der unendlich vielseitigen Arbeit einer gewaltigen Handelsstadt berührt den Hamburger wie ein Gruß aus der Heimat. Endlich wird die Alexandra am Kai vertäut. Jeder ergreift sein Handgepäck und wartet mit kaum gemäßigter Ungeduld, bis der diensttuende Beamte seinen Namen aufruft. Nun darf nach Empfangnahme des Passes aus seinen Händen der

primitive Landungssteg überschritten werden. Die Reisenden setzten — es war im Sommer 1912 — ihr Gepäck einfach unter freiem Himmel auf Gottes Erdboden nieder inmitten großer Haufen Zollgüter, während die nach Einholen der für das Betreten der Zollstation nötigen behördlichen Erlaubnis zahlreich herbeigeeilten Rigenser durch einen ausgerauten ruppigen Strick noch von den Umarmungen der Ihrigen getrennt waren. Die Zollabfertigung erfolgte rasch, ohne Schikane und ohne Erörterungen, da diese Beamten nur russisch und die meisten der Angekommenen diese Sprache gar nicht verstanden. Bald saß man nun in einer der kleinen, leichtgebauten Droschken mit dem für das Einsteigen während der Fahrt berechneten bequemen niedrigen Trittbrett, gab dem „Iswoschtschik" oder „Fuhrmann" das Ziel an, und fort sauste das unansehnliche Pferdchen in einem bei uns bei Droschkengäulen nicht üblichen Tempo. So sind wir bald in der vornehmen Petersburger Vorstadt, dem Wohnbezirk meiner Gastfreunde. Er zeigt weder im Hausbau noch in der Straßenanlage erhebliche Abweichungen von dem Vorstadtbilde einer deutschen Großstadt. Die niedergelegten Wälle sind hier wie in anderen alten Städten in schöne, gut gehaltene Anlagen mit Springbrunnen, schattigen Spazierwegen und Ruheplätzen verwandelt. Die umkreisenden Straßen, die breiten, sauberen Boulevards zeigen hohe, vornehme Wohn- und Geschäftshäuser, Hotels, glänzende Läden, öffentliche Gebäude. Aber trotzdem kann nicht die Meinung entstehen, daß wir uns in einer rein deutschen Stadt aufhalten. Da fallen zunächst die mindestens zweisprachigen Firmenschilder, die dreisprachigen Straßenbezeichnungen an den Ecken auf. Unter dem russischen uliza steht Straße, darunter wieder lettisch eela, das erinnert daran, daß in dieser Stadt drei Stämme unverschmolzen nebeneinander wohnen, ganz abgesehen von den einen starken Prozentsatz ausmachenden Juden. Vor allem jedoch zeigte das Straßenleben manche fremdartige Erscheinung. Die Rigaer Bürgersfrau, die zum Dünamarkte, die Kontoristin, die an ihre Arbeitsstätte eilt, erinnern in ihrer Kleidung an die deutsche Landstadt, die wir gern für rückständig erklären. Bei den Arbeiterfrauen tritt häufig die breite Physiognomie finnischen Zuschnitts unschön aus den geschmacklosen dreieckigen Kopftüchern hervor. Viele Männer tragen ihre Weste über einem bunten Hemde und die Hosen in gutsitzenden Schaftstiefeln, so auch der schmuck uniformierte Schutzmann oder Gorodowoi. Leder ist billig in Rußland und die Schuhwarenherstellung daher in Blüte. Gut steht dem jungen, schlanken Schüler der ihm als Tracht vorgeschriebene Kittel mit dem Ledergurt darüber. Sehr auffallend sind uns Männer, deren Haar unter kleinen Hüten lang herunterfließt und deren weitärmelige Gewänder frauenhaft bis zur Erde reichen. Das sind Popen, Diener jenes uns so fremdartig anmutenden, griechisch-orthodoxen Glaubens, dem die gewaltige Kathedrale auf der Esplanade mit ihren fünf goldgerippten Kuppeln ebenso wie die zierliche farbenfrohe Troitzky-Kirche in der Mitauer Vorstadt geweiht sind. Auch der armenische Teppichhändler erregt unsere Neugier, der, die Ware offen über die Schulter geschlagen, damit hausieren geht; nicht minder jener Herrschaftskutscher mit dem niedrigen Zylinderhut, der die schön angeschirrten Rosse seines reichen Herrn zügelt. Sein Gesicht ist schmal, fast mager, im übrigen gleicht er aber dem sattsam bekannten Abte, von dem Bürger singt: „Vier Männer umspannten den Schmerbauch ihm nicht". Von dem durch eine dicke Schnur vorgetäuschten Taillenschluß — in Wahrheit hat dieser Mann ja keine Taille — wallt sein Rock in unförmlicher Weite nieder und verleiht ihm das uns befremdende Aussehen. Wie erklärt es sich? Man erzählt uns, daß der Kutscher eines vornehmen russischen Hauses auf jeden Fall Fettleibigkeit zeigen, und sie sich also, wenn es not tut, durch Wattierung

verschaffen muß, weil man daraus auf die Wohlhabenheit seines Brotherrn schließen soll.

Immerhin jedoch mögen diese fremdartigen Züge, nur leicht eingetragen ins Stadtbild von Neu-Riga, dem unaufmerksamen Reisenden entgehen. Darum, wer die Eigenart Rigas kennen lernen will, muß sich in die Altstadt begeben, in jenen von eng zusammengeschobenen Gassen und Gäßchen ausgefüllten Halbkreis, der sich im Süden an die Düna legt. Hier fühlt er den kräftigen Herzschlag, durch den der mächtig angestaute Strom des Verkehrs schnell in die äußeren Stadtgebiete und die freie Landschaft abfließt. Um uns jedoch zunächst nur des anmutvollen Stadtbildes zu erfreuen und zwar von der romantisch-historischen Seite, wollen wir einmal ganz absehen von diesem Verkehr und annehmen, wir wanderten in einer frühen Morgen- oder späten Nachtstunde bei Mondenschein allein durch die stille Stadt. Wohl hat ihr schnelles Wachstum, das hastende, beständig praktischen Bedürfnissen Rechnung tragende Leben der Neuzeit viel malerisches aus den glanzvollen Tagen der Hansa hinweggefegt; aber noch überragen die schönen Türme der ehrwürdigen Kirchen das Häusermeer; noch träumt das Mittelalter in manchem stillen Winkel, der sich an sie schmiegt, noch gibt es manches hochgegiebelte alte Haus mit wundervollem Zierat an Erkern, Giebeln und Portalen, kurz, Schönes in Hülle und Fülle. Hier sammeln sich schmale, leicht gekrümmte, oft sehr kurze Straßen auf kleinem Raume wie in einem Brennpunkt. Dort treten Seitengäßchen kulissenartig von rechts und links in das Hauptsträßlein ein, ein malerischer Anblick. Manchmal, wie an der Scheunenstraße, steht ein großes altes Haus, vielleicht mit auffallendem Giebel, gleichsam als verlorener Posten einer Zeit, die sich zurückgezogen hat, zwischen zwei Straßenzügen ganz vereinsamt und macht hinter sich ein Verbindungsgäßchen zwischen den seitlich vorbeilaufenden Straßen nötig. Oft zeigt sich überraschend am Ende eines Gäßchens in bezaubernder Silhouette der Domturm oder der von St. Peter, oder übereck der schöne Giebel der Großen Gilde. Wahrlich, wer sich in stiller Stunde in den Reiz dieses Stadtbildes versenkt, dem wird es klar, daß deutscher Geist hier seinem mittelalterlichen Schönheitsideal kraftvollen Ausdruck verliehen hat. Auch aus den ehrwürdigsten Bauten dieser Zeit: dem Dom, St. Peter, St. Johann, St. Jakobus, spricht deutscher Geist zu uns; kein Wunder, da Riga, als Mitglied der Hansa in lebhafter Fühlung mit den übrigen Hansestädten, dort, namentlich im weiten Bezirk der Ostseeküste, seine Ideale für den Kirchenbau in herrlichen Werken der nordischen Backsteingotik fand und sich Baumeister aus diesen Gebieten verschreiben konnte. So stoßen wir in der Baugeschichte der alten Stadtkirchen wohl auf deutsche Namen: Rostocker, Lübecker, ein Straßburger Meister werden unter anderen genannt. Wer die Dome zu Braunschweig und Ratzeburg, die Marienkirchen zu Rostock und Lübeck, wer westfälische Hallenkirchen kennt, wird in Riga häufig an bereits gesehenes erinnert. Am innigsten verflochten mit der mittelalterlichen Geschichte Rigas, gewissermaßen das Schoß- und Sorgenkind der wohlhabenden Bürgerschaft des fünfzehnten Jahrhunderts, war die Pfarrkirche St. Peter. Wir haben sie auf unserer nächtlichen Wanderung gerade erreicht und sehen mit ehrfürchtigem Staunen an ihr empor. Drei schöne Kuppeln, durch Säulenrotunden getrennt, wölben sich übereinander und über der letzten läuft der Wunderbau in eine schlanke Spitze aus. Dieser Turm und der hohe Chor werden durch die anschließenden alten niedrigen Häuschen ins ungemessene gesteigert. Aber es war nicht der heutige Turm, dem Rat und Bürgerschaft im fünfzehnten Jahrhundert ihre Sorge und ihre Mittel weihten, sondern sozusagen sein Großvater. Mit diesem wurde 1491 ein großartiger Neubau der alten

Pfarrkirche beendet, der schon 1408 in die Wege geleitet war. Der lange Zeitraum zwischen diesen Zahlen erzählt uns, daß der Bau häufige Unterbrechungen erfuhr, und diese waren natürlich in den Zeitverhältnissen, etwa in Kämpfen des Ordenslandes mit Polen, begründet. Innerhalb dieser Epoche interessiert uns eine erzbischöfliche Verordnung vom 20. November 1456, worin allen zum Bau Steuernden ein vierzigtägiger Ablaß verheißen wird. Ist es nicht eine Ironie des Schicksals, daß gerade in diesem Gotteshause, auf dessen Bau ein Mißbrauch der katholischen Kirche fördernd wirkte, die einleitenden Schritte zur Reformation getan wurden? Aber erlauben denn „Mondschein und Giebeldächer in einer deutschen Stadt" so trocken-sachliche Bemerkungen wie die vorstehenden, wenn von den Türmen mittelalterlicher Kirchen in dumpfen Tönen der nächtliche Stundenschlag erschallt? Zweifelsohne nicht; sondern die von Mondschein übergossene steinerne Märchenwelt in der Stille wirkt einzig ein großes Staunen in der Seele, die zunächst nur fühlt; aber später erwacht doch der Wunsch, sich über die Ursachen dieses Staunens klar zu werden, — von der Stärke des Gesamteindruckes rückwärts bis auf die Elemente zu gehen, die in ihrer Verschmelzung den ästhetischen Genuß bewirkt haben. Diesen Weg kann nun nicht jeder in der vorbildlichen Weise des jungen Goethe machen, der so lange und so oft grübelnd vor der Fassade des Straßburger Münsters stand, bis ihm die Steine selbst ihre Geschichte erzählten. Der gewöhnliche Sterbliche greift nach einem ihm gerade passenden Buche, dem entnimmt er die Richtlinien, die zum Verständnis der neuen Kunsterscheinung führen können. Denjenigen, der sich für „Berühmte Kunststätten" interessiert, verweise ich hiermit auf Nummer 42 dieser bei Seemann in Leipzig erscheinenden Sammlung, auf Neumann: „Riga und Reval", das auch wegen seines feinen Bildschmuckes zu empfehlen ist.

Inzwischen aber ist es Zeit geworden, daß wir uns von den Kunststätten weg- und dem geschäftigen Alltagsleben wieder zuwenden. Wie fügt sich das reale, tägliche Leben in dieses Straßengewirr hinein, wie ist es geartet? Diese Frage ist für den Fremden, der nur kurze Zeit in Riga weilt, nicht so leicht zu beantworten. Er wird darauf verzichten, von historischen Bedingtheiten, sozialen und politischen Strömungen, von dem Verhältnis der Bekenntnisse zueinander, vom Schulwesen und anderem zu reden und sich auf seine persönlichen, mehr oder minder an der Oberfläche haftenden Beobachtungen beschränken müssen, aber von dem, was unmittelbar mit dem Reiz des Neuen, Überraschenden auf ihn gewirkt hat, ein farbenfrohes Bild zu entwerfen, das ist sein gutes Recht; und damit verbindet sich in unserem Falle auch der gute Zweck, die Aufmerksamkeit weiterer deutscher Kreise auf ein städtisches Gemeinwesen hingelenkt zu haben, das im Grunde Fleisch von unserem Fleisch, Bein von unserem Bein ist, und dessen alter Kultur Gefahr von dem von Osten andrängenden, planmäßig gegen alles Deutsche arbeitenden Barbarentum droht. — Stürzen wir uns also hinein in das brüllende, brausende Leben der Großstadt Riga! Wie die Wassermasse eines Stromes zwischen engen Felsenufern, so staut sich der Verkehr hier zwischen den schmalen Gassen, vor der Börse und anderen öffentlichen Gebäuden. Da ist nicht Zeit und Ruhe, sich liebevoll in die Ornamentik alter Türflügel usw. zu versenken, man wird gedrängt und geschoben, wenn man nicht mit dem Strome läuft. Suchen wir also diesem Unbehagen durch Benutzung einer Fahrgelegenheit zu entrinnen. Aber welcher? Automobile können in diesem Irrgarten von Gassen und Gäßchen der Altstadt nicht fahren; die Wagen der elektrischen Straßenbahnen verkehren nur an ihrer Peripherie, bleibt also die Droschke, sie ist in dieser Stadtgegend geradezu das Verkehrsmittel, und deshalb seien der eingangs bereits erwähnten Rigaer Droschke noch einige rühmende Worte gespendet. Im

Vergleich zu unserer Droschke, die namentlich in den Großstädten an Ansehen und Aussehen beständig verliert und trotzdem teuer ist, hat sie die Vorzüge der Billigkeit und Schnelligkeit. Im raschesten Tempo geht es vorwärts, ohne Rücksicht auf die von den schmalen Bürgersteigen oft auf den Fahrweg flutenden Menschen. Wenn aus zwei im Winkel zusammenstoßenden Straßen die Gefährte aufeinander losrasen, so glaubt man sich verloren. Aber durch lauten Anruf und schnelles Herumreißen der Pferde wird der Zusammenprall vermieden und wir zollen der Kunst des Rosselenkers, der von den Deutschen als „Fuhrmann" angerufen wird, unsere volle Bewunderung, unbeschadet der mißbilligenden Gefühle, die Mitglieder des Tierschutzvereins beim Anblick der wenig schonsamen Behandlung empfinden würden. Wegen ihrer Billigkeit wird dann die Droschke auch von Angehörigen der Volksklassen benutzt, die bei uns fast nie Droschke fahren. Die Rigaer Hausfrauen befördern ihre Einkäufe vom Dünamarkt, der Dienstmann das anvertraute Stückgut, der Handwerker die bestellte Kommode in der Droschke; man hat mir sogar versichert, daß man zuweilen geschlachtete Schweine darin transportiert. Wen bei dieser Mitteilung sanitäre und ästhetische Beängstigungen überfallen, dem sei zum Trost gesagt, daß auch noch schneller fahrende, saubere Zweispänner zur Verfügung stehen. Uns führt ein Einspänner in wenigen Minuten zur Schiffsbrücke: weiter aufwärts überspannen die alte und seit 1914 noch eine neue Eisenbahnbrücke den oberhalb der Stadt stark ausgeweiteten in mannigfache Arme geteilten Strom. Wir wählen die Stelle zur Beobachtung, wo am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts trotz der noch unentwickelten Technik für Karl den Zwölften von Schweden, den siegreich gegen seine Feinde vordringenden damaligen Herrn der Ostseeprovinzen, der erste Übergang über die Düna geschaffen werden mußte. Es war eine Floßbrücke, die der König nachher der Stadt schenkte, und durch die das alte rigaische Sprichwort zuschanden gemacht wurde: „Das ist so unmöglich wie der Bau einer Brücke über die Düna." Im Mai 1896, also vierundzwanzig Jahre nach Vollendung der ersten Eisenbahnbrücke, wurde diese alte Floßbrücke durch die jetzige Pontonbrücke ersetzt. Wer sie ohne Aufenthalt überschreitet, braucht dazu fünf bis sechs Minuten. Aber wir wollen uns an dieser geschichtlich merkwürdigen Stelle erst einen Augenblick des bunten Lebens erfreuen. Stromauf und stromab wird der Blick durch regen Schiffsverkehr gefesselt. Seedampfer können nur unterhalb der Brücke verkehren; an Teilen der alten Floßbrücke, die der großen seitlich angegliedert sind, ankern kleine Ausflugs-, Gemüse-, Fischdampfer; mittags zwischen zwölf und ein Uhr können auch sie stromab gelangen, da dann die Brücke für den Schiffsverkehr geöffnet wird. Das Besondere in diesem Flußverkehr aber sind die mächtigen Flöße, deren Holz aus den Wäldern von Litauen und Polen stammt. Gerade jetzt wird ein Riesenfloß von einem Dampfer durch die Pontonbrücke geschleppt. Der Flößer hat schwere Arbeit, den langen Holzleib, der sich dreht und windet und mannigfach verschiebt, an den Pontons vorbeizustemmen. Doch es glückt, und wir eilen befriedigt, als wäre es unser persönliches Gelingen gewesen, weiter, dem Brückenende am linken Ufer zu. Nicht nur, daß wir von hier ein schönes Stadtbild haben, noch mehr zwingt uns das rastlos zwischen den Ufern flutende Verkehrsleben, das noch angeschaut sein will und uns zum Verweilen zwingt. Im ununterbrochenen Zuge rollen kleine primitive Lastwagen, meist nur große Holzkisten auf niedrigem Radgestell, über die dröhnende Brücke: oft sitzt der Kutscher in Ermangelung eines Bockes einfach quer über seiner Ladung, etwa kleingeschlagene Steine. Die kleine Pferderasse trabt unter dem originellen, farbig angestrichenem Krummholzanspann gar munter einher, und es ist ein

eigener und ein fröhlicher Anblick, wenn so eine lange Reihe aufeinander folgender blauer oder grüner Krummhölzer bedeckt mit den hell aufgemalten Firmenschildern, sei es in den uns so fremdartigen russischen, sei es in deutschen Lettern, gewissermaßen einen wandelnden Triumphbogen bildet, unter dem Hermes in die Stadt zieht oder sie verläßt. — Daneben aber rasselt die ununterbrochene Wagenkette: Droschken, Autos, quetscht sich auf den schmalen, seitlichen Fußsteigen die Menschenmenge durcheinander. Vorerst nehmen wir Abschied von dieser Szene, um uns vor der Heimkehr noch des höchst anziehenden Dünamarktes zu erfreuen, des räumlich ausgedehntesten, der sich anderthalb Werst, etwa zwanzig Minuten, das Dünaufer entlang zieht. — Laß, lieber Leser, wenn du ihn betrittst, die Vorstellung des Wochenmarktes, etwa in deiner heimatlichen Mittel- oder Kleinstadt beiseite! Denke eher an das, was du von der Frankfurter oder Leipziger Messe gehört hast. Nicht nur Blumen werden dir als farbiger Strauß von etwas naivem Geschmack zum Kauf angeboten, nicht nur die Früchte des Gartens und Feldes, die Beeren des Waldes in würziger Frische, oder früh gereiftes Obst aus dem reichen Süden Rußlands; es schicken nicht nur Weide, Wasser und Wald Fleisch und Fisch, Butter und Honig zu deiner Sättigung auf diesen Markt, nein, hier bietet man dir auch die Erzeugnisse einer gar nicht armen Industrie zum Kaufe! Farbige Steine, bunte Tücher, wie sie die Bäuerin liebt, hübsche handgeklöppelte Spitzen, feine Gewebe, originelle Holzwaren ländlicher Hausindustrie, Spielzeug, Tand und nützliches Hausgerät; darunter besonders in den Lederarbeiten manches eigenartige, das du zu Hause nicht haben kannst. Das kaufe nur. Aber vergiß das Feilschen nicht, denn russisches Angebot ist immer auf starkes Abhandeln berechnet. Ab und an huscht eine fremdartige Gestalt als Händler durch die Menge, vielleicht ein Sohn des fernen Kaukasus.

Aber nun ein paar Ruhestunden und dann noch eine Nachmittagsfahrt nach dem hübschen Thorensberger Volkspark, wo man unter alten Bäumen im Sommer abends Musik genießen und sich zugleich eines schönen Blickes auf die Stadt erfreuen kann. Wenn wir für die Hinfahrt die Eisenbahn, für die Rückkehr einen elektrischen Wagen benutzen, so bieten sich in jedem dieser Fälle neue Eindrücke. Auf dem Tuckumer Bahnhof oder Bahnhof Riga II, der seit Mitte April 1914 zu bestehen aufgehört hat, waren die Fahrkartenschalter und die Gepäckräume für die Reisenden der verschiedenen Wagenklassen völlig getrennt in zwei aneinandergrenzenden Gebäuden untergebracht. Ebenso trat eine Gruppierung nach Gesellschaftsklassen auf den Wagen der elektrischen Bahn hervor, insofern als Männer und Frauen der arbeitenden Klasse, durchschnittlich unerfreulich anzusehen, weil zerlumpt und schmutzig, sich auf der vorderen Plattform drängten, der übrige Wagen jedoch von Fahrgästen der besseren Klassen angefüllt war. Diese Verteilung ergibt sich wie selbstverständlich durch die meines Erachtens praktische und verständige Einrichtung, daß man auf dem Vorderperron billiger fährt. Niemand kann sich verletzt fühlen, da die Wahl des Platzes ja freisteht; aber der Unterschied zwischen reich und arm, hier gleichbedeutend mit sauber und schmutzig, tritt derartig hervor, daß gleich und gleich sich von selbst gern gesellt.

Herrlich bietet sich jenseits des breiten Stromes die am nördlichen Dünaufer lang hingezogene Stadt dem Beobachter dar, der seinen Standpunkt im Thorensberger Park auf südlicher Uferhöhe gewählt hat; noch großartiger indessen ist der Eindruck, wenn man die Mühe nicht scheut, den hohen Turm von St. Peter zu ersteigen. Da stehen wir hoch über „dem Schall der menschlichen Rede", das Donnern der Arbeit tönt nur schwach zu uns empor,

die eng zusammengerückten Häuserreihen der Gäßchen verbergen den wimmelnden Ameisenhaufen in der Tiefe, aber von den Kuppeln und Türmen blinkt ein freundliches Grüßen herauf und in der Ferne brandet das ewige Meer, das germanische Seefahrer als Kulturbringer einst heran getragen und die in Kampf und Mühe wechselnden Geschlechter der Menschen nun an die siebenhundert Jahre hier festgehalten hat.

Wie verödet mag jetzt nach der gewaltsamen Entfernung aller nicht naturalisierten Deutschen die Stadt sein, in wieviel industriellen und kaufmännischen Betrieben mögen deutsche Intelligenz, deutscher Fleiß, deutsche Schaffenskraft nun schmerzlich vermißt werden. Können russische Ersatzmänner gleichwertiges schaffen? Werden die Deutschen zurückkehren wollen oder dürfen, oder wird Riga dem Deutschtum ganz verloren sein? Diese Frage reiht sich in die hundert Fragen ein, die jetzt bald beantwortet werden müssen. Wäre der Wunsch nicht naheliegend, daß das, was einst das deutsche Schwert errungen, der deutsche Pflug gefurcht, der deutsche Missionar dem Heiland zugeführt hat, dem deutschen Volke jetzt zurückgegeben werde?

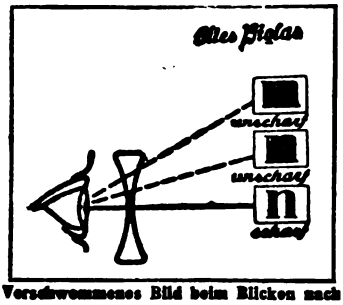
Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber Georg Cleinow in Berlin-Lichterfelde West. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Lichterfelde West, Sternstraße 56.
Fernsprecher des Herausgebers: Amt Lichterfelde 498, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.

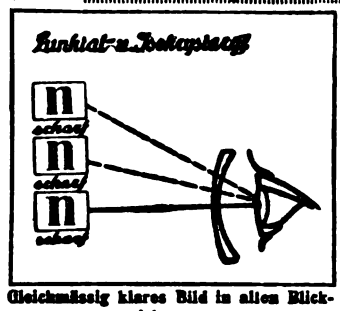
Die Brillengläser des XX. Jahrhunderts!

„Punktal" Busch „Isokrystar"

punktuelle Brillengläser:



Verschwommenes Bild beim Blicken nach oben, unten oder nach den Seiten.



Gleichmässig klares Bild in allen Blickrichtungen.

Das Beste für die Augen!

Höchste gleichmässige Bildschärfe in allen Blickrichtungen. Grosses, scharfes Blickfeld und volle Ausnutzung der natürlichen Beweglichkeit der Augen.

Aufklärende Druckschrift kostenlos.

Gegr. 1800 **Emil Busch, A.-G., Rathenow** Gegr. 1800

Optische Industrie.

Staatsangehörigkeitsveränderungen in Kriegszeiten

Von Dr. iur. Kurt Perels, Professor des Öffentlichen Rechts

Es ist eine bekannte, neuerdings durch den Dacia-Fall veranschaulichte Tatsache, daß der in Kriegszeiten vollzogene Übergang eines Handelsschiffs von einer feindlichen zu einer neutralen Flagge von der gegnerischen Kriegspartei in der Regel nicht als ihr gegenüber wirksam betrachtet zu werden braucht. Sie behält vielmehr das Recht, das fragliche Schiff, ungeachtet seines Flaggenwechsels, so zu behandeln, als ob es noch seine alte, das heißt die feindliche Nationalität besäße. Es bleibt also insbesondere nach wie vor dem Seebeuterecht unterworfen. Diese Seekriegsrechtsregel beruht auf der Erwägung, daß der Zwang zur Anerkennung des Flaggenwechsels für den gegnerischen Staat eine unbillige Beschränkung der Möglichkeiten bedeuten würde, die sich seiner militärisch-politischen Betätigung im Kriege darbieten.

In viel höherem Maße müßte dieser Gesichtspunkt Platz greifen, wenn Personen in Kriegszeiten einen Staatsangehörigkeitswechsel vollziehen — schon deshalb, weil Personen die wichtigsten Träger des Nachrichtenverkehrs sind. Mit der Frage, ob und welche Rechtswirkung solcher Nationalitätsveränderung im Verhältnis zu den Kriegführenden zukommt, hat das Völkerrecht sich nicht befaßt. So bleibt jedem Staat das Recht und die Pflicht, zu Staatsangehörigkeitsänderungen von Personen in Kriegszeiten nach eigenem Ermessen und nach eigenem Interesse Stellung zu nehmen.

Am einfachsten geartet ist der Fall, daß der Angehörige eines fremden Staates in den eigenen Staat eingebürgert zu werden wünscht. Denn die Verleihung der erbetenen Staatsangehörigkeit ist reine Ermessenssache, und sie wird

während eines Krieges nur auf Grund einer besonders eingehenden und vorsichtigen Prüfung der persönlichen Verhältnisse des Bewerbers erfolgen. In Frankreich hat das Gesetz vom 7. April 1915 die (nach deutschem Recht auch heute noch zulässige) Einbürgerung feindlicher Ausländer schlechthin für die Kriegsdauer verboten.

Besondere Beachtung verdienen aber die Fälle, in denen feindliche Staatsangehörige eine neutrale Staatsangehörigkeit zugleich besitzen oder während des Krieges erwerben. Bei der weitgehenden Rücksichtnahme, die Deutschland den neutralen Mächten und ihren Angehörigen zuteil werden läßt, genießen diese Personen im wesentlichen dieselbe Bewegungsfreiheit, namentlich im Reise-, Schrift- und Telegraphenverkehr, wie die eigenen Staatsangehörigen. Vorausgesetzt ist nur, daß sie die sie gefährdende Staatsangehörigkeit zu verdecken wissen. Wie das gemacht wird, darauf hat die unlängst in Deutschland veröffentlichte Anweisung des französischen Kriegsministers Millerand, nach welcher französische Soldaten deutscher Staatsangehörigkeit mit französischen Staatsangehörigkeitspapieren zu versehen sind, ein helles Schlaglicht geworfen. Nimmt man dazu, daß es Staaten gibt, die ihre Staatsangehörigkeit sogar Abwesenden von Erdteil zu Erdteil brieflich verleihen, so wird die Gefahr, welche der Aufenthalt solcher Scheinneutraler in Deutschland für unsere Sicherheit in sich schließt, noch deutlicher. Hier scheint einer der Hauptherde der vielberufenen Spionagetätigkeit unserer Gegner zu liegen. Als Gegenmittel kommt in Betracht: die Überprüfung der Staatsangehörigkeitsausweise aller in Deutschland befindlichen Neutralen, und auf deren Grund die Überwachung und erforderlichenfalls die Ausweisung derjenigen Personen, welche einerseits früher einem der uns jetzt feindlichen Staaten angehört haben und anderseits nicht vollkommen unverdächtig sind. Als unbedingt verdächtig sind Angehörige neutraler Staaten anzusehen, welche erst während des Krieges oder kurz vor seinem Ausbruch von der feindlichen zur neutralen Flagge übergegangen sind. Diesen wäre auch der Eintritt in das Reichsgebiet regelmäßig zu versagen.

Die heilsame Wirkung solchen Vorgehens könnte noch wesentlich verstärkt werden, wenn man dazu übergehen würde, eine Überprüfung aller derjenigen Fälle vorzunehmen, in denen ein Deutscher einem der uns feindlichen Staaten zugleich angehört oder bis zu einem nicht allzuweit zurückliegenden Zeitpunkt (etwa dem 1. Januar 1913) angehört hat. Im ersteren Falle wäre die Reichsangehörigkeit unbedingt, im letzteren dann abzuerkennen, wenn die Unverdächtigkeit ihres Inhabers nicht feststeht. Vor der hierfür erforderlichen Änderung des deutschen Reichsangehörigkeitsgesetzes braucht man um so weniger zurückzuschrecken, als Frankreich in dem erwähnten Gesetz, betreffend die Naturalisationsurkunden der früheren Angehörigen der jetzt mit Frankreich in Krieg befindlichen Mächte, vom 7. April 1915, den bezeichneten Weg bereits beschritten hat. Von der umfassenden Anwendung, die dies Gesetz findet, legen die seither erschienenen Nummern des Journal Officiel mit

ihren ausführlichen Listen über anerkannte und aberkannte Naturalisationen beredtes Zeugnis ab.

Ist in den vorstehenden Darlegungen auch nur an eine Rückgängigmachung von eigentlichen Einbürgerungen gedacht, so empfiehlt sich daneben eine sorgfältige Überwachung solcher weiblichen Deutschen, welche zu irgendeiner Zeit vor ihrer Heirat einem der uns jetzt feindlichen Staaten angehört haben und gegenwärtig im Vollbesitz der durch Heirat erworbenen Reichsangehörigkeit die ungehinderte Bewegungsfähigkeit in Deutschland und die nur durch die Paßvorschriften behinderte Bewegungsmöglichkeit nach dem Ausland und seinen Spionagezentralen genießen. Mindestens erscheint eine Registrierung dieser Personen und eine Zuweisung der angelegten Register an die in Betracht kommenden Stellen, insbesondere an die Paßbehörden geboten. Sicherlich verdienen diese ehemaligen Ausländerinnen, deren Zahl gerade in der letzten Zeit in auffallendem Maße gewachsen ist, keine geringere Aufmerksamkeit der Überwachungsstellen als jene zum Teil bemitleidenswerten, ehemals reichsangehörigen Frauen, die durch Heirat die Nationalität eines der uns jetzt befeindeten Staaten erworben haben und demgemäß von ihrer alten Heimat für die Dauer des Krieges als „feindlich" behandelt werden.

Deutschland

Es steht mein Baum wohl unter andern Bäumen,
Doch dieser Baum ist mir der liebste, beste.
Er steht gewaltig, reckt die hundert Äste
Und läßt im Wind die tausend Blätter schäumen.

Die Freiheit weht in seinen grünen Räumen
Und Wohnung ist für viele, bunte Gäste.
Hier bau ich fröhlich an dem eignen Neste,
Hier kann ich singen und hier darf ich träumen.

Und hat der Sturm dich wütend angefallen,
Und schreit dich an und schlägt mein Nest zuschanden,
Ich zittre nicht, ich will darum nicht trauern:

Stehst du nur fest, mein liebster Baum vor allen,
Und wie du schon Jahrhunderte gestanden,
So sollst du neue Ewigkeiten dauern.

Ric von Carlowitz-Hartitzsch

Frankreichs innere Lage

Von Professor Dr. Max J. Wolff

Wenn man nach den Äußerungen der französischen Presse urteilen wollte, so müßte ganz Frankreich ein Bild einmütigster Kriegsbegeisterung bieten. Die Blätter von der äußersten Rechten bis zu denen der wildesten Sozialisten überbieten sich in Beschimpfungen Deutschlands, Beteuerungen ihres opferwilligen Patriotismus, Bewunderung der heldenmütigen Armee und der nicht minder heldenmütigen Bundesgenossen, sowie in Erklärungen, daß der Krieg nur mit der völligen Vernichtung Deutschlands enden dürfe. Dazwischen klingt wohl die Sorge, daß die Zivilisten bis zu diesem ja noch entlegenen Zeitpunkt nicht durchhalten könnten, aber sie wird beschwichtigt durch den Hinweis auf den herrlichen Geist im Heere. Die Niederlagen der Russen bleiben eindruckslos, weil sie in den Zeitungen nur in Verbindung mit ihrer neuen bevorstehenden Offensive gemeldet werden, und über das Versagen des für den Frühling angekündigten Joffreschen Angriffes setzt man sich mit dem Trost hinweg, daß der Feind bald aus Mangel an Geld oder Rohstoffen wie Baumwolle und Kupfer zusammenbrechen werde und der Sieg des Verbandes auch ohne Erfolge auf dem Schlachtfeld gesichert sei. Deutschlands Niederlage liegt zwar noch nicht in greifbarer Nähe, ist darum aber nicht weniger gewiß.

Mit dieser Zuversicht stimmen die Kämpfe der letzten Kammerverhandlungen schlecht überein, die beinahe zum Sturz der Regierung geführt hätten und den Zwiespalt zwischen der Mehrheit und dem Ministerium der nationalen Verteidigung offenkundig gemacht haben. Auf den Inhalt der einzelnen Angriffe kommt wenig an. Es mag im Sanitätswesen und in der Munitionsbeschaffung vieles versehen sein, aber alle diese Punkte sind nur Vorwände, hinter denen sich die allgemeine Mißstimmung verbirgt. Sie gilt ebensosehr der obersten Heeresleitung wie der Militärverwaltung. Da man sich aber an den noch immer volkstümlichen Generalissimus nicht heranwagt, fällt der Zorn der Abgeordneten ausschließlich auf Millerand. Er und seine Amtsgenossen verdanken ihre nochmalige Rettung vielleicht weniger der Redekunst Vivianis, als der Unlust der Opposition, die wenig beneidenswerte Erbschaft anzutreten. Viviani, Delcassé, Millerand sind sicher keine großen Staatsmänner, aber auch die Gegner verfügen über keine starke Persönlichkeit. Die Rückkehr

des alten Combes wäre nur den ärgsten Kirchenfeinden willkommen und diese haben gründlich abgewirtschaftet; der kluge Briand denkt nicht daran, sich heute abzunutzen, und auch die Stunde des schlauen Caillaux hat noch nicht geschlagen. Der Kettenmann Clemenceau wird nicht ernst genommen, obgleich jeder seine stilgewandten Ausfälle gegen die Regierung mit Behagen liest.

Man darf aber nicht in den Irrtum verfallen und in den augenblicklichen inneren Kämpfen nichts als den üblichen Parteihader ministersüchtiger Häuptlinge sehen. Der Bruch der vielgepriesenen „Union Sacrée" vollzieht sich mit unbarmherziger Notwendigkeit. Die schroffen Gegensätze, die Frankreich seit einem Jahrhundert zerreißen und beim Fall Dreyfuß bis an den Rand des Bürgerkrieges gebracht haben, ließen sich in den Tagen der höchsten Gefahr überbrücken, mußten aber, sobald sie vorüber war, wieder aufleben. Durch den Krieg haben die reaktionären Klerikalen Oberwasser bekommen. In ihren Reihen stehen die schlimmsten nationalistischen Heißsporne, die treuesten Anhänger der Revancheidee, von der sich die Radikalisten und Sozialisten mehr oder weniger losgesagt hatten. Daraus macht man den letzteren heute einen Vorwurf, während ihre Gegner sich als echt französische Leute und Patrioten erster Klasse aufspielen dürfen. Das Offizierkorps war von jeher streng kirchlich, teilweise sogar antirepublikanisch gesinnt, besonders in den höheren Stellen, und der Erfolg an der Marne, der geradezu als ein göttliches Wunder gepriesen wird, gab diesen Kreisen und der von ihnen vertretenen Anschauung eine ungemessene Volkstümlichkeit. Dazu kommt, daß die Not auch in Frankreich beten lehrt und daß viele von den ehemaligen stolzen Freidenkern unter dem Eindruck der schweren Verluste zur Messe zurückgekehrt sind. Gerade die anwachsende kirchliche Gesinnung hat die Radikalen auf die Schanzen gerufen. Die republikanische Staatsform selbst ist im Augenblick nicht bedroht, aber sie zittern für andere mühsam erkämpfte freiheitliche Errungenschaften, besonders für die absolute Trennung von Kirche und Staat. Dürften die Radikalen und Sozialisten heute ihre Meinung offen aussprechen, so würden sie lieber endgültig auf Elsaß-Lothringen verzichten, ja selbst die eine oder andere Kolonie dazu geben, wenn sie das Land vor der Herrschaft des Weihwedels bewahren könnten. Sie haben überhaupt von dem Kriege nichts zu erhoffen. Endet er wider Erwarten noch mit einem Erfolg, so wird die reaktionäre Militärpartei den ganzen Ruhm einstecken; bleibt es bei den Mißerfolgen, so tragen die Parteien die Verantwortung, die vor dem Krieg am Ruder waren, aber nichts vorbereitet haben. In beiden Fällen triumphiert die Reaktion, es fragt sich nur, ob sie als siegreicher Kriegsheld einzieht oder als demütiger Priester den verirrten Schäflein ihr Haus öffnet.

Zwischen den beiden großen Gruppen, der klerikalen und der antiklerikalen, steht die heutige Regierung ohne festen Halt im Parlament oder im Lande. Aus Rücksicht auf die Armee wagt sie nicht den von den Radikalen geforderten Kampf gegen die zunehmende kirchliche Gesinnung aufzunehmen und bricht lieber

mit der Überlieferung der religionslosen Republik. Außerdem braucht sie die nationalistischen Stimmungsmacher, um die Bevölkerung an den Gedanken eines zweiten Winterfeldzuges zu gewöhnen; auf der anderen Seite ist sie aber von der Kammermehrheit abhängig. Der Gedanke liegt nahe, sich durch Neuwahlen trotz des Krieges eine festere Basis zu verschaffen, aber was die Regierung als Losung zu bieten hat, ist die Fortsetzung des Krieges und diese wird von allen Parteien gleichmäßig gefordert. Einstweilen auch noch von den äußersten Radikalen und Sozialisten. Wenn also, wie zu erwarten ist, das jetzige Ministerium fällt, so dürfte eine Änderung des Systems darum nicht folgen. Die neuen Männer werden in der gleichen schwierigen Lage den alten Faden weiterspinnen. Auch sie werden versuchen, das Heer durch Taten, die Kammer durch Worte zu befriedigen, und höchstens ihre Beziehungen zu England dürften sich etwas anders gestalten, das jeden Wechsel in der Regierung Frankreichs mit Mißtrauen aufnehmen muß, mit dem Mißtrauen, daß der gallische Bundesgenosse nicht bei der Stange bleibt.

Das Verhältnis zu England ist heute einer der Angelpunkte der inneren Politik Frankreichs. Ob die Herren von jenseits des Kanals sich schon so verhaßt gemacht haben, wie es einzelne neutrale Beobachter schildern, erscheint zweifelhaft; aber die Tatsache steht fest, daß die französische Presse die Engländer außer in den amtlichen Berichten kaum noch erwähnt; sie weiß täglich von den fernen Russen und Italienern die ungeheuersten Heldentaten zu berichten, aber nichts von den Briten, die man doch so nahe hat. Die Begeisterung ist auf jeden Fall verflogen, und damit schwindet die letzte Stütze des Ministeriums Viviani—Delcassé, dessen einziger, jetzt fadenscheinig gewordener Ruhm in der völligen Hingabe an England besteht.

Es wäre aber verkehrt, von einem Ministerwechsel eine Lösung des englischen Bündnisses und einen Austritt Frankreichs aus dem Vierverband zu erwarten. Ein dringendes Friedensbedürfnis ist in weiten Kreisen vorhanden, wenn es auch infolge der sehr strengen Zensur nirgends zum Ausdruck gelangt, aber es hat auch noch nicht die Stärke gewonnen, daß eine der politischen Parteien darauf zu setzen wagte. Der Augenblick dürfte allerdings nicht mehr fern sein, da Frankreichs Friedenssehnsucht in den Beratungen der geschäftigen Entente den Ausschlag gibt. Im Lande wollen breite Schichten ein Ende des Krieges um jeden Preis, und auch der Führer steht schon in Bereitschaft, der listenreiche Parlamentarier, der seit Monaten nach dem Ruhme geizt, seinem Lande den Frieden zu bringen. Er und seine Gefolgschaft werden sich bald zusammenfinden. Dazu bedarf es keiner neuen französischen Niederlage; die Zeit arbeitet für uns, wenn wir uns nur dort behaupten, wo wir seit einem Jahre stehen.

Die Freimaurer und der Weltkrieg

Von Professor Hesse in Saarbrücken

(Schluß)

Ähnlich wie in Frankreich steht die Sache in Italien; denn die italienische Freimaurerei ist von jeher völlig vom Groß-Orient von Frankreich abhängig gewesen.

In Italien fand die Freimaurerei um 1733 Eingang. Die Kirche und die ihr ergebenen Regierungen sorgten aber hier erst recht durch ihre Verfolgungen dafür, daß die Freimaurer von Anfang an im schärfsten Gegensatz zum Papsttum und zu jeder anderen Macht traten, von der sie annahmen, daß das Papsttum bei ihr Stütze und Förderung fand. Ein Verständnis für die Aufgaben der echten Freimaurerei ist schon deshalb den italienischen Logen nirgends und zu keiner Zeit aufgegangen. Gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts hatte die Kirche dafür gesorgt, daß die Freimaurerei so gut wie verschwunden war.

Erst mit der französischen Herrschaft begann wieder ein neues Aufleben. Von Frankreich aus wurden in Italien neue Logen gegründet, die französische Namen führten und ganz unter dem Einfluß des Groß-Orients standen. Der Vizekönig von Italien, Napoleons Stiefsohn Prinz Eugen Beaucharnais, wurde 1805 Großmeister des Grand Orient d'Italie, und der König von Neapel, des Kaisers Schwager Joachim Murat, übernahm das Großmeisteramt über den 1809 gegründeten Grand Orient de Naples. Mit dem Sturze der Napoleonischen Herrschaft setzten aber die Verfolgungen der Curie aufs neue ein. In seiner Bulle Sollicitudo omnium vom 13. August 1814 verdammte Pius der Siebente die Freimaurerei, indem er behauptete, sie sei gleichbedeutend, oder nur der Deckname für den politischen Geheimbund der Carbonari, der unter anderem den nationalen Einheitsstaat in Italien anstrebte. Zum zweiten Male wurde die kaum ins Leben gerufene Freimaurerei fast ganz wieder ausgerottet.

In den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wagte man es wieder neue Freimaurerlogen in Italien zu gründen. Auch diesmal geschah das wieder von Frankreich aus. Es entstanden Logen in Livorno, Turin, Genua, Mai-

land, Pisa, Florenz und Rom. Diese vereinigten sich zu einem Großlogensystem, das in Turin seinen Sitz hatte. Gleichzeitig bildeten sich auch im Süden des Landes zwei Großlogen, die eine in Palermo unter Garibaldi, die andere in Neapel. Alle drei vereinigten sich, und machten 1861 den alten Garibaldi zum Großmeister, der aber schon bald sein Amt niederlegen mußte. Infolge der politischen Treibereien dieser Großloge gründete man im scharfen Gegensatze zu ihr eine neue mit dem Sitze Mailand. Gleichzeitig tauchte aber die alte Garibaldiloge wieder auf, so daß in Italien nun wieder vier verschiedene Systeme nebeneinander bestanden, die sich untereinander heftig bekämpften. Es gelang aber Garibaldi, wenigstens drei davon wieder einmal unter dem Titel Großorient unter einen Hut zu bringen.

Im Jahre 1870 endlich zog der Großorient von Italien mit dem ersten Könige des geeinten Italien, Victor Emanuel, in Rom ein. Unter dem Einflusse Crispis versuchte sich nun auch die italienische Freimaurerei mehr und mehr der Vormundschaft Frankreichs zu entziehen und nahm sogar entschiedene Stellung gegen den von dort gepredigten Deutschenhaß. Ihr Großmeister Mazzoni gab sich auch redliche Mühe, wenigstens die gröbsten Ausschreitungen bei den politischen und religiösen Streitigkeiten in den Logen zu unterdrücken, und die letzten Reste der noch beiseite stehenden italienischen Freimaurer traten 1873 dem Großorient von Rom bei. So war die italienische Freimaurerei endlich geeinigt. Nun erkannte auch der deutsche Großlogenbund die italienische Großloge an und trat zu ihr in freundschaftliche Beziehungen. Nur dauerte der Frieden nicht lange. Die Politik zerstörte ihn schon bald wieder. Im Jahre 1894 hielt Crispi in Neapel eine Rede, aus deren Inhalt geschlossen wurde, daß eine Aussöhnung zwischen dem Papste und dem Könige in Aussicht stünde. Das gab Anlaß zu neuem Streite. Man hielt Crispi für den Träger und Förderer der Aussöhnungspolitik und forderte seine Ausschließung aus der Freimaurerei. Als das nicht geschah, trat eine große Zahl der Brüder aus, und es entstanden wieder mehrere neue Logen, die aber seit dem Jahre 1900 auf Grund eines Vereinigungsvertrages zu einem Logenbunde zusammengefaßt sind.

Die von Mazzoni begonnene Reform, deren Hauptzweck die Säuberung der Logen von der unmaurerischen politischen Arbeit war, hatte praktisch gar keinen Erfolg. Man politisierte ruhig weiter und änderte sogar 1906 die Bundessatzung, indem man darin die Bestimmung aufnahm, der eigentliche Zweck der Freimaurerei sei „der Kampf für das demokratische Prinzip in sozialer und politischer Beziehung". Damit war die italienische Freimaurerei auch satzungsgemäß zum politischen Klub herabgesunken. Ihr eigentlicher Erzieher und Organisator ist seit 1870 Mazzini gewesen, der selbst nicht Freimaurer war. Die Organisationsarbeit besorgten seine Freunde Mazzoni, Adriano Lemmi und Garibaldi. Durch sie ließ Mazzini der Freimaurerei die Idee einimpfen, daß die Republik die einzig mögliche freiheitliche Staatsform für

Italien sei, und daß die Freimaurer verpflichtet wären, diesen nationalen Gedanken bis zu den äußersten Konsequenzen zu verfolgen und zu fördern. Das revolutionär-demokratische politische Treiben setzte denn auch programmgemäß mit offener Agitation ein. Das erste Ergebnis war die Beseitigung des Religionsunterrichtes aus allen Schulen Italiens. Das paßte aber einer Minderheit von Freimaurern nicht, die unter Führung Salandras austrat und eine neue Loge gründete. Die zurückgebliebene Mehrheit setzte sich nun aus den radikalsten Demokraten und Republikanern zusammen, die von nun an ganz offen für die republikanische Staatsform in Italien arbeiteten. Frankreich dirigierte das Ganze. Das Papsttum und das mit ihm verbündete Österreich waren in Mazzinis Gedankenkreise die Hauptfeinde der italienischen Freiheit von jeher gewesen. Daher der besondere Haß aller italienischen Freimaurer gegen Österreich und gegen das Papsttum. Nicht darüber braucht man sich also zu wundern, daß heute der Dreibundvertrag ohne jeden Grund zerrissen wurde, sondern darüber, daß es Crispi und seine Freunde einst fertig brachten, ihn überhaupt zu schließen und über dreißig Jahre festzuhalten. Der größte Schreier gegen Österreich ist in den letztverflossenen Zeiten der uneheliche Sohn und Erbe Mazzinis und der Sarah Nathan, der Bürgermeister von Rom Ernesto Nathan, gewesen. Von 1896 ab war dieser bis vor kurzem Großmeister der italienischen Freimaurerei. „Mazzini hatte die Logen zu politischen Klubs herunterorganisieren lassen. Sein Sohn Ernesto Nathan führte die Freimaurerei auf die Straße und gewöhnte sie an die Straßenmanieren und an den Gassenjungenton."

Ein wirksames Gegengewicht gegen das politische Treiben der Freimaurer gab es in Italien nicht mehr. Sie hatten die mit französischem Gelde bezahlte maßgebende Presse auf ihrer Seite. Hier wurde im Auftrage der französischen Freimaurer die französische Republik, „die vor wenigen Jahren gegen das klerikale Pfaffengesindel vorging", als der Hort der Freiheit und der Kultur angepriesen; hier wurde dafür geworben, daß mit dem „heiligen Gaukler in Rom" ein Ende gemacht würde; hier hetzte man gegen die „preußischen Junker" und das „von Pfaffen beherrschte Österreich" zum Kriege bis aufs Messer; hier malte man dem Volke die Zukunft in einem „von Thronen und Altären befreiten Zeitalter der allgemeinen Völkerverbrüderung" aus.

Diese Entwicklung der italienischen Freimaurerei ist psychologisch aus dem Charakter des italienischen Volkes und aus seiner politischen Geschichte leicht erklärt. Hier wie in Frankreich ist das Wesen der Freimaurerei von Anfang an erdrückt worden durch das Überwiegen des Formenwesens, durch das Streben nach Äußerlichkeiten, nach einer Hülle, der die Innerlichkeit, der Kern der Sache, geopfert wird. Glühender Ehrgeiz und unbändige Freude an der schönen Form, das sind nach dem Urteile eines Kenners die hervorstechenden Eigenschaften des Italieners. Von Treue, von Hingabe an eine Aufgabe, von innerer Vertiefung weiß er nichts. Aber Ruhmbegierde reizt ihn, und der kluge,

formgewandte, phrasenreiche Gelegenheitsredner, der sie anzuregen versteht, schlägt ihn durch die nichtssagendsten und unlogischsten Reden bis zur Vernunftlosigkeit in Fesseln. Das beweisen die Reden Salandras und d'Anunzios. Für den freimaurerischen Gedanken der Humanität hat der Italiener nicht das geringste Verständnis. Er tut ihn mit einigen schwülstigen Phrasen ab und lacht im Stillen darüber. Deshalb hat er wahre Freimaurerei auch niemals kennen gelernt, und die Logen sind für ihn nur die Schlupfwinkel der Verschwörer gewesen. Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts erfüllte den Italiener, soweit er überhaupt denkt, nur der Gedanke an Einheit und Freiheit. Aber er hat niemals einen Einheitstraum gehabt, wie der Deutsche. Der italienische Einheitsgedanke lebte je und je nur in einzelnen großen Köpfen, wie Cesare Borgia, Macchiavelli und anderen. Nur der Freiheitsgedanke begeisterte aller Herzen. Der Italiener ist eben von der Freiheit erst zur Einheit gekommen. Seine Freiheitsliebe aber war angefacht von der französischen Revolution, und daher ist alles, was mit ihr im Zusammenhang steht, revolutionärdemokratisch.

Auch die Charakterlosigkeit und den Wankelmut hat der italienische Freimaurer, wie der französische, von seiner Rasse geerbt. Vom „Tyrannen" wendet er sich mit Abscheu fort. Und dennoch schämte sich die italienische Freimaurerei nicht, „dem großen Mitbürger Napoleon" sich willfährig zu zeigen. In ihrer Presse läßt sie unaufhörlich gegen die „preußischen Junker" als „die Unterdrücker der Freiheit" losschreien. Als aber Kaiser Wilhelm der Erste im Oktober 1875 in Mailand weilte, drängte sie sich unterwürfig heran und begrüßte den kaiserlichen Bruder auf das herzlichste.

Durch lange Gewöhnung an politische Ausschweifung war die italienische Freimaurerei reif geworden für die Rolle, die sie in jüngster Zeit gespielt hat. Schon im August des vorigen Jahres, als kaum der Weltbrand entzündet war, versuchte der französische Groß-Orient die Logen der lateinischen Rasse gegen Deutschland und Österreich als „die Stützen des Obskurantismus", für Frankreich, den Führer des „Geistes der Freiheit und des Fortschritts" mobil zu machen. In Rom ließ man am 20. September Reden halten für den „heiligen Krieg des italienischen Volkes", und im Mai dieses Jahres ließ die Loge in Mailand ein „Manifest" los, in dem vom „Sturze der Weltherrschaft des Papsttums" die Rede war. Im September vorigen Jahres hatten die italienischen Freimaurer einen Kongreß nach Mailand einberufen. Da führten die Franzosen das große Wort, und man nahm hier schon offen Stellung gegen den Dreibund. Die italienische Freimaurerei verpflichtete sich im geheimen dafür zu sorgen, daß zur gegebenen Zeit die Rüstungen zum Eingreifen in die kriegerischen Ereignisse fertig seien. Die „Annalen" des italienischen Großorients endlich schrieben im April dieses Jahres unter dem Titel: „Der Kampf gegen den Pangermanismus": „Wir wollen den Krieg gegen die beiden Zentralmächte, welche die Barbarei gegenüber dem Fortschritt darstellen. Wir wollen den

Krieg gegen Deutschland im Namen der Menschheit. Wir wollen den Krieg gegen Österreich im Namen des italienischen Rechts. Wir wollen den Krieg im Namen unseres maurerischen Glaubens. Krieg bis zur Vernichtung des deutschen Militarismus. Krieg ohne Gnade dem Teutonismus, Krieg ohne Erbarmen. Die deutsche Freimaurerei gehört nicht mehr dem Weltverbande der Freimaurerei an. Sie hat sich außerhalb des Gesetzes gestellt durch ihre Verletzung der Ordensgrundsätze und durch ihre Unterwerfung unter den preußischen Militarismus. Der Humanitarismus der deutschen Freimaurerei hat Bankerott gemacht, wie der Internationalismus des deutschen Marxismus."

Und nun begann eine Wühlarbeit in aller Offenheit, die mit englischem und französischem Gelde bezahlt wurde. Die Bemühungen des deutschen Großlogenbundes, die italienischen Brüder von ihrem unmaurerischen Treiben abzubringen, wurden schroff abgewiesen; nur die Franzosen hatten hier noch Einfluß. An der politischen Demonstration der italienischen Republikaner in Quarto nahmen die Freimaurerlogen korporativ teil und trugen, der Sitte des Landes gemäß, gegen zweihundert Fahnen im Zuge. Hier ließen sich die italienischen Brüder betören und berauschen durch die Phrasen des mit englischem Golde bestochenen Poseurs Rappazi, der sich als „Verkündiger des größeren Italien" und als schwülstiger Dichter Gabriele d'Anunzio nennt, der sich für den „Tyrtäus des vierten italienischen Befreiungskrieges" ausgibt, und sich dafür bereits auf Abschlag von den französischen Freimaurern die Schulden, und von der Stadtverwaltung in Genua 2000 Lire für einen sechstägigen Aufenthalt im Gasthofe bezahlen ließ. Man feierte in Quarto den alten Abenteurer Garibaldi als „Freiheitshelden" des italienischen Volkes, das in Garibaldi nur deshalb seinen Nationalhelden sieht, weil es in ihm seine eigenen Schwächen, seinen Hang zur Zuchtlosigkeit, zur Anarchie, zur Irreligiosität, seine Vorliebe für die Phrase und Pose, ins Gigantische gesteigert, wiedererkennt. Auch die Freimaurer Italiens feierten nur den revolutionären Charlatan, an dessen Rockschöße sich einst Viktor Emanuel ebenso anklammerte, wie sich sein Enkel zum willenlosen Werkzeuge der Revolutionäre mit dem Freimaurerschurze gemacht hat.

Der italienischen Freimaurer war also der Groß-Orient von Frankreich sicher. Es war deshalb nur noch sein Bestreben, sofort nach Beginn des Krieges sich auch den Einfluß auf die Logen der anderen romanischen Länder zu sichern. Die Großloge von Spanien erließ denn auch wirklich ein Rundschreiben, in dem sie den Wunsch aussprach, daß Spanien an die Seite Frankreichs und Englands treten möchte. Insbesondere sollte sich jeder spanische Freimaurer bemühen, die öffentliche Meinung gegen Deutschland und Österreich aufzuregen. Zu diesem Zwecke solle er alle Nachrichten verbreiten, die in den von Logen oder deren Mitgliedern abhängigen Zeitungen erscheinen. Bezüglich Frankreichs sollte er stets dessen große Rolle als „führende Kulturmacht" betonen. Mit dieser Sympathiekundgebung hatte es in Spanien

sein Bewenden. In Portugal aber hatte man zuviel mit den eigenen Angelegenheiten zu tun.

Dagegen fand in der französischen Schweiz der französische Groß-Orient wieder Gegenliebe. Der Herausgeber des „Zentralorganes des Schweizer Logenbundes", ein früherer Großmeister der Schweizer Freimaurerei, gab den Gedanken und Sympathien dieser schweizer romanischen Freimaurer für Frankreich in dem genannten Zentralorgan den denkbar dreistesten Ausdruck in einem Artikel an der Spitze des Blattes, der den Titel führte: „La Franc-Maconnerie et la guerre!" Darin macht der Verfasser sich die bekannten französisch-englischen Behauptungen zu eigen und führt aus, Deutschland habe sich durch die Heraufbeschwörung des Krieges „disqualifiziert" (Affirmons sans détour que l'Allemagne s'est disqualifiée par ses procédés); es führe den Krieg mit einer Grausamkeit, die es den Wilden würdig mache. Der „neutrale" Großmeister wärmt dann wieder den angeblichen deutschen „Neutralitätsbruch gegen Belgien" auf und politisiert weiter über die Wahrscheinlichkeit, daß Deutschland auch die Neutralität der Schweiz verletzen würde, sobald das nur in seine Berechnungen paßt. Deutschland suche der Welt klarzumachen, seine Kultur sei bedroht gewesen, und deshalb hätte es Krieg führen müssen. Seine Soldaten aber lasse es hausen wie Wilde, die sich skandalöse Akte wider die menschliche Kultur zuschulden kommen ließen. In derselben Nummer dieses „Zentralorganes" trägt noch ein anderer schweizer Freimaurer seine Weisheit über den „Militarismus" zu Markte. Er meint, man erkenne im Weltkriege „nicht den Triumph des Militarismus, sondern dessen verzweifeltes, wahnsinniges Losstürzen, um sich Luft zu machen, weil er an der eigenen Überfülle zu ersticken drohte. Sein stolzes ‚si vis pacem, para bellum' hat er eindrücklicher zuschanden gemacht, als alle Vernunftgründe, die wir ins Feld zu führen uns bemühten. Nicht um den Frieden zu sichern wurde gerüstet und gerüstet, sondern um die Übermacht dem Recht, der Gerechtigkeit und der Vernunft gegenüberzustellen. Sie sagten, daß ihre Macht zum Schutze der höchsten menschlichen Güter, der Kultur und der friedlichen Arbeit, notwendig sei, aber im kritischen Augenblick wurde die Maske weggeworfen und offen bekannt: „Macht und Gewalt geht vor Recht und Gewissen!" Sogar die jüngste Jahresversammlung der schweizer Großloge während des Krieges mißbrauchten die „welschen" Freimaurer der „neutralen" Schweiz zu deutschfeindlichen Kundgebungen. Sie versuchten ihre deutschen Brüder einfach zu überrumpeln, um „einen Akt des Protestes und der Sympathie gegenüber Belgien" in romanischem Stile in Szene zu setzen. Der deutsche Großlogenbund hat wegen der dabei vollführten Beleidigungen und Beschuldigungen gegen die Deutschen protestiert, verzichtete aber, „auf die aus mangelhafter Kenntnis der Tatsachen entsprungenen Ausführungen einzugehen", weil den deutschen Logen politische Erörterungen verboten sind.

Nach langer Zeit der Geduld und der Hoffnung, daß sie sich noch besinnen und ablassen würden von ihrem unmaurerischen Treiben, kündigten die

Großlogen von Ungarn und von Deutschland den Italienern die Freundschaft. Die erstere begründete ihr Vorgehen mit der Anklage, daß die italienischen Freimaurer ihre verantwortliche Regierung gezwungen hätten zur „Niederreißung des Glaubens an die Heiligkeit des gegebenen Wortes und des Vertrages". Über das Verhalten des deutschen Großlogenbundes aber wird es nötig sein, noch einige weitere Ausführungen zu machen; denn deutsche Freimaurer und andere deutsche Männer haben oft die Frage aufgeworfen, warum er so lange zögerte, das erlösende Wort des Abbruches der freundschaftlichen Beziehungen auszusprechen.

Es bedarf keines Nachweises mehr dafür, daß die germanische Freimaurerei, hier vertreten durch die deutsche Logenwelt, kaum noch etwas anderes als den Namen und einige belanglose Formeln des Rituals mit der romanischen, hier der französischen und italienischen, gemeinsam hat. Wer daran noch zweifelt, mag es sich vom Großorient von Italien versichern lassen, der es, wie wir oben sahen, in der denkbar bestimmtesten Form öffentlich erklärt hat. Hier der Kultus der Humanitätsidee im Geiste Herders und Fichtes, der dem unvermeidlichen Kampfe um das Dasein unter den einzelnen Menschen wie unter den Völkern die möglichst engsten Grenzen ziehen will. Dort der politisch revolutionäre und religionsfeindliche Klub, der nichts anderes bezweckt, als das, dem politischen Ehrgeize und der Selbstsucht einzelner Streber die Mitmenschen dienstbar zu machen. Schärfere Gegensätze sind nicht möglich.

Warum sagte das der deutsche Großlogenbund der Welt nicht schon zu früherer Stunde offen? Warum bestand zwischen solchen Gegensätzen immer noch Gemeinschaft, und sei es auch nur der Schein einer Gemeinschaft? Das mußte die Menschen irre machen und sie verleiten, die ganze Freimaurerei in einen Topf zu werfen. Die katholische Kirche tut das ja geflissentlich. So machen denn auch gewisse deutsche Kreise besonders den drei altpreußischen Großlogen in Berlin das „Verbrüderungsfest der französischen und deutschen Brüder", das vom 10. bis 12. Mai 1908 in Berlin gefeiert wurde, zum Vorwurfe und riefen es ihnen gerade in der gegenwärtigen Zeit höhnisch in die Erinnerung.

Ein „offizieller Verkehr" hatte seit der Frechheit der französischen Freimaurer im Jahre 1870 zwischen deutschen und französischen Logen nicht mehr bestanden. Wenn trotzdem zu allen Zeiten deutsche wie französische Freimaurer gelegentlich die anderen Logen besuchten, ändert das an dem tatsächlichen Bestande der gegenseitigen Beziehungen nichts. Solche Privatbesuche sind, zumal in den Grenzbezirken, oft unvermeidlich, schaden der Sache nichts und sind sogar nach mancher Richtung nützlich. In den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts hatte sich nun in Frankreich eine Spaltung zwischen der inzwischen neu gegründeten „Grande Loge de France" und dem alten „Grand-Orient de France" herausgebildet. Die erstere war auf dem besten Wege sich sowohl von den religionsfeindlichen

Tendenzen, wie von den politisch nationalistischen Wühlereien und Machtbestrebungen des letzteren zu befreien. Sie war auch nicht grundsätzlich deutschfeindlich. Viele ihrer Mitglieder bemühten sich sogar, Hand in Hand mit deutschen Freimaurern eine Versöhnung zwischen den beiderseitigen Logen und Völkern anzubahnen. Besonders bei elsässischen und süddeutschen Logen fanden diese Bestrebungen Anklang und Stütze. Da konnten sich, schon zufolge der Verfassung des deutschen Großlogenbundes, auch die drei altpreußischen Großlogen nicht mehr dagegen sträuben, den französischen Annäherungsversuchen entgegenzukommen. Anders zu handeln hätte sich mit ihren nationalen Pflichten nicht in Einklang bringen lassen. Im Jahre 1908 ließ sich die Möglichkeit nicht abweisen, daß erträgliche Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland geschaffen würden, wenn sich die französischen Freimaurer als Vermittler bereit erklärten. Der Einfluß der Freimaurerei ist in Frankreich sowohl auf das Volk wie auch auf die amtlichen Stellen außerordentlich groß. Diese Möglichkeit durfte eine kernnationale Gesellschaft, wie es die deutschen Großlogen sind, nicht leichtherzig von der Hand weisen. Die schroffe Zurückweisung der Annäherungsversuche hätte auch diesen Teil der französischen Freimaurer sofort in das Fahrwasser des nationalistischen Groß-Orients getrieben. Die Rücksicht auf ihre nationale Pflicht hat also auch die drei altpreußischen Großlogen genötigt, so zu handeln, wie sie, wenn auch widerwillig oder schweren Herzens, gehandelt haben. Zu intimen Beziehungen, die man den altpreußischen Großlogen vorwirft, haben auch die „Verbrüderungsfeste" in Berlin und Paris nicht geführt.

Ganz anders liegen die Verhältnisse bei der italienischen und der deutschen Freimaurerei. Bis zum Jahre 1873 bestanden überhaupt keinerlei Beziehungen zwischen beiden. Die politische Entwicklung Italiens hatte aber eine Stellung dieses Landes zu Deutschland herbeigeführt, die im Dreibunde ihren äußeren Ausdruck fand. Crispi, der Freund Bismarcks, war maßgebend auch in der italienischen Freimaurerei. Selbst den ärgsten Schreiern war es nicht gelungen, ihn aus der Loge zu entfernen. Es war also auch hier nationale Pflicht der deutschen Freimaurer, die dargebotene Hand zum Frieden und zur offiziellen Freundschaft nicht abzuweisen; denn dadurch hätte man die in ihrem Lande allmächtige Freimaurerei von vornherein zu deutschfeindlicher Stellung gezwungen. Auch hier war also — ganz abgesehen von freimaurerischen Erwägungen — das Verhalten der verantwortlichen deutschen Freimaurerbehörden richtig, weil durch die Umstände erzwungen. Wenn nun die deutsche Freimaurerei während des Kriegsjahres nicht schon früher das dem Wesen und den Zielen der Freimaurerei widersprechende Gebaren der italienischen Logen zum offiziellen Abbruche des Verkehres benutzte, so entsprach das wiederum nur der nationalen Haltung des deutschen Großlogenbundes. Er mußte, solange das Bündnis Italiens mit Deutschland, der Dreibund, noch nicht wirklich gelöst war, Rücksicht auf den Bundesgenossen — und das war doch Italien so lange noch immer — unseres Vaterlandes nehmen; er mußte Rücksicht nehmen auf das Volk, das

einst unter Mitarbeit des Freimaurers Crispi, des Freundes unseres Altreichskanzlers, sich mit Deutschland zu Schutz und Trutz verbunden hatte. Der deutsche Großlogenbund hat aber in der Zeit alles getan, was unter den gegebenen Umständen möglich war, um auf die Freimaurerei Italiens unmittelbar einzuwirken, um ihrer Beeinflussung durch den Groß-Orient von Frankreich und ihrer eigenen politischen Betätigung entgegenzuarbeiten. Obschon jedem Kenner der Verhältnisse von vornherein die Aussichtslosigkeiten aller Bemühungen bekannt sein mußten, blieb nichts unversucht, den verderblichen Einfluß der italienischen Freimaurer zu bekämpfen.

Am 10. Januar dieses Jahres beschlossen die Vertreter der deutschen Freimaurerei, daß während des Kriegszustandes alle Beziehungen zur Freimaurerei der mit uns im Kampfe befindlichen Staaten ruhen sollten, und daß eine Neuregelung erst nach dem Friedensschlusse eintreten müßte. Am 29. Mai erfolgte dann auch der förmliche Abbruch der Beziehungen zur italienischen Großloge durch die folgende Erklärung:

„Angesichts der Haltung der italienischen Freimaurerei, die, aufgestachelt durch ihre französischen Gesinnungsgenossen, sich in ihrer Gesamtheit in politische, zum Kriege führende Parteikämpfe einzulassen und dadurch gegen das eine derartige Handlungsweise ausdrücklich verbietende freimaurerische Grundgesetz schroff verstoßen hat, bricht der deutsche Großlogenbund seine bisherigen Beziehungen zu der italienischen und französischen Freimaurerei hiermit ab. Gegenüber den Freimaurern in den übrigen feindlichen Ländern verbleibt es bei dem früher bereits gefaßten Beschluß, nach dem jegliche Beziehungen der Großlogen zueinander seit Beginn der Feindseligkeiten ruhen."

Der Weltkrieg und die Preise von Kohle und Eisen in den europäischen Staaten

Von Heinrich Göhring

Analog der durch dieses gewaltige Völkerringen hervorgerufenen Preissteigerung der notwendigsten Lebensmittel in den europäischen Staaten ist naturgemäß ein Hochgang der Preise aller anderen Verbrauchsartikel zu beobachten. Von ganz besonders einschneidender Bedeutung ist diese Preisbewegung für Kohle und Eisen, diese wichtigen Faktoren der Volkswirtschaft.

Wie in punkto der Lebensmittelfrage, so ist auch in dieser Hinsicht Großbritannien ganz ungemein betroffen worden. So sind beispielsweise die Preise der gebräuchlichsten Steinkohlen im Zeitraum eines Jahres um 75 Prozent gestiegen. Nach Mitteilungen des New-Statesman betrug Ende Juni 1915 der Preis dieser Steinkohle 26 Schilling 6 Penny gegen 15 Schilling 5 Penny Ende Juni 1914. Nach Berichten der Times stiegen die Preise der im Haushalte der Engländer gebräuchlichsten Kohlen um 50 bis 80 Prozent. Noch beträchtlicher aber war die Preissteigerung im Ausfuhrgeschäft. Nach Mitteilungen des Economist stiegen in der Zeit vom 1. Januar 1915 bis zum 1. Juli 1915 die Preise für beste Northumberland Kesselkohle fob Tyne von 12 Schilling 3 Penny auf 20 Schilling, für Durham-Gaskohle fob Tyne von 12 Schilling 6 Penny auf 20 Schilling, für Durham-Hochofenkoks bei Tees fide von 19 Schilling auf 30 Schilling, für Gießereikoks fob Tyne von 19 Schilling auf 37 Schilling, für beste Waliser Kesselkohle fob Cardiff von 21 Schilling auf 27 Schilling, für beste Waliser Briketts fob Cardiff von 18 Schilling auf 35 Schilling, für besten Gießereikoks fob Cardiff von 28 Schilling auf 42 Schilling 9 Penny und für schottische Kesselkohle fob Glasgow von 11 Schilling 3 Penny auf 16 Schilling 6 Penny. Der enorme Hochgang der Kohlenpreise in England wird auch durch den Ende Juli 1915 in der dritten Lesung im englischen Unterhause angenommenen Gesetzentwurf zur Feststellung der Steinkohlenpreise bestätigt.

Die Steigerung der Kohlenpreise bedingte nicht zuletzt das Heranwachsen der Preise für Eisen und Metall. Nach den Berichten des Economist stieg der Preis für Roheisen Middlesbrough warrants (Glasgow) pro Satz per Kasse von 50 Schilling am 9. Oktober 1914 auf 67 Schilling 7 Penny am 24. Juni 1915. Ende Juni 1915 betrug der Preis der Stahlschienen 160 Schilling gegen 120 Schilling Ende Juni 1914. Ende Mai 1915 erhöhten die englisch-schottischen Stahlproduzenten den Mindestexportpreis für Stahlplatten um 10 Schilling auf 10 bis 10 Pfund Sterling 5 Schilling für die Tonne. Im Schiffbau waren Anfang Dezember 1914 schon die Preise pro Tonne gestiegen für stählerne Schiffsplatten auf 7 Pfund Sterling 10 Schilling, für Winkeleisen auf 7 Pfund Sterling 5 Schilling, für Schmiedeisen auf 6 Pfund Sterling 10 Schilling und für Nieten auf 8 Pfund Sterling 15 Schilling. Der Preis für Kupfer (London) stieg pro Satz per Kasse von $50^1/_4$ am 9. Oktober 1914 auf $86^1/_4$ am 14. Juni 1915. In derselben Zeit stieg der Preis für Zinn (London) pro Satz per Kasse von $129^1/_2$ auf 175, der Preis für Blei (London) pro Satz per Kasse von $17^{15}/_{16}$ auf $28^1/_4$ und der Preis für Zink (London) pro Satz loko von $23^1/_4$ auf 115.

Die Ursachen für diese teilweise ganz beträchtliche Preissteigerung sind verschiedener Natur. Nach dem Bericht des englischen Staatssekretärs des Innern entzog die Rekrutierung der englischen Kohlenindustrie über 190000 Arbeiter; die Folge war eine Verminderung der Produktion um drei Millionen Tonnen oder $13^1/_2$ Prozent in den ersten sieben Monaten des Krieges. Hierzu kommt dann noch der Verlust durch die überaus starke Streikbewegung der englischen Arbeiterschaft. Nach einer Schätzung der Daily Mail betrug der Ausfall der Kohlenförderung infolge des Streikes im Juli 1915 über 100000 Tonnen täglich oder ungefähr eine Million Tonnen in der Woche. Der Produktionsverlust des Jahres 1914 erreicht nach diesem Bericht 36 Millionen Tonnen (nach Mitteilungen der Times aber schon 40 Millionen Tonnen). Da jedoch die Ausfuhr um 24 Millionen Tonnen sank, würde der Nettoverlust zwölf bis sechzehn Millionen Tonnen betragen. Nicht unbeträchtlich auf die Preissteigerung haben weiterhin die ständigen Lohnzulagen gewirkt. So wurde beispielsweise ab 5. Mai 1915 der englischen Bergarbeiterschaft ein Kriegszuschlag von 20 Prozent bewilligt. Die Unzulänglichkeit der englischen Kohlenerzeugung wird auch durch die großen Schwierigkeiten, die der Kohlenausfuhr seitens der englischen Regierung gemacht werden, bewiesen. Am 13. August 1915 erfuhr die Ausfuhr von Kohle und Koks wiederum wesentliche Einschränkungen. Dies ist aber für die englische Volkswirtschaft von tiefeinschneidender Bedeutung, denn die aus der Kohlenausfuhr sonst fließenden Einnahmequellen werden versiegen. Bekanntlich spielt ja der englische Kohlenreichtum eine große Rolle für den Welthandel, der die Hauptquelle englischen Wohlstandes ist und für die Schiffahrt in allen Weltteilen. Manchmal war die Einwirkung der durch die Kriegslage veränderten Verhältnisse auf die Preisbewegung direkt in die

Augen springend. So ließ beispielsweise der Londoner Zinnmarkt infolge von Gerüchten über einen Eingeborenenaufstand in Singapore eine bemerkenswerte steigende Preisrichtung erkennen. Die Notierung per Kasse stieg von 178 am 18. Februar auf 184 am 19. Februar 1915.

Schlechter noch als in England liegen die Verhältnisse in Frankreich. Nach Pariser Mitteilungen von Anfang Mai 1915 ist der Preis für die Haushaltungskohle um 50 Prozent gestiegen. In anderen Städten, wie beispielsweise in Bordeaux, war der Preisgang aber ein noch beträchtlich stärkerer. Nach den vorliegenden Berichten stiegen in Frankreich die offiziellen Metallpreise pro Satz loko Havre in der kurzen Zeit vom 29. Juni bis 14. Juli 1915 für Kupfer von 265 auf 266,75 Franken, für Zinn Banca von 472 auf 488 Franken, für Settlements von 460 auf 508 Franken, für Blei von 77 auf 96,50 Franken, für Zink von 255 auf 275 Franken und für Zink extra rein von 305 auf 360 Franken. Die Kohlennot in Frankreich wird durch die Maßnahmen und Vorschläge der französischen Behörden illustriert. Nach Mitteilungen der Times vom Ende Juli 1915 hat man in Paris einen Ausschuß gebildet, der für die Kohlenversorgung von Paris entsprechende Schritte unternehmen soll. Schon Mitte April 1915 hat die französische Regierung im Journal Officiel ein Dekret veröffentlicht, wonach die Kohleneinfuhr von allen Eingangszöllen und Transportsteuern befreit wird.

Die entscheidenden Umstände für die ganz gewaltige Preissteigerung von Kohle, Eisen und Metall in Frankreich sind verschiedenartig. So besitzt Deutschland zurzeit gerade diejenigen Teile Frankreichs, die für dessen wirtschaftliches Leben ausschlaggebend sind. Von der französischen Kohlenförderung sind 6,8 Prozent, von der Kokserzeugung 78,3 Prozent, von der Eisenerzgewinnung 90 Prozent, von der Roheisenerzeugung 85 Prozent und von der Stahlerzeugung 76 Prozent im deutschen Besitze. Von Belgien, dessen Kohlenförderung und Eisenindustrie völlig unter deutscher Kontrolle stehen, ist Frankreich die Zufuhr abgeschnitten. Nicht unbedeutend in Betracht kommt ferner die bisherige Ausfuhr Deutschlands. Noch im Jahre 1913 bezog Frankreich aus Deutschland allein schon für rund 120 Millionen Mark Brennstoffe. Von ausschlaggebender Wirkung auf die französischen Kohlenpreise sind aber ohne alle Frage die diesbezüglichen Preise Englands, zu welchen dann noch die stetig eigenden Frachtsätze kommen. So stiegen beispielsweise in der Zeit vom 1. Juli 1914 bis zum 1. Juli 1915 die Frachtraten für eine Tonne Kohlen von Tyne nach Rouen von 4 Schilling 6 Penny auf 16 Schilling und von Cardiff nach Bordeaux von 5 Schilling 3 Penny auf 16 Schilling 6 Penny.

Ähnlich wie in Frankreich liegen die diesbezüglichen Verhältnisse in Rußland. So stiegen beispielsweise laut Berichten von Birshewija Wjedomosti seit Kriegsausbruch bis Juli 1915 die Preise für Steinkohlen in Petersburg um 66 Prozent. Nach verschiedenen Stockholmer Mitteilungen wurden aber schon bis Anfang Juni 1915 Preissteigerungen der Kohlen von 80 bis 100 Prozent gemeldet.

Der Kohlenmangel in Rußland verursachte nach Meldungen des Rjetsch vom 13. April 1915, daß viele Industrien aufhören mußten, so besonders die Tanganroger Metallurgische Fabrik. Beträchtlicher noch wie bei der Kohle war die Steigerung der Preise beim Eisen und Metall. Dabei machte sich der Mangel an Eisen überall bemerkbar. In manchen Gegenden hat das Eisensyndikat Prodamjota den Verkauf des Eisens an Privathändler gänzlich eingestellt. Da die Nachfrage nach Eisen stets größer als das Angebot ist, steigen die Preise unaufhörlich.

Wie in Frankreich, so wird auch in Rußland die Produktion von Kohle und Eisen durch die Besetzung russischer Gebiete von den deutschen Truppen wesentlich beeinflußt. Bis zu Anfang März 1915 waren allein schon in diesem Besetzungsgebiete 25 Prozent der russischen Kohlenförderung im deutschen Besitz. Nach Mitteilungen des Rjetsch vom 13. April 1915 ist die Arbeiterzahl im Kohlenbergbau Rußlands von 170000 auf 120000 zurückgegangen. Der Bericht betont, daß sich der Arbeitermangel aus den niedrigen Arbeitslöhnen und den schlechten Wohnungsverhältnissen erkläre. Obwohl der Kohlenpreis sich fast verdoppelte, beträgt die Lohnzulage der Arbeiterschaft nur 5 Prozent. Hinsichtlich der Eisenindustrie ist noch zu bemerken, daß durch die Sperrung der Dardanellen seitens des osmanischen Reiches die ausländische Gußeisenzufuhr, die etwa 6 Prozent der russischen Erzeugung beträgt, gänzlich ausfiel. Einen weiteren bedeutsamen Faktor bei dem Hochgang der Preise bildete die Leistungsunfähigkeit der russischen Eisenbahnen, welche selbst gegenüber den Bedürfnissen der Heeresverwaltung versagt. So befanden sich beispielsweise am 28. März 1915 unter den Gütern, die die Eisenbahn zur Beförderung nicht annehmen konnte, allein 5111000 Pud (83717 Tonnen) Kohlen, die für das Kriegs- und Marineministerium bestimmt waren. Schließlich darf man auch hier bei der Preissteigerung das russische Generalübel — die Spekulation — nicht vergessen.

Seit Ausbruch des Weltkrieges leidet Italien unter einem ständigen Kohlenmangel, der sich dabei immer mehr und mehr steigert. So wurde zu Anfang August 1915 aus Lugano berichtet, daß die sehr hohen Kohlenpreise seit Juni 1915 wiederum um 80 Prozent gestiegen sind. Nach einer Meldung der Patria in Mailand von Mitte Juli 1915 wurden wegen anhaltendem Kohlenmangel die Mailänder Fabrikbetriebe einen weiteren Wochentag stillgelegt. Ähnliche Berichte liegen aus anderen industriellen Zentren Italiens vor. Ursache der steigenden Kohlenpreise in Italien, die wiederum eine Steigerung der Eisen- und Metallpreise bedingen, ist der Hochgang der Preise in England, auf welches Italien in der Kohlenfrage in der Hauptsache angewiesen ist. Die italienischen Kohlenimporteure mußten Ende Juli 1915 noch 8 Schilling über den in England geltenden Preis pro Tonne Kohlen bezahlen. Zu diesem hohen Preise kommt dann noch die hohe Fracht. So war beispielsweise die Frachtrate von Cardiff nach Genua für die Tonne von 1000 Kilogramm von 7 Schilling am 31. Juli 1914 auf 33 Schilling zu Anfang Mai 1915 gestiegen.

Nicht unbeträchtlich sind auch die neutralen Staaten in Mitleidenschaft gezogen worden. Auch hier spricht sich der Einfluß des Krieges in der Preisbewegung von Kohle und Eisen scharf aus. Nicht zuletzt gilt dies von den drei nordischen Königreichen, Dänemark, Schweden und Norwegen. So kündigte nach Mitteilungen aus Kopenhagen vom Ende April 1915 die Vereinigung dänischer Kohlenimporteure neue außerordentlich starke Preissteigerungen der Kohlen an, da die englische Regierung, wenn auch nicht offiziell, so doch tatsächlich den Kohlenexport aus England verhindere. In den unter der dänischen Herrschaft stehenden Reykjavik (Island) kosteten nach Kopenhagener Meldungen von Mitte Mai 1915 160 Kilogramm schottische Kohlen schon 8 Kronen. Der Kohlenmangel in Dänemark wird auch durch eine Veröffentlichung der dänischen Regierung, welche möglichst weitgehende Benutzung von Torf und Holz als Brennmaterial empfiehlt, bestätigt. In Norwegen übernahm infolge der Schwierigkeit der Kohlenzufuhr der Staat die Garantie für den Transport der Kohlen. Zu den Schwierigkeiten, die England den nordischen Staaten in punkto der Kohlenzufuhr bereitet, kommt dann noch die fortwährende Erhöhung der Frachtraten durch die durch den Unterseebootkrieg bedingte Steigerung der Versicherungsprämien. So stehen zurzeit die Frachtsätze ab Amerika nur sehr wenig höher als diejenigen ab England. Diese Verhältnisse spiegeln sich natürlich in der Preisbewegung von Eisen und Metall. In der zu Anfang Mai 1915 in Stockholm abgehaltenen Versammlung der schwedischen Eisenwerksbesitzer wurde betont, daß die Verkaufspreise entsprechend den gestiegenen Erzeugungskosten erhöht werden mußten.

Auch die anderen neutralen Staaten haben je nach ihrer wirtschaftlichen Beschaffenheit mehr oder weniger durch den Krieg zu leiden. Nach den vorliegenden Berichten verursachte der Mangel an Kohle, Eisen und Metall in Holland eine große Preissteigerung dieser Produkte. Belgischen Mitteilungen zufolge mußten verschiedene große Firmen der niederländischen Metallindustrie wegen Materialmangel und besonders wegen Fehlens von Zink ihren Betrieb einstellen. Auch in Rumänien macht sich der Mangel an Kohlen im Hochgang der Preise bemerkbar. Ein Bericht vom Mai 1915 besagt, daß infolge des Kohlenmangels die Maschinen aus dem Auslande bezogen werden mußten. Nicht besser lauten die Meldungen über die diesbezüglichen Verhältnisse in Spanien. Nach einem Berichte der Frankfurter Zeitung vom Ende März 1915 ist die spanische Regierung in London vorstellig geworden, um die Ausfuhrerlaubnis für Zinn aus England zu erwirken, da die Hochöfen von Bilbao infolge des Mangels an Zinn für die Blechfabrikation in Gefahr sind, ihren Betrieb einstellen zu müssen, wodurch Tausende von Arbeitern beschäftigungslos würden.

Betrachten wir nunmehr die Preisverhältnisse bei den Zentralmächten. Die Richtpreise des Rheinisch-Westfälischen Kohlensyndikats stiegen nach nachstehender Aufstellung:

	Preise in Mark pro Tonne	
	1. Januar 1915	1. September 1915
I. Fettkohlen		
Fördergruskohlen	10,25	13,—
Förderkohlen (25 Prozent St.)	11,25	14,25
Mel. Kohlen (40 Prozent St.)	12,—	15,—
Bestm. Kohlen (50 Prozent St.)	12,50	15,50
Förderschmiedekohlen	12,—	15,—
Mel. Schmiedekohlen	12,50	15,50
Stückkohlen I	13,50	16,50
„ II	13,—	16,—
„ III	13,50	16,75
„ IV	13,—	16,25
„ V	12,25	15,—
Gewaschene Feinkohlen	9,25	12,25
Kokskohlen	12,25	14,25
II. Gas- und Gasflammenkohlen		
Förderkokskohlen	10,—	12,75
Flammförderkohlen	11,—	14,—
Gasflammförderkohlen	11,75	14,75
Generatorkohlen	12,50	15,25
Gasförderkohlen (Sommer)	12,—	14,75
Stückkohlen I	13,50	16,50
„ II	13,—	16,—
„	12,75	15,75
Gewaschene Nußkohlen I	13,75	17,—
„ „ I	13,50	16,75
Ungewaschene Nußkohlen I	13,—	16,25
Nußgruskohlen über 30 Millimeter	9,75	12,50
„ bis 30 „	8,75	11,50
Ungewaschene Feinkohlen	7,—	9,75
Gewaschene „	9,25	12,25
III. Erzkohlen		
Fördergruskohlen (10 Prozent St.)	10,25	13,—
Förderkohle mit 25 Prozent St.	10,75	13,75
„ „ 35 „ „	11,25	14,25
Bestm. Kohlen „ 50 „ „	12,50	15,50
Stückkohlen	13,25	16,25
Gewaschene Nußkohlen I (Sommer)	15,50	18,50
„ „ III („)	14,—	17,25
„ „ IV	13,25	16,25
Feinkohlen	8,50	11,25

	Preise in Mark pro Tonne 1. Januar 1915	1. September 1915
IV. Magerkohlen		
a) Östliches Revier:		
Fördergruskohlen (10 Prozent St.) . . .	9,50	12,25
Förderkohle mit 25 Prozent St.	10,75	13,75
„ „ 35 „ „	11,25	14,25
Bestm. Kohle „ 50 „ „	12,—	15,—
Gewaschene Nußkohlen I (Sommer) . . .	16,25	19,—
„ „ III („) . . .	13,75	17,25
„ „ IV („) . . .	13,25	16,25
Feinkohlen	7,—	9,75
b) Westliches Revier:		
Fördergruskohlen (10 Prozent S.) . . .	9,25	12,—
Förderkohlen mit 25 Prozent St. . . .	10,50	13,50
„ „ 35 „ „ . . .	11,75	14,75
Stückkohlen	14,75	17,—
Gewaschene Anthrazit-Nußkohlen I (Sommer)	17,75	21,—
„ „ II („)	21,75	25,—
„ „ III (f. Hausbrd.)	18,—	21,25
„ „ III (f. Kesselfrg.)	13,50	16,75
Gewaschene Feinkohlen bei 7 Prozent Asche .	7,50	10,25
V. Koks		
Hochofenkoks I. Sorte	17,—	17,50
„ II. „	16,—	16,50
„ III. „	15,—	15,50
Gießereikoks	17,50	18,—
Brechkoks I (50 Millimeter und darüber) . .	19,—	19,50
„ III (über 20 Millimeter)	14,50	16,50
Knattelkoks	16,—	17,—
Perlkoks, gesiebt	8,—	10,—
VI. Briketts		
1. Sorte	13,75	16,75
2. „	12,75	15,75
3. „	11,—	14,—

Die Preissteigerung der hauptsächlichsten Eisenerzeugnisse in Deutschland zeigt nachstehende Aufstellung:

	Preise in Mark pro Tonne 1. Quartal 1915	4. Quartal 1915
I. Roheisen		
Gießerei-Roheisen I	86,50	94,—
„ „ III	81,—	89,—

	Preise in Mark pro Tonne 1. Quartal 1915	4. Quartal 1915
Hämatit-Roheisen	100,—	115,—
Spiegeleisen	91,—	98,50
Stahleisen	81,— = 87,—	88,50
Luxemburger Gießerei-Roheisen	69,50 = 71,50	74,50
II. Erze		
Rohspat (Siegerländer Qualität)	14,20	19,20
Geröfteter Spateisenstein	21,50	24,50
III. Stabeisen		
Flußstabeisen, netto Kasse	135,—	140,—
Schweißeisen (gewöhnliche Handelsqualität)	158,—	163,—
Hufstabeisen und Nieteisen	183,—	195,—
IV. Bleche		
Grobbleche (gewöhnliche Flußeisenqualität)	140,—	155,—
Konstruktionsbleche	145,—	157,50
Kesselbleche	155,—	165,—
Feinbleche	155,— = 160,—	190,— = 195,—
V. Bandeisen		
Gewöhnliche Flußeisenqualität	150,—	160,—
VI. Draht		
Walzeisen (Flußeisenqualität)	140,—	140,—
Stahlstifte	170,—	170,—
Gezogener Draht	150,—	150,—
Stacheldraht	245,—	245,—
Verzinkter Draht	200,—	200,—
VII. Halbzeug		
Rohblöcke	97,50	102,50
Knüppel	110,—	115,—
Platinen	112,50	117,50

Bedeutend beträchtlicher als die Eisenpreise sind die Preise verschiedener Metallarten in die Höhe gegangen. So stiegen vom Juli bis Mitte November 1914, wo die staatliche Feststellung der Höchstpreise für verschiedene Metallarten erfolgte, die Preise für Kupfer von 125 bis 128 Mark auf 220 Mark und für Nickel von 325 Mark auf 550 bis 600 Mark. Erfreulicherweise konnte nun schon bei verschiedenen Erzeugnissen ein Sinken in der Preisbewegung beobachtet werden. So wurde beispielsweise in der Sitzung des Zinkhüttenverbandes vom 31. August 1915 beschlossen, die Zinkpreise um 5 Mark zu ermäßigen,

das heißt für raffinierten Zink auf 63,25 Mark, und zwar zu dem Zwecke, um den Verbrauchern eine billigere Lieferung für die Staatsbehörden zu ermöglichen. Auch in den von Deutschland besetzten feindlichen Gebieten sind natürlich die Preise von Kohle und Eisen gestiegen, doch macht sich auch hier schon der deutsche Einfluß bemerkbar. So wurde beispielsweise Anfang August 1915 in den belgischen Kohlenzechen des Borinagebezirks eine Erhöhung des Preises für Hausbrandkohlen um 1,50 Franken gemeldet.

Ähnlich wie in Deutschland liegen die Verhältnisse in Österreich-Ungarn. Auch hier wurde durch den Krieg eine Preiserhöhung für Kohle und Eisen bedingt. So erhöhten beispielsweise die Karwiner Bergbauunternehmungen die Kohlenpreise mit Wirkung ab 15. April 1915 um 10 Heller für 100 Kilogramm. Laut Wiener Meldungen vom Ende Juni 1915 sind die Preise für Stabeisen, Schwarzblech, Grobblech und verzinktes Blech um 15 Kronen per Tonne erhöht worden.

In den jetzt von den deutschen Truppen besetzten feindlichen Gebieten stellte sich die Steinkohlenförderung auf etwa 50 Millionen Tonnen jährlich. Mit Einschluß der heimischen Produktion (1914: 161,5 Millionen Tonnen gegen 191,5 Millionen Tonnen im Jahre 1913) beherrscht Deutschland gegenwärtig mehr als die Hälfte der europäischen Produktion, im Bunde mit Österreich-Ungarn würde es nach Maßgabe des Friedensstandes 100 Millionen Tonnen Kohlen mehr produzieren können als England. Ähnlich liegen die Verhältnisse in der Rohstahlerzeugung. Die Leistungsfähigkeit an Rohstahlerzeugung ist bei Deutschland und Österreich-Ungarn gegenwärtig doppelt so groß, als für jene der verbündeten Feinde. Trotz der durch den Krieg gebotenen Einschränkung wird in Deutschland über drei Millionen Tonnen Rohstahl mehr erzeugt als in England.

Infolge der Verminderung der Kohlenförderung und den damit verbundenen Ausfuhrschwierigkeiten in England, ist es Deutschland nun erfreulicherweise gelungen, einen Teil des englischen Ausfuhrgebietes für sich selbst zu gewinnen. So wurde beispielweise unter dem 3. März 1915 aus Stockholm gemeldet, daß die schwedischen Reichsbahnen für ihren Bedarf 200000 Tonnen Briketts und 72000 Tonnen Koks in Deutschland kauften. Unter dem 25. August 1915 berichtete das Hamburger Fremdenblatt, daß in Kiel recht erhebliche Mengen westfälischen Zechenkoks mit der Bahn ankommen, und dann in dänischen und schwedischen Seglern nach verschiedenen Orten der dänischen und schwedischen Küste verschifft werden. Da die Frachtsätze für die Überfahrt im Verhältnis nicht hoch zu nennen sind (von Kiel nach den dänischen Häfen $3^3/_4$ bis 5 Kronen und nach den schwedischen Häfen 7 Kronen für die Tonne), so wird dadurch der Preis dieser Produkte nicht übermäßig gesteigert. In einem Berichte der Times vom Anfang August 1915 wird die Befürchtung ausgesprochen, daß nach dem Kriege sich der ganze ausländische Kohlenmarkt in Holland in deutschen Händen befinden würde. Zurzeit kommen schon zwei Drittel aller Kohlen

in Holland aus Deutschland. Daß man aber mit der deutschen Produktion im Auslande auch in dieser Beziehung zufrieden ist, dafür mehren sich die Stimmen von Zeit zu Zeit. So schreibt beispielweise Politiken im März 1915 über die Einführung von deutschem Koks in Dänemark unter anderem: „Der deutsche Koks hat fast ebenso hohen Brennwert wie die englischen Steinkohlen und kostet nicht mehr als englischer Koks."

Diese Ausführungen genügen wohl für ein allgemeines Bild der Preisbewegung von Kohle und Eisen in den europäischen Staaten. Jedenfalls ist ersichtlich, daß Deutschland — mit seiner stetigen wachsenden Roheisen- und Stahlerzeugung und in der Preisbewegung für diese Produkte — nicht schlechter gestellt ist als seine Feinde und speziell England, welches mit seiner Raubpolitik selbst und seine eigenen Bundesgenossen getroffen hat.

Englands Seelenkultur

Von Dr. Hermann Seeliger

Warren Hastings: Kenn ich doch Altenglands Weise.
Das Volk ist tüchtig, voll der kräftigen
Gesunden Selbstsucht, die zur Größe führt.
Es schwärmt nicht, noch empfindet's; kühl und scharf
Erkennt es seinen Vorteil und greift zu,
Wie's immer geht, wo immer es ihn findet;
Nur eine Schwäche hat es: sich dabei
Bald in den Mantel christlicher Gesinnung,
Bald heil'gen Zornes gegen Unterdrücker,
Und bald erlitt'nen Unrechts einzuhüllen;
Es tritt, wie's eben paßt, bald als Befreier,
Als Missionär jetzt auf, und kurz und gut,
Es macht in Humbug und es liebt die Phrase.
Fr. Halm, Begum Somru, Akt II Szene 8

Tonkunst und Philosophie — als die weitragendsten Äste am Baum der neuen Kultur, an denen der Genius unseres Volkes mehr als der irgendeines anderen üppige und reife Früchte gebracht hat, hat sie der leider zu früh dahingegangene Karl Lamprecht bezeichnet und damit zugleich ein Werturteil abgegeben über das Höchste, was ein Volk sein ureigenstes Eigengut nennt: Tonkunst und Philosophie sind zweifelsohne die untrüglichsten Gradmesser für die Höhe der seelischen Kultur eines Volkes, insofern sich in jener nicht nur die Kraft seiner Phantasie als vielmehr die Tiefe seines Gefühls- und Gemütslebens spiegelt,

während die Philosphie als die krönende Spitze des gesamten Kulturbaues die wissenschaftliche Formulierung seiner sittlichen Weltanschauung darstellt. Seit zwei Jahrhunderten hat das deutsche Volk auf diesen Gebieten, auf denen seine starken Kräfte ruhen, unbestritten die Führung; wie stark jedoch wir eigentlich sind, das hat uns aber erst der Weltkrieg so recht zum Bewußtsein gebracht, in dem sich der sittliche Idealismus des deutschen Volkes in seiner ganzen ungeahnten Spannungsweite offenbarte als eine lebendige, wirkende Kraft, als das durch alle Zeiten unalternde Beispiel eines praktisch gewordenen Sittengesetzes. Fürwahr,

In Fährden und Nöten zeigt sich das Volk erst recht.

Daß aber gegen den Todfeind, der uns diese Nöte schuf, Deutschland in glühendstem Maße auflodert, wird ihm kein billig Denkender verargen können, zumal die Kampfesweise jenes an Hinterlist, Tücke und Verlogenheit wohl das ungeheuerlichste aufgeboten hat, was je in der Welt geschehen ist. Dadurch aber wird dessen Wesensart für uns in die Sphäre psychologischen Interesses gerückt, und wir werden veranlaßt, sie da aufzusuchen, wo sie sich am reinsten darstellt, in Philosophie und Musik, vielleicht daß wir auch hier — abgesehen von dem ethnographischen Problem — einen Schlüssel finden zu dem Rätsel o ganz ungermanischer Ruchlosigkeit*).

Ohne Zweifel hat die Philosophie Englands Bedeutendes hervorgebracht von Bacon bis herab zu Stuart Mill und Herbert Spencer, namentlich in Hinsicht der Erkenntnistheorie, wenngleich diese Anerkennung schon hier eingeschränkt werden muß durch die Feststellung, daß trotz der Entdeckung der Apriorität gewisser Erkenntnisse durch Kant das spekulative Denken Englands bis heut noch im Empirismus und Sensualismus verharrt. Gewiß bedeutete die Annahme der Erfahrun als Quelle aller Erkenntnis einen gewaltigen Fortschritt gegenüber der mittelalterlichen Philosophie, die die Erfahrung unterschätzte; wenn aber die englische Philosophie in der Hauptsache noch heut sich in möglichster Nähe der Erscheinung hält, zu deren Erklärung Prinzipien benutzt werden, die selbst wieder im Bereich des erfahrbaren liegen, wenn selbst ein so bedeutender Geist wie Herbert Spencer mit den der Naturwissenschaft entnommenen Schemata der Konzentration, des Überganges, der Mannigfaltigkeit usw. auch die Erscheinungen des geistigen Lebens zu erklären versucht, so zeigt sich darin eine Überwertung des Realen, die keineswegs bloß in der großen Scheu der englischen Denker vor zu weit gehender Abstraktion zu suchen ist, sondern ihre Wurzeln in der Wesensart des Volkes selber hat, wie noch unverhohlener in der englischen Ethik hervortritt, die eigentlich nichts anderes ist als Nützlichkeitsmoral. Schon Bacon, der schuftige Lordkanzler Jakobs des Ersten bekundet sich in seiner steten Betonung des praktischen Nutzens

*) Sind die Engländer überhaupt noch Germanen im eigentlichen Wortsinne oder nicht vielmehr nur keltoromanische Bastarde germanischen Blutes?

des Wissens als ein ohne jedes metaphysische Bedenken philosophierender Realist, und Hobbes hat mit dürren Worten ausgesprochen, daß erst in dem Dienst der Selbsterhaltung als des höchsten Gutes alle anderen Güter, Freundschaft, Reichtum, Wissenschaft und vor allem Macht ihren Wert erhalten, daß jede Leidenschaft und Handlung ihrer Natur nach moralisch gleichgültig sei: an sich ist nichts gut oder böse, erst im Staate gibt es Recht und Unrecht, dieser aber ist selbst wieder aus Selbstsucht entstanden. In Übereinstimmung damit leiten Bolingbroke und Locke die Sittlichkeit aus Egoismus und Nützlichkeitserfahrungen ab. Damit wird die Ethik zu einer lehrbaren Wissenschaft, welche „die Regeln und den Anhalt für die menschlichen Handlungen, die zur Glückseligkeit führen, sowie die Mittel, sie zu erlangen, aufsucht" (Locke, Essay IV, 21 § 3). Aber gleichviel, was die englischen Denker auch als Ursprung der Sittlichkeit annehmen, ob Erfahrung, einfache Ideen oder angeborenen Sinn, das Endziel der Sittlichkeit bleibt immer das gleiche: Glückseligkeit des einzelnen oder der menschlichen Gesellschaft. Erst spät (bei Hutcheson, † 1747) tritt daneben die Vollkommenheit auf als Ziel der auf uns gerichteten Affekte, der schon Leibniz unbedingte Realität zugewiesen hatte. Zur schnödesten Klugheitsmoral vollends herabgewürdigt erscheint die Ethik in Mandevilles „Bienenfabel, oder der Nutzen der Privatlaster für das öffentliche Wohl" (1714, 1729), so ziemlich dem niederträchtigsten, was spekulatives Denken hervorgebracht hat. Darin werden die Laster und Leidenschaften als die eigentlichen Triebfedern der Arbeit und Emsigkeit, auf denen der Wohlstand des Staates beruhe, dargestellt: Tugend als allgemeine Eigenschaft eines Volkes würde dasselbe in Armut und Unwissenheit erhalten. Da der natürliche Mensch der selbstsüchtige sei, entspringen alle Handlungen, auch die sogenannten Tugenden aus Eitelkeit und Egoismus, deren Verbergung durch künstliche Leidenschaften, Ruhm und Achtung vor den Mitmenschen die Klugheit gebiete. So erkläre sich der Wahn, daß das Glück in sittlicher Vollkommenheit beruhe aus der schließlichen Selbsttäuschung, wie sie notwendigerweise die fortgesetzte Erheuchelung erhabener Gefühle mit sich bringe. Es erübrigt sich auf eine nur durch Fälschung der Grundbegriffe möglich gewordene Beweisführung einzugehen, wir begnügen uns, diese Philosophie als bodenständiges englisches Gewächs zu klassifizieren.

Empirismus und Utilitarismus — auch diese Bezeichnung ist englischen Ursprungs — war die englische Ethik von Anfang an und ist es noch heut: das größtmöglichste Glück der größtmöglichsten Anzahl oder die Förderung des Lebens der Individuen in der Gesellschaft ist auch für Bentham, Mill und Spencer Zweck und Ziel sittlichen Handelns. Es heißt aber im Grunde die Ideen in den Dienst des einzelnen stellen, wenn Staat, Recht, Sittlichkeit usw. nur da zu sein scheinen, um das individuelle Wohlsein zu fördern, statt daß umgekehrt der einzelne an seinem Teile zur Verwirklichung der Ideen mitwirke, damit Staat, Recht, Sitte, Wissenschaft, Kunst lebendig werden in denkbar größter Vollkommenheit.

Daß aber auch bei einem Volke der Intellekt kein getrenntes Sonderleben vom Charakter führt, ebensowenig wie bei dem einzelnen, zeigt der flüchtigste Blick auf die englische Politik. In einem kurz vor Ausbruch des Weltkrieges erschienenen Buche von Oskar A. H. Schmitz*) findet sich folgender bemerkenswerte Ausspruch eines nicht genannten englischen Schriftstellers: „Unser Kolonialreich ist im Grunde nur dadurch möglich geworden, daß wir kein Verständnis für die Seele anderer Völker haben." Unwillkürlich taucht in unserer Vorstellung das Bild der auswärtigen Politik der antiken Demokratien, vornehmlich Roms auf, dessen Weltreich auch nur unter der gleichen Voraussetzung möglich war. Die Richtlinien der Politik beider sind vorgezeichnet nicht durch eine soziale Ethik — seiner sozialen Aufgaben wird sich das römische Reich überhaupt erst als Monarchie bewußt —, sondern durch die Rücksicht auf das Wohl der herrschenden Klassen, heißen sie nun civis Romanus oder Wighs und Torys, Kapitalismus und Grundadel. Der gleiche egoistische Realismus offenbart sich in Englands innerer Politik, in dem Wahlrecht der „rotten boroughs", in der Knechtung Irlands, in dem sozialen Elend der großstädtischen Bevölkerung, wie in der auswärtigen Politik, die an Schamlosigkeit und Brutalität der angewandten Mittel in nichts hinter Rom zurücksteht, nur daß bei England noch die schnöde Gewalt sich heuchlerisch in Vertrags- und Rechtsformen hüllt. Es liegt nicht in der Absicht dieser Skizze, aus Englands Schuld- und Schandbuch den vernichtenden Ausspruch des Amerikaners Maurice Somborn, vom politischen Standpunkt aus sei England die niederträchtigste Nation der Welt, seine ganze Geschichte atme angreifende Ungerechtigkeit besonders schwächeren Nationen gegenüber, mit leicht zu führenden Beweisen zu erhärten: die Tatsache besteht auch so, und auf die englische Politik aller Zeiten trifft das verdammende Urteil zu, welches der ältere Pitt über Englands Verhalten gegenüber Friedrich dem Großen gefällt hat: „Trugvoll, hinterlistig, gemein und verräterisch", kurz eine Politik der krassesten Selbstsucht und die glatte Probe auf das Exempel seiner Philosphie.

Alles Geschehen aber hat letzten Endes seinen Ursprung im Seelischen, und die Unfähigkeit des Verständnisses für die Seele anderer Völker bedeutet einen qualitativen Mangel an der eigenen. Die Wandlungen des Seelenlebens, wie sie durch kulturelle Fortschritte und Veränderungen bewirkt werden, lassen sich auf keinem Gebiet früher und vernehmlicher bemerken als in der Tonkunst, da diese ihre Ausdrucksmittel nicht aus der Welt der Begriffe, sondern unmittelbar aus dem Gefühl entnimmt, und nirgends werden wir den intimsten Regungen des Gemütslebens besser lauschen können als hier. Und eben hier gibt England keine Resonanz: es ist das einzige Kulturvolk ohne eigene, bodenständige Musik, ausgenommen Gassenhauer. Die verheißungsvollen Ansätze dazu im fünfzehnten Jahrhundert, die von der Grundlage des alten keltischen Bardengesanges aus zur Entwicklung einer auch in den kirchlichen Kult aufgenommenen Mehrstimmigkeit

*) Das Land ohne Musik. München 1914.

und schließlich zu einer Reformation der Tonkunst auch auf dem Festlande führten, kamen nur zu einer vorübergehenden Entfaltung und gipfeln in Johannes Dunstabel († 1453), dem Schöpfer des Kontrapunktes; im sechzehnten Jahrhundert begegnen wir den in der Musikgeschichte berühmten Namen Byrd und Bull, und vereinzelt ragt aus dem siebzehnten Jahrhundert die Gestalt Henry Purcells († 1695), des Begründers der nationalen Oper hervor, dann aber erscheint die künstlerische Schöpferkraft vollständig erloschen; die berühmte Gaysche „Bettleroper" (1727) deckt ihren musikalischen Bedarf ausschließlich mit den Melodien der Gasse. Für Konzert und Oper beginnt die Einfuhr aus dem Auslande.

Zur selben Zeit aber leuchtet über unserem Vaterlande das Doppelgestirn Händel und Bach — Bach, dessen ewiger Kunst es beschieden war, die tiefsten Empfindungen eines schon voll entwickelten individualistischen Seelenlebens auszusprechen. . . . .

Da nun erwiesenermaßen alle geschichtlichen Vorgänge von tieferer Bedeutung nicht isoliert dastehen, sondern ihre Wurzeln wieder in Vorgängen haben, deren kausale Zusammenhänge weit zurückgehen und vielfach weit auseinander liegen, so kann der Grund für dieses auffallende Verstummen nur in der gesamten Entwicklung des englischen Volkes, das heißt in einer tiefgreifenden Wandlung seines Seelenlebens zu suchen sein, die ihrerseits unter den außerordentlich starken Erschütterungen auf politischem, religiösem und wirtschaftlichem Gebiet während des sechzehnten bis achtzehnten Jahrhundert nicht zum wenigsten durch den Übergang zur Kolonialmacht und Seeherrschaft erfolgte. Genauer darauf einzugehen, ist an dieser Stelle nicht möglich, wir können nur andeuten, daß ein Hinweis auf die nüchterne, phantasielose Art des angelsächsischen Stammes, auf das kunstfeindliche Puritanertum, „die auf Berechnung gestellte Frömmigkeit", und den nervenstumpfenden Sport allein nicht zur Erklärung seiner Musiklosigkeit genügen würde; denn tatsächlich waren ja die Engländer daran ein Musikvolk zu werden, wenn auch unter Einfluß des keltischen Elements, und Sport und Puritanertum sind selbst wieder Einzelerscheinungen; sondern alle jene oben erwähnten Faktoren im Zusammenhange haben im Laufe der Zeit jene eigentümliche, durch die Insellage begünstigte Sonderkultur erzeugt, bei der das Gefühlsleben zu kurz kam. Indem England diese entwickelte, häufte es in einer jeder Ethik baren Gewaltpolitik Macht auf Macht und Schätze über Schätze,

Indes der Stab des Zaubers, der ihm den Himmel hold
Herniederzog zur Erde, zerschmettert in die Tiefe rollt.

Gewiß gibt auch Gold einen guten Klang, und für Riesensummen konnte man sich wohl die jeweiligen „Sterne" des europäischen Festlandes erkaufen — nicht aber die Fähigkeit Musik erleben zu können. Die Ethik der Beethovenschen Tondichtung und des Wagnerschen Erlösungsdramas ist England ebenso verschlossen geblieben wie die Mystik Bachs und die Zauberwelt Chopins. Kurz

die ganze Äußerlichkeit des englischen Musiklebens liegt offen zutage, und die vernichtenden Urteile Richard Wagners über dasselbe erfahren durch die in dem erwähnten Buch von Schmitz mitgeteilten Beobachtungen neue Bestätigung.

Trotzdem hat es auch später, namentlich seit dem neunzehnten Jahrhundert dort nicht an einheimischen Komponisten gefehlt; aber weder W. V. Wallace, der erfolgreichste Opernkomponist Englands, noch W. Sterndale Bennett, der sogenannte Begründer einer englischen Schule — von kleineren ganz zu schweigen — weisen irgendwelche nationale Sonderart auf, kaum irgendwelche persönliche. Und auch die neueren, die wirklich bedeutenderes und eigenes zu sagen haben, wie Granville Bantock und Cyrill Scott, sind wie die Mehrzahl der britischen Tondichter an der deutschen Schule gebildet — was sie ohne diese geworden wären, muß dahingestellt bleiben. Ausgezeichnete Koloristen, wie sie sind, bot ihnen überdies bei ihrer Fahrt in musikalisches Neuland der jungfräuliche Boden ihres Kolonialreiches unermeßliche Schätze fremdartiger Rhythmen, Reize und Stimmungen, desgleichen das Land der Chrysanthemen, mit dem sich übrigens bereits vor etwa fünfundzwanzig Jahren in Sullivans „Mikado" und Sidney Jones „Geisha" die Seele des stolzen Albion in Wahlverwandtschaft zusammengefunden hatte. Aber für die Entwicklung der Musik bedeuten „Mikado" und „Geisha" ebensowenig wie das mit den letzten Mitteln eines ungeheuerlichen Impressionismus wirkende Musikdrama „Strandrecht" von Ethel Smith. Auch die musikalische Exotik, die unleugbar weittragende Anregung zu geben vermag, wird als Selbstzweck uns Abendländern nur mehr eine fremdartige Seltsamkeit bleiben und nie einem Volke die aus dem heimischen Boden gesogene Kraft ersetzen können und die Sangesfähigkeit der Seele, so ihm diese mangelt. Auch hier sind wir die Stärkeren und Begnadeteren. Nicht allein weil wir die größten tondichterischen Ethiker mit Stolz die unseren nennen, sondern weil unserem Volke die Musik unabweisbares Lebensbedürfnis ist. Soweit die deutsche Zunge klingt, durch zwei Jahrtausende Kulturentwicklung ein deutlich vernehmbares Tönen und Singen, von den rauhen Heldenliedern zum Preise Arioviſts und Armins bis herab zu der Musik in den Schützengräben. Mit Rührung vernehmen wir, wie unsere Getreuen da draußen singen und musizieren, so gut es angehen will, sehen wir die dankbare Freude unserer Verwundeten über dargebotene musikalische Genüsse. Mit Rührung, aber nicht mit Verwunderung, weil es uns selbstverständlich erscheint, weil die Musik unserer Seele ebenso eingeboren ist, wie das metaphysische Bedürfnis. Musik in sich haben — von der spezifischen Einzelbegabnng ist hier nicht die Rede — heißt alle Erdschwere abstreifen können, ist die Fähigkeit höchster Herzenserhebung, welcher Art sie auch sei.

Von dem Standpunkt der dargelegten Betrachtungen erscheint somit der Riesenkampf, in dem England eingestandenermaßen Deutschland vernichten, oder, weil es besser klingt, den weltbedrohenden germanischen Militarismus niederringen will, nicht sowohl bloß ein Ringen um die Macht, sondern als ein Kampf zweier grundverschiedener seelischer Kulturen überhaupt. Welcher Art

die Englands ist, darüber herrscht in der ganzen Welt kein Zweifel. Und der deutsche Militarismus? Das ist der im Volkscharakter als seinem Substrat praktisch gewordene kategorische Imperativ, der das wunderbare, anspruchslose und unpersönliche Heldentum der Treue, der Selbstsucht, des Gehorsams, der Opferwilligkeit und Wahrheit erzeugt hat. Aber mit der unbedingten Gehorsamung gegenüber dem ehernen „Du sollst" der Pflicht verbindet sich wesenseins die Fähigkeit zur höchsten inneren Erhebung, die oben als Musik der Seele bezeichnet ward. In dieser Vereinigung liegt die welterobernde Kraft des deutschen Volkes. Von unseren Feinden hat das am verständnisvollsten der französische Tondichter Saint-Saëns erfaßt, wenn er sich in seinen maßlosen Schmähungen gegen den seit dreißig Jahren toten Richard Wagner wendet, dessen Bild, wie er sagt, die Deutschen neben dem ihres Kaisers aufstellten, der sich die Seelen anderer Völker durch seine Kunst erobere, wie dieser ihr Land mit dem Schwerte es wolle. In dem überraschend sicheren Herausgreifen dieser beiden Persönlichkeiten offenbart sich, trotz der falschen und böswilligen Unterstellung, die ganze Hellsicht des Hasses, die gerade in diesen die Verkörperung des Deutschtums in seiner ganzen überragenden Gewalt und Größe erkennen und — fürchten muß. Was in dem Gesamtkunstwerk des großen Bayreuther Meisters eingebettet liegt, das ist das Deutschtum schlechthin, das Deutschtum mit seiner verklärenden Gemütstiefe, seinem unzerstörbaren Idealismus, seiner ewigen, in dem Bereich des Übersinnlichen und Außerweltlichen langenden Sehnsucht. In der Person aber unseres Kaisers stellt sich der Militarismus dar als höchstes sittliches Prinzip, das ist als der von dem sittlichen Imperativ getragene heilige und unteilbare Wille eines kraftvollen, schwertgerüsteten Volkes, sein Recht in der Weltgeschichte zur Geltung zu bringen.

So ist der uns aufgezwungene Krieg nicht bloß eine nationale Kraftprobe, sondern zugleich eine ethische: die Auseinandersetzung zwischen Egoismus und Idealismus über die Frage der Weltherrschaft. Wem der Sieg zufallen wird? Nun, die Urkunden des Menschengeschlechts haben bis zur Stunde bewiesen, daß der von wahrhaft sittlichen Ideen getragene Wille zur Macht immer der Stärkere gewesen ist.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Politik

Ein prophetisches Buch. Der Zufall spielte mir das Buch des fast vergessenen Politikers Dr. Edwart Kattner „Preußens Beruf im Osten" (Berlin, Verlag von R. Heidemann u. Co., 1868 erschienen, 217 Druckseiten stark) in die Hände, das durch seine sachkundige Behandlung eines Teils der großen Fragen, die gegenwärtig die Welt bewegen, geradezu prophetische Bedeutung hatte.

Der Verfasser, ein alter Liberaler, der in den siebziger Jahren Mitarbeiter der „Grenzboten" war, sieht in dem russischen

Koloß die stete Gefahr deutscher Kultur und erkennt Preußen-Deutschlands Platz „nicht an der Seite, sondern Stirn gegen Stirn mit Rußland". Ein Angriffsbündnis zwischen Rußland und Frankreich scheint ihm nicht undenkbar und er fordert demgegenüber ein Verteidigungsbündnis von Mitteleuropa. Jedenfalls scheint ihm der Zusammenstoß zwischen Deutschland und Rußland unvermeidlich.

In Russisch-Polen würde sich der Anfang des Krieges abspielen und Polen würde von Preußen und seinen Verbündeten erobert werden. Würde der Russe durch die Kämpfe dort genügend geschwächt sein, so müßte die Eroberung der Ostseeprovinzen sowie die von Polnisch-Littauen folgen. Wenn dieses Ziel nicht mehr beim ersten Schlage zu erreichen wäre, rechnet Edwart Kattner sogar mit einem zweiten Kriege; denn den Ostseeprovinzen gegenüber habe Deutschland eine moralische Pflicht zu erfüllen. „Des deutschen Volkes Ansprüche auf die Ostseeprovinzen vom Standpunkte der Geschichte beurteilt" werden eingehend erwiesen. Die Rechtslage ist sehr ähnlich wie die von Schleswig war. „Sollen wir bloß gegen das winzige Dänemark unser Recht behaupten, gegen das gewaltige Rußland nicht?"

Auch ein gewisses Anrecht auf Polen unsrerseits macht der Verfasser geltend, indem er geschichtlich und statistisch nachweist, wie tief deutsche Kultur dort Wurzel geschlagen hat. Die polnische Frage mit Rücksicht auf das Kriegsziel wird dann von dem gründlichen Polenkenner aufgerollt. Er wünscht einen polnischen Nationalstaat, der dem Kongreßkönigreich entsprechen solle, aber unter preußischem Militärkommando. Der brave polnische Soldat unter preußischer Führung würde die Landesverteidigung gewährleisten. „Die Beibehaltung einzelner, vielleicht Freiwilligenregimenter mit polnischem Kommando und polnischer Uniform zur Bindung unruhiger kampffertiger Elemente wäre eine sehr weise Maßregel." Die Verwaltung müßte, wie im einzelnen ausgeführt wird, dem Charakter und der geschichtlichen Entwicklung des Polenvolkes möglichst Rechnung tragen. „Hauptsächlich aber würden Männer und zwar Staatsmänner von weitem Blick und von Schöpferkraft erforderlich sein. Sie müßten ihre Aufgabe von den höchsten Gesichtspunkten auffassen und mit den größten Maßstäben messen; sie müßten sich als die wichtigen Organe der deutschen Nation in deren Berufe, die Weichselländer der Barbarei zu entreißen und der Kultur zu gewinnen, fühlen."

Sehr interessant ist die an der Hand statistischen Materials durchgeführte Bewertung der zu gewinnenden Länder, und wie sie durch preußische Verwaltung gehoben werden könnten. „Jede Geviertrute Fläche, welche das deutsche Volk unter dem Schilde Preußens in slawischen Ländern für sich in Besitz nimmt, gewinnt die Kultur, gewinnt die Menschheit für sich." Im ganzen schlägt der alte Politiker die Bereicherung des preußischen Staatswesens durch die neuen Gebiete nicht allzu hoch an: „Es ist vielmehr der Abbruch an Macht, welcher dadurch Rußland, Preußens gefährlichstem Nebenbuhler der Zukunft, angetan würde, welcher für Preußens Vormacht so überaus wichtig und wertvoll wäre. Für die fernere Zukunft bliebe dieser Koloß immer noch viel zu groß und bedrohlich, aber für die nächsten Jahrzehnte wäre er für Preußen und Europa ungefährlich. Möge ein späteres Geschlecht auch etwas zu tun behalten."

So der alte Vorkämpfer für Preußen-Deutschlands Macht und Ehre im Osten. Sein Buch hat seinerzeit Aufsehen erregt. Bismarck hat Kenntnis davon genommen und den Verfasser persönlich zu sich gebeten. Nach Aussage eines bekannten Balten galt es den Deutschen der Ostseeprovinzen lange Jahre als „politische Bibel". H. G.

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber Georg Cleinow in Berlin-Lichterfelde West. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Lichterfelde West, Sternstraße 56.
Fernsprecher des Herausgebers: Amt Lichterfelde 498, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Bützow 3510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.

Schwediſche Gedanken über den Krieg

Von Ernſt Liljedahl, Hauptmann und Mitglied des ſchwediſchen Reichstags

Schwedens auslandspolitiſche Lage läßt ſich am beſten dadurch angeben, daß man an die männlichen, beredten Worte erinnert, die der Wortführende der erſten Kammer bei der Eröffnung des Reichstages des Jahres 1915 an König Guſtav richtete: „Schwedens Volk weiß, daß die Gedanken des Königs und ſeine eigenen ſich über den Weg, den wir in dieſer ſchwierigen Zeit zu gehen haben, einig ſind. Dieſer Weg iſt nicht der Weg der Sorgloſigkeit, des Bangens oder der Wankelmütigkeit, ſondern der Weg der entſchloſſenen Rechtſchaffenheit: keines anderen Recht zu verletzen, aber zum Schutze ſeines eigenen bereit zu ſein. Der Weg iſt nicht ohne Gefahr und Opfer, und kleinliche Klugheit wird vielleicht meinen, daß er auch zu keinem Vorteile führe. Aber für ein Volk, das ſeine Ehre hoch hält, iſt die Befriedigung der Selbſtachtung Gewinn genug; und vielleicht iſt es nicht vermeſſen zu glauben, daß, wenn dereinſt das Kampfgetöſe verſtummt iſt und das Recht wieder ſeinen Ehrenplatz in der Welt einnimmt, dem Volke, das ſo gehandelt hat, auch von anderen Völkern Anerkennung und Achtung zuteil werde.“

Schwedens ſtreng beobachtete Neutralität iſt ein Ausdruck ſeiner friedlichen auswärtigen Politik, hinter welcher ein ſtarkes, einiges Kulturvolk ſteht. Einzelne Stimmen in der ſchwediſchen Preſſe und Zeitſchriftliteratur, wie in einigen, gewöhnlich von Ausländern geſchriebenen und in das Schwediſche überſetzten Broſchüren, haben freilich unſere Neutralitätspolitik getadelt, aber ſobald die Volksmeinung im Lande von jenen demonſtrierenden Stimmen eine nähere Erklärung gefordert hat, hat ſich eine ſolche gewöhnlich in einen geheimnisvollen Wortnebel gehüllt. Man hat ſich höchſtens damit begnügt, eine „aktive auswärtige Politik“ und „eine ſtarke Neutralität“ im Gegenſatze zu „einer ſchwachen“ herbeizuwünſchen, aber weislich unterlaſſen, die Bedeutung einer

solchen zu analysieren oder nach den Folgen einer allgemeinen demonstrativen Mobilmachung, die der militärische Ausdruck einer sogenannten starken Neutralität sein würde, zu fragen.

Nur eine von Schweden geschriebene Arbeit „Schwedens auswärtige Politik in der Beleuchtung des Weltkrieges", hat sich entschieden für ein Eingreifen Schwedens in den Krieg ausgesprochen, aber die Verfasser wollen sich nicht kundgeben und sind anonym geblieben.

Von diesen unbedeutenden Abweichungen abgesehen, steht das schwedische Volk mit seinem Reichstage einig und geschlossen hinter der Regierung und zieht eine strenge Neutralität einer „parteiischen" vor, wobei es den Einzelnen freisteht, sich durch ihre Sympathien zu der einen oder der anderen Gruppe der Kriegführenden hinziehen zu lassen und nach alter, guter schwedischer Sitte frei heraus über das zu reden, was ihrer Ansicht nach zum Wohle des Vaterlandes nötig ist.

„Keines anderen Recht verletzen, aber zum Schutze seines eigenen bereit sein" — lautet das schwedische Neutralitätsprogramm. Es gibt keine Möglichkeit, schwedische Volksmeinung um ein Kriegsprogramm zu sammeln. Noch heutigen Tages ist das Schwert Karls des Zwölften schwedischen Fäusten nicht zu schwer; aber das unbestechliche Rechtsgefühl und die Ritterlichkeit jenes Königs sind dem schwedischen Volke so in Fleisch und Blut übergegangen, daß es das Schwert nur dann ziehen kann, wenn es gilt, eine gerechte Sache gegen hinterlistige Feinde zu verteidigen. Wenn das Träumervolk im Norden etwas in der Welt der Realitäten begreift, so ist dies einfache, felsenfeste Redlichkeit. Auf dem Grunde der Redlichkeit ruht die schwedische Staatsanschauung, und an irgendeine andere auswärtige Politik als die, welche zugleich eine Gewissenspolitik ist, die sich an das Beste in dem am wenigsten gemischten Volke der germanischen Rasse wendet, wagt kein schwedischer Minister des Auswärtigen zu denken. In demselben Augenblick, da dies geschähe, wäre er eine gefallene Größe. Bisher hat sich noch keiner der Kriegführenden zu offenen Angriffszwecken an unserer Neutralität vergriffen, und wir haben also nicht das Recht zu bewaffnetem Einschreiten. Doch wir sind bereit, sind auf alle Möglichkeiten gefaßt, und unser Schwert ist scharf geschliffen.

Gleich anderen Germanenvölkern und im Gegensatz zu den romanischen Völkern sind die Schweden keine leichterregten Stimmungsmenschen, dagegen aber ein Volk mit tiefen, starken Gefühlen. Daraus folgt, daß die schwedische Volksmeinung im Laufe des Krieges nicht hin und hergeschwankt, sondern stabil geblieben ist. Sie zeigt zwei verschiedene Richtungen, die sich jedoch in einer dritten vereinigen. Die eine sympathisiert mit den Zentralmächten, und zu ihr bekennen sich die meisten Schweden; die Sympathie der zweiten gilt den Ententemächten, indes die dritte, gemeinsame Richtung, welche die Anschauung des ganzen Schwedenlandes repräsentiert, sich um eine starke Parteinahme für die unterdrückten Völker dreht. An keines der Gefühle der schwedischen Volksseele

ist so leicht zu appellieren wie an die Ritterlichkeit. Daher liegt das Schicksal Finnlands, Polens, der Ukraine, Belgiens und Nordschleswigs allen Schweden warm am Herzen sowie sie alle die Falschheit Italiens verabscheuen. Die Freunde der Entente in Schweden betonen hauptsächlich Belgiens trauriges Schicksal sowie auch das Los der Dänen und der Polen in Preußen.

Merkwürdiger und erfreulicherweise haben die gewaltigen Erfolge an der Ostfront die Zahl der Anhänger der Zentralmächte in Schweden nicht vermindert. Im schwedischen Charakter liegt nämlich eine entschiedene Geneigtheit, auf die Seite dessen zu treten, dem es schlecht geht, ein Nationalzug, der mit dem Volke durch seinen harten, langen Kampf gegen die Übermacht verwachsen ist und den der größte unserer jetzt lebenden Dichter, Werner von Heidenstam, treffend mit den Worten charakterisiert: „Erst den will ich einen Helden heißen, der geplündert und geschlagen am Boden liegt." Daß man in Schweden den Heeren der Zentralmächte allgemein weiteren Erfolg wünscht, beruht zunächst auf der Erkenntnis der engen Zusammengehörigkeit Schwedens mit der Stellung Mitteleuropas zu der agressiven russischen Weltmacht. Je weiter diese nach Osten zurückgedrängt wird, desto gesicherter erscheint die Zukunft der mitteleuropäischen Völker.

Die Tendenz der Politik Rußlands zeigt sich dem Schweden so deutlich, daß er sie merken muß, wenn er nicht in seiner Redlichkeit so leichtsinnig ist, zu glauben, daß andere in diesem Punkte ebenso seien wie er selbst. Nur die Wiederherstellung der gesetzlichen Ordnung Finlands kann das schwedische Mißtrauen beruhigen.

Aber, sagt man, England ist der Freund der kleinen Nationen. Darauf antworten wir: Schweden glaubt vor allem an sein eigenes Wort, nur selten dem anderer. England hat lange seine Beteiligung an dem jetzigen Kriege damit motiviert, daß es Belgien schützen wolle. Der schöne Gedanke wurzelte wohl in edler englischer Brust, die wirklich glaubte, daß dies Wort wahr sei. Vor kurzem (am 8. März 1915) hat jedoch die Zeitung The Times frei heraus gesprochen und offen eingestanden, daß England auch dann Deutschland angegriffen haben würde, wenn dieses Land nicht in Belgien eingerückt wäre. Das Eingeständnis lautet:

„Es scheint noch immer Engländer und Engländerinnen zu geben, die über die Gründe, welche England gezwungen haben, das Schwert zu ziehen, gewaltig im Irrtum sind. Sie wissen, daß Deutschlands flagrante Verletzung der Neutralität Belgiens den Becher des englischen Grolles zum Überlaufen brachte und das Volk bestimmte, den Krieg zu fordern. Sie bedenken nicht, daß unsere Ehre und unser Interesse uns gezwungen hätten, uns mit Frankreich und Rußland zu vereinigen, auch wenn Deutschland die Rechte seiner kleinen Nachbaren gewissenhaft respektiert und versucht hätte, sich zwischen den östlichen Festungen einen Weg in Frankreich hineinzuhauen.

Ungleich Deutschland waren wir der Ansicht, daß wir verpflichtet seien, unser gegebenes Wort zu halten. Doch wir wissen sehr wohl, daß, als wir es hielten, unser eigenes Interesse mit der Ehre, der Gerechtigkeit und dem Mitleid Hand in Hand ging. Weshalb garantierten wir Belgiens Neutralität? Infolge unseres eigenen gebieterischen Selbstinteresses, aus denselben Gründen, die uns stets bestimmt haben, uns dem zu

widersetzen, daß sich gerade unserer Ostküste gegenüber irgend eine Großmacht festsetze, aus denselben Gründen, die uns die Niederlande gegen Spanien und das Frankreich der Bourbonen und Napoleons verteidigen ließen. Wir halten unser Wort, wenn wir es gegeben haben, aber wir geben es nicht ohne solide praktische Gründe, und wir haben uns nicht damit aufgespielt, daß wir ein internationaler Don Quixote seien, stets bereit, Unrecht, das uns nichts schadet, wieder gut zu machen".

Soweit die Times. — „Wir halten unser Wort, wenn wir es gegeben haben, aber wir geben es nicht ohne solide praktische Gründe" — solche Reden kann ein Schwede verstehen, und die Ehrlichkeit der Times wirkt in hohem Grade sympathisch, aber es ist darin auch deutlich ausgesprochen, daß kleine Nationen nicht auf Englands Hilfe zu rechnen haben, wenn ihre Not nicht zufällig innerhalb der Sphäre des eigenen Interesses dieses Landes liegt, sodaß deshalb für Abhilfe gesorgt werden muß. Wie steht es nun damit, wenn es sich um ein russisches Vordringen durch Skandinavien hindurch nach dem Atlantischen Ozean handelt? England will nicht, sagt man, Rußland dort einen Hafen, der die englische Ostküste mit einer wachsenden Kriegsflotte bedrohen würde, anlegen sehen. Vielleicht ist dies in einigen strategischen Kreisen Englands der Fall. In anderen ebenso strategischen Kreisen herrscht jedoch eine entgegengesetzte Auffassung. Es ist noch gar nicht so lange her, daß ein bedeutender englischer Stratege einen auch in der schwedischen Presse wiedergegebenen Ausspruch getan hat, der darauf hinauslief, daß im Falle eines Krieges zwischen England und Rußland, der, nach den Reibungen an der Grenze Indiens mit dem asiatischen Rußland zu urteilen, vielleicht zu den Möglichkeiten einer nahen Zukunft gehöre, die englische Seemacht der russischen Landmacht nichts tun könne, wenn es Rußland bis dahin nicht gelungen sei, bis ans Meer zu dringen, sodaß man eine Blockade anordnen könne. England sei das Flußpferd und Rußland der Elefant, die nur dann miteinander kämpfen könnten, wenn der letztere ans Ufer hinabkomme. Je weiter Rußland innerhalb gewisser, natürlich enger Grenzen, sein europäisches Reich an warme Wasser vorschiebe, desto verwundbarer werde es im Falle eines Kampfes mit England. Die führenden Männer dieses Reiches haben sicherlich nichts dagegen, daß das Zarenreich sich bis ans Mittelmeer und an den Atlantischen Ozean ausdehnt, auch wenn es dabei über die Leichen kleinerer Völker geht, denn die englische Staatskunst baut hinsichtlich solcher Völker nur auf „soliden, praktischen Gründen". Bezeichnend ist auch das, was neulich (im März 1915) der Unterstaatssekretär Primrose im englischen Ministerium des Auswärtigen in einer Rede bei der Eröffnung der neuen russischen Gesellschaft in London gesagt hat. Unter anderem hieß es darin, daß „Rußland territoriale Erweiterung fordern könne, die sowohl national wie berechtigt sei. Man könne nicht erwarten, daß ein Land wie Rußland mit seinen überwältigenden Reichtümern sich mit der jetzt bestehenden Ordnung hinsichtlich des Transportes der Landeserzeugnisse über die ganze Welt zufrieden gäbe".

Der Grundgedanke der Politik Englands ist die Aufrechterhaltung des „europäischen Gleichgewichtes". Sobald eine andere Macht im Verhältnis zu

England durchaus konkurrenzfähig wird, riskiert sie, von dieser britischen Politik eingekreist zu werden. Dies Schicksal hat ja Deutschland getroffen. Ebensowenig, wie ein Kind etwas dafür kann, daß es wächst, tut ein Volk dies, und daher ist die „Gleichgewichtspolitik" im Grunde eine unmoralische Abgunstpolitik, deren Träger ein lebensfeindliches, egoistisches Motiv ist. Europas Schicksal muß in Zukunft durch eine ganz andere Idee gestaltet werden. Der Weltkrieg wurde der Bankerott der Gleichgewichtspolitik. Sie hat sich nicht als Friedensgarantie erwiesen.

Anstatt der neidischen Politik, die keinen starken Nachbarn neben sich dulden kann, müssen die Völker Mitteleuropas eine Solidaritätspolitik ausbilden, die sich in den Dienst des wachsenden Lebens stellt. Innerhalb der Sphäre dieses Gedankens liegt die Zukunft Europas eingebettet, wie der reife Kern in seiner Schale. Es bedurfte aller Sprengstoffe eines Massenkrieges, um die harte Schale dazu zu bringen, daß sie sich öffnete. Nun aber öffnet sie sich tatsächlich und keine Macht wird dem Kerne dadurch befehlen können, in seiner Entwicklung rückwärtszuschreiten, daß man ihm gebietet, wieder in die Schale hineinzuschlüpfen.

Eine mitteleuropäische Solidaritätspolitik muß durch zwei Faktoren bestimmt werden: durch das gemeinsame Ziel und durch die nationale Eigenart. Beide müssen klar und deutlich aufrechterhalten werden. Sicherlich ist die germanische Rasse am reifsten zu einer solchen neuen Politik, die geschichtlich aus der großen Zeit, in der wir jetzt leben, hervorwächst. Die germanischen Völker haben, Dank dem Werke Luthers und Gustav Adolfs, große Fortschritte in der Entwicklung gemacht und können gewiß eine Realpolitik, die in dem Grunde aller Realität — der Idealität — wurzelt, durchführen. Es gehört zu germanischer Bildung, zu wissen und zu fühlen, wie die Menschheit im Grunde beschaffen ist und worauf sie ideell in all ihrem harten Kämpfen und Streben abzielt.

Verweilen wir noch einen Augenblick bei der Idealität. Sie wird nicht von den Kanonen übertönt, sondern ist aus dem eigenen Siegesliede der deutschen Kanonen an der Ostfront herauszuhören. Dort wird ein Befreiungskrieg ausgekämpft, ein Krieg zur Befreiung des germanischen Geistes sowohl wie der unterdrückten Völker, jener wohl fünfzig Millionen Menschen, die Rußlands westliche Grenzgebiete bewohnen. Weshalb sollten wir nicht glauben dürfen, daß die Fesseln, worin die leidenden Völker Polens, Finnlands und der Ukraine schmachten, jetzt leichter zerspringen können? Die Menschheit ist ebenso wie ein Baum, mit verschiedenen Völkerzweigen an einem gemeinsamen Stamme. Ist dies den Völkern Mitteleuropas nicht klar, so wird das Flammenmeer, welches der Weltkrieg der Gleichgewichtspolitik angezündet hat, nicht mit dem Friedensschlusse erlöschen. Begreifen wir Germanen aber, daß nicht nur wir, sondern auch alle anderen Kulturvölker dem nationalen Wesen nach unsterblich sind wie das Leben selbst, dann wird zunächst ein mitteleuropäischer Staatenbund von starken Händen geknüpft werden können.

Dies ist also die Grundbedingung einer neuen Realpolitik: die Erkenntnis der Ewigkeit der Nation. Ich bin nicht deshalb Schwede, weil ich zufällig in dem Teile der geographischen Karte, der Schweden heißt, geboren bin oder schwedische Eltern gehabt habe, sondern deshalb, weil das Ewige in mir ohne Schwedens Ewigkeit nicht denkbar ist. Ein Deutscher, der seinen Fichte und dessen „Reden an die deutsche Nation" gelesen hat, muß einen derartigen Gedankengang verstehen können.

Der Zweck der Entwicklung muß das Verschmelzen der Nationen zu einem höheren Kulturstaate sein. Alle Reiche suchen im Innersten das Reich Gottes, den höchsten Namen, der dem Zwecke der Arbeit auf Erden gegeben worden ist. Dahin müssen alle Völker, gleichwie alle Menschen, streben, um das Recht auf sich selbst zu finden. Doch diese Verschmelzung kann nicht antinational sein, sodaß sie die Volksgrenzen verwischt, sondern sie muß immer nationaler werden, sodaß jedes Volk beim Streben nach dem Reiche Gottes seine eigenen, tiefsten Kraftquellen erschließt, worin liegt, daß das Volk seine nationale Eigenart verstärkt, anstatt sie durch äußerlichen Internationalismus zu ersticken.

In dem Weihnachtsbaume besitzen wir das Bild der idealen Menschheit. Die Zweige sind die Nationen, die von einem gemeinsamen Stamme ausgehen und nur durch diese Verbindung leben können. Auf jedem Zweige weht eine Fahne und brennt ein Licht. Was wäre der Tannenbaum ohne diese vielen Fahnen und Lichter? Und was wäre der Stamm ohne die Zweige und sie ohne den Stamm? Die Gleichheit, welche die Nationen an denselben Stamm bindet, hebt nicht die Ungleichheit auf, die sie verzweigt und jedem unter ihnen die Richtung, in welcher er weiterwachsen soll, gegeben hat.

Daher hat die Menschheit ihre Idee als fester Organismus zu verwirklichen, nicht aber als formlose Masse. Mit ihrer noch umhertastenden, von allerlei Kinderkrankheiten zitternden Hand greift sie jedoch nach großen, unaussprechlichen Aufgaben. Doch wenn sie nicht im Zeichen der Organisation fortschreitet, wird sie heutzutage nicht weit kommen. Die Siegeskraft des Deutschen Reiches ist nicht unter dem Irrlichte des Kollektivismus, sondern unter dem Sterne der Organisation geboren worden. Die 26 deutschen Staaten sind kraft der Solidaritätspolitik, die zum eigenen Wesen des Lebens gehört, zu einem lebendigen Ganzen verschmolzen.

Wenn wir uns nun von diesem ideellen Grunde, worin alles Dasein wurzelt, zur Oberfläche der Ereignisse erheben, so ist es vor allem Rußlands antinationale, ja völkervernichtende Eroberungspolitik, die den Weltkrieg hervorgerufen hat. Daher gilt es, nach Osten hin eine Mauer zum Schutze des Existenzrechtes der Nationen zu errichten.

Das gemeinsame Ziel eines starken Mitteleuropas muß in der Richtung einer alleuropäischen Sammlung liegen, aber gesunde Realpolitik streckt nicht die Hände nach den Sternen aus, sondern begnügt sich damit, ihnen zu folgen. Wenn sich die mitteleuropäischen Völker zunächst unter Beibehaltung ihrer nationalen

Freiheit zu einem Organismus vereinigen ließen, so würde sich in Europa eine gewaltige Friedenkraft bilden, die das Asien nahe verwandte Rußland zurückzuhalten vermöchte. Falls, wie wir hoffen, die Zentralmächte einen vollständigen Sieg erringen, so muß beim Friedensschlusse der dominierende Gedanke dem beständigen Frieden Europas gelten. Dazu kann man keinen anderen Weg einschlagen als den des Sichzusammenschließens. Die kollektivistische Friedensbewegung mag unter dem Missionsgesichtspunkte in angriffslustigen Staaten ihren Sinn haben, aber sobald es den Frieden zu sichern gilt, taugt sie nicht. Da kann uns nur die staatsorganisierte Friedensidee dem Ziele näherbringen. Wie weit sie sich nach dem Kriege verwirklichen läßt, ist schwer zu sagen. Dies hängt wohl hauptsächlich davon ab, ob die Lage einen großen, vereinigenden Staatsmann hervorbringen kann, und von dem Ernst der Sehnsucht nach Frieden, die der Krieg sicherlich in den kämpfenden Kulturvölkern, denen die Aufgabe, möglichst viele Menschen niederzuschießen, in tiefster Seele fremd ist, entstehen lassen wird. Nur der Gedanke an das Weiterbestehen des eigenen Landes, und keineswegs Schwärmerei für den Krieg an sich, hat wohl, im großen gesehen, die Tapferkeit auf den Schlachtfeldern hervorgebracht. Es gibt ja nichts Größeres auf Erden, als für sein Land zu leben und zu sterben.

Die Teilung Polens war ein Fehler, der einen Pufferstaat zwischen Rußland und Europa beseitigte, aber der Irrtum ist ein lehrreiches Kapitel der Lehre einer besseren Staatskunst geworden. Die jetzt an der Ostfront gewonnenen Siege dürften sich nicht besser als zur Errichtung eines Gürtels neuer Pufferstaaten — Finnland, die Ostseeprovinzen, Polen und die Ukraine — zwischen Rußland und Europa ausnutzen lassen, und zwar im Anschlusse an einen mitteleuropäischen Staatenbund, in dem jedes Volk Raum für sein eigenes nationales Leben hätte. Damit wäre Rußland in seine ethnographischen Grenzen zurückgewiesen, das Nationalitätsprinzip anerkannt und ein großer Schritt in der Richtung höherer Menschlichkeit getan. Eine größere Tat läßt sich nicht denken als diese, die dem Geiste Deutschlands, dessen patriotische Tiefe mit seiner universalen Mission zusammengehört, anvertraut worden ist.

Die Judenfrage nach dem Kriege

Von Paphnutius

Wohl die meisten von uns haben die Judenfrage zuerst durch den Antisemitismus kennen gelernt. Sie sind wahrscheinlich durch die gehässige und maßlose Form dieser Bewegung abgestoßen worden, und sie mußten trotzdem erkennen, daß ihr ein tief begründeter Gegensatz zugrunde lag und daß die Volkskreise, welche die Bewegung trugen, wirklich in ihren Lebensinteressen geschädigt oder bedroht waren. Mir persönlich ist vor etwa zehn Jahren zum ersten Male mit aller Klarheit die Erkenntnis geworden, daß die Judenfrage auch noch eine andere, eine jüdische Seite hat, die nicht minder ernst ist. Damals ist mir ein kleiner „Jüdischer Volkskalender" in die Hände gefallen, der von österreichischen Zionisten herausgegeben war. Das Heftchen enthielt Aufsätze über hervorragende Juden zum Beispiel Israels und Liebermann, einige Wiedergaben von Bildern jüdischer Maler, vor allem aber Erzählungen aus dem jüdischen Volksleben Rußlands. Da war zum Beispiel das Leben einer jüdischen Proletarierfamilie geschildert, die ohne sicheren Verdienst in den Tag hinein lebte. Die wackelige Petroleumlampe mit dem wackeligen Zylinder auf dem wackeligen Familientische, die alle Bewegungen der Familienglieder in der engen Stube tyrannisiert, da sie bei jeder unvorsichtigen Berührung des Tisches umzufallen droht, wird als Symbol der Unsicherheit der Familienexistenz gedeutet. Eine andere Erzählung schildert einen wohlhabenden Juden, der seinen Sohn als Christen hatte erziehen lassen und ihm seine eigene Abstammung verborgen hatte. Der Sohn war Pope und Judenfeind geworden und der Vater muß nun die gehässigsten Angriffe gegen sein eigenes Volk anhören und ist schließlich feig genug, in diese Reden einzustimmen. Was den erschütternden Eindruck dieses Buches ausmachte, war aber nicht der sachliche Inhalt, sondern die einheitliche Grundstimmung, welche sich durch alle Beiträge hindurchzog. Man erkannte, daß in unserem Nachbarreiche ein Volk lebt ohne Heimat, ohne Hoffnung, ohne Ideale, geschlagen mit der Verachtung seiner Umgebung, das die Last des Daseins nicht mit Ergebung, sondern mit Verzweiflung trägt, und das selbst in seiner Religion wohl einen Halt gegen die nationale Vernichtung, aber keinen Trost findet. Dieser durch keinen fremden Ton gestörte Eindruck wirkte umso überzeugender, als er offenbar

nicht beabsichtigt war, denn das Buch war doch wohl geschrieben, um das jüdische Selbstbewußtsein zu stärken. Was ich später gelegentlich von zionistischen Schriftstellern gelesen habe, hat die Wirkung jener kleinen esoterischen Schrift zwar nicht erreicht, den gewonnenen Eindruck aber bestätigt und in mancher Hinsicht ergänzt und ich komme darauf noch zurück.

Das alles gilt zunächst für die östlichen Juden; wer schärfer beobachtet, wird aber auch hinter der freundlichen oder lächelnden Maske unserer jüdischen Mitbürger die leere und traurige Seele eines Volkes finden, das die Möglichkeit und den Willen zu nationaler Existenz verloren hat und doch den Mut nicht finden kann, sie wegzuwerfen, und dem, wenn es seine Fesseln gesprengt und seine Überlieferung verworfen hat, nur ein gemeinsames Ziel des Strebens übrig geblieben ist, das materielle Behagen. Niemand, der einmal von dieser Seite einen Einblick in die jüdische Volksseele getan hat, wird dem unglücklichen Volk fürder eine gewisse Sympathie versagen. Aber weder Mitgefühl noch Anerkennung für die eigenartige Begabung dieses Volkes darf uns abhalten, die Judenfrage zuerst vom Standpunkte unseres eigenen Volkes zu betrachten.

Die Judenfrage ist zu anderen Zeiten und bei anderen Völkern nicht ohne Gleichnis. Überall, wo wirtschaftliche Gegensätze mit nationalen oder religiösen Gegensätzen zusammenfließen, treten starke Gefühle der Abneigung auf, die nur zu leicht in lodernden Haß übergehen, denn in diesen Fällen fehlen die wirtschaftlichen Zwischenformen, welche sonst die Kluft überbrücken, fehlt der Austausch von Individuen, durch welchen sonst das Denken und Fühlen verschiedener sozialer Klassen ausgeglichen wird, fehlt das Bewußtsein, untrennbar und notwendig zu einem Organismus verbunden zu sein. Diese Abneigungen heften sich dann leicht an äußerlich wahrnehmbare Unterschiede der Sprache, der Sitte, der Religion, besonders aber an äußerlich wahrnehmbare Rassenunterschiede. Daß der Rassenhaß aber kein ursprüngliches und angeborenes Gefühl ist, zeigt sich in den zahlreichen Fällen, in denen das Gefühl aus irgend welchen Gründen wechselt.*)

Blutige Ausbrüche solches sozial begründeten und rassenhaft gefestigten Hasses haben wir in den Mandschumetzeleien der chinesischen Revolution erlebt, auch die Abneigung der Orientalen gegen die Armenier, die „Juden des Orients„.

*) Man hört so oft von interessanten exotischen Gästen, die sogar den weißen Frauen gefährlich werden sollen, seien es nun indische Prinzen oder Jahrmarktsbudenschauobjekte aus Innerafrika; in der Heimat dieser Personen regeln sich ihre Beziehungen zu den Weißen in allen Fällen nach dem harten Gesetz des Rassengegensatzes. Wie plötzlich solcher Stimmungsumschlag unter Umständen sein kann, dafür haben wir im Beginn des Krieges ein krasses Beispiel erlebt. Die Japaner waren uns noch im Sommer 1914 trotz aller Fremdartigkeit ein Volk von hohen künstlerischen und militärischen Gaben, von einer eigenartigen Ethik, unsere geachteten Schüler, in manchen kleinen Dingen des Geschmacks unsere Lehrer; während einiger Tage oder Wochen wurden sie sogar als vermeintliche Bundesgenossen umschmeichelt und mit Volkskundgebungen bedacht — über Nacht waren sie gelbe Affen geworden.

hat sich vor unseren Augen in blutigen Verfolgungen entladen. Die Beziehungen der unterworfenen Völker zu den Europäern in den Kolonien und in anderer Weise die Japanerfrage in Amerika stehen unter dem gleichen Gegensatz. Selbst die Abneigung, welcher der Deutsche in Rußland begegnete, ruhte auf dem Zusammenfließen wirtschaftlicher und nationaler Gegensätze. Was der europäischen Judenfrage unter allen diesen verwandten Fragen ihre Besonderheit und ihre Schärfe gibt, ist der Umstand, daß die Stellung der Juden im Volkskörper sich seit den Tagen, in denen das Ghetto geöffnet wurde, im Flusse befindet.

Solange ein sozialer Organismus nicht durch übermäßige Tradition erstarrt ist, wie etwa derjenige Indiens, findet ein dauernder Austausch zwischen den verschiedenen Schichten der Bevölkerung statt; Berufe wechseln vom Vater auf den Sohn, Individuen und Familien steigen und fallen auf der sozialen Stufenleiter, immer beherrscht von dem Drange nach Macht und Lebensfülle. Dabei gibt es immer Schichten, denen ein größeres Beharrungsstreben innewohnt als anderen, sei es aus Behagen an Existenz und Besitz, wie den Bauern und in nicht ferner Zeit dem Handwerk, sei es aus Mangel und der daraus folgenden Unmöglichkeit des Aufstieges, wie den Arbeitern. Aus diesen „gesättigten" Schichten steigen verhältnismäßig wenige und im allgemeinen nur tüchtige und begabte Individuen auf; diese Schichten bilden die große Reserve, den soliden Kern der Volkskraft. Gerade umgekehrt verhalten sich die oberen Schichten der Gesellschaft. Hier ist dem Drange nach Aufwärts eine natürliche Grenze gezogen. Die Pyramide der Gesellschaft läuft in eine sich rasch verengende Spitze aus. Die Schwierigkeit des Konkurrenzkampfes, die Unsicherheit der Laufbahn, welche sich daraus ergeben, und dabei die Notwendigkeit, eine sozial anerkannte Lebenshaltung aufrecht zu halten, führen zu später Ehe oder zur Beschränkung der Kinderzahl; sehr oft schränkt schon der erhöhte Verbrauch an Nervenkraft die Zeugungsfähigkeit ein. Auch fallen die Begabungen naturgemäß nicht immer den Anforderungen des Standes entsprechend aus, ein Teil der Nachkommenschaft steigt deshalb sogar sozial herab oder er verkümmert, weil der Übergang zu einem anderen Beruf durch die Furcht vor sozialem Abstieg erschwert ist. Wo aber ererbtes Vermögen die Grundlage der Existenz bildet, da sucht der Lebensdrang in Wohlleben und Genuß eine Entladung und führt über Erschlaffung und Verschwendung ebenfalls zu sozialem Abstieg, oder die Familien verfallen und erlöschen in dem Bestreben, den natürlichen Verfall der Vermögen aufzuhalten. Sollen diese Schichten an Menschenzahl und Leistungsfähigkeit erhalten bleiben, so bedürfen sie deshalb des dauernden Zuwachses von unten. Zwischen diesen beiden Grenzen gibt es zahlreiche Schichten, denen ein starker Vorwärtsdrang innewohnt und die ständig Mitglieder nach oben abgeben und sich von unten ergänzen. Ein Standesbewußtsein, wie es die Bauern und die Arbeiter und auf der anderen Seite etwa die Offiziere, die höheren Beamten, der Adel, die alten Großkaufmannsfamilien ausgebildet haben, kann sich hier trotz aller Standesvereine nicht entwickeln.

Die Juden sind nun durch ihre Geschichte in den am allerwenigsten gesättigten Schichten des Volkes zusammen gedrängt worden. Im Mittelalter war ihnen zumeist nicht nur Grundbesitz und Handwerk verschlossen, sondern eigentlich nur der kleine Geldhandel offen, das was man Wucher nannte, ein Gebiet, das wahrscheinlich stark übersetzt war, obgleich die Juden darin ein Monopol genossen, und das durch die schwankende Behandlung durch Volk und Obrigkeit ständig gefährdet war. So sind sie zur Ausnützung der kleinsten Vorteile nicht nur erzogen, sondern gezüchtet worden. Als dann (allmählich bis zur großen Judenemanzipation im neunzehnten Jahrhundert) die Schranken fielen, haben sie sich zunächst über alle anderen Gebiete des Handels verbreitet. Der Kaufmannsstand strebt aber an sich in besonderer Weise über seine Grenzen hinaus. Sein Beruf ist zu erwerben und reich zu werden, und aus dem Streben nach Reichtum ergibt sich die Neigung, sich fremde wirtschaftliche Tätigkeit dienstbar zu machen. So haben die Juden den großen Einbruch des Handels in das Gewerbe mitgemacht und geführt, der zur kapitalistischen Umgestaltung unseres Wirtschaftslebens geführt hat. Der Haß, der durch diesen Umwandlungsvorgang entwurzelten Existenzen, hat sich deshalb hauptsächlich gegen sie gerichtet, und der alte Antisemitismus war vorwiegend eine Mittelstandsbewegung. Durch die Verzweiflung der niedergehenden Volksschicht hat er seine Prägung und seinen rauhen Ton erhalten.

Dieser Antisemitismus hat seinen Höhepunkt längst überschritten, weil der alte gewerbliche Mittelstand, der ihn trug, bis auf ansehnliche, auch unter den neuen Verhältnissen lebensfähige Reste untergegangen ist, und weil das Überhandnehmen der Aktiengesellschaften den Unternehmer, gegen den er sich richtete, den Blicken der Öffentlichkeit entzieht. Aber auch das Vordringen der Juden auf den alten Wegen ist zu einem verhältnismäßigen Stillstand gekommen. Die kapitalistische Entwicklung ist in ein langsameres Tempo übergegangen und dem Aufstieg des Unternehmers sind Schranken gesetzt durch den Rückgang der mittleren und kleinen Betriebe und dadurch, daß die Großbetriebe von den Banken mit dem Kapital der Sparer gespeist werden; der Angestellte ist in weitem Umfange an die Stelle des Unternehmers getreten. So sind die Juden heute im Handel zusammengedrängt, ohne daß dieser Beruf ihren Kindern günstigere Aussichten als andere Berufe bietet. Die Folge ist, daß sie jetzt von den wohlhabenden Kaufmannsfamilien aus in breitem Strome in das Beamtentum und die gelehrten Berufe eindringen, wobei die Berufe, welche ihnen weniger Widerstand entgegensetzten, zunächst bis zur Überfüllung besetzt werden. Deshalb müssen heute vor allem die Geistesarbeiter die Konkurrenz der Juden aushalten, und deshalb ist ein neuer Antisemitismus im Anstiege begriffen, der Antisemitismus der Gebildeten. Dieser Kulturantisemitismus ist weniger laut und weniger ungehobelt als der alte, er vermeidet die öffentliche Diskussion überhaupt, und er verträgt sich sogar sehr gut mit persönlicher Freundschaft zwischen Parteigängern beider Lager; ja es fehlt diesem Antisemitismus sogar

jede Spur einer Organisation, während ihm die Juden nicht nur ihre Organisationen, sondern auch das natürliche Solidaritätsgefühl der Minderheiten entgegensetzen. Trotzdem wären ohne den zähen Widerstand dieses Antisemitismus heute wohl alle höheren Berufe, der Offiziersberuf nicht ausgenommen, in derselben Weise mit Juden überfüllt, wie etwa der Anwaltsberuf oder der Beruf des Journalisten. Allein das sind Standesfragen, die das allgemeine Wohl nicht allzutief berühren, jedenfalls nicht tiefer als die alten Sorgen des Mittelstandsantisemitismus, über welche jene Schichten gespottet oder gescholten haben, die heute die hauptsächlichsten Träger antisemitischer Bewegungen und Gefühle sind.

In einem Punkte aber wird die Judenfrage zu einer nationalen Angelegenheit von höchster Bedeutung: das ist der Einfluß der Juden auf unser Geistesleben und unsere öffentliche Meinung. Die Stärke dieses Einflußes beruht nicht auf wirklich schöpferischen Leistungen — es begegnet wohl keinen Widerspruch zu behaupten, daß der Anteil der Juden an solchen Leistungen ihren Anteil an der Bevölkerung keineswegs übersteigt —, sondern auf Leistungen, zu denen ein leidliches Talent sich erziehen kann. Die Nachdenker, die Ausbeuter der geistigen Güter, die Kärrner im Sinne Schillers bestimmen ja das Geistesleben eines Volkes weit mehr, als die originalen Denker. Wir dürfen deshalb auch diesen Einfluß aus der eigenartigen Stellung der Juden im sozialen Organismus, nicht aus irgend welchen eigenartigen angeborenen Eigenschaften verstehen. Wie in den Anwalts- und Arztberuf bringen die Juden auch in die Literatur und die Politik ein, als in Gebiete, in denen die Gunst des Publikums und rücksichtslose Energie im Konkurrenzkampf für den Erfolg mehr bedeuten, als die Mißgunst der Berufsgenossen, und von Überlieferungen unbeschwert, schließen sie sich gerade jenen Richtungen, jenen Gedankenkreisen an, welche im Augenblicke die größte werbende Kraft besitzen. So ist nicht nur ihr Anteil an der geistigen Arbeit schlechthin größer als ihr Anteil an der Bevölkerung, sondern auch ihr Einfluß auf die Öffentlichkeit größer als ihr Anteil an der geistigen Arbeit. Es ist bekannt, daß die Zeitungen, welche die größte Auflage und den größten Einfluß wenigstens auf die städtische Bevölkerung besitzen, in jüdischen Händen sind, daß die Juden die literarische und künstlerische Kritik beherrschen und daß sie in zwei großen politischen Parteien einen maßgebenden Einfluß ausüben. Unser Volk lernt die öffentlichen Angelegenheiten mit den Augen des jüdischen Volksteiles betrachten, unsere Geistesgüter mit jüdischem Geschmack genießen, kein Schriftsteller und Künstler kann Erfolg ernten, der den jüdischen Kritikern mißfällt, kaum kann ein Vorschlag ohne jüdische Billigung Gesetz werden. Goldstein, einer der ihrigen, drückt diese Erkenntnis unter Beschränkung auf die literarische Kritik mit den Worten aus: „Wir verwalten den geistigen Besitz des deutschen Volkes“ (Kunstwart 1912). Nun soll keineswegs behauptet werden, daß jüdischer Geist und deutscher Geist so unvereinbare Dinge seien, oder daß die Zugehörigkeit zu einer anderen Rasse an sich schon eine Übereinstimmung des Urteils ausschlösse. Aber jüdischer und deutscher Geist entspringen anderen Wurzeln.

Unser Denken geht nur selten und nur bei wenigen auf die letzten logischen Gesetze zurück, die Antriebe unseres Handelns entspringen nicht immer einer Erkenntnis der letzten Notwendigkeiten. Wir werden durch Anschauungen, Gewohnheiten und Ziele geleitet, die wir nicht selbst gebildet haben, feste, stark gefühlsbetonte Begriffe von Recht und Unrecht, von Pflicht und Freiheit, von Religion, Familie, Vaterland, Gesellschaft usw. bis in die Kleinlichkeiten des Lebens hinein. Diese Generalbegriffe halten das Denken von Millionen von Volksgenossen in den gleichen Bahnen, sie bewirken, daß Millionen auf gleiche Anstöße in der gleichen Weise reagieren, und sie ermöglichen dadurch erst gemeinsame Handlungen und nationales Leben. Ohne dieses Band würde alles menschliche Tun in Einzelstrebungen und Eigenbrödelei zerflattern. Oft sind diese Allgemeinbegriffe überlebt, unsinnig oder schädlich; oft müssen sie überwunden oder ersetzt werden. Aber man kann sie selten ohne Schaden ausmerzen, wenn man nicht ihrer Wurzel nachfühlt, ihren berechtigten Teil heraushebt, Besseres an ihre Stelle setzt, und zu ihrer Kritik gehört eine tiefere Weisheit als die Erkenntnis der allen augenfälligen Zusammenhänge. Und wo sie zu nichts besserem mehr dienen, sind sie oft noch ein heilsamer Hemmschuh, der die Entwicklung vor überflüssigen Schwankungen, vor dem Streben in das Extrem bewahrt. Diese Begriffskomplexe, die man den Geist des Volkes nennen kann, wurzeln in der ganzen Vergangenheit des Volkes; alles Geschehen politischer, religiöser, wirtschaftlicher Art hat an ihnen mitgeschaffen. Die Juden haben seit Jahrtausenden ihr eigenes Leben neben dem anderen Volksteil geführt, mit eigener Religion, eigenen Sitten, eigenem Ethos, eigenen Leiden und eigenen Idealen, ohne innere Anteilnahme an den Vorgängen unseres nationalen Lebens. So steht der Jude unseren Allgemeinbegriffen ohne Überlieferung, ohne Ehrfurcht, ohne tieferes Verständis gegenüber, aber nicht ohne Vorurteil, denn er bringt seine eigenen unter anderen Bedingungen entstandenen Maßstäbe mit; und während er in seiner eigenen Welt durch Jahrtausende die irrationalsten und hemmendsten Überlieferungen ertragen hat, wird er einer anderen Welt gegenüber zum einseitigen und oberflächlich rationalen Kritiker. Wenn der Jude aber, wie das bei denen, die an unseren Kulturfragen mitarbeiten, meist der Fall ist, mit den eigenen Überlieferungen gebrochen hat, so wird er erst recht zum haltlosen Verneiner oder zum hemmungslosen Neuerer. So wird der jüdische Geist, wenn er in unserem Geistesleben einen maßgebenden Einfluß gewinnt, zu einem ständigen Antrieb der Zersetzung, nicht weil er minderwertig ist, sondern weil er anders ist, aber ohne daß er uns aus seiner absterbenden Ideenwelt neue Werte als Ersatz zuführen könnte. Dieser zersetzende Einfluß wirkt umso stärker, als die meisten jüdischen Schriftsteller ihre Stammeszugehörigkeit geflissentlich verbergen — es gilt ja schon als Antisemitismus jemand als Juden zu bezeichnen — während sie sich untereinander sehr wohl als Juden erkennen. Dabei soll keineswegs geleugnet werden, daß sich viele Juden ehrlich bemüht haben und bemühen, Anschluß an unser Geistesleben zu

gewinnen, unser Nationalgefühl in sich aufzunehmen, und selbst unsere christliche Überlieferung zu begreifen, und daß diese Bestrebungen manche wertvolle Frucht gezeitigt haben; ebensowenig soll geleugnet werden, daß Kunst und Literatur manche feinsinnige Förderung durch jüdische Mäcenaten erfahren haben. Aber gerade die Juden, welche uns die wertvollsten Mitarbeiter sind, verlieren den Anschluß an ihr Volk und damit ihren Einfluß auf die jüdische Geistesrichtung.

Die Abseitigkeit der Juden unserer Überlieferung gegenüber ist übrigens nicht nur im Geistesleben, sondern schon vorher im Wirtschaftsleben wirksam gewesen. War den Juden doch vermittelst ihrer Ausnahmestellung dem kanonischen Zinsverbot gegenüber geradezu eine abweichende Wirtschaftsethik durch ihre Wirtsvölker anerzogen, beinahe aufgezwungen worden. Deshalb haben sie, als sie im Handel vordrangen, eben durch diese Abseitigkeit sehr wesentlich dazu beigetragen, die auf Beschränkung des Erwerbstriebes gerichtete Wirtschaftsethik des Mittelalters zu überwinden; und sie haben so noch über ihren oben geschilderten unmittelbaren wirtschaftlichen Anteil hinaus auf die Umbildung zum Kapitalismus hingewirkt*).

Es ist heute kaum möglich, die Judenfrage zu behandeln, ohne sich mit der Rassentheorie auseinander zu setzen, oder, sagen wir schärfer, mit dem Versuche, das instinktive Selbstgefühl eines lebenskräftigen Volkes auf rassentheoretischer Grundlage zu rechtfertigen. Diese Theorien sind keineswegs eine deutsche oder germanische Besonderheit. Wir brauchen gar nicht auf die Alten und auf Aristoteles zurückzugehen, der zwischen Völkern unterscheidet, die von der Natur zum Herrschen und die zum Dienen bestimmt sind. Wir dürfen überzeugt sein, daß sich auch der Jude an solchen Erwägungen aufrichtet, wenn er aufgehört hat, an das auserwählte Volk Gottes zu glauben. Sogar arische Judenfreunde kehren die Theorie bisweilen um. Dazu kommt, daß schon das Bestreben, möglichst tief zu graben, den Schriftsteller, welcher die Judenfrage behandelt, dazu verleitet, nach letzten geheimnisvollen Ursachen zu suchen. Und das führt ihn immer wieder zu den angeborenen Sondermerkmalen der Rasse. Will er aber auch diese erklären, dann geht er, von demselben Bestreben geleitet, in möglichst frühe Perioden der jüdischen Geschichte zurück — etwa in die Zeit der Wüstenwanderung, wobei freilich übersehen ist, daß unser Volk die schweifende Lebensweise rund tausend Jahre später überwunden hat. Ich habe demgegenüber zu zeigen versucht, daß die jüdische Sonderheit, eingeschlossen sowohl ihre

*) Über den Einfluß des jüdischen Geistes in der Zeit des Frühkapitalismus vergleiche Sombarts bekannte Ausführungen. Aber wenn Sombart die Juden geradezu für den Kapitalismus verantwortlich macht, so wird ihm mit Recht entgegengehalten, daß diese Entwicklung sich ganz natürlich aus dem wachsenden Reichtum und aus dem wachsenden interlokalen und internationalen Warenaustausch ergab, der seine Folge war, und daß Nichtjuden, die Mediceer, die Fugger, die Welser und andere, überall an der ersten Stelle standen. Übrigens merkwürdig, wie verschieden Urteile klingen können, die in ihrem materiellen Inhalte übereinstimmen. Sombart behauptet im Grunde dasselbe wie die populären Schlagworte des Antisemitismus, nur daß er einen anderen Wertmaßstab anlegt.

soziale Stellung als ihre geistige Verfassung, aus sozialen und historischen Ursachen verstanden werden kann, die bis auf den heutigen Tag weiter wirken. Daß ein Volk von so merkwürdigen Schicksalen auch eine ausgeprägte ursprüngliche geistige Eigenart besitzt, muß freilich a priori vorausgesetzt werden. Diese gefestigten Eigenschaften gesondert von den vergänglichen Wirkungen der geschichtlichen Erziehung aus dem heutigen jüdischen Volkscharakter herauszuschälen, das geistige Erbe im biologischen Sinne von dem Kulturerbe zu trennen, dazu fehlt uns die Methode.

Jene Methode, die allein exakt wäre, das jüdische Volk unter den gleichen Bedingungen anderer Völker zu beobachten, können wir nicht anwenden. Wir könnten aber statt der positiven Beobachtung eine Methode der Negation anwenden, indem wir aus den unter den heutigen Bedingungen beobachteten Eigenschaften diejenigen aussonderten, die sich aus den äußeren Verhältnissen erklären lassen; aber dann würde wahrscheinlich nicht viel übrig bleiben, denn auch das biologische Erbe ist wohl in der Hauptsache gleich dem Kulturerbe eine Wirkung der Beziehungen zur Außenwelt, ein Niederschlag des Erlebens in der Zelle, nur daß es unbekannte Zeit braucht um sich zu bilden oder aufzulösen. Eine andere Methode wäre, die höchsten Leistungen in Kunst und Literatur auf ihre gemeinsamen Züge zu untersuchen; denn bei Menschen mit originalen Leistungen pflegt der angeborene Charakter das anerzogene Denken und Fühlen stärker als sonst zu durchbrechen. Diese Methode würde bei den Völkern unserer Rasse auch leidlich gute Ergebnisse liefern. Die quälende Seelenanalyse der russischen Dichter, der unbestechliche Wirklichkeitssinn der englischen Naturforscher, die grotesken Formen des amerikanischen Humors sind anscheinend Zeichen einer angeborenen Sonderart. Bei den Juden scheint diese Methode zu versagen, sei es, daß der Einfluß der Umgebung doch zu stark ist, oder daß wir die Besonderheit an der falschen Stelle suchen. Zwischen den gütigen Bildern Israels und dem kalten Realismus Liebermanns scheint keine andere Verwandtschaft zu bestehen als bisweilen in der Wahl des Stoffes und in der Technik. Auch die gemeinsamen Züge zwischen Spinoza und Moses Mendelssohn sind schwer zu finden, und den jüdischen Dichtern, etwa Salus, Schnitzler, Hoffmannsthal, ist vielleicht ein Hang zur Schwermut, eine feine Wortkunst und vielleicht auch ein Mangel an naiver Lebensfülle gemeinsam; das volkstümlich gewordene Bild des jüdischen Charakters spiegelt eigentlich nur Heinrich Heine wieder. Es bleibt noch ein Weg, der nur eine gewisse Wahrscheinlichkeit bietet. Wir können jene Eigenschaften, welche allen jüdischen Volksgruppen unter verschiedenen Bedingungen und zu verschiedenen, nicht allzuweit auseinanderliegenden Zeiten gemeinsam sind und jene, welche nur einigen von ihnen angehören, voneinander sondern; die einen scheiden als wandelbare Wirkungen der geschichtlichen Bedingungen aus, bei den anderen bleibt die Möglichkeit einer erblichen Anlage. Zu dieser Gruppe der möglichenfalls angeborenen Eigenschaften gehört der eingangs erwähnte schwermütige und schicksalsergebene Zug. Wenn man auch nur einen oberflächlichen Einblick in das esoterische

jüdische Schrifttum zu gewinnen sucht, so ist man immer von neuem über die Stärke dieses Zuges überrascht, der dem vergleichenden jüdischen Schriftsteller als eine Eigentümlichkeit seines Volkes durchaus bewußt geworden ist. Selbst die jüdische Religion und die jüdische Frömmigkeit sind durch das Schicksal des Volkes gestaltet und spiegeln seine Grundstimmung wieder. Der jüdische Gott ist ja nicht der gütige himmliche Vater des Christentums, sondern ein strenger und unerbittlicher Herr, vor dem man im Bewußtsein der eigenen Erbärmlichkeit im Staube kriecht. Aber gerade diese extrem demütige religiöse Stimmung lebt bereits in aller Stärke in den jüngeren Teilen der Bibel, besonders in den Schriften der Propheten, und die Poesien geben ihm zuweilen einen ergreifenden Ausdruck. „Aus der Tiefe rufe ich zu dir o Herr, Herr erhöre mein Flehen!" Wahrscheinlich also, daß dieser Zug nicht erst in der Zerstreuung entstanden ist, sondern, daß das Volk aus der babylonischen Sklaverei oder aus den inneren Kämpfen um den Monotheismus, vielleicht auch aus Urzeiten her eine Eigenschaft mitbrachte, die es befähigte, den ärgsten Schicksalsschlägen auszuweichen, indem es sich ihnen beugte, und daß sich so vielleicht doch aus einem früh erworbenen biologischen Besitz seine merkwürdige Widerstandsfähigkeit erklärt.

Auf eine andere Eigenschaft führen uns Beobachtungen der letzten Zeit. Zu den wertvollsten Eroberungen des deutschen Nationalgefühls gehört sicher Lissauer, und seine in ihrer Knappheit so trefflich charakterisierenden Epigramme auf die Freiheitskriege können jedem Deutschen aufrichtige Freude machen. Aber manchem, der Lissauers Haßgesang in seiner Unerbittlichkeit auf sich wirken ließ, ist es vielleicht ergangen wie dem Schreiber, daß ihm eine Gefühlswelle entgegenschlug, die ihm aus einer fremden Welt zu stammen schien, so fremd, daß er aus seinem eigenen Gefühl nicht einmal eine ablehnende Antwort fand. Und vielleicht sind ihm in der so sonderbar das Gefühlsleben enthüllenden Streitliteratur unserer Tage, in Zeitungsartikeln und beiläufigen Bemerkungen feine und doch charakteristische Unterschiede nicht in der Stärke, sondern in der Art des Gefühlstones aufgefallen, die nach derselben Richtung weisen. Eine besonders richtungweisende Bemerkung ist mir gelegentlich in einer religiös gestimmten jüdischen Zeitschrift entgegengetreten. Der Verfasser wandte sich mit ernsten sittlichen Erwägungen gegen Lissauer und erörterte dabei die Verwerflichkeit des unbegründeten Hasses: „Um nichts wird in den Synagogen so inbrünstig gebetet, wie um die Bewahrung vor dem unbegründeten Haß". Berührt uns nicht auch diese so sympathische Bemerkung wie der Hauch einer fremden Seele? Schon die Unterscheidung zwischen zwei Arten des Hasses ist unserer Ethik fremd. Aber wir finden auch hier wieder Anknüpfungen durch die ganze jüdische Geschichte hindurch, vom Talmud, den ja unsere Antisemiten nach dieser Richtung hinreichend ausgenutzt haben, bis zu den gegen Babel und die Feinde des Volkes eifernden Propheten und bis zu der bekannten Vorschrift des Moses: „Aug' um Aug', Zahn um Zahn". Vielleicht ist also auch die stärkere Fähigkeit zu hassen die zum biologischen Besitz gewordene Waffe eines unterdrückten

Volkes. Man wolle diese Bemerkungen nicht als Tadel verstehen. Ehre dem Volke, das seine Fehler erkennt und doppelt Ehre, wenn es in dieser verworrenen Zeit ein anderes Gebet kennt als das berühmte „Gott strafe es!" Mir lag nur daran zu zeigen, daß wir der Frage der seelischen Rassenmerkmale auf ganz anderen Wegen nachgehen können, als sie die Polemik des Tages und eine dem Tagesstreit dienstbare Wissenschaft bisher gegangen ist.

Von den Eigenschaften, welche in der Regel dem jüdischen Volke zugeschrieben werden, gehören vielleicht ein stärkerer Erwerbstrieb und ein besserer Durchschnitt der Verstandesbegabung (eine Folge der schärferen Auslese in der Zerstreuung, schwerlich eine altjüdische Eigenschaft) möglichenfalls auch ein gewisser Mangel an fruchtbarer Phantasie unter diese Gruppe. Nicht hierher gehört dagegen die einseitig kritische Geistesrichtung unserer Juden, denn wir bemerken, daß die talmudgläubigen Juden den drückendsten Ballast an Vorschriften und Überlieferungen durch die Jahrtausende mit sich geschleppt und ihn beständig vermehrt haben, während bei den Völkern, unter denen sie lebten, in der gleichen Zeit Überlieferungen anfbauende und Überlieferungen zerstörende Perioden mehrmals gewechselt haben. Diese durchaus nur anerzogene kritische Richtung hat den Juden wohl den volkstümlichen Vorwurf mangelnder Bescheidenheit eingetragen. Umgekehrt darf man auch die Eigenschaften der östlichen Juden nicht ohne weiteres unter das biologische Erbe setzen, zum Beispiel nicht aus dem musterhaften Familienleben dieser Gruppe auf einen besonders starken angeborenen Ernst in geschlechtlichen Dingen schließen. So bleibt uns der jüdische Rassencharakter in der Hauptsache ein unbekanntes Land, und was wir an möglichen Rasseneigenschaften herausfinden, trägt zur Erklärung der modernen Judenfrage wenig bei. Ich möchte glauben, daß ein Volk von unseren Eigenschaften unter den gleichen Bedingungen ganz ähnliche Probleme erzeugt hätte.

Wir kommen also zu dem Ergebnis, daß die Zusammendrängung der Juden in wenigen, besonders ungesättigten Berufsschichten die Ursache der Spannungen ist, welche sie in unserem Volkskörper hervorrufen. Man kann alle diese Dinge umso leidenschaftsloser erörtern, als einsichtige Juden nicht nur die gleichen Fragen stellen, sondern sie bisweilen auch in ähnlichem Sinne beantworten. In den für Juden geschriebenen Zeitschriften finden wir wenigstens von Zeit zu Zeit Zusammenstellungen über die berufliche Gliederung der Juden, in denen jeder Fortschritt zu gleichmäßigerer Verteilung mit Genugtuung verzeichnet wird. Eine Lösung ist freilich auf diesem Wege nicht zu erwarten, denn um die Juden gleichmäßig unter die Bevölkerung zu verteilen, müßten wir sie in den unteren, gesättigten Volksschichten festbinden, das heißt wir müßten sie deklassieren. Wir müßten ihnen sogar Land geben, nach dem sie kein Verlangen tragen, und das wir unseren Volksgenossen nicht nehmen wollen.

Aber die westeuropäische Judenfrage geht einer allmählichen Lösung auf einem anderen Wege entgegen. Das jüdische Proletariat ist verschwunden;

unsere Juden gehören heute durchaus den mittleren und höheren Schichten an mit einem starken Drange, weiter emporzusteigen. Damit sind sie dem stärkeren Menschenverbrauch dieser Volksschichten ausgesetzt, ohne daß ihnen durch aufsteigende Existenzen neue Kräfte zuströmten. Dazu kommt, daß ihnen mit der Zunahme von Wohlstand und Bildung der Wille zu nationaler Sondererexistenz schwindet; Mischheiraten, Übertritte und mehr noch christliche Kindererziehung vermindern dauernd ihre Zahl, und vielleicht sind sie sogar von der europäischen Rassenpest stärker angesteckt als das übrige Volk. So kommt es, daß ihre Volksvermehrung heute hinter der allgemeinen Volksvermehrung zurückbleibt, während sie ihr früher überlegen war. Dieses Sinken der jüdischen Volksvermehrung ist ein fortschreitender und wahrscheinlich unaufhaltsamer Prozeß, und er wird allmählich zu einem absoluten Rückgang der jüdischen Bevölkerung und schließlich zum Untergehen der Juden oder ihrem Aufgehen im übrigen Volke führen. Ist dies auch ein Ausblick auf Jahrhunderte, so wird doch die Spannung mit allen ihren Begleiterscheinungen schon lange vorher, vielleicht in ein oder zwei Generationen geschwunden sein. Alles unter der Voraussetzung, daß das westliche Judentum sich selbst überlassen bleibt.

Es bestünde deshalb überhaupt keine Veranlassung, der Judenfrage gerade in diesem kritischen Augenblick Beachtung zu schenken, wenn nicht hinter dem Kriege eine neue und weit ernstere Judenfrage auftauchte. In unserem östlichen Nachbarlande wohnen über fünf Millionen Juden, eben jene Juden, von denen der zionistische Volkskalender erzählte. Sie sind auf wenige Landesteile beschränkt, in denen sie einen erheblichen Bruchteil der Bevölkerung ausmachen. Sie sind von der völkerbeglückenden Lehre des Neumalthusianismus noch unberührt. Sie leben zum großen Teil in den kümmerlichsten Verhältnissen, in ihren Erwerbsmöglichkeiten durch eine harte Gesetzgebung beschränkt und durch ein brutales Verwaltungssystem, zu dessen Einrichtungen der Pogrom gehört. Freilich kann man diesem System wohl Menschlichkeit und Gerechtigkeit aber doch nicht durchaus Verstand und Weitblick absprechen, denn es verfolgt das klare Ziel, eine Entwicklung der Judenfrage, wie sie in den westlichen Ländern eingetreten ist, zu verhindern. In einem kulturarmen Lande, dem ein breiter Mittelstand fehlt, und in dem die besten Kräfte des Volkes noch in einem durchaus gesättigten bäuerlichen Proletariat gebunden sind, würden die Juden nach einer Emanzipation nur zu leicht im Wirtschaftsleben und bald auch im politischen Leben die Führung an sich reißen. Unsere Heerführer haben dieser jüdischen Masse im Namen der verbündeten Regierungen in offiziellen Proklamationen Freiheit und Gleichberechtigung versprochen, und wir werden dieses Versprechen nach einem siegreichen Kriege einlösen. Es ist nicht schwer, sich die Folgen für unseren künftigen östlichen Nachbarstaat auszumalen. Zunächst werden die Juden hauptsächlich auf den Gebieten vordringen, auf denen sie sich schon jetzt betätigen, und dabei die Städte, in denen sie bis jetzt festgehalten sind, verlassen. Sie werden sich als Zwischenhändler, Gastwirte, Agenten, über das flache Land verbreiten und

diese Erwerbsmöglichkeiten unter scharfer gegenseitiger Konkurrenz fruchtbar zu machen suchen. Verschuldung und Mobilisierung des bäuerlichen Grundbesitzes und eine überstürzte kapitalistische Entwicklung mit schweren wirtschaftlichen Erschütterungen wird die Folge sein. Von der gewonnenen wirtschaftlichen Basis aus werden die Juden dann in alle Zweige des Erwerbslebens und in alle höheren Berufe eindringen. Die durch das Vordringen der Juden geschädigten Schichten werden mit einer hitzigen antisemitischen Agitation antworten, die zu schweren und gehässigen Kämpfen führt und nur zu leicht eine neue Beschränkung und Bedrückung der Juden, zum mindesten aber wirtschaftliche Abwehrmaßregeln, Selbsthilfe und Boykott zur Folge haben wird, so daß auch die Juden ihrer Erfolge nicht werden froh werden. Auch wir werden in diese Entwicklung hineingezogen werden. Den Juden wird ihr Heimatland, in dem sie sich infolge ihrer Zusammendrängung gegenseitig behindern, bald zu eng sein. Sie werden in Scharen auswandern, aber nicht nach dem wenig entwickelten, vom Kriege ausgesogenen und ihnen wahrscheinlich noch immer verschlossenen Osten, sondern zu uns. So werden auch wir nach einiger Zeit eine neue Überfüllung bestimmter Berufe mit Juden und ein Wiederaufleben der antisemitischen Bewegung erleben, unter der nicht zuletzt unsere eingesessenen Juden zu leiden haben werden.

Glücklicherweise ist das Heilmittel vom Judentum selbst gefunden worden, und das ist der Zionismus, das letzte und merkwürdigste Glied in dem großen Aufschwung der nationalen Bewegungen in Europa. Wir sind geneigt, die Kraft dieser ebenso praktischen wie idealen Bewegung zu unterschätzen, weil wir sie nach den Vorgängen im deutschen Judentum beurteilen. Aber bei uns fehlt dem Zionismus zur Verfolgung seines vornehmsten Zieles die Grundlage, ein breites jüdisches Proletariat. So beschränkt er sich darauf, ein jüdisches Nationalbewußtsein zu propagieren, und zu versuchen, die Entwicklung rückgängig zu machen, welche das Aufgehen des jüdischen Geisteslebens im Geistesleben des Wirtsvolkes anstrebt. Die bisherige Politik unserer Juden ging aber gerade darauf aus, ihr Nationalgefühl zu verlieren oder zu verheimlichen, dessen Betonung ihnen die errungene Gleichberechtigung zu gefährden oder wenigstens das unbeachtete Eindringen in alle Berufe zu erschweren schien. So hat der Zionismus gerade im eigenen Lager der westlichen Juden die schärfste Zurückweisung erfahren. Anders als bei uns ist es bereits in Österreich-Ungarn, besonders in Gegenden großer jüdischer Volksdichte. Ich bin selbst vor sechs Jahren gelegentlich eines Aufenthaltes im slovakischen Ungarn durch Zufall darauf aufmerksam geworden, daß fast die ganze jüdische Bevölkerung (sie machte ungefähr den ganzen wohlhabenden Teil der Ortsbevölkerung aus) zionistisch organisiert war und ihre regelmäßigen Konventikel hielt. Noch stärker dürfte die Bewegung in den polnischen Landesteilen sein; hat man doch versucht (was daraus geworden ist, kann ich jetzt nicht feststellen) in Galizien und der Bukowina*)

*) Auch in Russisch-Polen! D. Red.

besondere jüdische Wahlkörper für die Parlamentswahlen zu bilden, also die Juden offiziell neben den Polen, Ruthenen und Deutschen als Volk anzuerkennen. In Rußland aber umfaßt die neue Lehre heute die Zukunftshoffnung des ganzen Volkes. Noch zur Zeit der Revolution war das nicht so. Damals erwarteten die Juden von der Niederringung des Absolutismus und einer allgemeinen nationalen und sozialen Verbrüderung das Heil, und sie stellten der Bewegung den größten Teil der Führer, eine Tatsache, die bei uns nicht hinreichend gewürdigt worden ist. Nach der Niederlage der Revolution hat die jüdische Jugend enttäuscht ihre alten Ideale verworfen und sich dem neuen zionistischen Ideal zugewandt. So hat der Zionismus geradezu der russischen Revolution das Rückgrat gebrochen. Daß das russische Judentum für die Lösung der Frage im Sinn des Zionismus reif ist, kann also nicht bezweifelt werden, und es dürfte kaum ein zweitesmal vorgekommen sein, daß sich die schärfsten Gegensätze so einmütig in der gleichen Forderung zusammengefunden hätten, wie hier die Bestrebungen der Juden und ihrer extremsten Gegner. Der historische Moment wird versäumt sein, wenn man wartet, bis die zionistische Woge wieder im Sinken ist*).

In dem reinen Herzlschen Sinne, als eine Rückkehr der Juden nach Palästina, wird sich der Zionismus allerdings nicht durchführen lassen, denn Palästina ist ein kleines und leidlich kultiviertes Land, dessen Boden in festen Händen ist. Außerdem nehmen die christlichen und mohammedanischen Völker so viel Interesse an diesem Fleckchen Erde, daß sie nicht den Juden werden Platz machen wollen. Hat die türkische Regierung doch bereits Gesetze zur Beschränkung der jüdischen Einwanderung erlassen**). Palästina oder Jerusalem kann deshalb den Juden nicht mehr werden als ein kulturelles Zentrum, eine heilige Stätte wie Mekka. Ein Land, das eine Heimstätte der Juden werden soll, muß möglichst brach und dünn bevölkert sein und doch auf hohe Fruchtbarkeit gebracht werden können, es muß groß genug sein, nicht nur das jüdische Proletariat Europas aufzunehmen, sondern auch für einige Generationen der natürlichen Volksvermehrung Raum zu bieten. Wenn es eine hinreichende Anziehung ausüben soll, so soll es auch den alten Wohnstätten der Juden nahe liegen und selbst mit ihren geschichtlichen Erinnerungen verknüpft sein. Ein Land erfüllt diese Bedingungen in geradezu idealer Weise: Mesopotamien. Dabei hat es noch andere große Vorzüge. Es ist durch die Flüsse an das Meer und durch die Bagdadbahn an den europäischen Verkehr angeschlossen. Es liegt nahe genug an Europa, um an europäischen Kulturfragen Anteil zu nehmen, und es fehlt ihm doch die unmittelbare Berührung mit Ländern hoher

*) Unsere eigenen Beobachtungen in Westrußland erlauben uns nicht, dem geschätzten Autor in diesen Ausführungen über die Kraft des Zionismus zuzustimmen. D. Red.

**) Aus Gründen der auswärtigen Politik; die russischen Zionisten waren zum Teil Träger auch der russischen Gelüste auf die Dardanellen. D. Red.

eigener Kultur, so daß jüdisches Volkstum und jüdisches Geistesleben sich in aller Eigenart entfalten können, und daß sich selbst das zu Unrecht verachtete Mauscheldeutsch zur Kultursprache entwickeln kann.

Die Frage der Bewässerung Mesopotamiens hatte sich vor dem Kriege bereits zu einem großen Projekt entwickelt, das bei normalem Verlauf der Ereignisse in absehbarer Zeit von englischer Seite in Angriff genommen worden wäre. An Kapital hätte es in diesem Falle sicher nicht gefehlt, aber vielleicht an Ansiedlern. Dieses Projekt ist mit dem Kriege untergegangen und wird wohl nicht sobald aufleben. Die Türkei hat aber ein großes Interesse daran, daß ihr hier ohne eigene Aufwendung an Kapital und Menschen eine neue steuerkräftige Provinz geschenkt wird. Das nächste Interesse hat die Bagdadbahngesellschaft und mit ihr das deutsche Kapital (das ja zum guten Teil jüdisches Kapital ist), denn die Bagdadbahn kann erst durch die Besiedelung Mesopotamiens recht rentabel werden. Wie schon erwähnt, bereitet aber die Beschaffung des Menschenmaterials Schwierigkeiten. Die Türkei befindet sich in einem Zustande fortschreitender Entvölkerung*); germanische und slavische Auswanderer werden Länder mit christlicher Regierung vorziehen, Hindus sind als „Heiden" verachtet, die mohammedanischen Inder sind Schiiten; es blieben noch mohammedanische Ansiedler aus dem stark bevölkerten Ägypten, die sich aber schwer in solchen Massen werden in Bewegung setzen lassen, wie sie das Projekt erfordert. Hier kann das Judentum mit seinen großen auswanderungsluftigen Proletariermassen der Türkei zu Hilfe kommen. Eine jüdische Ansiedelung bietet der Türkei noch den Vorteil, daß sie, außerhalb jeder religiösen und nationalen Interessengemeinschaft mit den übrigen Bevölkerungsteilen stehend, politisch nicht leicht gefährlich werden kann. Überdies wird die jüdische Einwanderung von selbst zum Stillstand kommen, wenn der Vorrat an auswanderungsluftigen Juden erschöpft ist, während eine Besiedelung mit christlichen Europäern die Türkei in die Gefahr einer vollkommenen Überflutung brächte. So ist es nur nötig, den Zionismus mit der Bewässerungsfrage und den Interessen des Bagdadbahnkapitals zu verkoppeln, um die europäische Judenfrage und mehrere andere Fragen zugleich zu lösen.

Diese Verknüpfung verschiedener Interessenkreise bietet auch noch eine besondere Gewähr des Gelingens. Das Bewässerungswerk kann ohne große Kapitalien überhaupt nicht in Angriff genommen werden; der Zionismus wird eine große werbende Kraft entwickeln, um diese Kapitalien aufzubringen. Sind aber einmal große Kapitalien angelegt, so fordert deren Interesse auch eine rasche und energische Durchführung der Besiedelung. So wird ein Kreis immer

*) Im Euphratgebiet Sandiak-Zor kommen 100 000 Menschen auf 100 000 Quadratkilometer, also ein Mensch auf den Quadratkilometer. Die durchschnittliche Bevölkerungsdichte der Türkei beträgt 8 bis 10 Menschen auf den Quadratkilometer gegen 105 in Deutschland, 115 in Italien und mehr als 200 in Belgien.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

den andern vorwärts drängen, während bisher alle praktischen Versuche der Zionisten nach einigen schwächlichen Erfolgen aus Mangel an Kapital und Interesse versumpft sind. Trotzdem wird es nicht nötig sein, sogleich das ganze Zweistromland für das Unternehmen in Anspruch zu nehmen. Das Land hat im Altertum zwei große Völker ernährt, und wird auch heute dazu imstande sein. Ein künstlich bewässertes Land verlangt ja aus rein wirtschaftlichen Gründen eine möglichst dichte Besiedelung*). Wenn die Türkei also den einen Teil, etwa den nördlichen, Palästina näher gelegenen, der jüdischen Besiedelung preisgibt, so bleibt ihr immer noch die Aussicht, den andern, also den südlichen mit der Strommündung und den reichen Bodenschätzen, gestützt auf die Erfahrungen des zionistischen Unternehmens, zu einem mohammedanischen Kolonistenland auszugestalten, vorausgesetzt eben, daß sie die nötige Zahl von Ansiedlern aufbringt.

Man hat den Zionismus in seinen Anfängen eine Utopie gescholten, aber er ist so wenig Utopie, wie die Besiedelung der Neuen Welt durch die Europäer wie die Entstehung von Judenvierteln in den amerikanischen Großstädten**) oder wie die plötzliche Entvölkerung Irlands im vorigen Jahrhundert. Man hat behauptet, es sei unmöglich, ein Volk, das durch Jahrtausende vom Handel gelebt habe, zur Scholle zurückzuführen, aber die zionistischen Kolonien in Palästina, in der Cyrenaika, in Amerika, widerlegen diese Behauptung. In Galizien, wo die Juden durch Gesetze nicht eingeengt sind, aber dem russischen Zustande noch näher stehen, soll das Streben der kleinen jüdischen Händler vor allem auf Landbesitz gerichtet sein, und soll der Kaftanjude hinter dem Pflug eine ganz gewohnte Erscheinung sein. Im slovakischen Ungarn konnte ich mich selbst von der Eignung der Juden für landwirtschaftliche Tätigkeit überzeugen. In jedem Dorfe saß ein Gastwirt, der immer zugleich einen landwirtschaftlichen Betrieb hatte, und in einer Woche des September stand auf dem Hofe jeder Gastwirtschaft die Laubhütte. Alle diese Wirte waren also Juden.

Mißerfolge würden freilich eintreten, wenn man alle Juden aus ihren Kramläden hinweg sogleich als selbständige Wirte ansiedeln wollte. Ein Übergang und eine Erziehung zur Landwirtschaft sind vielleicht nötig. Man siedel deshalb die Eingewanderten zuerst als Arbeiter an, lasse sie die Bewässerungskanäle bauen und fasse sie dann in landwirtschaftlichen Großbetrieben zusammen. Dadurch sollen sie nach einigen Jahren das Recht auf eigenen Grund und Boden für sich und ihre Kinder erwerben. Vielleicht ist es sogar zweckmäßig,

*) Nehmen wir für Sandiak-Zor eine Bevölkerungsdichte gleich jener Italiens an, eines überwiegend Landwirtschaft treibenden Landes mit großen Ödflächen, so würde Sandiak-Zor allein 11½ Millionen Menschen aufnehmen können; rechnen wir 80 Prozent der jüdischen Bevölkerung Rußlands (etwa 5 Millionen) als auswanderungsfähig, so würde jenes Gebiet über das Dreifache der jüdischen Auswanderung aufnehmen können.

**) Wie Luschan kürzlich in einem Vortrag ausführte wohnen in den östlichen Stadtteilen New Yorks mehr Juden als im Deutschen Reich.

überhaupt erst die Generation, die unter den neuen Verhältnissen groß geworden ist, als selbständige Bauern anzusiedeln.

Es ist möglich, daß die Aussicht auf eine Erfüllung der zionistischen Träume gerade bei unseren deutsch-jüdischen Mitbürgern wenig Begeisterung weckt. Aber gerade ihr eigenstes Interesse, das auf ungestörten Genuß der erworbenen Rechte und Vorteile gerichtet ist, verlangt, daß die jüdische Auswanderung aus den östlichen Ländern von unseren Grenzen abgelenkt wird, und einsichtige deutsche Juden haben die drohende Gefahr erkannt und suchen nach einem Ausweg. Was im Programm des Zionismus über die Ansiedlungsfrage hinausgeht, ist inner-jüdische Angelegenheit, bei der wir nur Zuschauer sind. Man darf wohl annehmen, daß mit der Annahme des Ansiedlungsprogramms innerhalb des westeuropäischen Judentums in dem Gegensatz zwischen den jüdischen Nationalisten und den Staatsbürgern mosaischen Glaubens eine Entspannung eintritt. Was dann an Wirkung der zionistischen Gedanken noch übrig bleibt, wird eine kleine Steigerung des jüdischen Stammesbewußtseins und eine verhältnismäßige Verselbständigung des jüdischen Geisteslebens (was durchaus noch keine Entfremdung von dem Geistesleben ihrer Wirtsvölker bedeutet) sein. Eine größere Ehrlichkeit im Verhältnis des jüdischen und des nichtjüdischen Bevölkerungsteiles, Verständnis anstelle von Gehässigkeit, wird vielleicht die Frucht sein; und wenn sich einmal irgend welche Gegensätze nicht ausgleichen lassen, so wird wenigstens ein ehrlicher Kampf an die Stelle des jetzigen Versteckspieles treten.

Sollten die Zentralmächte aber eine Lösung der Judenfrage in diesem Sinne überhaupt ins Auge fassen, so ist jetzt der Augenblick, sie, wenn nicht in Angriff zu nehmen, so doch wenigstens vorzubreiten und zum Programm zu erheben. Man setzt bei uns Hoffnungen auf ein Wiederaufleben der Revolution in Rußland. Diese Hoffnungen sind bisher enttäuscht worden, und es scheint als sollte die Revolution auch in Zukunft über einige mißglückte Putschversuche in den Großstädten nicht hinauskommen. Zu den Gründen gehört neben der Polenpolitik unserer Regierung, ihrer Politik der vorigen Revolution gegenüber, dem Verfall der revolutionären Organisationen, der Bauernpolitik der russischen Regierung, vor allem eben der Zionismus. Aber wir werden an dem jüdischen Volke einen rührigen und verschlagenen Bundesgenossen in Feindesland gewinnen, wenn ihm seine eigenen Führer im Namen der verbündeten Regierungen den neuen Messias verkünden. Wir werden selbst in den westlichen Feindesländern und bei den Neutralen neue Freunde gewinnen, nicht zuletzt auch in Amerika, dessen Haltung für den Ausgang des Krieges von so großer Bedeutung werden kann. Im Beginne des Krieges hatten einflußreiche westliche Zionisten (Zangwill) ihre Hoffnung auf England gesetzt, und man schien in England die Bedeutung der Frage eine Zeitlang erkannt zu haben; aber England wird aufgefordert, Länder zu verschenken, die es erst erobern muß und wenn die Juden Rußlands dem Verbündeten des Zaren Vertrauen geschenkt haben sollten, so wird ihnen dasselbe wohl durch

die Kosakenmißhandlungen ausgetrieben worden sein. Immerhin sollte das Interesse Englands an dieser Frage unserer Regierung ein Ansporn sein, die Vorteile auszunutzen, welche sie als Bundesgenosse der Türkei hat.

So vereinigen sich die verschiedensten Interessen, Idealismus und Realpolitik, Humanität und nationaler Egoismus, Sorge für die nächste Gegenwart und für eine ferne Zukunft, zu der Forderung nach einer raschen und tatkräftigen Durchführung der zionistischen Ideen. Dabei wollen wir aber nicht vergessen, daß unser eigenes Interesse vor allem auf die Ablenkung der jüdischen Auswanderung von unseren Grenzen gerichtet ist, daß uns deshalb mit eine Durchführung der Idee in der Art der bisherigen Bestrebungen und selbst im Sinne der „rechtlich gesicherten Heimstätte" nicht gedient ist, sondern nur durch die Erschließung eines großen aufnahmefähigen Kolonistenlandes.

Seit dieser Aufsatz geschrieben worden ist, ist eine neue Frage in Verbindung mit Mesopotamien brennend geworden, die armenische, entstandendadurch, daß die türkische Regierung die aufständische armenische Bevölkerung nach Mesopotamien abgeschoben hat. Aus den gemachten Ausführungen geht hervor, daß das Land auch für diese Volkstrümmer noch reichlich Platz bietet. Es wird nicht schwer sein, die Interessen und Wohnstätten abzugrenzen, wenn beide Fragen von einer großen Kolonisationsgesellschaft in die Hand genommen werden.

Die Bedeutung der mittelalterlichen Reichsgrenzen

Von Professor Dr. Carl Franke

Nachdem unser Kaiser Ende des ersten Kriegsjahres nicht bloß wie schon vorher seine Regierung, die notwendigen militärischen und politischen, sondern auch die wirtschaftlichen Sicherheiten für die Zukunft, als Friedensziel bezeichnet hat, fällt es uns wesentlich leichter, sein Schweigegebot zu erfüllen. Denn dieses Kaiserwort sagt uns, daß den Sonderwünschen der politischen Parteien und Berufskreisen gegenüber das Wohl des Reichs das höchste Gesetz sein soll.

Da aber die Geschichte die Lehrmeisterin der Politik sein soll, so ist es jetzt wohl schon angebracht, die Bedeutung der mittelalterlichen Reichsgrenzen zu betrachten; nicht etwa um sie einfach zurückzufordern, wenn auch unser Verlangen nach der Ahnen alten Sitzen weniger brutal wäre, als die Gewohnheit der Engländer und Russen, alles das zu fordern, was in ihre Interessensphäre fällt, sondern um ihre Dauer und ihren Wert zu prüfen. Allerdings kann sich der strategische Wert der mittelalterlichen Grenzen infolge der neuzeitlichen

Kriegstechnik sehr geändert haben, was ja schon bei den 1871 gegen Frankreich gezogenen der Fall ist, die selbst ein Moltke für einen genügenden Reichsschutz hielt, und die doch nicht den Einfall der Franzosen in das Oberelsaß und deren längeres Einnisten in dessen westlichstem Teile verhindern konnten. Immerhin ist es ein Unterschied, ob ein Grenzwall fast ein Jahrtausend lang oder nur vorübergehend Stand gehalten hat; denn im ersteren Falle scheint er die bleibende natürliche Grenze zu sein.

In der Alpenkette hatte schon der Vertrag von Verdun 843 Deutschland geradezu eine ideale Südgrenze gegeben,; auch jetzt noch, also nach ein Jahrtausend, bewährt sie sich als solche für Deutsch-Österreich im Kampfe mit Italien. Die Römerzüge aber, welche die Ottonen, die Hohenstaufen und Karl der Fünfte unternahmen, um jenseits der Alpen Gebiet zu erobern, hatten nur blendende vorübergehende Erfolge und hemmten den von dem Sachsen Heinrich dem Ersten gefaßten und von dem Welfen Heinrich dem Löwen weiter geführten Plan, Deutschland nach dem ebenen Nordosten hin zu weiten. Auch Österreich schädigten seine italienischen Provinzen nur; denn sie veranlaßten 1859 die Niederlage durch Napoleon den Dritten und entzogen ihm, als es mit Preußen 1866 um die Vorherrschaft in Deutschland rang, 100000 Kerntruppen und den besten Feldherrn, Erzherzog Albrecht.

Vor der Völkerwanderung (375) saßen Germanen an der Ostsee, die sie beherrschten, etwa bis zur Memel hin. Die Weichsel war ein rein germanischer Fluß, über den noch kein Slawe den Fuß gesetzt hatte. Doch nach freiwilliger Abwanderung der Ostgermanen aus dem Ostsee- und Weichselgebiet erreichten die Slawen schon Ende der Völkerwanderung (568) die Unterelbe und Saale, welche Flüsse bei Ausbruch des jetzigen Krieges die Russen als natürliche Grenzen erstrebten. Wohl drängte schon Karl der Große die Slawen wieder zurück, oder machte sie sich untertänig; doch dauernde Erfolge hatte er nur im Südosten, wo er sogar über die Marken des jetzigen Deutsch-Österreichs hinübergriff. 928 begann mit des deutschen Königs Heinrichs des Ersten Zügen gegen die Heveller an der Havel und gegen die Dalaminzier zwischen Mulde und Elbe eine einhalb Jahrtausend währende der großen Völkerwanderung rückläufige Bewegung der Deutschen nach Osten, die allmählich bis zu dem äußersten Westen des Deutschtums, dem jetzt heiß umstrittenen Flandern, hinübergriff. Denn Heinrichs Rittern und Reisigen folgten bald deutsche Geistliche und Bauern, später deutsche Handwerker und Kaufleute, die christlich-deutsche Kultur den dünnbevölkerten Slawenländern brachten. Um 1100 war die Reichsgrenze bis zum Unterlauf der Oder und bis zum Boberfluß endgültig vorgeschoben worden, um 1200 bis zum Unterlauf der nach Norden sich wendenden Weichsel. Im dreizehnten Jahrhundert eroberten jenseits dieser der Orden der Schwertbrüder und der Deutsche Orden Ostpreußen und die jetzigen russischen Ostseeprovinzen bis zum Finnischen Meerbusen. Im vierzehnten ward die Ostsee von der deutschen Hansa beherrscht, der Danzig, Thorn, Elbingen, Braunsberg,

Riga und Reval angehörten; dagegen überschritt die Reichsgrenze den Oberlauf der Oder nur wenig, sie kam zum Stehen, ohne den der Warthe zu erreichen.

Doch die Erstarkung Polens, nachdem Litauen mit ihm vereinigt worden war, das Sinken der Macht Deutschlands nach dem Untergange der Hohenstaufen und die Erschlaffung und Entartung des Deutschordens bewirkten einen Rückschlag, der 1410 Polens Sieg bei Tannenberg herbeiführte. Infolge davon ward Westpreußen polnische Provinz und Ostpreußen polnisches Lehen. Auch Kurland, Livland und Estland wurden Polen beziehungsweise Schweden sowie endlich 1721 beziehungsweise 1795 Rußland untertänig. Nicht das Reich, wohl aber ein Reichsfürstengeschlecht verhinderte den vollständigen Verlust der alten Ordenslande. 1657 erlangte in Ostpreußen der Große Kurfürst die Souveränität, und nachdem Polen vorübergehend in Personalunion mit Kursachsen gestanden hatte, erwarb Friedrich der Große 1772 bei der ersten polnischen Teilung auch Westpreußen und das Ermeland wieder als souveräner König von Preußen, so daß nun Brandenburg, Pommern und Preußen ein zusammenhängendes Ganzes bildeten. An dieses fielen 1793 und 1795 durch die zweite und dritte Teilung Polens Posen und das daran stoßende West- und Nordpolen bis zum Njemen, die ihm aber 1807 Napoleon wieder entriß und als Herzogtum Warschau dem König von Sachsen gab. 1815 erhielt Preußen nur die Provinz Posen wieder, das übrige nahm Rußland. Die von diesem Preußen und Österreich auf dem Wiener Kongreß aufgedrungene Grenze wird durch das keilförmige Hineinspringen Russisch-Polens in preußisches und österreichisches Gebiet unnatürlich verlängert und erweckt Rußlands Sehnsucht nach Ostpreußen und Galizien. Deutsches Bundesgebiet wurden Ost- und Westpreußen sowie Posen erst 1866 bei Schließung des Norddeutschen Bundes. Doch die Ostsee ist kein neues, sondern ein uraltes germanisches Meer. Die Herrschaft aber auf ihr und die über die Weichsel bedingen und stützen offenbar einander.

Die Ost- und Nordsee, Deutschlands natürliche Nordgrenze und seine Pforte zum Weltmeer, wurden ihm erst während des dreißigjährigen Krieges durch Aneignung Vorpommerns und der Küste zwischen der Elb- und Wesermündung verriegelt von Schweden, das aber Preußen 1720 und 1815 wieder vertrieb. Gegen Dänemark bildete während des Mittelalters bald die Eider, bald die Schlei die Grenze; erst durch den Krieg von 1864 kam der größere nördliche Teil Schleswigs an Deutschland. Demnach war früher dessen Gefährdung durch Dänemark größer als jetzt, besonders während Norwegen mit diesem vereinigt war.

Ebensowenig wie der vielfach seine Richtung ändernde Weichselstrom unsere natürliche Ostgrenze ist, ist der Rhein die natürliche Westgrenze, sondern unsere natürliche Straße zur Nordsee, wie jener zur Ostsee. Dies hat die Geschichte klar bewiesen, besonders dadurch, daß der Vertrag von Verdun (843), nach dem der Oberrhein Deutschlands Grenzfluß wurde, beide Ufer des Mittelrheins zwar deutsches, dagegen beide Ufer des Niederrheins nicht deutsches

Gebiet waren, nur 27 Jahre in Kraft blieb. Dann machte 870 der Vertrag von Merſen zwiſchen dem erſten deutſchen König Ludwig und Karl dem Kahlen, dem erſten König von Frankreich im jetzigen Sinne, den ganzen Rhein zu einem rein deutſchen Strom, und die Zeiten, wo er es ſeitdem nicht war (911 bis 925, 1648 bis 1871), ſind für Deutſchland Zwiſchenperioden des politiſchen und wirtſchaftlichen Tiefſtandes geweſen. Denn die 870 feſtgeſtellte Reichsgrenze zog ſich von der Rhonequelle am Weſtufer des Vierwaldſtädterſees entlang bis zum weſtlich fließenden Oberrhein, der nur bis zum Knie bei Baſel Grenzfluß war, darauf weſtlich etwa bis zum Quellengebiet der Moſel und Maas, die ganz deutſche Flüſſe waren, dann ſich nordweſtlich wendend zwiſchen Maas und Marne darauf weſtlich von der oberen Aisne, dann ſüdlich von den Ardennen und endlich öſtlich von der Schelde bis zu deren Mündung, ſo daß die Südvogeſen, die Argonnen und die Ardennen natürliche deutſche Grenzfeſtungen waren, faſt den Öſterreich ſchützenden Alpen ähnlich, und das ſind ſie faſt ſieben Jahrhunderte lang geblieben.

Als 1032 Burgund als Erbe an Deutſchland fiel, ſchob ſich im Süden die Weſtgrenze bis zur Saone und dem Oberlauf der Loire, und von Nizza bis zur Rhonemündung umſpülte das mittelländiſche Meer deutſche Küſte. Doch für des Reiches Stärkung war dies bloß von geringer und vorübergehender Bedeutung; denn Burgund ſtand mit ihm immer nur in loſer Verbindung, und hier trat auch zuerſt der Weſtgrenze Rückgang ein. Während des Interregnums (1254 bis 1273) fiel der nördliche Teil der Provence an Frankreich, bald darauf auch der ſüdliche und das im weſentlichen weſtlich der Saone liegende Herzogtum Kleinburgund. Das Land nördlich und öſtlich des Genfer Sees ſchloß ſich von 1339 bis 1513 der tatſächlich unabhängig gewordenen Schweizer Eidgenoſſenſchaft an. Und auch das ſüdweſtlich davon gelegene Herzogtum Savoyen war ſo gut wie ſelbſtändig geworden. Nachdem aber der franzöſiſche Prinz Philipp der Kühne von Frankreich Kleinburgund 1363 ſowie Flandern und Artois 1384 zu Lehn bekommen hatte, erwarb er auch, allerdings als deutſches Reichslehn, die zwiſchen dem Herzogtum Kleinburgund und der Schweiz liegende Freigrafſchaft Burgund. Ja, unter demſelben Titel brachten er und ſeine Nachkommen bis 1472 das jetzige Belgien öſtlich der Schelde mit Ausnahme des Bistums Lüttich, ferner Luxemburg ſowie die ſüdweſtliche Hälfte des jetzigen Hollands und damit die Rheinmündungen an ſich. Zwar erbte nach Karls des Kühnen Tode 1477 der ſpätere Kaiſer Maximilian der Erſte als deſſen Schwiegerſohn dieſes neuburgundiſche Reich; doch bei der Teilung der Habsburger Lande 1556 fiel es nebſt der nördlichen Hälfte Hollands an Maximilians Urenkel Philipp von Spanien. Durch eigene Kraft ohne Reichshilfe riß ſich Holland von Spanien wieder los und ſchloß ſich dem Reich nie wieder an. Das wegen der burgundiſchen Erbſchaft mit dem Hauſe Habsburg verfeindete Frankreich hatte ſchon 1552 die drei Reichsſtädte Verdun, Toul und Metz erobert. So hat dieſe Erbſchaft der Habsburger des Reiches Grenzen nur vorüber-

gehend erweitert, die spanische sie sogar letzten Endes verkürzt. Nachdem aber Frankreich Bresche in Deutschlands alten linksrheinischen Besitz gelegt hatte, da dauerte es nicht viel über zwei Jahrhunderte, bis es (1795) ihm diesen ganz entrissen hatte, einschließlich Belgiens, das ihm nach Aussterben der spanischen Habsburger 1714 wieder zugefallen war. Während also Belgien bis zur Schelde uraltes deutsches Reichsgebiet war, hat der westlich davon gelegene Teil nur vorübergehend dazu gehört. Hierzu steht in überraschender Parallele, daß jenes, wiewohl es bei weitem der größere Teil ist, unsere Truppen in diesem Kriege sehr bald eroberten, während die Gewinnung dieses ihnen ungeheuere Schwierigkeiten verursacht. Dies beweist, daß die Schelde sich vorzüglich als Grenzfluß eignet.

Der große Feldherr und Diplomat Napoleon der Erste griff 1810 über den Rhein hinüber und brachte ganz Deutschland unter seine Oberherrschaft.

Nun hat ja 1814, 1815 und 1871 sich unsere jetzige Westgrenze der mittelalterlichen jedesmal wieder ein Stück genähert und ist ihr auch an Stärke ähnlicher geworden, doch in keiner Beziehung vollständig gleich. Gerade der jetzige Krieg hat gezeigt, daß weder das Oberelsaß, wie schon erwähnt wurde, noch die Rheinprovinz ebenso sicher wie früher geschützt sind, da im Gegensatz zur Schweiz Belgien seiner Lage wegen einen französisch-englischen Durchmarsch aus eigener Kraft gar nicht verhindern könnte selbst beim besten Willen, der aber solange fehlen wird, als hier Wallonen etwas zu sagen haben.

Demnach beruhte die Bedeutung der mittelalterlichen Reichsgrenzen hauptsächlich darin, daß sie den Westen und Nordosten besser schützten als jetzt, während der Norden früher weniger gesichert war als gegenwärtig, da die skandinavische Gefahr wenn nicht beseitigt, so doch sehr verringert ist. Der Süden ist solange hinreichend geschützt, als Deutschland mit Österreich in einem festen Bundesverhältnis bleibt, was zu hoffen wir ja mehr denn je berechtigt sind. Deutschfreundliche Gesinnung ist unter Umständen für das Deutsche Reich ein besserer Schutz als die Zugehörigkeit zu ihm.

Kriegstagebuch

27. August 1915. Zum Generalgouverneur von Russisch-Polen wird General v. Beseler ernannt; der Sitz der Zivilverwaltung für Polen wird von Kalisch nach Warschau verlegt.

27. August 1915. Nordöstlich von Bausk und Schönberg über 2000 Russen gefangen, 2 Geschütze, 9 Maschinengewehre erbeutet; die Stadt Narew besetzt. — Die russischen Stellungen an der Zlota-Lipa nördlich und südlich von Brzezany durchbrochen, 10000 Gefangene.

28. August 1915. Armee v. Hindenburg erreicht die Linie Dombrowo—Grodek—Narewkaabschnitt, Armee v. Mackensen die Linie

Poddubno—Tewli—Kobryn. Zur Maskierung ihrer Stellungen treiben die Russen Tausende von Einwohnern, darunter viele Frauen und Kinder, unseren Angriffen entgegen. — Im Südosten die Russen hinter den Koropiec-Abschnitt zurückgeworfen.

28. August 1915. Heftige Angriffe der Italiener an der Isonzofront abgewiesen.

28. August 1915. An den Dardanellen bei Anafarta schlagen die Türken heftige feindliche Angriffe zurück, der Feind verliert in zwei Tagen etwa 10000 Mann an Gefallenen.

29. August 1915. Östlich des Njemen 1600 Gefangene, 7 Geschütze erbeutet. Lipsk am Bobr erstürmt, Sokola durchschritten. Der Feind bei Suchopol und Szereszowo, sowie südlich Kobryn geschlagen.

30. August 1915. Vordringen gegen die von Grodno nach Wilna führende Eisenbahn, 2600 Gefangene. Der Übergang über den oberen Narew erkämpft. Den Muchawiec-Abschnitt erreicht, 3700 Gefangene. — An der Strypa starke russische Gegenangriffe. Nördlich und nordöstlich von Luck die Russen geworfen, 1500 Mann gefangen, 3 Maschinengewehre und viel Eisenbahnmaterial erbeutet.

31. August 1915. Die äußere Fortlinie westlich Grodno erreicht. Nördlich von Pruzana den Feind über das Sumpfgebiet zurückgedrängt. — Die Höhen des östlichen Strypaufers erstürmt. — Gesamtbeute im August im Osten: über 2000 Offiziere, 269839 Mann als Gefangene, über 2200 Geschütze, weit über 560 Maschinengewehre; letztere Zahlen werden sich noch erhöhen, da die Zählungen der Geschütze und Maschinengewehre in Kowno und Nowo Georgiewsk noch nicht abgeschlossen sind. Seit dem 2. Mai weit über eine Million Russen gefangen. — Die Festung Luck sowie die Stadt Zborow von den Österreichern genommen, in den letzten Tagen in Ostgalizien und östlich Wladimir—Wolynski über 15250 Gefangene gemacht.

31. August 1915. In den Vogesen die Mitte August verlorenen Grabenstücke nördlich Münster wiedererobert, 72 Alpenjäger gefangen genommen, drei Maschinengewehre erbeutet.

1. September 1915. Die äußere Fortlinie von Grodno genommen, die Übergänge über den Swislocz, östlich des Forstes von Bialystok, besetzt. 3070 Gefangene, ein schweres Geschütz, drei Maschinengewehre erbeutet. Die Jasiolda-Übergänge im Sumpfgebiet nördlich von Pruzana genommen, 1000 Gefangene. Brody in Ostgalizien von den Österreichern wieder besetzt.

2. September 1915. Den Brückenkopf bei Lennewaden, nordwestlich von Friedrichstadt, durch Kavallerie erstürmt, 350 Gefangene. Die Stadt Grodno genommen, 400 Gefangene. An der Straße Alekczyce—Zwislocz 3000 Russen gefangen, ein Geschütz, 18 Maschinengewehre erbeutet.

2. September 1915. Der englische Truppentransportdampfer „Sawsland" in der Ägäis durch ein deutsches Unterseeboot versenkt.

3. September 1915. Den Brückenkopf von Friedrichstadt erstürmt, 3360 Russen gefangen, fünf Maschinengewehre erbeutet. Die Festung Grodno mit sämtlichen Forts genommen; 6 schwere Geschütze erbeutet, 2700 Gefangene gemacht. — Am Sereth die Höhe Sloteria genommen, 1400 Gefangene, nördlich Zalocze und östlich Brody 1200 Gefangene.

3. September 1915. Ein feindliches Unterseeboot im Marmarameer durch ein türkisches Küstenwachtschiff versenkt.

4. September 1915. Östlich Grodno die Russen hinter den Kotra-Abschnitt gedrängt, 3600 Gefangene, den Austritt aus der Sumpfenge bei Nowydwor erkämpft, 400 Gefangene, drei Maschinengewehre erbeutet. Der Brückenkopf von Bereza—Kartuska vom Feind geräumt, feindliche Vorstellungen am westlichen Sereth-Ufer gestürmt.

4. September 1915. In den Dardanellen ein feindliches Unterseeboot vernichtet, 28 Mann der Besatzung gefangen.

4. September 1915. Der englische Dampfer „Hesperian", 10000 Tonnen, durch Torpedo oder Mine versenkt.

5. September 1915. Südlich von Wolkowysk den Ros-Abschnitt überschritten.

6. September 1915. Unterseeboot 27 versenkte westlich der Hebriden am 10. August einen kleinen englischen Kreuzer.

6. September 1915. Bei Daudsewas, südöstlich von Friedrichstadt 790 Gefangene, fünf Maschinengewehre erbeutet, am Ros-Abschnitt 1000 Gefangene gemacht. Die Russen aus den Stellungen bei Chomsk und Drohiszyn geworfen. Bei Podkamien und Radziwilow die Russen geschlagen, 3000 Gefangene.

7. September 1915. Wolkowysk genommen, 2500 Gefangene, vier Maschinengewehre erbeutet. Nordöstlich von Pruzana 1000 Gefangene gemacht.

7. September 1915. Der Zar übernimmt den Oberbefehl über die russischen Heere, Großfürst Nikolaus zum Vizekönig des Kaukasus ernannt.

8. September 1915. Unsere Marineluftschiffe greifen mit gutem Erfolg den Westteil der City von London, Fabrikanlagen bei Norwich und die Hafenanlagen und Eisenwerke von Middlesborough an.

8. September 1915. In den Argonnen auf einer Front von über zwei Kilometer die feindliche Stellung in Tiefe von 300 bis 500 Meter gestürmt, darunter das Werk Marie Therese, 2099 Franzosen gefangen, 48 Maschinengewehre, 54 Minenwerfer, eine Revolverkanone erbeutet.

8. September 1915. Zwischen Jesiory und dem Njemen und an der Zelwianka 3550 Russen gefangen, zehn Maschinengewehre erbeutet; südlich Rozana den Übergang über die Rozanka erzwungen. — Dubno von den Österreichern genommen.

9. September 1915. In den Vogesen am Schratzmännle und Hartmannsweilerkopf feindliche Gräben gestürmt, 111 Franzosen gefangen sechs Maschinengewehre, ein Minenwerfer erbeutet.

9. September 1915. Die Höhen von Pieski an der Zelwianka gestürmt, 1400 Russen gefangen, sieben Maschinengewehre erbeutet. Olszanka genommen. — Abgeschlagene russische Angriffe bei Tarnopol.

9. September 1915. Baltisch-Port mit gutem Erfolg durch ein Marineluftschiff bombardiert.

10. September 1915. Bei Friedrichstadt und östlich Wilkomier 1050 Gefangene gemacht, vier Maschinengewehre erbeutet; Skidel und Niekrasze erobert, ebenso Lawna. 2700 Russen gefangen, zwei Maschinengewehre erbeutet.

10. September 1915. Der englische Dampfer „Alexandra" von einem deutschen Unterseeboot im westlichen Mittelmeer bei Kap Palos versenkt; ein österreichisches Unterseeboot versenkt den französischen Dampfer „Aude" vor Oran.

5./10. September 1915. Erfolgreiche Angriffe kleiner türkischer Kräfte am Suezkanal.

11. September 1915. Die Docks von London und Umgebung mit gutem Erfolg bombardiert.

11. September 1915. Zwischen Düna und Merecz 1800 Russen gefangen, fünf Maschinengewehre erbeutet, an der Zelwianka 1960 Gefangene, sieben Maschinengewehre. Die feindlichen Stellungen östlich von Zelwa genommen, 2750 Gefangene, elf Maschinengewehre erbeutet. Russische Angriffe bei Tarnopol abgewiesen.

11. September 1915. Starke italienische Angriffe an der Küstenländischen und Tiroler Front überall unter schweren Verlusten abgewiesen.

11. September 1915. Mißglückter russischer Fliegerangriff auf unsere Flotte vor Windau.

12. September 1915. Luftangriff auf die Befestigungen von Southend. — Deutsche Wasserflugzeuge greifen die russischen Seestreitkräfte im Rigaischen Meerbusen mit gutem Erfolg an.

12. September 1915. Die Bahnlinie Wilna—Dünaburg—Petersburg an mehreren Stellen erreicht. 4300 Gefangene, ein Geschütz und zwei Maschinengewehre erbeutet. — Bei Tarnopol starke feindliche Angriffe blutig abgewiesen.

13. September 1915. Feindliche Fliegerangriffe auf Trier, Mörchingen, Chateau-Salins und bei Donaueschingen, wo ein Personenzug mit Maschinengewehren beschossen wurde; ein Flugzeug wurde heruntergeschossen.

13. September 1915. Zwischen der Düna und der Wilija — nordwestlich von Wilna — 5200 Gefangene gemacht, ein Geschütz, 17 Munitionswagen, 13 Maschinengewehre und viele Bagage erbeutet.

14. September 1915. Bei Soloki, südwestlich von Dünaburg, feindliche Kavallerie geworfen; südlich des Njemen die Szczara an einzelnen Stellen erreicht, 900 Gefangene; bei Pinsk 700 Gefangene, nordöstlich von Dubno 800 Gefangene.

15. September 1915. Im Tiroler Grenzgebiet eroberten österreichische Truppen die italienischen Stellungen auf dem Findenig-Kofel.

15. September 1915. Die Italiener erklären die Blockade der türkisch-asiatischen Küste.

15. September 1915. Erfolgreiche Kämpfe bei Jakobstadt und bei Wilna. Die Stadt Pinsk genommen, 750 Gefangene, Zeborow in Ostgalizien gestürmt, 1900 Gefangene.

16. September 1915. Widsy nach heftigem Kampf genommen.

17. September 1915. Teile der feindlichen Stellungen bei Dünaburg genommen; zwischen Wilija und Njemen die russische Front an mehreren Stellen durchbrochen, 5400 Gefangene, 16 Maschinengewehre erbeutet. Bei Pinsk 2500 Gefangene, neun Maschinengewehre erbeutet. — Die Beute von Nowo Georgiewsk beträgt nach abgeschlossener Zählung: 1640 Geschütze, 23219 Gewehre, 103 Maschinengewehre, 160000 Schuß Artilleriemunition, 7098000 Gewehrpatronen. Die Zahl der in Kowno erbeuteten Geschütze beträgt 1301. — In Ostgalizien ziehen sich die Russen an den Sereth zurück.

17. September 1915. Der französische Hilfskreuzer „Indiana" bei Rhodos torpediert.

18. September 1915. Südöstlich von Bray an der Somme ausgedehnte erfolgreiche Sprengungen in den feindlichen Linien.

18. September 1915. Das starkbefestigte Wilna genommen. Nördlich Pinsk die Wisliza, südlich Pinsk der Strumen erreicht.

19. September 1915. Am Brückenkopf von Dünaburg 550 Russen gefangen; der Molczadz-Abschnitt bei Dworzec erreicht.

19. September 1915. Deutsche Artillerie nimmt an der Donau den Kampf gegen serbische Stellungen bei Semendria auf.

20. September 1915. Artillerie- und Handgranatenkämpfe bei Souchez—Arras, Neuville und am Hartmannsweilerkopf.

20. September 1915. Im Osten die Gegend östlich Lida bis westlich Nowogrodek erreicht, weiter südlich die Linie südöstlich Molczadz—Nowaja-Mysch — westlich Ostrow.

20. September 1915. Türkische Kriegsschiffe versenkten vor Odessa den englischen Dampfer „Patagonia".

21. September 1915. In Bulgarien allgemeine Mobilmachung.

21. September 1915. Abgeschlagene französische Angriffe bei Souchez und Roclincourt.

21. September 1915. Östlich von Smelina — südwestlich von Dünaburg — die feindliche Stellung in drei Kilometer Breite durchbrochen, 2000 Gefangene, acht Maschinengewehre erbeutet; der Gawia-Abschnitt beiderseits Subotniki überschritten. Russische Stellungen beiderseits der Bahn Brest-Litowsk—Minsk erstürmt, 1000 Gefangene, fünf Maschinengewehre erbeutet. Ostrow genommen.

22. September 1915. Feindliche, mit deutschen Abzeichen versehene Flieger bewerfen Stuttgart mit Bomben.

22. September 1915. Westlich von Dünaburg die Vorstellungen genommen, 2120 Gefangene, fünf Maschinengewehre erbeutet. Die russische Stellung westlich Walowka genommen, 380 Mann gefangen, zwei Maschinengewehre erbeutet.

23. September 1915. Angriff farbiger und weißer Engländer südlich des Kanals von La Bassée gescheitert.

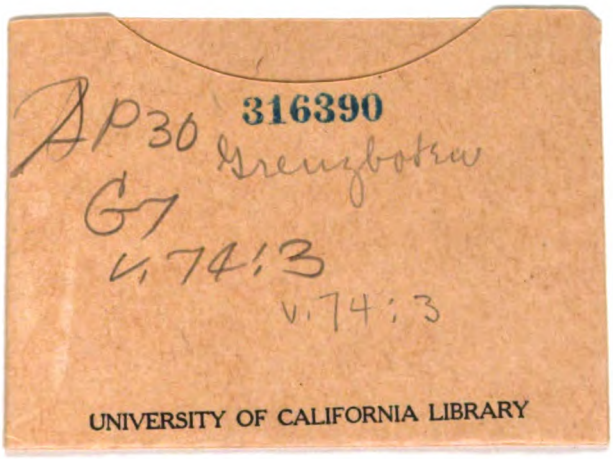
23. September 1915. Vor Dünaburg, nordöstlich von Smelina weitere russische Stellungen gestürmt, 1000 Gefangene. An einer Stelle hatten starke russische Angriffe vorübergehend Erfolg, mehrere Geschütze gingen dabei verloren.

23. September 1915. Die dritte deutsche Kriegsanleihe brachte nach vorläufiger Zählung über 12 Milliarden Mark.

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber Georg Cleinow in Berlin-Lichterfelde West. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Lichterfelde West, Sternstraße 56.
Fernsprecher des Herausgebers: Amt Lichterfelde 498, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.

YD 11455


316390
AP30 Grenzboten
G7
v.74:3
v.74:3
UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY